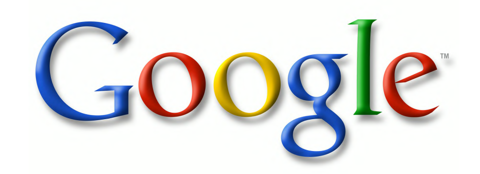
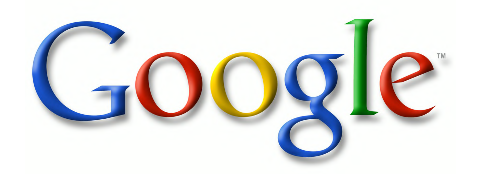
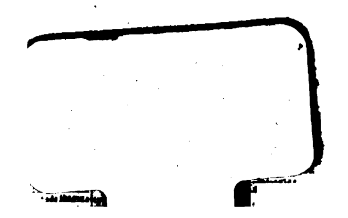







STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969







für

die neueste Geschichte

der evangelischen

Missions- und Bibel-Gesellschaften.

Jahrgang

1856.

Basel.

Im Verlag des Missions-Institutes.

Druck von Felix Schneider.

Zur Nachricht für den Buchbinder:

Wohl zu beachten ist, daß dieser Haupttitel vor das **erste** Quartalheft zu stehen kommt.

Jahrgang
1856.
Erstes Quartalheft.

I. Quartal-Uebersicht über die neuesten Ereignisse auf dem Gebiete der Mission. — II. Die Mission unter den Arawakken, ein Gemälde aus der Brüdergemeine.

Basel,
im Verlag des Missions-Institutes.

Verantwortliche Redakteure: Inspector Josenhans und Pfarrer Peter.
Druck von Felix Schneider.

Inhalt

des ersten Heftes 1856.

I.

Quartal-Uebersicht

über die

neuesten Ereignisse auf dem Gebiete der Mission.

I. Die neuesten Ereignisse auf dem Gebiete der Basler Mission.

(1. Juli bis 30. September 1855.)

A. Nachrichten aus Basel.

Committee. Sitzung vom 4. Juli. Der Präsident berichtet über die gegenwärtige Finanzlage (das Ergebniß siehe voriges Heft). Die Zöglinge Kohlhammer und Steinemann werden behufs der Gründung einer neuen Station in Westafrika für die Bremer Missions-Gesellschaft, Zögling G. Däuble nachträglich für die engl.-kirchl. Missions-Gesellschaft ausgesondert. Die nach Indien abgehenden Brüder Richter und Aldinger werden verabschiedet. Ueber den Gesundheitszustand der drei heimgekehrten Missions-Geschwister-Paare Dieterle, Stanger und Fr. Müller wird Bericht erstattet und denselben die Erlaubniß zum Gebrauch der ihnen vom Arzt verordneten Bäder ertheilt. J. C. H. Weyhe aus

Oldenburg wird nachträglich in die Voranstalt aufgenommen. Missionar Mader in Akropong erhält Heirathserlaubniß. — Sitzung vom 11. Juli. Die erste eigentliche Subscription eines Jahresbeitrags von Fr. 100 wird angemeldet. Die in der letzten Sitzung für Afrika und England ausgesonderten Brüder nehmen den an sie ergehenden Ruf an. Miss. Zimmermann in Afrika, der sich mit Rücksicht auf den Nothstand der Casse angeboten hat, sein Brod mit seiner Hände Arbeit zu verdienen, wird erklärt, daß man im Nothfall von seinem Anerbieten Gebrauch machen werde, für jetzt aber wünschen müsse, daß er an der Bibel-Uebersetzung fortarbeite. Die Anstellung von 5 weiteren Nationalgehülfen, welche im Christiansborger-Seminar gebildet wurden, wird genehmigt. China. Die Erbauung einer Capelle in Lilong wird nachträglich gutgeheißen. Ostindien. Die theilweise Wiederaufrichtung der im März abgebrannten Cannanur-Häuser wird beschlossen. Die neue Vertheilung der Geschäfte unter den Missionaren und Katechisten in Cannanur wird genehmigt. Miss. Dr. Gundert in Tschirakal erhält den Auftrag, mit dem Unterrichtsminister über die Unterstützungen in Unterhandlung zu treten, welche die Missionsschulen unserer Gesellschaft nach dem neuen Unterrichtsgesetz von der Regierung zu erwarten haben dürften. — Sitzung vom 18. Juli. Inspector berichtet über den Besuch des Hrn. Bischof Weeks von Sierra Leone im Missionshause und verschiedene Unterredungen mit ihm über die westafrikanischen Missionsunternehmungen. Die den Brüdern Rottmann, Richter und Aldinger nachzusendenden Instructionen werden berathen. Ein die früher gerügten Ueberschreitungen der Cannanur Missionare näher beleuchtender Bericht Miss. Gunderts wird mit Freuden vernommen. Der Bericht Miss. Mörike's über den Stand der Angelegenheiten in Käti wird besprochen. Eine Bitte der Station Tellitscheri um Nachverwilligung von etlichen hundert Rupies wird abgeschlagen. — Sitzung vom 6. August. Inspector berichtet über den Gesundheitszustand der Anstalten seit dem Ausbruch der Cholera in der Stadt, und die Committee beschließt sofort die nöthigen Vorsichtsmaaß-

regeln. Der Eintritt der neu aufgenommenen Zöglinge in die Anstalt wird auf den 1. October festgesetzt. — Sitzung vom 8. August. Bericht über den Gesundheitszustand der Häuser. Die Verbindung Miss. Maders in Akropong mit Jgfr. E. Binder aus Kornthal wird genehmigt. Ein Brief Hrn. Venn's, Secretär der engl.-kirchl. Missions-Gesellschaft, betreffend die Bestimmung, welche die Brüder Hoch und Bühler erhalten haben, ferner die Aufnahme der Br. Seybold und Däuble ins Islington College und den Gang der ostafrikanischen Mission wird mitgetheilt. An die Stelle des Unterrichts im Violinspielen soll nach dem Dafürhalten der bei weitem größeren Mehrzahl unserer Missionare ein erweiterter Unterricht im Clavierspielen treten. Miss. Huber's Antrag, vorerst ohne seine Frau nach Indien zurückzukehren, wird besprochen. — Sitzung vom 22. August. An die Stelle des am 7. Juni unerwartet schnell in die Ewigkeit abberufenen Miss. Weigle in Mangalur beschließt die Committee, Miss. Gundert zu berufen. Die Wittwe Weigle, welche wegen ihres kranken Sohnes nach Europa zurückkehren zu dürfen wünscht, wird gebeten, vorerst in Indien zu bleiben und das kranke Knäblein den heimkehrenden Geschwistern Albrecht nach Basel mitzugeben. Den letztgenannten Geschwistern dagegen wird die Erlaubniß zur Rückkehr, welche sie schon früher erhalten hatten, wegen erneuerter Krankheitsanfälle, die sie betroffen haben, wiederholt ertheilt. — Sitzung vom 29. August. Hr. Rathsherr Christ berichtet, daß er behufs der Effectuirung der Quartalsendungen bereits wieder Fr. 10,000 der Betriebscasse habe entnehmen müssen. Inspector zeigt an, daß Zögling Jäger noch nicht aus der Vakanz zurückgekommen sey und, wie er von dritter Seite vernehme, sich an die Darbistengemeinde anzuschließen gedenke. Die Brüder Kohlhammer und Steinemann werden verabschiedet. Ein Legat aus Chatillon wird angekündigt. Miss. Greiner in Udapi bittet um eine Nachverwilligung zur Bestreitung der den Voranschlag um Etwas übersteigenden Baukosten der Stationsgebäude in Udapi, welche die Committee genehmigt. Ebenso wird den Stationen Mangalur und Calicut

eine Nachverwilligung von 1100 Rup. (zusammen) gemacht. — **Sitzung vom 5. September.** Hr. Rathsherr Christ zeigt an, daß Hr. Rudolph Linder, Associé des Hauses Mallalieu u. Comp. in London die Agentur der ev. Missions-Gesellschaft zu Basel für diesen Platz übernommen habe. Inspector fragt an, welche Schule in Zukunft die Voranstaltszöglinge behufs der Uebung im Schulhalten besuchen sollen? Der Präsident theilt die Antwort des englischen Colonial-Ministeriums auf unsere Bitte um Entschädigung für die beim Bombardement von Ussu erlittenen Verluste mit. Nach derselben hat der Kronadvokat Ihrer britt. Majestät das Urtheil abgegeben, daß eine Entschädigung der Basler Missions-Gesellschaft nicht rechtlich begründet sey, sondern nur als eine besondere Vergünstigung gegeben werden könne, das Colonial-Amt dagegen, in Betracht der vom Gouverneur Hill anerkannten Bemühungen der Basler Missionare um die Erhaltung des Friedens, eine Entschädigungssumme von 300 Pfund Sterling verwilligt (so hoch hatte ein von der Regierung bestellter Augenschein den Verlust an den Gebäulichkeiten taxirt, während die Missionare ihren Gesammtverlust auf 800 Pfd. Sterling angeschlagen hatten).

Die Eingabe des Bevollmächtigten der evangelischen Missions-Gesellschaft zu Basel an das englische Colonial-Amt lautet in der Uebersetzung folgendermaßen:

16 Claremont Place, Pentonville, London, Mai 1855.

Mylord! — Ich habe die Ehre, mich an Euer Lordschaft zu wenden aus Anlaß der Zerstörung einer großen Menge Privateigenthums, bestehend in einer Capelle, Wohnungen und Mobiliar der Mission in Christiansborg, an der Goldküste von Afrika, in Folge der Beschießung dieser Stadt durch Ihrer Majestät Kriegsschiff Scourge am 13. Septemb. 1854; indem ich von der Missions-Committee in Basel, deren Eigenthum sie waren, beauftragt bin, der Regierung Ihrer brittischen Majestät ihr Anliegen vorzulegen.

Ein Ansuchen gleichen Inhalts wurde unmittelbar nach dem unglücklichen Ereigniß dem Lieut. Colonel Hill, Statthalter der Forts und Niederlassungen an der Goldküste, vorgelegt, und es erfolgte ein Briefwechsel, in welchem S. Excell. so gütig war, zu bezeugen, daß die Missionare Alles thaten, was in ihrer Macht stand, um einen Zusammenstoß zwischen den Aufrührern und den Truppen Ihrer Majestät zu verhindern, und versprach, Alles zu thun, was in seiner Macht stehe, damit sie für ihren wirklichen Verlust Ersatz erlangen, falls es sich herausstellen würde, daß ihre Forderung billig sey. (Siehe den Brief des Col. Hill vom 10. Nov. 1854 in den beigefügten Abschriften des Briefwechsels.)

In Verbindung mit dieser meiner Forderung erlaube ich mir, Euer Lordschaft im Anschluß eine Schätzung des an dem Eigenthum der Gesellschaft verursachten Schadens zur Berücksichtigung vorzulegen. Dieselbe beläuft sich auf L. 800 und ist durch die Unterschriften der Missionare und zweier dortiger Kaufleute bescheinigt.

Da aus dem Briefwechsel mit Lieut. Colonel Hill ersichtlich ist, daß Seine Excellenz dafür hält, die Missionare hätten ihr Mobiliar entweder in das Fort oder in die Ferne schaffen können, und darum keinen Ersatz für ihr Mobiliar anzusprechen, so erlaube ich mir, Euer Lordschaft den Grund darzulegen, welchen die Missionare für ihr Verfahren geltend machen, den Umstand nämlich, daß, wenn sie versucht hätten, ihr Eigenthum in Sicherheit zu bringen, sie den Verdacht der Aufrührer würden erregt haben und nicht mehr als Friedensstifter hätten auftreten können, was sie, wie Seine Excell. bezeugt, zu seiner Zufriedenheit thaten.

Ich erlaube mir ferner, Euer Lordschaft die beifolgenden beglaubigten Abschriften von Briefen des Commandanten des Schlosses Christiansborg, Capit. Bird, vom 9. und 12. Sept. vorzulegen, in deren einem er den Missionaren meldet, daß die Feindseligkeiten einstweilen eingestellt seyen; und in deren anderem er anzeigt, daß voraussichtlich das Feuer am folgenden Tag beginnen werde, als Aufforderung zur Entfernung der „Frauen", zugleich aber die Missionare ausdrück-

lich bei ihrem Ehrenwort verpflichtet, das Vorhaben der Befehlshaber nicht kund zu thun, was durch Wegschaffen des Mobiliars offenbar geschehen wäre.

Ferner wünsche ich Euer Lordschaft den Umstand zur Kenntniß zu bringen, daß die Missionsgebäude gerade in dem den „weißen Häusern" der Insurgenten, welche nach dem Fort schossen, entgegengesetzten Stadttheil lagen und daß die dem Kriegsschiffe gegebene Weisung, „auf die weißen Häuser" zu feuern, offenbar ein Verstoß des Augenblicks war, da die gemeinten Häuser leicht hätten näher bezeichnet werden können durch Angabe ihrer Lage auf der einen oder der andern Seite des Forts. Bei der Unbestimmtheit der Weisung machte das Kriegsschiff nun natürlich keinen Unterschied, da es mit dem Umstand nicht bekannt gemacht wurde, daß es auf gewisse weiße Häuser besonders abgesehen sey.

Auf diese Gründe hin überreiche ich Euer Lordschaft die ehrerbietige Bitte um Schadenersatz, welche die Committee in Basel einzureichen mich beauftragt hat, und bitte Eure Lordschaft um eine Audienz wegen dieser Angelegenheit.

Ich habe die Ehre zu seyn,

Mylord!

An Lord John Russell, Euer Lordschaft

M. P. ꝛc. ꝛc. ꝛc. gehorsamster Diener.

Die Antwort des Colonial-Amts auf diese Eingabe lautet:

Downing Street den 30. August 1855.

Mein Herr! In Antwort auf Ihr Ansuchen Namens der Committee der Missions-Gesellschaft in Basel um Vergütung des bei Gelegenheit der Beschießung der Stadt Christiansborg durch Ihrer Majestät Kriegsschiff Scourge den Gebäuden dieser Gesellschaft zugefügten Schadens, sowie des damit verbundenen Verlustes an Eigenthum bin ich vom Secretär Sir William Molesworth angewiesen, Sie zu benachrichtigen, es sey ihm von dem Advokaten der Königin die Erklärung zugekommen, daß jede der Mission aus diesem Grund geleistete Bezahlung nicht als ein zuständiges Recht, sondern als eine besondere Begünstigung betrachtet werden

müsse. Da Colonel Hill gemeldet hat, es hätten ihm zwei urtheilsfähige Kaufleute berichtet, daß eine Summe von L. 300 alle Kosten decken würde, welche die Herstellung der Missionscapelle und Häuser in den Stand, in welchem sie vor der Beschießung waren, erfordern würde, haben die Lord Commissäre des Schatzes auf Sir William Molesworths Empfehlung hin Anweisung gegeben, Ihnen jene Summe für Rechnung der Missions-Committee in Basel auszubezahlen als eine besondere Begünstigung und in Folge des Zeugnisses des Herrn Colonel Hill, daß die Missionare Alles gethan haben, was sie konnten, um die Eingeborenen von ihren Gewaltthätigkeiten und vom Angriff auf Ihrer Majestät Fort zu Christiansborg abzuhalten.

Ich bin, mein Herr, Ihr gehorsamer Diener

Herrn Adolph Christ-Sarasin. T. Fried. Elliot.

Inspector theilt seine Gedanken über die Aussendung des Zöglings Baum nach Afrika und die Auswanderungspläne mehrerer Verwandten unserer afrikanischen Brüder nach Afrika mit. — Sitzung vom 12. September. Herr Lehrer Hotz ist bereit, die Voranstaltszöglinge im Schulhalten zu unterrichten. In Betreff des Zöglings Baum faßt die Committee folgende Beschlüsse. Derselbe soll nach Westafrika ausgesandt werden. Er soll ein halbes Jahr in Akropong verweilen, um sich zu acclimatisiren und die Sprache zu erlernen; sodann zu Bruder Süß in Gjadam stoßen und gleich diesem durch seiner Hände Arbeit und ein kleines Handelsgeschäft sich seinen Unterhalt zu erwerben suchen. Zu seiner ersten Einrichtung soll er eine kleine Summe Geldes erhalten und im Uebrigen für eine Summe von 100 Dollars bei der Missionshandlung in Christiansborg accreditirt werden. Sollte es ihm nicht möglich seyn, in Gjadam neben Br. Süß sich zu ernähren, so hat er die Erlaubniß, einen anderen Niederlassungsort zu erwählen, und im äußersten Nothfall bleibt es ihm unbenommen, sich nach Akropong zurückzuziehen. Um den Brüdern Zimmermann und Christaller Erleichterung zu verschaffen, soll der Versuch gemacht werden, ob nicht die

britt. und ausländ. Bibelgesellschaft dieselben als Bibel-Uebersetzer für einige Jahre in Dienste nehmen würde, wodurch die Committee in den Stand gesetzt würde, zwei weitere Brüder auszusenden, welche jenen beiden ihr Lehramt abnehmen würden. Die Rückverlegung des Katechisten-Instituts von Abokobi nach Ussu wird vor der Hand verschoben. Der Auswanderung der Verwandten unserer Missionare nach Afrika glaubt die Committee nichts in den Weg legen zu dürfen; dagegen hält sie es für ihre Pflicht, denselben die Gefahren des Unternehmens klar und eindringlich vorzustellen. — Sitzung vom 17. September. Hr. W. Mallalieu, Chef des Hauses Mallalieu u. Comp. in London, wird von der Committee auf seiner Durchreise durch Basel begrüßt und bespricht sich mit derselben über das Verhältniß, in welches das Missions-Comptoir zu seinem Geschäft treten wird. — Sitzung vom 19. September. Der Präsident führt Hrn. Stoddard, Mitglied des Americ. Board of Commiss. of foreign Missions in Boston ein. Sodann werden verschiedene afrikanische Berathungsgegenstände erledigt. Miss. Zimmermann in Abokobi erhält die Erlaubniß, für die Erziehung seiner angetretenen Kinder in Afrika die ihm geeignet scheinende Vorkehr zu treffen. In Akropong sollen für die Zukunft die schwarzen Knaben und Mädchen nicht mehr in ein und dasselbe Haus zur Erziehung aufgenommen werden, vielmehr soll das eine Geschwisterpaar die Knaben, das andere die Mädchen zu sich nehmen. — Sitzung vom 26. September. Hr. Rathsherr Christ zeigt an, daß Jgfr. Dick die Gefälligkeit gehabt habe, von ihrem an den Voranstaltsgarten stoßenden Land eine Juchart um 4000 Fr. an die Gesellschaft zu verkaufen, während sonst das Land in dieser Lage fast um den doppelten Preis verkauft werde. Ein Brief von Hrn. Henry Venn in London, die Entschädigungsfrage betreffend, wird vorgelesen.

Der Brief lautet:

London, den 18. September 1855.

Ich bin völlig einverstanden mit Ihnen, daß nach Recht und Billigkeit unsere Regierung verpflichtet war, den vollen

Betrag des Verlustes, den Ihre Missionare in Christiansborg erlitten haben, zu vergüten. Ich bedaure, daß dieß nicht geschehen ist. Indeß wundere ich mich weniger über diesen Erfolg, als Sie, da unsere Gesellschaft die gleiche Behandlung erfuhr, als unser Missionsbesitzthum in Neuseeland durch die militärische Besetzung einer unserer Stationen sehr beträchtlich in Schaden gerieth. Damals verweigerte uns die Regierung 5 oder 6 Jahre lang jeglichen Ersatz und vergütete uns endlich nur einen ganz kleinen Theil unsers Verlustes, indem sie es eine besondere Begünstigung nannte.

Es ist nicht zu läugnen, obschon es uns, als Nation, zur Demüthigung gereicht, daß unsere Regierung so sehr gewohnt ist, die Missionare und ihr Werk zu mißachten, daß sie ihnen oft dasjenige Recht verweigert, welches sie einem im Ausland handelnden Kaufmann augenblicklich gewähren würde. Ich hoffe es werde sich nach und nach eine bessere Gesinnung Bahn brechen; jetzt ist sie aber noch nicht so stark als zu wünschen wäre.

Ich fühle mich gedrungen, noch beizufügen, daß wenn Sie sich an das christliche Publikum in England gewendet hätten, Sie schwerlich etwas ausgerichtet haben würden. Selbst die wärmsten Freunde der Mission würden gedacht haben, daß man sie nicht um Ersatz für einen Verlust ansprechen sollte, welchen Andere billigerweise vergüten sollten.

Ich glaube darum, daß Ihre Committee weislich gehandelt hat, indem sie beschloß, stille zu schweigen; und unter solchen Umständen dürfen wir gewiß zu einer höhern Macht hinauf blicken und das Vertrauen hegen, daß der HErr in seiner Vorsehung unsre Verluste gut machen werde, was Er auf tausend Weisen viel wirksamer zu thun vermag, als durch Bezahlung einer billigen Forderung in Geld. Ich bitte Gott, daß Ihrer trefflichen Gesellschaft auf diese Weise volle Gerechtigkeit widerfahren möge.

Ich habe Ihre Anweisung für die Bezahlung des Geldes richtig erhalten und habe bereits die erforderlichen Schritte zur Erlangung desselben gethan.

Henry Venn.

Sodann wird über die Ausrüstung der Schwester Binder und die der Wittwe Bühler aus der Unterstützungscasse für das nächste Jahr darzureichende Pension Beschluß gefaßt. Ferner wird die Frage erörtert, ob das allgemeine linguistische Alphabet des Dr. Lepsius auch von der Basler Missionsgesellschaft, wie von einer Reihe anderer, gutgeheißen und den afrikanischen Stationen zur Einführung empfohlen werden solle. Schließlich werden die der ostindischen Generalconferenz für ihre nächstjährige Sitzung zu machenden Vorlagen festgestellt.

Verwaltungs-Commission. Sitzung vom 24. September. Es wird über die Stellung, welche die beiden Commis Hr. Nußbaum und Hr. Schauffler für die Zukunft haben sollen, Beschluß gefaßt, und sodann ein Statut für die in Christiansborg unter der Leitung des Bruders Rottmann (eines Kaufmanns) neu zu errichtende Missionshandlung berathen. Diese Handlung soll die verschiedenen Lebensbedürfnisse für die Missionare unserer afrikanischen Stationen liefern, zugleich aber auch andere Liebhaber mit ihren Artikeln gegen baare Bezahlung bedienen. Der etwaige Gewinn soll der Missionscasse zu gut kommen. Ein von einem Basler Missionsfreund ausdrücklich zum Zweck der Errichtung eines solchen Geschäfts angebotenes Darlehen soll mit Dank angenommen und der Capitalfond der Handlung zunächst auf dieses Anlehen beschränkt werden.

Kinder-Erziehungs-Commission. Zwanzigste Sitzung. Miss. Zimmermann in Afrika wünscht seine angetretenen Kinder statt in Sierra Leone in Christiansborg erziehen zu lassen, was genehmigt wird. Die verw. Frau Miss. Weigle in Mangalur, deren zweiter Sohn seit lange kränklich ist, wird eingeladen, ihre zwei älteren Kinder nach Basel zu senden, damit sie mit Ruhe in Indien fortarbeiten kann. Die Visitation der Kinderanstalt wird auf den 29. October anberaumt.

Chronik der Missionsanstalt. Am 5. Juli reisen die Brüder Richter und Albinger nach Indien ab. 6. Juli. Vacanz Anfang. 9. Juli. Miss. Stanger aus

Christiansborg reist mit seiner Frau nach dem Bad Stachelberg. Elf Brüder der Voranstalt siedeln ins Missionshaus über. 11. Juli. William Cowan, Capitän der englischen Armee im Pandschab, besucht die Anstalt. 12. Juli. Frau Miss. Hamberg reist mit ihrem Söhnlein in ihre Heimath nach Schweden. 13. Juli. Hr. Bischof Weeks von Sierra Leone kommt in Begleitung Miss. Schön's hier an und logirt sich im Missionshaus ein. 19. Juli reist Inspector auf einige Missionsfeste in der östlichen Schweiz (Saas und Schwanden). 20. Juli reist Hr. Bischof Weeks ab. 21. Juli langt die Nachricht vom Tode Miss. Kefers aus Westafrika an. 30. Juli. Nachdem die Cholera schon vor längerer Zeit in der nächsten Nähe von Basel eingekehrt ist, tritt sie in der Stadt selbst auf. Hr. Pfarrer Peter hält deßhalb eine Betstunde mit den Brüdern. 1. August kehrt Inspector von seiner Reise zurück. 2. August trifft die Nachricht vom Tode Miss. Weigle's in Mangalur ein. 3. August. Die Hausmutter kehrt von Hamburg zurück, wohin sie Fr. Hamberg begleitete. 6. August. Zögling Kucher und 2 der Dienstboten erkranken. 7. August. In der Nacht erkrankt Zögling Briegel. Auch Zögling Mack befindet sich unwohl. 8. August. Der Chinese Tensuk Tai wird von Krankheit befallen. 9. August. Besuch von Miss. Schauffler aus Constantinopel. 10. August erkrankt Inspector. Alle die genannten Kranken wurden von der die Cholera begleitenden Seuche ergriffen, blieben jedoch von der Cholera selbst durch Gottes Gnade verschont, obgleich bei einigen die Seuche mit ziemlicher Heftigkeit auftrat. Die Zöglinge der ältesten Classe kommen aus der Vacanz zurück. 11. August. Hr. Candidat Mörike meldet, daß er in Forchtenberg krank liegend, nicht zum Beginn des neuen Curses eintreffen kann. 13. August. Miss. Bultmann aus Westafrika auf Besuch. Die Lectionen beginnen wieder. 17. August kehrt die zweite Classe aus der Vacanz zurück. 20. August langt die erschütternde Nachricht an, daß Frau Miss. Hamberg, nachdem sie wenige Tage zuvor in ihrem elterlichen Hause in Schweden angekommen war, am 29. Juli ihr Söhnlein durch die Cholera verloren

habe und tiefgebeugt über diese abermalige Heimsuchung am 1. August selbst der Cholera erlegen sey. 22. August. Zögling Strobel erkrankt am Nervenfieber. 25. August rückt der Rest der Brüder vollends aus den Ferien ein. Nur Zögling Jäger bleibt aus, weil er, um dem HErrn Jesu allein und nicht den Menschen unterthan zu seyn, sich an die Darbisten-Gemeinde im Welschland angeschlossen. 26. August. Abendstunde, in welcher Inspector den Frieden des mit Gott durch Jesum versöhnten Herzens als die einzig feste Grundlage eines Gott wohlgefälligen, gedeihlichen und freudigen Lebens und Studiums darstellt und die Ueberzeugung ausspricht, daß es in dem neu begonnenen Studienjahr bei Lehrern und Zöglingen besser als bisher werden müsse durch die Aneignung immer reicherer Geisteskräfte aus der Gnadenfülle Jesu Christi. 31. August. Hofprediger Hengstenberg aus Berlin besucht das Haus. 1. September. Hr. Cand. Mörike kehrt genesen aus Württemberg zurück. 3. September werden die Brüder Kohlhammer und Steinemann für Afrika, die Brüder Seybold und Däuble für England in der Kirche zu St. Elisabeth von Inspector Josenhans verabschiedet. 4. Sept. Abschiedsstunde auf dem Lehrsaal für die ausgehenden Brüder über 1 Mos. 28, 15, gleichfalls von dem Inspector gehalten. 23. Sept. Zögling Jäger kommt endlich aus der Schweiz zurück, um sich für immer zu verabschieden. 24. Sept. begibt sich Hr. Pfarrer Peter auf die Reise nach Hessen und Nassau.

Cassenstand. In den Monaten Juli bis September ist eingegangen Fr. 69,255. Zwanzigtausend weniger als der durchschnittliche Bedarf für ein Quartal.

B. Nachrichten aus Ostindien.

I. Provinz Canara.

1. Station Mangalur.

Das dritte Quartal des Jahres 1855, über welches wir dieß Mal Bericht erstatten, war für die Station Mangalur eine noch weit trübsalsvollere Zeit, als das vergangene.

Missionar Hoch war eben von den Nilagiris zurückgekehrt, wohin er seine schwer erkrankte Gattin auf Anrathen der Aerzte gebracht hatte und hatte kaum seine Arbeit an der englischen Schule wieder aufgenommen; Missionar Lehmann dagegen war im August nach Bellary gereist, um sich dort mit Jgfr. Julia Agnes Haldwell, der Tochter des unserer Mission längst befreundeten Apothekers Haldwell, eines Indobritten, zu verehlichen, was am 16. Aug. geschah, als der Station durch ein in der Mitte unserer Missionare ausgebrochenes Aergerniß eine so tiefe Wunde geschlagen wurde, wie sie nur immer einer Mission geschlagen werden kann, ja vielleicht die tiefste, welche die Basler Mission, so lange sie besteht, erhalten hat. Der Vorsteher der Katechistenschule hatte sich seit längerer Zeit im Geheimen so schwer an seinen Schülern versündigt, daß der dieselbe beaufsichtigenden Commission unserer ostindischen Generalconferenz nichts anderes übrig blieb, als denselben augenblicklich zu entlassen. Dadurch entstand eine zweite schmerzliche Lücke im Kreis unserer Mangalur-Missionare*) Dazu kam, daß am 7. September von den blauen Bergen die Nachricht einlief, Frau Miss. Hoch sey, nachdem sie glücklich ihre Niederkunft überstanden hatte, aufs Neue lebensgefährlich erkrankt und ihr Gatte deßhalb genöthigt war, sogleich wieder den Nilagiri's zuzueilen, um der Kranken und seinen Kindern Hülfe zu leisten; unser Webermeister Haller aber auf ein Vierteljahr nach Südmahratta gereist war, um die dort befindlichen Missionswebereien auf einen besseren Fuß einzurichten, wodurch der Generalcassier Miss. Pfleiderer mehr als sonst an die Weberei in Mangalur gebunden und verhindert wurde, anderweitige Arbeiten zu übernehmen. Ueberdieß wurden unsere Mangalur-Missionare in hohem Grade durch die Nachricht beunruhigt, daß Miss. Mögling, der bekanntlich in einer exceptionellen Stellung eine auf eigenen Füßen stehende Mission im Kurglande betreibt, beabsichtige, Miss. Kaundinja für immer auf seine Berge zu

*) Unsere Leser erinnern sich, daß im Juni der theure Missionar Weigle unerwartet schnell gestorben war.

ziehen. Zu gleicher Zeit erkrankten in der Mädchenanstalt so viele Zöglinge an der Ruhr und am Fieber, daß Miss. Bührer und seine Gattin, welche nun dieselbe allein zu besorgen hatten, sich oft nicht mehr zu helfen wußten, weil auch sonst keine Krankenwärterin zu erhalten war und die derzeit in Mangalur angestellten Aerzte nicht, wie der sel. Dr. Fowlis, auch außerhalb des Spitals Eingeborne zu behandeln bereit waren. Vier Mädchen starben nach einander, und mehrere Eltern nahmen ihre Kinder aus der Anstalt zurück. Dieß waren sehr prüfungsvolle Erfahrungen. Auf der anderen Seite fehlten jedoch auch tröstliche Erscheinungen nicht. Im Anfang September kam Miss. Albrecht aus Schimoga, der wegen fortwährender Krankheitsleiden von der Committee sich die Erlaubniß erbat, nach Europa zurückreisen zu dürfen, in Mangalur an, wo er die Erlaubniß der Committee und Schiffsgelegenheit erwarten wollte, und obwohl Invalid, konnte er doch manche Lücke ausfüllen, welche gerade bemerkbar wurde. Sodann hatten denn doch auch die traurigen Ereignisse, von denen oben die Rede war, eine sehr erfreuliche Lichtseite. Die Zöglinge des Katechistenseminars waren den Versuchungen, in welche ihr eigener Lehrer sie führte, ohne Ausnahme so männlich widerstanden, daß man klar erkennen konnte, der himmlische Wächter habe sein Auge über ihnen offen gehabt und es lebe in ihnen eine mehr als natürliche Kraft zum Widerstand gegen die Sünde. Ferner durften die an der schwarzen Gemeinde thätigen Brüder an den Kranken- und Sterbebetten der Anstaltstöchter und anderer Gemeindeglieder manche herzerquickende Frucht ihrer Arbeit wahrnehmen. Dagegen ist durch die Trübsalsschläge dieser schweren Zeit die zarte Gesundheit Miss. Plebst's und die ohnedieß schon tief erschütterte Gesundheit Miss. Bührers in so hohem Grade angegriffen, daß wir nicht ohne große Besorgniß ihretwegen in die Zukunft schauen.

2. Station Udapi-Mulki.

Aus Udapi erhielten wir höchst erfreuliche, aber zugleich sehr ernstklingende Botschaften. Miss. Camerer beschreibt

unter dem 20. September das Kirchweihfest der neuen Station, mit welchem zugleich das erste Missionsfest im Tululand verbunden wurde, und das Heidenfest am Geburtsfest des Götzen Krischna ebendaselbst folgendermaßen:

„Der 19. August war es, da ich vor einem Jahr den letzten Abschied der l. Heimath gab, zum letzten Mal den letzten Gliedern meines Vaterhauses den Gruß auf ein Wiedersehen in der obern Heimath zurief. Siehe! dieser Tag wurde mir auch dieses Jahr fern von der alten Heimath ein Tag des Grüßens. Auch dießmal flossen Thränen, aber nicht Thränen des Schmerzes, sondern Thränen der Freude. Es war ein schöner von der Sonne begünstigter Morgen, wie man in der Regenzeit nicht gar oft ihn genießt; da tönte die Glocke über die Thäler und Hügel hin so feierlich und klar, als ob sie eine neue Zeit verkündigen wollte. Die Heiden hörten staunend zu; denn sie hatten noch nie oder nicht oft eine solche Melodie vernommen; erschreckt fragte einer den andern, und Furcht überfiel die armen Leute; denn mit dem Ton der Glocke war, wie sie sich fest in den Kopf gesetzt haben, für die Bhuten oder Teufel die Flucht angekündigt. Ach! seufzten sie: jetzt ist keine Hülfe mehr, denn unsere Geister müssen fliehen, und dann kommt unendliches Unglück über uns. Selbst die Braminen, die stolzen Erdengötter, sahen mit Angst zu ihrem in Gold und Perlen gehüllten Krischna empor, befürchtend, er werde, wenn er die Glocke höre, auch die Flucht ergreifen. Doch — was thun? Die Glocke schweigt nicht, wenn auch selbst Krischna darüber seinen Thron verließe: das hatten die Braminen zu bedenken, und deßhalb, um das Unglück von Udapi und dessen weithin bekannt gewordenem Tempel abzuwenden, verordneten sie, wenn die Glocke der Padres läute, solle man vor Krischna Musik machen, damit der Schall nicht sein Ohr erreiche. Das Gefühl der Heiden, so unrichtig es war, hatte doch etwas Richtiges; denn gewiß eine Stimme Gottes rief in ihre Herzen: Werfet weg eure Götzen, denn es ist gekommen ein Tag der Heimsuchung, ein Tag der Gnade. Solch' ein Tag war auch sicher der 19. August; denn der HErr hatte sich aufgemacht,

in seinem Hause einzuziehen. Da stand das Kirchlein fe
und die Glocke läutete zum ersten Mal den Nahen und
Fernen zu den lieblichen Gottesdiensten des HErrn; und sie
sie läutete nicht vergebens, denn vom Süden und vom N
den, vom Osten und vom Westen zogen die feiernden G
durch die Thore in den Compound ein. Da kam ein Hä
lein, dort ein Häuflein, da ein Katechist an der Spitze sei
kleinen Heerde, dort ein Missionar mit seiner Schuljuge
Auf einmal war der so lange öde gelegene Hügel belebt;
Hügel, auf dem in früheren Jahren nur die Heerden wei
ten, oder von Zeit zu Zeit ein Zug von Braminen, die ihr
Todten verbrannten und dessen Asche in den jetzt noch benü
ten Teich warfen, sichtbar war, hatte am 19. August ein b
sonderes festliches Kleid angezogen. Schon am Vorabend war
gegen 70 Christen aus verschiedenen Gemeinden bis v
Mangalur eingetroffen und am Sonntag kamen wohl no
90 hinzu, um die erste Kirche im Tululand mit ihren G
beten und Gesängen einzuweihen und den HErrn um sein
Einzug anzuflehen. Da gab es ein Grüßen zur Rechten u
zur Linken, ein fröhliches Wiedersehen, dessen Süßigkeit ma
wohl nirgends mehr genießt, als in der Heidenwelt und z
mal in solcher Einsamkeit, wie Udapi sie darbietet. D
Brüder Ammann von Honor, Deggeller von Mulki und Pfle
derer von Mangalur waren schon am Samstag eingetroffe
— Den Morgengottesdienst eröffnete das Lied: „Komm' heil
ger Geist, kehr' bei uns ein" in Canaresisch; dann predigt
Br. Ammann über Matth. 18, 20., worauf Br. Greine
zum Abendmahl vorbereitete und dasselbe austheilte. Na
Beendigung des ersten Gottesdienstes war für sämmtlich
Gäste ein einfaches Mahl bereit; es bestand in Reis un
viererlei Curry und einer Art süßem Gemüs, wie es bei jede
Gasterei der Hindus gebräuchlich ist. Alle hatten sich au
unserer Verandah gelagert. Matten waren die Sitze un
Plantanenblätter die Teller, die, obgleich völlig flach, doc
sogar zum süßen Brei den Hindu ganz tauglich dünken. E
ist eine Lust, zuzusehen: die Geschicklichkeit der Finger erset
Messer, Gabel und Löffel. Der Nachtisch besteht gewöhnlich

in Plantanen und statt dem Confect nehmen die Hindus vorlieb mit Kauwerk, bestehend aus scharfen grünen Blättern wie Tabak, die mit Kalk bestrichen werden, und der Betelnuß, die mich völlig geschmacklos dünkt. Damit ist das Mahl geendigt; es bleibt nur noch das Waschen der Hände und des Mundes übrig, wozu besondere messingene Gefäße im Gebrauche sind. Nachdem das Essen vorüber war und die Jugend sich etwas ergangen hatte, läutete es zum 2ten Gottesdienst, der das mit der Kirchweih verbundene Missionsfest bilden sollte. Ein lieblicher Gesang, der wegen der Mitwirkung der singlustigen Waisenknaben von Mulki recht hübsch sich ausnahm, machte wieder den Anfang. Dann nahm Bruder Greiner das Wort und sprach nach gehaltenem Gebet zuerst über den Gang der Mission in Indien überhaupt, und hierauf besonders über die Tulumission. Er erwähnte dabei, wie die Freunde zu Hause mit so vieler Aufopferung ihre Kindlein in der Heidenwelt pflegen, und erinnerte, daß die Committee auch gerne sehen würde, wenn die Heidengemeinlein selber von der Liebe Christi getrieben der Noth ihrer Mitbrüder gedenkend für sie ein Schärflein beitrügen, nicht weil ihre Gaben nothwendig seyen, sondern weil es also des Meisters Wille sey und solche Gaben des Segens Verheißung haben. Nach Br. Greiner durfte ich die Gemeinde, zu deren Pflege der HErr mich mitberufen hat, das erste Mal begrüßen. Das war der Gruß, den ich oben erwähnte, der mich Thränen kostete, aber nicht Thränen des Schmerzes, sondern Thränen der Freude und des Dankes. Ein Jahr zuvor füllten Thränen des Schmerzes meine Augen, als ich einsam meine Lieben hinter mir verschwinden sah, und mit ihnen die Heimath und der Heimath Gruß. Aber der HErr hat meine Thränen gesehen und mein Herz mit Freude erfüllt. Er hat mir auch im fernen Lande Brüder und Schwestern und Väter und Mütter gegeben; denn Alle, die den HErrn Jesum lieb haben, sind meine Brüder und Schwestern, die Schwarzen und die Weißen. Zum Text meiner Ansprache hatte ich den Abschiedssegen gewählt, den Herr Prälat v. Kapff mir auf meinen Pilgerweg mitgab: „Sey getreu bis in den Tod, so

will ich dir die Krone des Lebens geben.“ Nach mir red
die drei Katechisten kurz, aber nett. Einer von ihnen, T
in Utschilla, hatte Br. Greiner's Anspielung verstanden
ermunterte die Gemeindeglieder zur Beisteuer für die
den; ja er machte die Frage an die Christen, ob nicht
die Zeit gekommen sey, da sie ohne die Unterstützung
deutschen Wohlthäter für ihre Gemeinlein sorgen könn
Solch ein Wort hat man noch nie im Tululand geh
Wir waren erstaunt darüber, aber auch innig erfreut, d
es zeugt von einem wahren Christensinn. Nach den Kate
sten sprach noch Br. Deggeller und schloß zuletzt mit Gel
womit unser wirklich reich gesegnetes Festchen endete.
Abend speisten die Fremden Alle noch im Bangalow
blieben meistentheils auch hier über Nacht, denn die Kir
schloß erst um 5 ½ Uhr; der Abend und die Nacht aber
wegen der in der Regenzeit angeschwollenen Flüsse nicht
Reisenden Freund. Am andern Morgen zogen die Fremd
innig vergnügt und, wie wir hoffen, nicht ohne einen bleib
den Segen wieder nach Hause. So hat der HErr mitt
in der Wüste mit dem wunderbaren Stab seiner Liebe ei
Quelle geschlagen und uns und Viele gelabt mit einem f
schen Trunke lebendigen Wassers. Ihm sey Lob und Pr
und Anbetung! Doch jenem lieblichen Tag, an dem sich
Herrlichkeit des HErrn so sichtlich geoffenbart hat, tritt e
anderer Tag mit ernsten Stunden, ein Tag, an dem
Macht des Satans in ihrer Fürchterlichkeit mir sich zeig
gegenüber. Es war der 4. September, an dessen Abend
in mein Tagebuch schrieb: „Ernste Stunden sind hinter m
— vor Allem sey dem HErrn gedankt für seine gnädi
Durchhülfe.“ An jenem Tage versammelten sich viele Leu
hier. Tausende waren zusammengekommen, um dem falsch
Gotte Opfer und Anbetung zu bringen. Es drang mi
den Heiden Christum zu verkündigen, und ich zweifelte nich
obgleich Br. Greiner gerade abwesend war, meinem Dran
Folge leisten zu dürfen. Br. Greiner's Gutheißen dünk
mich ziemlich gewiß. Sicher wäre auch, wie zu andern Ze
ten, dem Predigen kein Einhalt geschehen, wenn nicht dur

einen am Sonntag zuvor stattgehabten Zusammenstoß unserer Leute mit den Braminen der schon vorher glimmende Haß zu einer Flamme geworden wäre. Unsere Leute erzählten mir den ganzen Hergang der Sache, wie sie am Sonntag ihn selber veranlaßt hatten, vielleicht aus Furcht nicht, da sie ohne unser Wissen etwas thaten, das an und für sich nicht unrecht, aber in der jetzigen Zeit unpassend war. Sie passirten nämlich einen Weg am Tempel, der für die Palmweinzieher oder Birwe's verboten ist, weil sie von den Braminen für besonders unrein gehalten werden. Zwar sind die Birwe's nicht eine der niedersten Kasten, aber weil sie der Cocosnußpalme, ehe sie Früchte bringt, den Saft zum Palmwein entziehen, also die zeugende und gezeugte Kraft des Baumes hemmen, sind sie den Braminen ein unreines Volk, das ihres Tempels Nähe nicht betreten darf. Nun, unsere Christen, die einst dieser Kaste angehörten, passirten diesen verbotenen Weg, der römischen Katholiken, Türken und geborenen Christen zu passiren erlaubt ist. Was thaten da unsere Christen Unrechtes? Nichts, denn sie sind ja keine Birwe's, sondern Christen; aber daß sie diesen Weg gingen und ein Aergerniß gaben, das verhütet hätte werden können, war nicht recht. Die Braminen standen wider sie auf und wollten sie mit Gewalt zurückdrängen; — Hunderte versammelten sich, und nach längerem Hin- und Herreden war die Sache vorüber. Das geschah am Sonntag; aber die Kunde davon wurde mir nicht vollständig überbracht; deßhalb ahnte und dachte ich nichts besonderes, als ich am Götzenfest, wenn auch nicht ohne einige Besorgniß, so doch muthig und getrost auf den Predigtplatz ging. Als ich dort mit einigen unserer Leute und dem Katechisten ankam, war allgemeines Aufsehen. Zu Tausenden sammelten sie sich um mich her und von allen Seiten suchten die Braminen dem Lesen unserer Schastras, als den ihrigen zuwider, entgegenzutreten. Natürlich hielt mich dieses nicht ab, zum Lesen mich anzuschicken. Da war der Zorn der Höllenbrut nicht mehr zu halten. Wie der Satan, der ein Menschenmörder ist von Anfang, es zu machen und zu lehren pflegt, griffen seine Gesellen zu Steinen und

warfen und warfen, bis endlich ein Stein mich an die re
Schläfegegend traf und sogleich dem Blut Bahn machte. D
Blut floß über die Wange auf den Boden hinab, aber
blieb ganz ruhig und hieß auch unsere Leute ruhig se
Selbst das Volk, als es Blut sah, ward still und gab uns
Gelegenheit, die Rede Pauli an die Athener zu lesen u
darüber zu predigen. Allein nicht lange blieb Ruhe; a
Neue rumorten die Braminen; denn von Ferne kam
Götzenzug. Voran stürmten etwa 20 schwarz vermumm
teufelähnliche Gestalten, die dem Götzen und seinen Trab
ten Bahn machen sollten. Es ist sonst Sitte, daß di
schwarzen Gesellen alle Schirme, die sichtbar sind, den
genthümern aus den Händen reißen und zerstückeln; allein
wagten sich nicht an uns, obgleich wir des Regens weg
mit Schirmen versehen waren. Nach diesen Vorreitern k
der mit bunten Teppichen behängte Elephant, der einen
vornehmen Herren trug; nach ihm folgte ein Zug von Br
minen, meistens Klosterleuten, d. h. Leuten von der Umg
bung der Swamis, deren 8 ihre Klöster (Matthen) rings u
den Tempel haben. Einen dieser sogenannten Heiligen s
ich; er mag etwa 24 Jahre alt seyn und hat ein sehr unheim
liges Aussehen; als ich meinen Blick auf ihn richtete, senk
er sein Haupt zur Erde, aber nicht aus Schamgefühl, denn di
ser Mensch, obgleich er einer der 8 Heiligen oder Gurus (Lehre
ist, hat kein Schamgefühl im Leib. Wie selbst mein Munsch
ein Stockbramine, sagt, ist er ein ausgemachter Bösewich
der sehr viel Verstand hat, aber nur um seine giftigen Plän
auszuführen. Die Swamis sollen ohne Weiber seyn, und u
jede unreine Begierde ferne zu halten, haben sie nur ein M
des Tages reichliche Mahlzeit; aber jener schamlose Heilig
hält Mätressen und besitzt, wie Jedermann weiß, auch ein
Anzahl Kinder. Solche Klosterbrüder sind in jenen Matthe
beisammen, und ihretwegen soll sogar ein Europäer zu Fu
durch die heilige Stadt gehen und sein Pferd am Zaum
neben sich herführen. Doch ich muß weiter erzählen. De
kommenden Götzenzugs wegen erhob sich ein neuer Lärm
Die Böller krachten im Tempelhof und die Fahnen wurde

sichtbar, die das Zeichen des nahenden Götzen sind. Der Götze selber fürchtete sich, unser Angesicht zu sehen; deßhalb stockte der Zug. Die Braminen sagen, Krischna habe sich selber umgedreht, als wir gekommen seyen und statt des Angesichts den H——— uns zugekehrt. So absurd reden sie von ihrem Gotte. Natürlich war bei solchem Lärm keine Rede mehr vom Predigen. Doch ich hatte zuvor schon geendet und wollte mich mit meinen Leuten zum Heimweg anschicken; aber an ein Durchkommen durch die Tausende von wüthenden Leuten war nicht mehr zu denken. Die Polizei kam herbei, und bald erschien im Sturmschritt der Tahsildar und Munsif, die beiden ersten Beamten mit ihren Dienern. Allein trotz des Befehlens der Beamten kam keine Ruhe mehr zu Stande; nur durch die Gewalt der Stöcke in der Hand der Polizei wurde durch die dichte Volksmasse ein Weg für mich gebahnt. Zur Rechten und zur Linken war ein höllischer Lärm; doch — im Geleit der beiden Beamten und vor Allem unter dem Geleit des wahren und lebendigen Gottes, der seiner Feinde lacht, kam ich sicher nach Hause. Die Aufregung der Braminen war gewaltig; nicht nur der Vorfall am Sonntag zuvor hatte die Gemüther aufgeregt, sondern auch eine Lügenkunde, die der Teufel und seine Gesellen auszubreiten wußten. Es ging nämlich die Sage, wie wir nachher erfuhren, daß die Padres mit 1000 Leuten aus dem Süden in den Tempel eindringen und das Heiligthum entweihen werden. Natürlich entzündete das Aller Gemüther und machte solch ein böses Blut, daß unser Aller Leben, wenn es nicht vom HErrn erhalten worden wäre, würde verwirkt gewesen seyn. So fest glaubten die Leute, daß wir einen Einfall im Tempel vorhaben, daß sie sogar noch zwei Tage hernach, trotz unseres friedlichen Verhaltens bei der ganzen Sache, Verdacht schöpften, als am zweiten Tag nach dem Götzenfest Br. Greiner amtshalber durch die Stadt ritt, um einen Kranken in Kalianpur zu besuchen; denn es ertönte die Trommel als Zeichen zum Krieg. Hunderte von Braminen eilten herbei mit Blicken voll höllischer Wuth, wie Br. Greiner sagte, um sich feindlich entgegenzusetzen. Schweigend

und lächelnd ritt Br. Greiner durch die Menge hindurch, :
so war dem Feinde der Mund gestopft und die Hand geb
den. Wie sehr diese Sache mich bewegte, können Sie
denken. Die Untersuchung, welche der Tahsildar amtshal
anstellen mußte, ist noch nicht zu Ende. Wir selber gal
keine Klagen ein, so sehr wir wünschen, daß solch ein fei
liches Entgegensetzen der Braminen sistirt werde. Ach!
flehte und flehe noch, der HErr möge die ganze Sache z
Förderung seines Reiches lenken. Die stolzen, scheinheilig
tiefgefallenen und doch blinden Erdengötter werden noch il
Demüthigung erfahren; aber wann und wie? Das überlass
wir dem HErrn, der gekommen ist, alle Werke der Finst
niß zu zerstören. Sie sehen hieraus, daß wir hier im Fei
desland sind und von den betenden Herzen nicht vergess
werden dürfen. —

3. Station Honor.

Miss. Ammann in Honor machte vom 26. Juli b
1. September eine längere Reise nach Mangalur und vo
26. bis 29. September eine kürzere nach Santigall. Di
übrige Zeit brachte er in Honor zu. Seinem Tagebuch ent
nehmen wir folgende Mittheilungen. Am 26. Juli verlie
er Honor. Auf der Südseite des Scherwati traf er eine
Bauern von Kundapur, der ihn vor einiger Zeit besucht hatt
und eine Zeitlang mit ihm lief. Er erinnerte sich des Na
mens Jesu und daß Er in die Welt gekommen, die Sünde
selig zu machen. Ihm wurde der Hauptinhalt des Evange
liums wiederholt nahe gelegt. In Kasergodu (1 Stunde vo
Honor) sprach Miss. Ammann in 2 Kaufläden. Auch da
waren 2 Konkani-Braminen, welche mit den Hauptthatsachen
der Geschichte des Heilandes, der eine durch eine Predigt,
der andere durch einen Tractat, bekannt waren und mehr zu
hören wünschten. Eine halbe Stunde weiter südlich kam
Miss. Ammann zu eines Bauern Haus. Der alte Mann
stimmte bei, als der Missionar von der Gottlosigkeit der Welt
und jedes Einzelnen sprach, und vernahm mit einiger Auf-
merksamkeit die Predigt vom Heilande; doch hatte er bald

genug gehört. In Manki wurde mit dem Tempelpriester und seinem Sohne über das Sündliche des Götzendienstes gesprochen und ihnen Christus als einiger Gott und Heiland verkündigt. Sie wußten zur Vertheidigung des Götzendiensts nichts zu sagen, als daß sie thun müßten, wie ihre Väter; wurden aber bald bitter, als der Prediger ihnen näher rückte. In Beiluru (1 Stunde von Manki) bot der Missionar die in Joh. 3, 16 und Röm. 3, 23 ff. liegenden Schätze in einem Kaufladen aus. Zwei Männer hörten aufmerksam zu. In Murdeschwara, wo übernachtet wurde, hatte Miss. Ammann eine nette Unterredung mit seinen Packträgern. Einer hatte das Wort vom Tod, von der Auferstehung und Himmelfahrt Christi und der uns von Ihm erworbenen Vergebung der Sünden ziemlich im Gedächtniß und äußerte, als einer der Anwesenden des früher Gehörten sich nicht mehr erinnerte: „sie vergessen und gehen zu sündigen; würden sie die Worte aufnehmen, so würden sie nicht mehr sündigen.“ Am 27. Juli in der Frühe besuchte der Händler, in dessen Kramladen Miss. Ammann Tags zuvor in Beiluru gesprochen hatte, denselben. Er wußte noch die Hauptgedanken der Predigt, zeigte Interesse und nahm einen Tractat an. Abends besuchte Miss. Ammann einen bekannten Braminen, bei welchem er 3 andere traf. Sie waren freundlich aber verschlossen gegen die Wahrheit. Sie behaupteten, jeder Mensch sey Gott. Dennoch wurde, weil Einer, der schon verschiedene Wallfahrten gemacht hatte, empfänglicher schien, die frohe Botschaft von Jesu verkündigt. Hierauf wurde einem Konkani-Mann vor seinem Hause gepredigt. Zuletzt wurde auf dem Bazaar nach 1 Joh. 1, 7 das Heil in Christo, als ein Heil, wie wir es bedürfen, dargestellt und die Zuhörer gebeten, es anzunehmen, weil wir nach unserem Glauben und Unglauben gerichtet werden. Die Anwesenden widersprachen nicht, sondern liehen dem Wort eher williges Gehör. Am 28. Juli verließ Miss. Ammann Murdeschwara. Seine Reise fortsetzend sprach er in 2 kleinen Bazaar's. Im ersten hörten 2 arme Bauern gerne zu, während die Kaufleute sehr leichtsinnig waren; im zweiten fand sich eine zahlreiche Zuhörer-

schaft, die zum größten Theil aufmerksam war. Nur Eine hieß den Missionar gehen, da sie genug solcher Geschichte zu hören hätten; da aber der Missionar nicht ging, hatte e selbst abzuziehen. Eine Strecke weiter traf Miss. Amman einen Braminen in einem Tempel, Blumen als Gnadenge schenke des Götzen austheilend. Derselbe bat ihn auch Fröm migkeit zu beweisen, d. h. eine Blume als Geschenk des Götzen anzunehmen und ihm dafür ein Geldgeschenk zu machen Der Missionar zeigte ihm aber, was wahre Frömmigkeit sei und hielt ihm Jesum vor, als den, in dessen Namen er zu leben habe. Abends ging Miss. Ammann in Batkall in den Bazaar, wo sich bald etwa 150 Personen, meist Muselmanen um ihn versammelten. Er las Marc. 1, 15 und verkündete darauf den Sünderheiland. Obwohl öfter durch thörichte Fragen unterbrochen, konnte er doch fortmachen. Gegen Ende aber gab einer ein Zeichen, und ein ungeheures Spottgeschrei wurde vom ganzen Haufen erhoben. Nach demselben suchte er fortzufahren, aber er konnte sich wegen des Lärms kein Gehör mehr verschaffen. Deßhalb ging er weg. Nun erhob sich ein Geschrei, daß ihm die Ohren gellten. Niemand legte die Hand an ihn, aber doch wurde er mit Betelnußschalen beworfen. Deßhalb kehrte er um, ging zum Peschkar (Polizeibeamten), und forderte ihn auf, die Hauptleute der Muselmanen für alle Unordnungen verantwortlich zu machen. Dieser brachte am folgenden Tag etwa 50 Mann zu ihm, damit er die Schuldigen bezeichnen könne. Miss. Ammann machte Einzelne namhaft, die sich ausgezeichnet, bat aber, sie nicht zu strafen, sondern nur durch die Häupter der Kaste von persönlichen Beleidigungen abmahnen zu lassen. Zugleich ergriff er die Gelegenheit, um den Leuten eine kurze Predigt zu halten. Am Nachmittag hatte er 3 nette Partieen Besucher, meist Braminen, im Bangalow. Abends wieder im Bazaar; jetzt ist Alles ruhig; abermals eine große Versammlung, hauptsächlich Muselmanen, denen über Marc. 1, 40 ff. eine Predigt gehalten wird. Am 30. Juli predigte Miss. Ammann 2 Partieen von Palmweinziehern in ihren Gehöften. Die Leute vertheidigten ihren Bhutendienst, weil die Bhuten

ihnen helfen in allem ihrem Vornehmen; doch beharrten sie nicht auf ihren Behauptungen, sondern hörten gerne die Predigt von dem Gekreuzigten. Miss. Ammann fühlte sich unter ihnen ganz heimelig, wie er sagt. Nachher redete er zu einer Partie Goldschmiede in ihrem Quartier und disputirte er auf dem Wege mit einem Muselman, der behauptete, die Moslemim allein seyen im Besitz des ächten Evangeliums, und Jesus werde bei seiner Wiederkunft ein Moslem seyn. 31. Juli. Aufbruch nach Schiruru, wo im Bazaar über 1 Tim. 1, 15 gepredigt wurde und das Wort den Zuhörern neu und interessant war. In Beinduru Besuch des Peschkar, der erst als der Tisch gedeckt wurde, mit den Worten aufbrach: es sey nicht recht von ihm den Missionar vom Essen abzuhalten, da der Geist im Bauch befriedigt werden müsse, weil nur dadurch Alles in Ordnung gebracht werde. Am 1. August Predigt in eines Scheregars Haus über die Liebe Gottes gegen die Menschenkinder, die aber ziemlich gleichgültig angehört wurde. Dann Unterredung mit einem jungen Mann, der 10 Tage zuvor sein Weib verloren hatte, der zwar bemüht war, das Gesagte zu fassen, aber vom Hanfrauchen stumpfsinnig geworden war. Der Missionar ermahnte ihn, dieses Laster zu fliehen, das ihn an Leib und Seele verderbe. In Folge davon warf er wenigstens für dieß Mal den Hanf von sich. Im Bangalow Besuch von 2 jungen Braminen, die sich des früher über das Kreuz Jesu Gehörten noch wohl erinnerten, die Nothwendigkeit, Alles von sich zu werfen, was sie von Christo abhalte, sich auseinandersetzen ließen und das Evangelium Johannis und einen Tractat erhielten, die sie zu lesen versprachen. Am Abend Unterredung mit 2 Männern und 2 Frauen in einem Bauernhaus. Sie erzählten, wie sie an ihren Bhuten hangen; der Missionar aber zeigt ihnen, wie sie sich durch diesen Dienst verunreinigen und von der Gemeinschaft Gottes ausschließen, aber in Christo Reinigung von ihren Sünden finden könnten. Nachher Besuch bei einem kranken Braminen, dem die Ursache aller Krankheit und der Name des großen Arztes verkündigt wird. Zwei der Anwesenden hatten den Missionar schon früher gehört und

hörten gerne wieder zu. Am 2. August werden 3 Dörf predigend durchzogen; im zweiten viele zum Theil aufmerksar Zuhörer. Abends im Bazaar in Kir Muneschwara Predi über das Eine Nothwendige, aber geringe Aufmerksamkei Am 3. August Morgenbesuch in einem Barbiershause, n einige Nair zusammengekommen waren, die dem Evangeliu ein williges Ohr liehen, und dann in einem Kaufladen. Na dem Essen Besuch eines jungen Braminen, der, als er g fragt wurde, welche Sünden er sich habe zu Schulden komme lassen, erwiederte, er habe sich durch Händearbeit von d Anbetung Gottes abhalten lassen, während er als Bramin keine Arbeit hätte thun sollen. Es wird ihm gezeigt, da der Gottesdienst der Braminen keine Anbetung Gottes in de Wahrheit sey, und was die rechten wahren Sünden seyer Die Wahrheit dieser Worte fühlt er sogleich und bekenn dieß auch. Deßhalb wird ihm das Wort von der Versöhnun gepredigt, von dem er angezogen zu werden schien. Er bleib lange, liest mit dem Missionar im Evangelium Johannis un erhält Anweisung, es recht zu gebrauchen. Abends Predig in 2 Bauernhäusern, wo den Leuten gesagt wird, daß si göttlichen Geschlechts seyen und darum den Bhuten und Teufeln nicht dienen, sondern zu Gott kommen sollten. 4. August Besuch in einem Bauernhaus, wo alles früher Gehörte vergessen war und alles Neugesagte mehrmals wiederholt werden mußte, wenn es sich dem Gedächtniß nur ein wenig einprägen sollte. Nachmittags wird über den Fluß bei Kundapur gesetzt und während der Ueberfahrt auf dem Fahrzeug allen Mitreisenden gepredigt. Abends Besuch zweier Katholiken, die dem Padre sagten, er werde als Ketzer in die Hölle kommen; aber, als sie gefragt wurden, ob sie wahrhaftig in Christo seyen, stille schweigen mußten. Sonntag 5. Aug. den ganzen Nachmittag unausgesetzt Besuche in Partieen von 20—30 Personen. Fortgesetzte Predigt von dem vollkommenen Opfer Christi und der Gerechtigkeit des Glaubens. Eine gute Anzahl Neuer Testamente und Tractate finden Abgang. Einer, der behauptete, Gott thue Alles im Menschen, Sünde und Gerechtigkeit, wird von einem der Zuhörer selbst mit Festig-

keit zurückgewiesen. Gründlich müde, aber dankbar für die vielen Gelegenheiten, den HErrn Jesum zu verkündigen, begibt sich Miss. Ammann zu seiner Ruhe. — —

Anhang.

1. Station Almanda.

Miss. Mögling hat unter dem 21. Juli eine Bitte an den General-Gouverneur in Indien eingereicht, in welcher er sich anerbietet, ein literarisches Bureau für das canaresische und verwandte Sprachgebiete zu errichten, dessen Aufgabe außer der Abfassung eines canaresischen Lexicons und einer canaresischen Grammatik die Uebertragung der besten englischen und deutschen Werke ins Canaresische und die verwandten Dialecte, sowie die Herausgabe einer Reihe von kleineren Schriften und Tractaten, welche die Quintessenz europäisch-christlicher Bildung auf das Ostindische Gebiet verpflanzen würden, seyn soll. Die englische Regierung soll ihm dazu monatlich 300 Rupies beisteuern; er und sein Freund Kanndinja, dessen Theilnahme an dieser Arbeit er dem General-Gouverneur bereits zugesagt hat, würden von den Unterstützungen englischer Freunde leben. Der General-Gouverneur ließ dem Bittsteller antworten, daß er auf seiner Rundreise durch den Süden von Indien außer Stande sey, über sein Ansuchen zu entscheiden, daß er aber seinen Plan bald möglichst dem President in Council in Calcutta vorlegen und ihm sodann eine Resolution zugehen lassen werde. Mittlerweile wandte sich Hr. Arbuthnot, der Unterrichtsminister der Präsidentschaft Madras, an ihn, und suchte ihn für die Bearbeitung von Schulbüchern für das canaresische Sprachgebiet zu gewinnen. Miss. Mögling erklärte ihm, daß sein Plan von dem der Madras-Regierung einigermaßen abweiche, er aber unter gewissen Umständen nicht abgeneigt sey, auf die Anerbietungen der Regierung einzugehen. Dabei sprach er die Voraussetzung aus, daß er und seine Mitarbeiter als im Staatsdienst stehende Beamte behandelt werden würden. Das Nähere sollte bei Gelegenheit eines Besuchs, den der Minister in Mangalur zu machen beabsichtigte, verabredet werden. Im Zusammenhang mit diesen Schritten Miss. Möglings und den Aussichten, die sich ihm für die Realisirung seiner schon lange gehegten Plane zum Besten Indiens eröffneten, steht ferner die von ihm unter dem 24. September an die Committee gerichtete Bitte um Entlassung Miss. Kanndinja's von seinem bisherigen Posten in Mangalur und Erlaubniß für diesen, sich mit ihm im Kurg-Lande in einer von der evangelischen Missions-Gesellschaft in Basel mehr oder weniger unabhängigen Stellung behufs der Leitung des beabsichtigten literarischen Unternehmens zu vereinigen.

2. Station Schimoga.

Miss. Albrecht reiste am 17. September von Schimoga ab. A Frucht seiner nicht einmal zweijährigen Missionsarbeit in diesem M telpunkt des Nagara-Districts begleitete ihn ein ältlicher Mann bis na Mangalur, um dort weiteren Unterricht im Worte Gottes und die Taufe zu erhalten. Derselbe wurde in Mulki untergebracht. Mi Albrecht selbst wollte in Mangalur die Erlaubniß der Committee z Heimkehr nach Europa erwarten. Da dort die englische Schule Folge der schleunigen Abreise Miss. Hoch's nach den blauen Berg verwaist stand, war sein Erscheinen in Mangalur ein tröstliches E eigniß für die bedrängten Brüder. Gleich am Tage nach seiner A kunft trat er deßhalb in die Arbeit an dieser Schule ein. Dagege steht die neubesetzte Station Schimoga nun bereits verlassen da un wird dieselbe vielleicht für eine lange Reihe von Jahren nicht wiede besetzt werden können, weil es an Geld und Mannschaft dazu fehl Inzwischen wird der Ertrag des der Mission daselbst von einem eng lischen Freunde geschenkten Missionshauses und Missionsgehöftes i einem Schimogafond gesammelt werden, der die Wiederbesetzung de Station in späterer Zeit, wenn es des HErrn Wille ist, ermögliche oder erleichtern soll.

II. Provinz Südmahratta.

1. Station Hubli.

In Hubli selbst ereignete sich nichts von Bedeutung. Dagegen finden sich in dem Bericht Miss. Kittels über eine Missionsreise, die derselbe in der zweiten Hälfte Augusts machte, manche interessante Züge aus dem Leben der Hindus. In Misrakohti beobachtete er einen Saniasi, der mitten auf dem Markte bis auf die Nasenlöcher in die Erde verscharrt war. Auf dem Siddhappana gudda (Vater Siddha Berge) brachte er in einem Schiwaitenkloster mehrere Tage zu, um dem Leben und Treiben der Mönche zuzusehen und den das Heiligthum besuchenden Fremden das Evangelium zu verkündigen. Im Allgemeinen fand er weit mehr Widerstand als Geneigtheit der Leute, das Evangelium zu hören.

2. Station Dharwar.

Miss. Kaufmann fühlt sich durch die englische Predigt, die er Sonntag für Sonntag zu halten hat, um seiner immer

noch unvollkommenen Kenntniß des Englischen willen immer noch sehr gehemmt in der Arbeit an den Eingeborenen. Dennoch hatte er die Freude am 5. August 8 Seelen (Tamulen) durch die Taufe in die schwarze Gemeinde aufzunehmen. Unter diesen befindet sich ein krüppelhafter Waisenknabe (Paul), der einen großen Abscheu vor dem Götzenwesen und vielen Eifer, einen heidnischen Knaben mit dem Wort Gottes bekannt zu machen, an den Tag legte.

3. Station Bettigeri.

Von Bettigeri selbst sind uns keine Nachrichten zugekommen. Dagegen schreibt Miss. Müller aus Hubli unter dem 21. August: „Heute verließ uns Frau Würth, die 4 Wochen zur Erholung bei uns war. Die l. Frau hatte sich im letzten Jahr durch die Pflege von 6 angenommenen Heidenkindern, die beinahe alle noch nicht einmal ein Jahr alt waren, so sehr angestrengt und geschwächt, daß sie sich entschließen mußte, sich für einige Wochen aller Arbeit zu entschlagen. Sie verließ uns aber wieder ziemlich frisch und gestärkt.“

4. Station Malasamudra.

Missionar Leonberger schreibt unter dem 16. Juli: „In den letzten 14 Tagen waren wir damit beschäftigt, die Wohnung und Haushaltung des neu entstehenden Waisenhauses einzurichten. Wir haben bis jetzt 10 Kinder aufgenommen und sollen nächsten Monat noch zwei erhalten. Sie sind im Alter von 9 Monaten bis 13 Jahren. Die zwei ältesten Mädchen von 12 und 13 Jahren haben mit 2 Mägden von demselben Alter die Haushaltungsgeschäfte zu besorgen, d. h. zu mahlen, zu kochen, zu waschen und die Kleinen zu hüten. Das Zimmer neben unserem Schlafzimmer ist Wohn- und Schlafzimmer der Kinder. Es vergeht keine Nacht, wo meine Frau nicht ein- zwei- drei Mal aufstehen muß, weil das Geschrei der Kleinen die Kindsmägde nicht aus dem Schlaf bringt und sie in ihr Amt überhaupt noch nicht eingeleitet sind. Wir haben natürlich bestimmt, daß die Kinder ganz

die gewöhnliche Kost der Eingebornen bekommen sollen; Mo
gens die unter 6 Jahren Reis und ein wenig Milch; d
ältern Tscholabrod mit dem gewöhnlichen Zugemüse; Mitta
Alle das eine Mal gekochte Tschola, das andere Mal Hir
mit Tscholabrod, die Kleinsten ein wenig Milch zum Brot
Abends Alle Reis oder Hirse; (Hirse ist hier viel billiger a
Reis.) Die Kleidung besteht für die Kleinen in Leibröcken
im achten Jahr erhalten die Mädchen Schires, aber ohn
Kittelchen. Die Knaben tragen Hosen und Wämschen vo
blauem baumwollenem Tuch. Die größeren Kinder erhalte
Sandalen. Statt der Turbane tragen die Knaben Kapper
von welchen das Stück 6 Kreuzer kostet. Als Bett erhä
jedes Kind eine Matte, einen Teppich und ein Leintuch, zu
sammen 1 fl. 30 bis 1 fl. 48 kr. im Werth. Für die Knabe
richten wir noch ein besonderes Schlafzimmer ein. Da wi
keine heidnische Dienstboten anstellen wollen und es nu
wenige christliche gibt, haben meine Leutchen viele Arbeit; di
Frau des Katechisten Christian unterstützt jedoch meine Fra
nach Kräften."

Im September schreibt derselbe: „In den letzten 3 Mo-
naten kamen 4 Familien, 25 Köpfe stark, während von der
früher Gekommenen 15 Personen entlassen werden mußten
oder von selbst gingen. Mit Einschluß der Kinder wären in
diesem Augenblick 50 Taufbewerber hier; aber leider muß
ich von der größeren Mehrzahl befürchten, daß sie nicht red-
lich sind. Das fleischliche, ungeordnete Wesen des früheren
Vagabundenlebens will nicht weichen. Würden mich ihre
vielen Kinder nicht zum Mitleid bewegen und mir einige
Hoffnung geben, ich würde heute noch einen guten Theil der
Leute fort schicken."

Mit Miss. Leonbergers Gesundheit geht es, wie er schreibt,
sehr gut.

5. Station Guledgudd.

Keine Nachrichten.

III. Provinz Malabar.

1. Station Cannanur.

Miss. Hebich übersendet einen Bericht über seine mehrmonatliche Missionsreise (vom 7. Mai bis 1. Sept. 1855) nach Palghat, Coimbatur, die blauen Berge, French Rocks, Bangalur, Tumkur, Meisur, Hunsur, Merkara und über Mangalur zurück nach Cannanur. Dieser Bericht entfaltet vor uns eine Missionsthätigkeit des Seniors unserer Brüder, über deren Umfang, Lebendigkeit und segensreiche Früchte wir nur unsere freudige Verwunderung aussprechen und dem HErrn Lob und Dank darbringen können. Da derselbe aber zu umfassend ist, um hier eine Stelle zu finden und wir ihn doch nicht gerne zerstückeln, behalten wir uns vor, ihn an einem anderen Orte zu veröffentlichen.

Miss. Dr. Gundert bittet unter dem 19. Sept. Namens der Station um die Erlaubniß, das Missionshaus in Cannanur statt mit Blättern, mit Ziegeln zu decken, was eine Ausgabe von Rup. 1200 erfordert, und sodann um die Einwilligung der Committee zur Ordination des Katechisten Jakob Ramawarma's (Sohn des verstorbenen Königs von Kotschin.)

Miss. Diez bittet unter dem 13. August um die Erlaubniß, sich mit Jgfr. El. Blandford, der Pflegetochter Miss. Gunderts, verehlichen zu dürfen.

Ueber den Gang der Dinge auf der Station und den Filialien und Außenstationen enthalten die Quartalberichte Miss. Gunderts und Miss. Diezens folgende Mittheilungen.

Miss. Gundert schreibt:

„In diesem Sommer hatten wir mehrere Todesfälle, Gottlob nicht solche, über die nur zu trauern wäre. Am 25. Juni verlor Katechist C. Stocking seine zweite Frau. Sie war zwar glücklich entbunden worden, doch hatten sich nachher Fieber und Krämpfe eingestellt; welche Mittel auch angewandt wurden, der Sturm in den Nerven ließ sich nicht mehr stillen. Wir hatten sie aus ihrer lärmenden Nachbarschaft noch nach Tschiracal tragen lassen, und waren so Zeugen ihres kindlichen Dankes gegen Gott und Menschen für alle erzeigte Liebe.

Sie hatte schon in der Schwangerschaft, vielleicht geleite von Eindrücken, welche der Tod der ersten Frau Stockin zurückließ, sich auf eine unglückliche Niederkunft gefaßt ge macht und ihre Rechnung mit der Welt geschlossen. Auc im Delirium zeigte sie kindliche Hingebung in Gottes Wille und die selige Hoffnung, ihren Heiland zu sehen. Von de ganzen Vedamuttu'schen Familie, die seit **1839** aus Tinne velly sich in unsere Mission herüber gezogen, ist sie bis jetz das einzige zweifellos bekehrte und gerettete Glied. — Bald nach ihr verschied in ähnlicher Weise (an eclampsie) Jesu adial, die Frau des Webers Nehemiah. Auch sie war tamulischer Abkunft, die Tochter eines jetzt in Käty angestellten Schulmeisters. Eine englische Freundin hatte sie, nach einem schweren Fall, mir übergeben, damit sie sich in Tschiracal zurecht finde (**1853**.) Gott hat ihren Aufenthalt gesegnet; sie wurde eine musterhafte Schülerin, und hat auch in der kurzen Ehe, da sie von ihrem heftigen eingebildeten Manne viel zu leiden hatte, sich tiefer ins Geheimniß der Gnade führen lassen. Sie starb unter unsern Gebeten (**8**. Juli) mit völligem Vertrauen in die Vergebung ihrer Sünden durch Christi Blut. Nach dem Tode noch war ein friedliches Lächeln auf ihren Zügen zu lesen. Dagegen hat ihr Mann uns seither viel Sorge und Noth gemacht. Der HErr lasse ihn nicht verloren gehen! — Am **3**. August starb der Weber Jacob Sundaran am Nervenfieber. Obwohl von Natur schüchtern und leidensscheu, war er doch der entschiedenste und herzlichste von **3** Webern, die um die gleiche Zeit in Tschiracal aus den Banden des Heidenthums frei wurden. Der HErr hatte ihn durch allerlei schwere Wege geführt und für Sein Reich erzogen. Er geht uns nun sehr ab im Cannanur Webereigeschäft, für das er sich auf die Letzte ein Jahr lang in Mangalur hatte bilden lassen. Seine Wittwe und einziges Kind hat er mit Glauben seinem Heiland übergeben können. Sie lebt jetzt in Tschombala bei ihrem Vater.

„Nach allen diesen Verlusten schien es uns Bedürfniß, zu der Gemeinde einige Seelen hinzuzuthun, welche im letzten Jahre auf den Gnadenweg geführt worden waren. Unter

diesen ist zuerst zu erwähnen die alte Amata mit ihrer Tochter Beata und deren drei Kindern. Es ist dieß eine Najerfamilie aus dem Süden, aus einer Kaste, welche den Dienst im Pallast von Trewandram (Tiru wananta-puram) versehen muß. Nach dem Tod des Mannes brachte sich die Alte dort kümmerlich durch; und der Tochtermann entschloß sich endlich im Norden des Ländchens sein Glück zu versuchen. Er kam nach Kollam (Quilon) und diente dort einigen Geldwechslern bis zu seinem Tode. Nun waren die zwei Wittwen brodlos. Dazu kam, daß der älteste Enkel, der schon 12 Jahre hatte, die Hoffnung nährte, wenn er allein sey, etwas rechtes werden zu können. Eines Tags war er verschwunden. Gewisse Anzeichen führten auf die Vermuthung, daß er sich weiter nordwärts gewendet habe, und die Familie kam nach ihm suchend bis Kotschin. Hier blieben sie einige Zeit, bis ein reisender Banian (Kaufmann) sie als Mägde anstellte. Mit seiner Familie kamen sie nach Cannanur und hatten nun zwei Jahre lang ein erträgliches Unterkommen. Der Mann starb, die Angehörigen reisten zur See in den Norden zurück und die Najer-Weiber blieben in großer Armuth sitzen. Sie versuchten eins und das andere ohne viel Glück, beriethen sich mit allerhand Leuten und fielen endlich in eine pfiffig gelegte Falle. Ein Schmied von niederer Kaste sah die 11jährige Enkelin der Alten und gedachte sie zu seinem Weibe zu machen. Der Kastenunterschied stand im Wege. Daher bestach er einen Nachbar der Frauen, und schickte ihnen durch denselben allerhand Geschenke. Diese wurden dankbar aufgenommen, und auf ihre Nachfragen gesagt: diese Gaben kommen von einem Tempeldiener (Halbbraminen), der sich für sie interessire. Eine Bekanntschaft wurde eingeleitet, und da die armen Leute an allem froh waren, war bald beschlossen, die Kleine solle den Tempeldiener heirathen. Die Hochzeit wurde kleinlaut gefeiert, und Mutter, Geschwister und Großmutter folgten nun dem Ehepaar in die neue Heimath bei Andscharkandy. War der Mann unansehnlich, so war das Haus ärmlich. Weder kamen Besuche von höheren Kasten, noch wurden Blumenkränze für

den Tempeldienst geflochten; dagegen trat hie und da jen
herein und sprach von Eisenarbeiten, und am vierten
endlich sahen sie den Mann Feuer machen und schmie
nun war der Betrug entdeckt, und die Kaste durch das
herige Zusammenessen eingebüßt. Was hätte es gehol
Vorwürfe zu machen? Sie mußten bleiben, dankbar f
daß sie ein Obdach hatten. So will's das Schicksal, war
einzige Trost, den sie unter diesen Umständen hatten. N
einigen Monaten mußten sie aber gewahr werden, daß
Schmied müde war, die Alten zu ernähren. Sie duckten
so gut sie konnten, vermochten aber nicht, es ihm recht
machen. Einigemal brach auch der verletzte Najerstolz
Wittwen in offene Schimpfreden aus. Eines Tages, da
Großmutter sich waschen wollte, nahm sie das heiße Wa
das auf dem Kochheerd stund, zum Bad, gerade während
Schmied, der dießmal sich des Kochens angenommen ha
hinausgegangen war. Das Wasser, das beim Baden zu
auf ihren Arm fiel, machte eine tüchtige Brandblase. Z
Ueberfluß zeigten sich Stücke einer Arana Eidechse (Lace
interpunctata?) im Kochhafen, woraus sie ersah, daß i
Mann sie zu tödten beabsichtige, denn das Fleisch der Ara
wird nur zum Vergiften gebraucht. (Ich muß dieß glaub
obgleich ich es in der Naturgeschichte nicht finden kann
auch der Bruder des Schmieds hat mir's bekräftigt.)
kam zu einer polizeilichen Untersuchung; die geschreckten W
ber wollten aber keine Klage vorbringen und suchten nur ein
sichern Zufluchtsort. Der Andscharkandy-Katechist predigte ihn
Jesum und beredete sie, zu uns nach Tschirakal zu komm
Hier sind sie nun schon über ein Jahr, die 10monatl
Ehefrau Mathilde ist eine aufgeweckte Schülerin geword
ihr Bruder Joel gedeiht im Tellitscheri-Waisenhaus. Mut
und Großmutter lernten eifrig und zeigten sich dienstfer
und bescheiden. Ich konnte sie daher mit guter Hoffnu
taufen; doch ist diese nicht ganz gerechtfertigt worden, ind
die Alten, wie leider so viele, seit der Taufe sich etwas l
siger und anspruchsvoller gezeigt haben als in ihrem Pr
jahr. Wird z. B. einer vorgeworfen, daß sie ein unanst

diges Wort gebraucht, so kann sie jetzt sagen: „ist's ein Wunder, wenn mir, der Neugetauften, so etwas entfällt? Gibt's hier doch alte Christen, vor 5 und 10 Jahren getauft, die noch nicht über dergleichen hinaus sind" ꝛc. Mit allen ihren Schwächen aber machen sie doch, glaube ich, unverkennbare, wenn auch langsame Fortschritte.

„Die andere Frau, Viramma, ist aus einer guten Madras-Familie von Glasringemachern, und war in ihrer Jugend an einen Mann ihrer Kaste verheirathet. Später wurde sie von einem Pondicherry (Pudu tscheri „Neumarkt") Katholiken verführt, vor ein Schiedsgericht der Kastenhäupter gestellt, vom Manne verstoßen und von den Ihrigen abgesondert eingeschlossen. Sie hielt's für besser, ihren Verführer aufzusuchen, der schnell entschlossen sie bei sich behielt und sein rechtmäßiges Weib ihren Eltern zurückschickte. Damit hat er sich die 18 Jahre hindurch, welche dieses Concubinat währte, der fortwährenden Rüge der Priester ausgesetzt, ohne doch je sich ihnen zu unterwerfen. Die Folge war, daß Viramma nur dem Namen nach Katholikin werden konnte. Wohl hat sie einmal in einer Krankheit vom katholischen Katechisten eine Art Nothtaufe erhalten, welche aber nach hiesigem Brauch bälder oder später durch eine wirkliche Taufe von Priesterhänden erst bekräftigt werden muß, und diese konnte sie nie erlangen. Ihr Mann Miguel war lange Knecht von Offizieren des 5ten M. N. Inf. Regiments. Mit einem von diesen kam er vor etwa 12 Jahren nach Cannanur und dessen Nebenstation Manantoddy. Dort ließ er einmal seinem Jähzorn freien Lauf, wurde auf der Stelle entlassen und fand Dienst bei den Kaffeepflanzern jenes Distrikts (Wajanadu). Das Leben dort gefiel ihm; er blieb 9 Jahre in jenem Bergland, während andere Eingeborene oft bald vom Fieber vertrieben werden, und hätte etwas Bedeutendes erspart, wenn seinem Herrn nicht das Geld ausgegangen wäre. Er mußte sich mit ihm leiden, wollte aber, weil mit der Leitung des Ganzen betraut, nicht zurücktreten, sondern hielt auf der Pflanzung aus, während der Meister in Mahe dahin siechte und starb. Jetzt war guter Rath theuer. Die

Pflanzung fiel in die Hände der Obrigkeit, welche die S
ausfindig zu machen und die Schuldner zu befriedigen h
Miguel, der den rückständigen Lohn von Monaten zu for
hatte, wurde, je länger hingehalten desto ungeduldiger.
Conolly vertrat seine Ansprüche und ließ ihn baldige gün
Entscheidung hoffen. Der Mann zog mit Weib und Kin
nach Calicut und verlangte schnellen Bescheid; er wurde
mer zudringlicher, und einmal, da er am Fuß von Con
Hügel sich ein grobes Wort erlaubte, hieß ihn der Be
gehen. Das war zu viel für den heftigen Mann. Er
ich gehe, lehnte sich über die geladene Flinte und fiel du
Herz geschossen zu Conollys Füßen. In der Nacht bee
ten ihn die katholischen Knechte mit so viel Gebetlein al
wußten. Die arme Frau mit vier Kindern wurde von
nolly an den Tellitscherry Richter gesandt, der die Gel
sprüche des Mannes zu untersuchen hatte. Dadurch kam
Frau zu Br. Irion, der die zwei Knaben aufnahm, w
rend wir die Mutter mit den zwei Töchtern haben. Sie
schon viel ausgestanden, sieht sehr nüchtern auf ihr Le
zurück, und findet wahren Trost im Evangelium. Ihr
nehmen ist untadelig: sie dient in aller Stille, ohne m
zu werden, und findet sich auch in die Trennung von
Knaben, welche ihr anfangs das Schwerste war. An gu
Essen gewöhnt, findet sie einige Schwierigkeit, sich mit
hiesigen Kost zu begnügen. Am 12. August taufte ich
mit der obigen Familie. Sie heißt jetzt Theresa und fä
fort, durch ihren Wandel in der Wahrheit uns Freude
machen."

Miss. Diez schreibt:

„In unserer ohnedieß kleinen Gemeinde hat es d
HErrn gefallen, mehrere, darunter junge und hoffnungsvo
Personen, zu seiner Ruhe zu rufen. Wenn wir Ihm da
ken dürfen, daß seine Gnade an den Dahingeschiedenen ni
vergeblich gewesen war, so sind wir mit Trauer erfüllt
Gedanken an eine Anzahl verschiedener Personen, den
es weder beim HErrn, noch bei uns wohl werden wollte, u
die sich deßhalb unserem Einflusse auf sie durch Fortlauf

entzogen haben. Dieselben waren sämmtlich Taufcandidaten, mit Ausnahme einer Frau und deren 3 Kindern, und Nehemias, des Webers und seines Kindes. Das Weib war früher nicht ohne Gnade, bei ihrem Abzuge aber fast teuflisch. Nehemia mit Kind wurde von Br. Fritz in Calicut einstweilen aufgenommen; vielleicht kommt er zu sich und zum HErrn.

„Durch die verschiedenen Todesfälle und Sichtungen ist natürlich unsere Zahl verringert worden, da dieses Jahr trotz der Theurung Niemand Lust zeigte, sich uns anzuschließen, einen Tier in Tschirakal ausgenommen.

„In der Weberei in Cannanur, welche ich mit besonderer Vorliebe pflegte, habe ich nach dem Aufgeben der Bäckerei die zweite Niederlage erfahren, die mir der HErr zugedacht hat. Es ist nämlich nur einer von den früher arbeitenden sechs Stühlen im Gange, da Jacob Sundaran starb, Nehemia und Nambi hauptsächlich um der, dem Mangalur Arbeitspreiscourant gemäß bezahlten Löhne willen fortliefen, John wegen schwachem Gesichte und Johann wegen beständiger Kränklichkeit des Webens enthoben werden mußten.

„In Tschovva hat Manches, wie das Zusammenleben, die Arbeit, der Unterricht u. s. f. eine etwas festere Gestalt gewonnen, und wenn auch noch Vieles zu werden hat, so hoffen wir doch, der HErr werde uns nicht zu Schanden werden lassen.

„Daß seit Ende der Regenzeit 7 bis 10 der daselbst wohnhaften Männer und Jünglinge versuchsweise im Begriffe sind, neben der Feldarbeit als Handlanger, Steinbrecher, Steinmetzen und Säger ihr Brod verdienen zu lernen, bemerke ich nur im Vorbeigehen. Da wir gerade bauen, finden sie bei uns als Lehrlinge Arbeit; ob sie aber später auch von anderen Leuten eingestellt werden, wage ich noch nicht zu entscheiden. Es heißt eben im Glauben fortmachen."

2. Station Tellitscheri.

Der Quartalbericht der Station enthält sehr erfreuliche Mittheilungen über den Gang des Districts-Waisenhauses.

Wir haben ihn unserem Jahresbericht von **1854/55** einve leibt (s. pag. **61**) und können ihn daher hier übergehen.

3. Station Tschombala.

Miss. Chr. Müller schreibt:

„Was ich dieses Mal mitzutheilen habe, ist der seli Heimgang unseres lieben Bruders Noah, welcher am 1 August dieses zeitliche Leben mit dem ewigen und himmlische vertauschte. Seine Eltern, welche der Kaste der Mogier an gehörten, wohnten in Ellatur, etwas nördlich von Calicut und ernährten sich, wie die Meisten ihrer Kastengenossen, von Fischfang. Von drei Geschwistern war er das älteste un seine Geburt fiel etwa ins Jahr **1790**; sein heidnische Name war Kunden. Von einem Schulunterricht war natür lich nie die Rede und Niemand gab sich die Mühe, ihn auch nur das Alphabet zu lehren; dagegen wurde er frühzeitig mi allen Sünden und Lastern, welche in seiner Kaste im Schwange gehen, bekannt und ergab sich ganz dem Dienst des Fleisches und der Eitelkeit. Seine erste Beschäftigung als Knabe bestand in der Zubereitung der Fischernetze, und sobald er kräftig genug war, nahm ihn sein Vater mit sich auf den Fischfang selbst, wodurch er sich von nun an seinen Unterhalt selbst erwerben mußte. Als er etwa **20** Jahre alt war, verheirathete er sich und hatte fortan sein eigenes Hauswesen. Seine Kinder starben alle in früher Jugend; nur ein Sohn überlebte den Vater, um ihm nicht Freude, sondern eitel Herzeleid zu bereiten. Wie sich Kunden gegen die Seinen äußerst roh und oft grausam benahm, so scheute er sich auch nicht, gegen seine Nachbaren alle möglichen Ungerechtigkeiten zu begehen. Ein Beispiel möge hier genügen, um zu zeigen, wessen Geistes Kind er war. Eines Tages gerieth er mit einem Tier-Mann in Streit, und da er den Kürzesten zog, nahm er sich vor, denselben bei der nächsten Gelegenheit zu ermorden; da es ihm aber nicht gelingen wollte, seinen Plan auszuführen, tödtete er demselben ein junges Kalb. Die Verheirathung seiner Schwester Ambai nach Mahe wurde die Veranlassung, daß auch er sich mit seiner Familie in Mahe

niederließ, um auf dieselbe Weise der Sünde und der Welt zu dienen, wie er dieß in Ellatur gethan hatte. Nachdem ihm seine erste Frau gestorben war, verheirathete er sich zum zweiten Mal; allein auch diese Ehe war nicht glücklicher, als die erste. Die Folgen der Sünde begannen sich an seinem sonst so kräftigen Körper zu offenbaren; er wurde kränklich, beinahe unfähig zur Arbeit und mußte mit den Seinen oft den bittersten Mangel leiden. Als er sah, daß er nicht mehr im Stande war, seine Familie zu ernähren, gab er nach Landessitte seinem Weib einen Scheidebrief und sandte sie den Ihrigen zurück. Sein Sohn mußte für sich selbst sorgen, und er selbst ernährte sich fortan hauptsächlich mit Netzmachen. Aber der HErr, der keinen Gefallen hat am Tode des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe, ging auch diesem verlorenen Schaf nach, bis Er es fand.

„Es war im Jahr 1849, als ich den alten, gebrechlichen Mann zum ersten Mal sah und zwar in dem Haus des seligen Timotheus in Mahe, dessen Schwiegermutter Louise die oben genannte Ambai, Schwester des Kunden, kurz vorher getauft worden war. Er wußte nicht recht, um was es sich handelte, hatte jedoch Freude am Wort Gottes, blieb auch etliche Mal beim Gebet. Indessen ging er einige Monate ab und zu und war unschlüssig, was er thun solle; Welt und Sünde hatten ihn zwar ziemlich aufgegeben, nicht aber er die Sünde und die Welt; daneben graute ihm gewaltig vor der Schmach Christi. Eines Abends jedoch kam er zu seiner Schwester und sagte: „Nun ist die Sache entschieden: ich bleibe hier und werde ein Christ.“ Als sein Sohn den Entschluß des Vaters vernahm, ging er im Zorn hin und wurde Mopla. Kunden hingegen gab sich Mühe, die Wahrheiten des Christenthums nicht nur in sein Gedächtniß sondern auch in sein Herz aufzunehmen. Ich denke noch oft daran, mit welcher Leichtigkeit sich der alte Mann, der in seinem Leben nie etwas gelernt hatte, die zehen Gebote und das apostolische Glaubensbekenntniß aneignete. Viele Freude bereiteten ihm auch die biblischen Geschichten, welche ich ihm vorlas und erklärte. Da an seiner Aufrichtigkeit

nicht zu zweifeln war, wurde er am 19. Mai 1850 durch die heilige Taufe in die christliche Kirche aufgenommen und erhielt den Namen Noah. So lange er noch in Mahe wohnte konnte er sich seinen Unterhalt noch selbst erwerben; als ich aber nach dem Tode des Timotheus genöthigt war, die ganze Familie hieher ziehen zu lassen, kam auch Noah mit und lebte seit der Zeit in Tschombala; und da er immer älter und gebrechlicher wurde, war ich genöthigt, ihm eine monatliche Unterstützung von Rup. 2 zufließen zu lassen, wofür er immer sehr dankbar war. In seinem ganzen Benehmen zeigte er kindliche Einfalt und Demuth, und es war sein ernstlicher Wunsch, dem HErrn zu gefallen und bereit zu seyn auf die Zeit, da Er ihn zu sich rufen würde. Das alte, sündhafte und verkehrte Wesen machte ihm freilich noch zuweilen viel zu schaffen; aber der treue und barmherzige HErr, der das gute Werk in ihm angefangen hatte, wußte es auch in Gnaden zu vollenden. So wandelte er 5 Jahre unter uns als ein armer, gebeugter Sünder, für den, wie er sich oft ausdrückte, nichts übrig geblieben ist, als das Blut Jesu Christi und seine unaussprechliche Gnade. Zu Anfang des Monats August erkrankte er; aber Niemand dachte, daß sein Ende so nahe sey, denn er hatte oft ähnliche Anfälle glücklich überstanden. Als ich ihn das letzte Mal besuchte, mußte ich ihn aus einem fieberhaften Schlaf aufwecken. Ich fragte ihn dann, wie es ihm gehe; er sagte: „es geht mir ganz gut, der HErr ist bei mir und tröstet mich — ich habe nichts, auf das ich mich verlassen könnte, als das Blut Jesu Christi — das reinigt mich von allen Sünden.“ Ich fragte ihn ferner, ob er bereit sey, zum HErrn zu gehen; er sagte: „wie der HErr will, so ist es mir recht, ich freue mich, diese Welt zu verlassen und zum HErrn zu gehen.“ Ich betete dann mit ihm und bat ihn, unverrückt auf den HErrn zu sehen und sich ganz an Ihn zu halten. In den letzten Tagen verfiel er oft in ein Delirium; aber auch dann betete er, oder redete vom Heiland, oder ermahnte seinen Sohn mit den ernstesten Worten, an Christum zu glauben. Noch eine halbe Stunde vor seinem Ende besuchten ihn Paul und Timotheus und

freuten sich über seinen kindlichen Glauben, über seine Ergebung in den Willen des HErrn. Als sie ihn fragten, ob sie die Nacht über bei ihm wachen sollen, sagte er: „ach nein, der HErr ist ja bei mir und das ist genug!“ Bald darauf entschlief er sanft und unvermerkt. Am Abend des folgenden Tages, also am 14. August, wurden seine irdischen Ueberreste zur Erde bestattet. Ich sprach über die Tageslosung: Fürchte dich nicht, ich habe dich erlöset, ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein. Jes. 43, 1.“

4. Station Calicut.

In der Nacht vom 11. auf den 12. Sept. wurde zu Calicut Hr. H. V. Conolly, Collector der Provinz Malabar, eben zum Member of Council in Madras ernannt und gerade im Begriff, den District zu verlassen, dem er 14 Jahre lang mit Liebe und Treue, aber auch unter mannigfachen Lebensgefahren vorgestanden, von einer Mopla-Bande auf ebenso freche als grausame Weise ermordet. Die ganze Provinz war in heftiger Aufregung; alle Europäer und so auch unsere Missionare waren in Betrübniß und Schrecken versetzt. Die Mörder, denen man bald auf der Spur war, konnten nicht ergriffen, sondern nur vom Militär niedergemacht werden, wie dieß immer bei den fanatisirten Mopla-Verschwörungen der Fall zu seyn pflegt.

Unter diesen Verhältnissen kommt Miss. Fritz nicht an den Quartalbericht. Miss. Sauvain berichtet über seine ersten Versuche, activen Antheil an den Stationsarbeiten zu nehmen.

IV. Nilagiri District.

1. Station Käti.

Das Kotagberry-Missionshaus, das eine Reihe von Jahren als Sanitarium für unsere Missionare aus dem Tieflande gedient hatte, wegen seiner schlechten Beschaffenheit in den letzten Jahren aber nur noch als Nachtquartier unserer Hill-Missionare auf ihren Wanderungen auf den Bergen umher noch einigen Werth hatte, wurde, da seine Reparation

wenigstens 1000 Rup. gekostet hätte, für die Kranken d
neuerbaute Sanitarium in Kâti vollkommen ausreicht u
gerade eine günstige Gelegenheit zum Verkauf sich darbot, u
Rup. 500 verkauft. Von dem Compound wurde ein Stü
zurückbehalten, um auf demselben eine Nachthütte errichte
zu können, die auf Rup. 150—200 kommen wird.

Ueber die Missionsarbeit auf den Bergen theilt uns Mi
Metz Folgendes mit.

„Ich war," schreibt er, „in der letzten Zeit in Arrekall
und Woderu. Von ersterem Orte aus besuchte ich bei
nahe alle Dörfer des Todanads, und es war mir erfreulic
zu bemerken, daß, durch die Hungersnoth veranlaßt, doch hi
und da Einzelne etwas mürbe geworden sind. Die Leut
freuten sich, daß ich nach langer Zeit wieder zu ihnen kam
und setzten sich ruhig hin, um etwas Gutes zu hören, so da
es mir ganz leicht ums Herz wurde. Ich erinnerte mich da
bei an die schöne Zeit vor mehreren Jahren, in welcher bei
nahe alle Bergbewohner uns als ihre Freunde betrachteten,
weil sie noch nicht wußten und begreifen konnten, daß unser
Predigt ihre Götzen erschüttern, ja ihnen am Ende den Gar
aus machen werde. Nur in ein Paar Dörfern wurde ich dieß
Mal mit Verachtung behandelt. Namentlich war dieß der
Fall bei einer Leiche, bei welcher, als ich ankam und mich
vor das Dorf hinsetzte, zwar so viele Leute zu mir heraus-
kamen und mir zuhörten, daß der Tanz und andere Ceremo-
nien stille standen; der Schultheiß aber, darüber erzürnt, die
Leute mit einem Stecken von mir hinwegtrieb und ich dann
dastand ganz allein, wie wenn ich ein Verbrechen begangen
hätte.

„Während meines Aufenthalts in Woderu ging ich zwei
Mal in die Dörfer des Kilur-Bezirks und fand die Hungers-
noth größer als an andern Orten. Vor zwei Jahren hatten
mich die Leute dort gebeten, ihren Götzentempel einzureißen
und eine Kirche dort zu bauen. Ich wußte, daß die Leute
dabei weltliche Absichten hatten und war nicht schnell mit der
Erfüllung ihres Wunsches. Ich fragte aber doch den Magi-
strat, ob ich den Tempel niederreißen lassen dürfe, und er be-

sahte es für den Fall, daß der größere Theil der Einwohner auf meiner Seite sey. Ich ging deßwegen bald wieder zu diesen Leuten und begann gleich im ersten Dorfe zu predigen. Als ich aber an das nächste Dorf kam, sah ich, daß das Dach des Götzenhauses mit frischem Grase gedeckt war. Auf meine Erkundigung: wer das gethan habe? schoben die Leute Alles auf den Priester, der auch in der That recht feindselig sich benahm. Dieß Mal nun plagten mich die Leute erstaunlich, den Tempel einzureißen, weil sie sich fürchten und glauben, der Teufel möchte sich an ihnen rächen. Ich predigte ihnen von der Liebe und Macht des Heilandes, ging aber auch jetzt wieder heim, ohne Hand an den Tempel zu legen, weil ich keine Freiheit hatte, das Haus einzureißen. Nach ein Paar Tagen kam ein Mann und sagte mir, er habe den Götzen, (ein Büffelhorn) herausgenommen. Ich trage unterdessen die armen Leute sehr auf dem Herzen und will sie bald wieder besuchen. Ich kann nicht viel aus der Sache machen; aber wer weiß, ob nicht der HErr gegen Erwarten unser Gebet erhören und auf diese Weise einen Anfang unter den Leuten machen will."

Miss. Mörike berichtet:

„Im letzten Quartal war es ein gewisser Nandscha, mit dessen Herz ich viel zu thun hatte. Er ist ein Mann von etwa 70 Jahren, vom Alter gebeugt und mit Engbrüstigkeit geplagt, um deren willen er sich an eine stehende Dosis Opium gewöhnt hat, die er nicht mehr entbehren kann. Er steht aber noch im vollen Gebrauch der Geisteskräfte, hat ein gutes Gedächtniß und eine für einen Badaga, der keinen Nebenzweck hat, ungewöhnliche Ausdauer und Aufmerksamkeit auf die Worte des Lebens, die er zu hören bekommt. Er ist der Aelteste von drei Brüdern und eben damit der Vorsteher eines Dörfchens von sieben Häusern bei Kartery, das er mit den Brüdern in seiner Jugend gegründet hat, und jetzt von Kindern und Enkeln dicht bevölkert ist. Ich kenne ihn schon lange und hatte immer gerne mit ihm zu thun; auch Bühler kannte ihn und Br. Metz liebt ihn. Aber erst seit einigen Monaten hatte ich Gelegenheit, tiefere Blicke

in sein Herz zu thun, und ihm näher zu kommen, als bis jetzt irgend einem andern Badager.

„Am 8. Juli las ich ihm aus der Leidensgeschichte im Evangelium Lukas und besonders vom Schächer vor, worüber er sehr erstaunt war und sagte, warum der HErr, der so Großes gethan, nicht die Herzen der Menschen auf einmal umkehre, dann wäre es geschehen.

„Am 19. Juli sprach er seinen Glauben an Jesum mit Freudigkeit aus, fing von selbst von der Taufe an und sagte, er ließe sich gerne taufen, aber sein Bruder wolle noch nicht. Er habe ihm und den andern Kastengenossen vorgeschlagen, für Ein Jahr die Götzen aufzugeben und den HErrn allein anzurufen und dann zu sehen, wie es gehe. Zugleich erzählte er, welche Lügen im Schwang gehen unter den Badagern über die Taufe. Sie sagen, wir taufen nicht mit frischem Brunnen- oder anderem Wasser, sondern mit Wasser, in dem Schaffleisch gekocht worden ist, also mit Fleischbrühe, um damit zugleich die Kaste zu verderben.

„Am 20. Juli war das jährliche Mahalinga-Fest in Kartery, und ich war begierig zu erfahren, wie sich Nandscha dabei benommen. Während er zu Hause blieb, gingen seine Söhne zum Tempel und wurden dort von ihren eigenen Leuten als Söhne eines Christgewordenen, der nicht mehr zu ihnen gehöre, beschimpft. Jedermann sage, so berichtete er, die Christenkaste sey viel geringer als die ihre. Dennoch war er nicht eingeschüchtert, sondern hörte das Wort gerne.

„Am 24. August sprach er wieder von der Taufe und erklärte sich bereit, seinen Linga wegzuwerfen. Er gehört nämlich zur Kanaka-Kaste, die Lingaiten sind. Jene Erklärung war mir unerwartet, und ich wagte vor Freude kaum zu glauben, daß es ihm Ernst sey. Zugleich sprach er von der Beschwerlichkeit seiner Engbrüstigkeit und erzählte, wie viele Angststunden dieses Leiden ihm besonders bei Nacht bereite. Wenn er aber dann so recht angefochten sey, so nehme er seine Zuflucht zum HErrn mit folgenden Worten: „HErr Jesu Christe, Du hast für mich Schmerzen gelitten,

bist für mich gestorben und auferstanden, schaffe mir Erleichterung und nimm mich zu Dir!"

„Am 30. August und den folgenden Tagen hatte er eine schwere Prüfung zu bestehen. Am Morgen des 30sten war sein erstgeborner Sohn, selbst ein Familienvater, in den Wald gegangen, um Holz zu hauen. Beim Fällen eines Baums geschah es, daß derselbe auf ihn fiel und ihn bewußtlos machte. Nach einiger Zeit fanden ihn einige Kameraden noch unter dem Baume liegend und trugen ihn halbtodt heim. Erst am folgenden Morgen kam er zu sich, konnte ein wenig reden, aber fast kein Glied bewegen. Nach einigen Leidenstagen verschied er. Ich sah ihn noch, ehe er starb, und wies ihn auf den Lebensfürsten. Ich beobachtete den Vater in dieser Zeit. Er war tief bewegt und konnte sich beim Blick auf seinen Enkel der Thränen nicht enthalten; aber er warf sein Vertrauen nicht weg und war für Zuspruch sehr zugänglich.

„Er hatte damals den Linga wirklich abgelegt, wie ich mich bei einem Besuch selbst überzeugte. Dieß war aber für die Seinigen zu weit gegangen. Sie ließen ihm keine Ruhe; und als ich endlich wieder zu ihm gehen konnte, fand ich ihn furchtsam und verzagt, den letzten Schritt zu thun. Einer seiner Söhne hatte ihm gesagt, daß er ihn im Traume freund- und hülflos und von den Seinigen auch dem Raume nach getrennt gesehen. Dieß hatte einen Eindruck auf ihn gemacht und veranlaßte ihn, den Linga wieder anzulegen. Eines seiner Hauptbesorgnisse war, daß seine Söhne keine Weiber bekommen, wenn er die Kaste völlig aufgebe. Als ich ihn das letzte Mal sah, hielt ich ihm das Wiederanlegen des Linga vor, ohne zu finden, daß ich ihn damit erzürnte. Er will nicht von Jesu lassen, fühlt sich aber in seinem Alter und bei seinem kränklichen Zustande sehr in den Händen der Seinigen, die ihn tüchtig bearbeiten und streng beobachten.

„Am 22. Juli wurde das Weib unseres Katechisten, Satjanaden, Elisabeth, unter der Predigt von einem eigenthümlichen Leiden befallen, das wohl hysterischen Ursprungs, durch die Convulsionen, Augenverdrehen u. s. w. zum Ansehen etwas sehr Unheimeliges hatte. Man brachte sie in ihr

Haus, und als die Sache unter die Leute kam, versammel ten sich auch Heiden, Badager und Andere, die seltsam Kranke zu sehen. Als ich sie besuchte, waren viele Leute da Sie war viel abwesend, kam dann wieder zu sich und sprac ganz vernünftig, nur etwas schnell und aufgeregt. In einen lichten Augenblicke hörte sie, was die Leute unter sic über die Ursache der Krankheit sprachen. Ein Heide hatt zum Andern gesagt: „Ein Wind hat sie berührt", d. h. si ist besessen. Als sie das hörte, richtete sie sich mit Mühe auf, sah den, der diese Worte gebrauchte, strafend an und sagte: „Was sprechet Ihr da; was habe ich mit dem Teufel zu thun? Bin ich nicht eine Tochter des HErrn? Ihr möget so reden, aber mich geht das nichts an." Dieses Wort machte sichtlichen Eindruck. Darauf betete ich mit ihrer Beistimmung in Gegenwart der Heiden. Nach längerem Unwohlseyn ist sie jetzt wieder ordentlich wohl."

C. Nachrichten aus Afrika.

1. Station Christiansborg.

Aus Afrika erhalten wir folgenden Brief unseres lieben Bruder Steinhauser vom 17. Juli aus Abokobi:

„Unsere Stations-Conferenz in Christiansborg ging schon längere Zeit damit um, auf Mittel und Wege zu denken, wie Einwanderer aus Europa hieher zu bekommen wären, die hier (ihr eigen Brod erwerbend) besonders in äußerlicher Hinsicht dem Missionswerke und den Missionaren von großem Nutzen seyn könnten. Die Mission als Individuen- und Völker-Umgestaltung ist unter den Negern ein einseitiges Werk, so lange die äußere Seite des Lebens nicht auch ins Auge gefaßt wird. Dieß spreche ich nicht als theoretische Ansicht oder etwa nur als Wunsch aus, vielmehr zeigt die Erfahrung, daß ein großer Theil unserer Christen Anweisung in diesen Dingen verlangt und bedarf. Der Missionar kann ihnen diese Anweisung nicht geben, weil Worte dabei nicht hinreichen und er sich in die Sache hineinleben weder kann noch darf, weil sein eigentlicher Beruf seine Zeit und Kraft

übergenug in Anspruch nimmt. In diesen Stücken kann der Missionar als solcher seinen Pflegbefohlenen nicht vorangehen. Ohne das Vormachen eines Neuen bleibt aber der Neger auf seiner Väter Weg, an dem zwar durchaus nicht Alles zu verwerfen ist, der aber doch eine Umgestaltung erfahren sollte. Hier sind also Einwanderer am Platz, die ihr eigen Brod erwerben, hier sind und bleiben. Nur so kann ein zureichendes Exempel gegeben werden; nur so hat der Neger auch gehörig Zeit, sich die Sache anzueignen.

„Die Verhältnisse hier sind der Einwanderung günstig, das fremde Klima abgerechnet sehr günstig, und es ist ein Wunder, warum trotz der sonst überall zu Tage kommenden Auswanderungslust hier nicht schon mehr von derselben sichtbar wurde.

„Etwa vor einem Jahr hatten wir bereits ausgemacht, Ihnen einen Aufruf vorzulegen, in der Absicht, ihn durch christliche Blätter veröffentlichen zu lassen, einen Aufruf, der christliche Auswanderer eingeladen hätte, hieher zu kommen — als unser Krieg darüber kam. Nun dachten wir, es werde vollends Niemand ans Hieherkommen denken; aber siehe da, kaum hatten meine Eltern und Geschwister vom Ausgang des Kriegslärms gehört, als sie sich sammt und sonders entschlossen, hieher auszuwandern. Ich hatte ihnen zuvor die hiesigen Verhältnisse beschrieben, ihnen auch gesagt, was wir von christlichen Einwanderern hofften ꝛc., jedoch ohne direkte Bezugnahme auf sie. So kam ihr Entschluß ohne meine unmittelbare Mitwirkung zu Stande. Natürlich verlangten sie aber noch besonders meine Meinung darüber und mein letztes Wort in der Sache zu vernehmen. Ich war also aufgefordert, die Sache noch einmal genau zu besehen, und mir die Tragweite dieses Schrittes zu vergegenwärtigen; ich konnte aber zu keinem andern Resultat kommen, als dazu, zu ihrem Entschlusse Ja und Amen zu sagen.

„Meine Gründe und Gedanken sind folgende:

1) Verlangt man nicht von Jedermann, der von einer Sache wirklich überzeugt und von Herzen mit dabei ist, daß er nicht nur Andern predigt, sondern auch selbst vorangeht?

Dieses thue ich, indem ich meine Eltern und Geschwiste die sich aus freien Stücken entschlossen haben, hieher zu kom men, meiner Zustimmung versichere, und damit beurkund daß ich die Sache genau besehen.

2) Sind die Einwanderer Angehörige der Missionar in welchem Fall Manches schon gegeben ist, was sich b fremden Personen erst zu machen hat, so wird dieß dei Gelingen des Werks großen Vorschub leisten und zur Ver mehrung des Gewinns für die Mission nicht wenig beitragen

3) Was das Klima betrifft, so kann man bis jetzt we der von Alten noch von Jungen im Voraus sagen, wie si es ertragen werden. Im Allgemeinen halte ich für alte und sehr alte Leute das warme Klima für das angemessenste.*) In Bezug auf die Fieber sage ich: Je mehr Einwanderer und damit Bodencultur, desto weniger Fieber.

4) In Bezug auf die Folgen der Versetzung in das afrikanische Klima gebe ich zu, daß es ein Wagniß ist, hieher zu kommen. Dieß ist aber dem christlichen Publikum in Deutschland übergenug bekannt. Der Glaube aber darf und soll etwas wagen im Reich Gottes. Nur wer etwas wagen kann, hat hier seine rechte Stelle.

5) Daß die Tage unserer Wallfahrt hier bälder zu Ende gehen, als in Europa, gebe ich zu. Wir erfahren's an uns. Es wird bei Einwanderern auch der Fall seyn. Ich halte es aber für der Mühe werth, etliche Jahre dieser Erdenzeit daran zu geben zur Förderung des Reiches Gottes. Wartet nachher unser nicht das beim HErrn Seyn? Ist's nicht die Heimath, wohin wir früher gehen? Die Arbeit solcher Einwanderer achte ich als Arbeit im Reich Gottes und schlage ihr Leben so hoch an als das meinige oder eines andern Missionars.

6) Mit der Auswanderung der Meinigen werde ich afrikanischer Bürger im engern Sinn des Worts. Das ist aber eine Sache, die ich für das rechte Wurzelschlagen des hiesi-

*) Die Hitze der tropischen Sonne wirkt nur ein wenig anders als ein warmer Ofen und ein warmes Bett. Inspekt. Josenhans.

gen Werks als eine nothwendige erachte. Während die Sache ja nur erst im Werk ist, stehe ich doch bereits mit andern Gefühlen hier. Nimmt man sich nicht volle Zeit, beschneidet vielmehr noch die in Afrika noch kürzer zugemessene Zeit, so muß ja das Werk ein halbes werden. Sie können sich hier Dutzende von europäischen Namen herzählen lassen, von denen man aber nicht viel mehr zu sagen weiß, als daß sie hier waren, die und die Zeit handthierten und dann wieder nach Europa gingen. Das gibt dem Neger keinen hohen Begriff von der Consistenz des Europäerthums. Ich hoffe auf eine Zeit, wo die Europäer nicht mehr durchaus nöthig seyn werden, wo das Werk vielmehr in eingebornen Händen liegen wird. Wann das aber geschehen kann, wird sich erst zeigen. Bei uns mag es jedenfalls noch eine Weile anstehen.

7) Wie lange wird's mit Europas heutigen Verhältnissen noch währen? Nur der HErr weiß es.

8) Unsere Gegend hier wird allgemein für die gesündeste an der West-Küste gehalten. Der HErr hat sich auch in der Neuzeit zu unserer Sache bekannt und uns am Leben gelassen.

„Ihren Rath zur Vorsicht in Bezug auf das Einschleichen von unchristlichen Auswanderern werden wir zu Herzen nehmen. Das Aufrufergehenlassen haben wir fallen lassen. Der HErr kam uns darein und hat uns einen langsamern aber sicherern Weg gezeigt. Sowohl Ackerbauer als Handwerker (namentlich Schreiner, Wagner, Schmiede, Schlosser, auch Schneider und Schuster, Blechner, Gürtler ꝛc.) werden wir mit Freuden begrüßen, wenn sie Christen sind. Ich nehme fest an, daß meine Eltern und Geschwister mit der nächsten Gelegenheit kommen und lasse deßhalb für sie ein Haus errichten, habe auch im Anschluß an Zimmermann bereits ein großes Stück Feld für sie gekauft (natürlich alles aus Privatmitteln), so daß sie und andere Einwanderer bereits eine Grundlage vorfinden werden.

„Schließlich möchte ich vor dem HErrn eine Bitte an Sie richten, nämlich die, Sie möchten, falls der HErr Sie nicht heißt der Sache Vorschub thun, ihr wenigstens den

freien Lauf lassen. Warnen, auch Abrathen aus wirk vorhandenen Gründen rechne ich nicht zur Hinderung, s dern sogar zur Förderung des Werks. Das Ganze m man aber nicht verderben, es möchte ein Segen darin sey

Miss. Rottmann spricht unter dem 8. September frohe Erwartung aus, daß nicht bloß die Mission im Acc und Aquapim-Gebiet überhaupt, sondern insbesondere a sein kleines Handelsgeschäft sich in erfreulicher Weise e wickeln werde.

Die Quartalberichte der Brüder Locher und Zimme mann enthalten sehr anziehende Schilderungen einer Predig reise, die sie vom 14. bis 25. Aug. nach Kropo, an de Voltastrom und von dort über Ada und Ringo zurück na Christiansborg machten. Wir hoffen ihre Mittheilungen i einem der nächsten Hefte in extenso unseren Lesern vorle gen zu können.

Das Volk von Ussu ist in Betreff seiner Wiederansied lung in der zerstörten Stadt immer noch zu keinem Entschluß gekommen und wohnt immer noch zerstreut auf seinen Plantagen umher. Nichtsdestoweniger geht die Predigt des Evangeliums, der Jugendunterricht und die Uebersetzungsarbeit durch die Hand unserer Missionare ununterbrochen fort.

2. Station Akropong.

Die mit der mündlichen Predigt beschäftigten Missionare Widmann und Mader machten bei ihren Predigtausflügen sehr erfreuliche Erfahrungen, so daß Miss. Widmann seinen Quartalbericht mit den Worten beginnen kann: „Wir dürfen zum Preise des HErrn sagen, daß es vorwärts geht, wenn auch nicht so schnell und auf die Weise, wie wir es wünschten.“ Sogar in Abiru, dem Hauptfetischplatz, wo die Einwohnerschaft besonders finster und feindselig bisher sich erwies, zeigt sich mehr Empfänglichkeit. Selbst der Hauptfetischpriester ließ sich neulich von Miss. Widmann bei einem Besuch, den der Priester ihm machte, ohne Widerrede die Wahrheit ans Herz legen. Ebenso gibt es in Obinase und Kubease immer mehr einzelne aufmerksame Zuhörer. Namentlich aber

in Abude zeigt sich eine erfreuliche Bewegung der Gemüther. 15 junge Männer empfangen daselbst gegenwärtig regelmäßigen Taufunterricht, und so oft der Missionar dort erscheint, sammelt sich eine große Anzahl, bisweilen mehrere hundert Menschen um ihn, um ihn predigen zu hören.

Missionar Mader machte im August mit den Zöglingen des Katechisten-Instituts einen Vakanzausflug durch die Plantagendörfer des Aquapimlandes. Bei dieser Gelegenheit ging ihm das erste Mal ein vollständigeres Licht über die politische Verfassung des Aquapimlandes und das gesellschaftliche Leben seiner Bewohner auf. Er besuchte gegen hundert der Plantagendörflein und glaubt, daß es gegen 600 im Ganzen seyn werden. Alle diese Dörflein gehören den 17 Aquapimdörfern, deren Bürger gleichsam die großen Grundbesitzer, der Adel des Landes sind. Jedes dieser 17 Dörfer bildet einen eigenen kleinen Kanton, der seinen Häuptling hat, der unter dem König von Akropong steht. Die Bewohner der Plantagen sind meist Sclaven, die niemals oder nur sehr selten nach dem Hauptort kommen. Wenn man daher das Landvolk evangelisiren will, so muß, wie Miss. Mader meint, in jedem Distriet eine eigene Schule und ein eigenes Versammlungslocal errichtet werden und ist dazu, wenn man auch nur Einen Katechisten auf jeder dieser Außenstationen anstellen will, eine Zahl von wenigstens 30 Katechisten für das Aquapimgebiet erforderlich.

Miss. Christaller theilt über seine Sprachstudien Folgendes mit:

„Was meine Fortschritte in Aneignung der Landessprache betrifft, so stand und steht noch hauptsächlich die Erkenntniß des melodischen Betonungssystems (etwas Anderes, als was man in europäischer Sprache Accentuirung nennt) als Aufgabe vor mir. Früher war es in dieser Hinsicht, als ob wir bei Nacht im Tropenlande reiseten und uns die Umgebung unbewußt gleich einer europäischen dächten. Eingeborene waren es, die mich hauptsächlich aufmerksam machten. David Dieterle meinte, wie mir Br. Mader sagte, im Anfang meines Hierseins, ich habe Anlage zu einer ordentlichen Aus-

sprache des Obschi, sagte aber lange nachher mir s
her: ich würde, denke er, wohl etwas darum geben, r
ich Adolf Mohrs Mund für die Landessprache hätte (die
der der Missionare, soweit sie die Sprache von den Ei...
borenen lernen, sprechen natürlich wie diese), und kurz vor
seinem Abgang nach Akjem zu Br. Süß, als ich ihn noch
zu etwas benützte, sagte er mir: was uns eben immer am
meisten Schwierigkeit machen werde, sey die Betonung. Erst
auf diese Aeußerung hin wurde mir die Sache in ihrer Wichtigkeit offenbar, obwohl schon vorher einige Mal meine Aufmerksamkeit darauf gerichtet worden war. Ich wünschte, der
bescheidene Jüngling hätte mir dieß schon lange gesagt (bei
andern Gehülfen ist das Schweigen mehr gleichgültige Nachsicht mit der schon an uns gewohnten Aussprache), wie auch
er hauptsächlich mir zu Unterscheidung der offenen und geschlossenen Vocale und Erkenntniß des die ganze Sprache
durchziehenden Einflusses derselben auf die Bahn geholfen
hatte. Für letzteres Gesetz der vocalischen Euphonie aber,
sowie für das noch wichtigere der melodischen Betonung fand
ich weitere Fingerzeige und Aufschlüsse in des Negermissionars
Samuel Crowthers Joruba-Grammatik (die allerdings in anderer Hinsicht sehr mangelhaft ist, indem sie des syntactischen
Theils ganz entbehrt); auch er bezeichnet die Aneignung der
richtigen Betonung als die größte Schwierigkeit des Europäers. Nun, die Dämmerung erhellt sich mir nach und nach;
die Umrisse und allgemeine Gestalt der Landschaft wurde mir
deutlicher. Der Rede- und Periodenton hat sich mir aus der
verschwimmenden Mannigfaltigkeit ausgeschieden; er bedarf,
wenn man seinen Charakter im Allgemeinen kennt, keiner
schriftlichen Bezeichnung, ist im Ganzen gleich dem europäischer Sprachen. Begonnen wird meist in höheren Tönen,
und wie von luftigen Gebirgshöhen die Gewässer in Katarakten und Stromschnellen sich in das Niederland ergießen,
wo dann aber der Wanderer auf seinem Wege doch auch wieder Berge und Hügel zu übersteigen bekommt, bis auf steilem
Felsufer oder flachem Sandstrande der Fuß stille steht, so
quillt und hüpft und fließt und bewegt sich wellenförmig mit

hohen oder tiefen Sch... kann, muß man sich eben
flinke Zunge und die ge... oder unbewußt angezeig-
(Beiläufig gesagt, die Zunge ... Uebrige dem Ge-
des menschlichen Körpers, nach ... übersetzung braucht
auch schön bist, bist du doch nicht ... ation des Ton-
die nur selten wülstigen Lippen aber ... bewährt sich
strafen die manchmal plumpen europäischen ... er Muham-
Neger meist Lügen; unsere jungen Leute können nicht beg... ill, muß
sen, warum die Schwarzen auf Bildern oft so häßlich darge... ist das
stellt sind. Das Charakteristische vieler Gesichtszüge, beson... sich
ders der Odschi-Neger, ist gefällige Rundung ohne Kanten ... wir,
Spitzen, jedoch bei länglichem Gesicht; sogenannte griechische ...s
(Adler- und Habichts-) und spitzige Nasen kommen nicht vor,
platte aber sind selten.) — Jenen melodischen Fluß der Rede
beobachtete ich näher und vorzugsweise an einer Anzahl un-
serer christlichen Odschilieder, die ich im letzten Vierteljahr
auf etwa 60 Nummern vermehrte. Bisweilen nämlich, wenn
ich, wie oft, Nachts den gewünschten Schlaf nicht finden
konnte, legte ich dem zu schnell umtreibenden Gedankenfuhr-
werk einen Hemmschuh an, indem ich etliche Liederverse zu
übersetzen suchte, die ich dann des andern Morgens nieder-
schrieb; oder wenn ich nach einem Fieber nicht arbeiten konnte,
nicht einmal in ein Buch sehen durfte, beschäftigte ich meine
Gedanken etwa mit einem deutschen Lied, und kam mich so-
fort die Lust an, es zu übersetzen;*) oder suchte ich Lücken
unserer Liedersammlung gelegentlich zu ergänzen, oder hatten
die Zöglinge uns die Melodie des deutschen: „Wo findet die
Seele die Heimath, die Ruh rc." abgelernt und ließen darin
die Worte: „Jerusalem droben, von Golde erbaut" hören,
daß ich dachte, ich muß es ihnen doch in ihrer eigenen Sprache
geben. Letzteres Lied bewirkt vielleicht der „süßen" Melodie
wegen bei der jungen singlustigen Bevölkerung unserer Mis-
sionsniederlassung eine zeitweilige Zurücksetzung der früheren
nacheinander in den Vordergrund getretenen Lieblingslieder.
Eine Sorge hatte ich dabei lange, ob überhaupt unsere

*) Auch die Brüder Mader und Steinhauser fanden, daß bei einem Zustand der Angegriffenheit so etwas am besten gehe

deutsche Dicht- und Singweise den Negersprachen angemessen sey, da die Hebung und Senkung der Singmelodie der ihrer Sprachweise häufig entgegengesetzt ist; doch einzelne ihrer eigenen Gesänge und die Erörterungen der Sache mit Jonathan beruhigten mich darüber. Was nun die melodische Betonung der gewöhnlichen Sprache betrifft, mußte ich sie wenigstens für uns Europäer zu fixiren, d. h. zu bezeichnen suchen, und fand, daß 2 Accente oder Tonzeichen, Acut und Gravis, nicht häufiger angewandt als die griechischen, mit einer einfachen Regel hinreichen, die Hebung oder Senkung des Tons einer *jeden* auch nicht bezeichneten Silbe anzugeben. Das that ich bei einer Anzahl Lieder, indem ich sie durch Jonathan lesen ließ und auf den Tonwechsel Acht hatte, so daß ich das also Bezeichnete so ziemlich mit denselben Modulationen der Stimme lesen und sprechen kann, wie es jeder Eingeborene von selbst, d. h. seinem Sprachsinn zufolge, sprechen würde. Mit einem Mittel für die Bezeichnung ist aber die Aufgabe noch nicht gelöst; sie ist noch eine gedoppelte: 1) Es muß auf empirischem Wege durchs Hören, von jedem Wort im Lexikon und jeder Silbe erlernt werden, welche Tonstufe sie von Natur, d. h. an und für sich einnehmen; 2) es muß aufgefunden und in leitende Regeln gebracht werden, welche ungemein mannigfaltige und doch wesentliche Veränderungen, besonders die Zeitwörter in ihrer Abwandlung, andere Wörter in der Zusammensetzung und fast alle Wörter wieder vermöge ihrer Stellung im Satze in Beziehung auf den Ton erleiden. Letzteres kann nur geschehen durch Vergleichung einer größeren Zahl von Beispielen in allen grammatischen Wort- und Satzformen, und eine genügende Lösung der Doppelaufgabe kann nur durch Ausarbeitung eines Wörterbuchs und Aufbau einer Grammatik erzielt werden. *)

---

*) Br. Riis's Grammatik ist ein meistermäßiger Bau, aber es fehlte an genügendem Material, und selbst das Verwendete war noch nicht besser zu haben; es war etwa, wie wenn man ein für Europäer wohnliches Haus ohne Holzsäger, Zimmermann und Schreiner herrichten sollte. Doch ist Material und Plan für den neuen Bau nicht bloß belehrend, sondern wieder verwendbar.

Bis es aber dazu kommen kann, muß man sich eben mit der bruchstücklich erkannten oder unbewußt angeeigneten Richtigkeit begnügen und das Uebrige dem Gerathewohl überlassen. Die schriftliche Bibelübersetzung braucht für ihren Fortgang nicht auf die Elucidation des Tonsystems zu warten. Aber wenn irgendwo, so bewährt sich mir in diesem Gebiet der Sprache das Wort der Muhammedaner: „Wer eine fremde Sprache lernen will, muß auch eine andere Seele bekommen;“ denn der Ton ist das Geistigste an der Sprache, sofern sie in hörbaren Lauten sich offenbart, und unsere Neger legen in den Ton mehr als wir, nämlich auch eine Unterscheidung der Begriffe. Andererseits geschieht die Hervorhebung, die wir durch den Ton und Nachdruck bewirken, bei ihnen außerdem noch durch besondere Wörter und Wortstellungen, und der Affect, dem wir im Tone einen Ausdruck geben, bewirkt auch bei ihnen Veränderungen des Tons, mitunter aber, besonders beim Zorn, eine auffallend energische Articulation, besonders der harten Consonanten, begleitet von und entsprechend der heftigen Gesticulation. Legt nicht ein deutscher Prediger in den wechselnden Ton seine Seele hinein? Will er aber in Odschi einen Begriff in derselben Weise hervorheben wie im Deutschen, so wird das Wort vielleicht gerade dadurch mißverständlich oder sonderbar. Im Deutschen, das so schön seine Wurzelsilben betont, sind selbst für einen Ausländer Verstöße wie „**G**ebet am Sonntag, **G**ebet am Montag“ (was zwar für Manche ebensowohl am Platze seyn mag, als das Ge**bet**), oder **le**bendig (statt le**ben**dig) gewiß selten; anders ist es in Odschi. Das 10te Gebot heißt: Nichtgib dein Auge nichtsoll(sich) röthen (in Bezug auf) deines Nächsten Haus — deines Nächsten Weib oder seinen Knecht oder seine Magd u. s. w. Diese Gegenstände des Gelüstens sind im Deutschen gleich betont oder benachdruckt, in Odschi hat der eine den hohen, der andere den niederen Ton, und dem gerade entgegengesetzt das Fürwort „sein“ den niederen oder hohen Ton. Die gewöhnliche Mehrsilbigkeit der Nennwörter bewirkt aber noch eine größere Mannigfaltigkeit. Wollte man den früher erwähnten

Rede- und Periodenton, sowie den Satz-, Wort- und Silbenton und den davon unterscheidbaren Nachdrucksaccent genau bezeichnen, so würde man die 31 Imperatores, Reges, Duces, Comites und Servos der jüdischen Masorethen anbringen können. (Die Ton Imperatores wären aber nicht hinten, obwohl im Kriege die Negerbefehlshaber ihre Leute von hinten treiben.) Aber, wie gesagt, es thut sich mit 2 Zeichen (neben einer Interpunktion, die der englischen am nächsten steht), und für die Eingeborenen braucht es gar keines; von ihnen betont doch einer genau wie der andere, nur daß z. B. das mésé (ich sage) der Asanteer und Akjemer und mésè der Akuapimer von beiden Theilen als Beispiel der Verschiedenheit ihrer Dialecte angeführt wird oder zum Schiboleth geworden ist."

3. Station Gjadam.

Aus Gjadam schreibt Miss. Süß unter dem 2. Juli Folgendes:

„Ich habe bis jetzt etwa den vierten Theil des Missions-Landes durch Kauf an mich gebracht; der König und das Volk betrachten übrigens die Sache so, als gehöre das ganze Grundstück bis an den Fluß Berem mein. Er der König hat es mir ja auch geschenkt, und damit hat es sein Bewenden.

„Hier oben an der Stadt habe ich nun etwa vor einem Jahr angefangen, den Busch niederzuhauen, den Boden zu umzäunen mit einem grünen Zaun, umzureuten und zu bepflanzen. Das Ganze wird durch einen Weg von oben nach unten in zwei gleiche Hälften getheilt. Bis jetzt ist 1 ¼ Morgen baubares Land vorhanden; ist auch Alles bis auf ein kleines Stück angebaut. Von oben herab, wohl ¾ Morgen, ist es mit Gras bewachsen. Ist aber ein Vergnügen zu sehen, wie das Gras hier oben gedeiht, und da es auf Sandboden wächst, so ist es auch äußerst nahrhaft. Da ich leider bis jetzt kein Vieh habe, werde ich es zu Heu machen. Bin der Zuversicht, daß ich wohl bald Vieh haben werde. Daß die Viehzucht hier gut gedeiht, unterliegt keinem Zweifel. Die Gjadamer Schafe, die eben dieses Gras

fressen, gedeihen ohne alle Pflege zu einer solchen Größe und Fettigkeit, daß man weder in Akim noch in Akwapim solche Schafe trifft. Da aber bekanntermaßen das Fleisch hier theurer ist als irgend wo, so dürfte eine wohl angelegte Viehzucht jährlich ein schön Stück Geld liefern.

„Nach diesem Gras habe ich etwas Mais gepflanzt. Die Pflanze selbst wird hier 12—14′ hoch und die Frucht ist vollkommen und groß.

„120′ von oben habe ich im letzten Jahr meine Wohnung gebaut. Ein Haus nach Negerform steht an der rechten Seite des Weges; zwei Zimmer hat es, und eine Küche von Palmzweigen lehnt sich daran. Ich lebe mit drei Dienstboten darin, zwei erwachsenen Männern und einem Knaben. Sie hauen den Busch um, graben das Land um und kochen die Speise, und thun sonst was zu thun ist. Hier, wo das Haus aufhört, führte ich einen Querzaun durch die Plantage; denn hier fängt nun erst die eigentliche Plantage an. Auf der rechten Seite des Weges habe ich einen Garten angelegt, aus dem ich mancherlei Küchen-Produkte beziehe; in ihm wachsen Orangen, Mangos und Weinreben wie die Weiden an den Wasserbächen. Auf der linken Seite habe ich ungefähr 150 Jamspflanzen, die auch gut gedeihen. Nach diesem Jams habe ich vor drei Wochen Getreide, als Gerste, Roggen, Waizen und Hafer, gesäet. Dieß Getreide steht bis jetzt hoffnungsvoll da. Nach dem, was ich bis jetzt in Afrika gesehen und erfahren habe, kann ich keinen Zweifel hegen, daß das Getreide nicht gedeihen sollte. Wenn es aber gedeiht, welch ein Gewinn für die Mission!

„Hinter diesem Getreide kommt das Tabaksfeld. Daß der Tabak hier gut gedeiht, ist genugsam erprobt. Haben wir nun vorerst guten amerikanischen Samen und sind mit der Witterung vertrauter, werden wir hier Tabak pflanzen, der mit dem amerikanischen laufen kann. Den Tabak, welchen ich letztes Jahr gepflanzt habe, habe ich nach Ussu gesandt; Br. Rottmann versprach mir 100 Cigaren für einen Thaler zu verkaufen. Ich bedaure es nur, daß die Hälfte des Tabaks, den ich letztes Jahr pflanzte, nicht reif werden

konnte, weil ich ihn zu spät setzte. Hier werden zwei schöne amerikanische Blätter zu nahe an 4 Kreuzer verkauft; eine Pflanze aber liefert 14—16 Blätter; auf eine Quadrat-Ruthe kommen 9 Pflanzen zu stehen; hieraus läßt sich schon berechnen, wie hoch der Gewinn ist. Meinen Tabak kaufen die Neger nicht, theils weil er die Farbe, theils weil er den Geruch nicht hat wie der amerikanische. Indeß bin ich der Hoffnung, daß der Tabak doch auch hier zu Land noch käuflich werden wird.

„Eben bin ich daran, ein Pisang-Feld anzulegen, damit ich nach etwa einem Jahr keine Ausgaben mehr für meine Haushaltung habe.

„Aus diesen wenigen Zeilen mögen Sie ersehen, wie der hiesige Ort sich für eine Station eignet; oder soll ich weiter erzählen, wie der Reis und das Zuckerrohr hier gedeiht, und wie das köstliche Metall, das man Gold nennt, in großer Menge hier gefunden wird?

„Doch noch edler ist, daß die Gjadamer selbst sehr fleißig und unermüdet das ewige Wort der Wahrheit hören, und daß ich täglich mit ihnen wegen ihrer nichtigen Götzen zu streiten habe.

„Was die Auswanderung des Volkes betrifft, so hat der König in diesen Tagen wieder einen starken Versuch gemacht; das Volk sagt: „Wenn die Asanteer uns von hier vertreiben, werden wir gehen, sonst auf keine andere Weise." Und dabei wird es bleiben.

„Zum Schluß sey Ihnen noch kund gethan, daß ich im Verlauf des letzten Monats recht gesund war und bis jetzt bin. Dem ewigen König sey Dank!"

D. Nachrichten aus China.

Das Tagebuch Miss. Lechlers enthält folgende Nachrichten über den Fortgang der Arbeiten unserer chinesischen Brüder:

„Juli 1. Sonntag. Ich ging mit dem Gehülfen Tschong-kong nach Lilong, um den Gottesdienst in der dortigen Capelle zu versehen. Ich hatte noch von meinem Aufenthalt

in Jamtsan der eine Handharmonika, die ich dort zur Unterstützung des Gesanges benützte. Diese benütze ich nun in Lilong. Den Knaben in der Schule pflege ich mit Hülfe dieses Instrumentes hie und da Singstunde zu geben. Es geht jedoch nicht sehr schnell mit der Hebung des Gesanges, da die Chinesen äußerst wenig musikalisches Gehör haben; ohnehin sind die Schüler meistens heiser in Folge des Schreiens beim Auswendiglernen ihrer Aufgaben. Ich kann immer nur Eine Melodie mit ihnen singen, nämlich „Gott sey Dank in aller Welt", und diese geht noch nicht recht. Lieder haben wir aber etlich und sechzig, die auf diese Melodie gehen. Dieses Versmaß paßt auch allein zu einem Liede, wie es nach den Gesetzen der chinesischen Dichtkunst gemacht seyn muß. Ein Vers darf nämlich da nur 4 Strophen haben, und jede Strophe nur 7 Sylben, oder im Chinesischen — Worte. Ein anderes Versmaß ist auch das mit je 5 Worten in einer Strophe. Ein weiteres Versmaß wollen die Chinesen nicht als Poesie anerkennen. Wir haben aber doch in unserem Liederbuch noch Melodien von 8 Sylben in einer Strophe, und von 8 in der ersten und 6 in der zweiten. Br. Genähr hat eine gute Anzahl deutscher Lieder ins Chinesische übersetzt, und seine Knaben singen viele Melodien recht nett. Unsere Schüler in Pukak haben schon früher mehr Fähigkeit für's Singen gezeigt, als die in Lilong, und namentlich haben die Knaben des verstorbenen Kong, wie Ihnen Br. Hamberg früher einmal mittheilte, den Gesang in der Capelle recht kräftig angeführt. Seit Br. Winnes ihnen Singstunde gegeben hat, singen sie nun auch mehrere Melodien. Meine Predigten habe ich, um dem schwachen Verständniß der Zuhörer zu Hülfe zu kommen, seit einiger Zeit so eingerichtet, daß ich zwischen hinein Fragen mache, welche ich ebensowohl an die Erwachsenen als an die Jugend richte.

„Am 11. Juli ging Br. Winnes mit Br. Lobscheid nach Saiheong. Ersterer um zugleich einen Besuch in Maham zu machen, der Heimath unseres Gehülfen Tschongkong, wo etliche Christen sind. Die beiden Gehülfen Tschonghin und Tschongkong waren mitgegangen.

„In dieser Zeit kam ein Verwandter unseres Gehülfen Tai hieher, um einige Zeit hier zu bleiben, und Vorbereitungsunterricht für die heil. Taufe zu empfangen. Er war schon seit dem Neujahr ein fleißiger Besucher der Sonntagsgottesdienste gewesen, und da er gewöhnlich hier über Nacht blieb, so hatte ich immer Besprechungen mit ihm gehabt. Solche Leute sind dann merkwürdig geschmeidig, und geben einem fast in Allem Recht; ja ich bin überzeugt, daß ein Neuangekommener, wenn er selbst einer solchen Besprechung zuhören könnte, sich nur wundern würde, wie viel Einsicht in die Wahrheit ein solcher Taufbewerber schon besitze; aber nachdem man länger mit diesem Volke Umgang gehabt hat, so hat man bereits auf die schmerzlichste Weise erfahren müssen, daß auch ihr Herz überaus tückisch, und ein heillos Ding ist, in alle Wege schwer zu ergründen. Der Name dieses Taufbewerbers ist Tai pit jun, und er stellte die Bitte an mich, daß ich, nachdem er nun schon längere Zeit die Predigt des Evangeliums gehört habe, nun die Güte haben möchte, ihm die Lehre von der h. Taufe näher auseinanderzusetzen, damit er dieses Sacrament empfangen könne. Allein ich sah wohl, daß es nicht zunächst die Lehre von der Taufe war, was ihm zu wissen Noth that, sondern daß es ihm eben noch sehr an der Selbsterkenntniß fehlte. Ich mußte deßhalb zuerst mit ihm auf die Frage zurückgehen, was es eigentlich sey, das ihn zu seinem Gesuch um die heilige Taufe veranlasse. Ich stellte ihm vor, wie die Chinesen von Natur eine Abneigung gegen die Fremden haben; wie namentlich die Classe von Menschen, zu der er gehöre, nämlich die sogenannten Bücherleser, die Predigt vom Kreuz als eine Thorheit betrachten. Ich machte ihn ferner darauf aufmerksam, daß Schulehalten sein Nahrungszweig sey; daß er aber als Christ vielleicht keine Schüler mehr in Unterricht bekommen würde, wenn er nicht den Confuzius in seiner Schule anbeten lasse. Wenn er deßhalb nicht allein eine natürliche Abneigung gegen die christliche Religion habe überwinden können, sondern sogar riskiren wolle, durch seinen Uebertritt zum Christenthum brodlos zu werden, so müsse gewiß ein solcher Grund

dazu in seinem Herzen vorliegen, daß auch ich die Wahrheit davon erkennen werde. Nun wäre es wirklich der Mühe werth gewesen, daß Sie selbst gehört hätten, wie fromm dieser Mann sprechen konnte, und wie geschickt er allen meinen Einwürfen, daß er vielleicht hoffe, durch seinen Uebertritt zum Christenthum eine Anstellung bei mir zu finden, oder daß er einen Thurm zu bauen unternehmen werde, ohne daß er habe, womit er es hinausführe, zu begegnen wußte. Wie gerne hätte ich eine klare Wirkung des Geistes Gottes an dem Herzen meines Taufbewerbers wahrgenommen, allein, was ihn auch zu seinem Gesuch getrieben haben mag, göttlicher Lebenstrieb war noch keiner in ihm; es war jedoch nicht so leicht, ihn davon zu überzeugen. Ich muß hier bemerken, daß die Leute eine Verweigerung der Taufe sehr auf Ambition nehmen, und Wunder meinen, wie unrecht man ihnen thue, wenn man ihrer Bitte nicht alsbald willfährt. Dieß war auch hier der Fall. Es kam aber eine Sache zum Vorschein, die seines Herzens Gesinnung aufdeckte, und die er als genügenden Grund annehmen mußte, warum ich ihm die heilige Taufe nicht ertheilen könne. Ich fragte nämlich Einzelne unserer Christen, was sie von dem Pit jun halten, und ob sie ihre Zustimmung dazu geben können, daß er in die Gemeinde aufgenommen werde. Da erzählte mir der Nachtwächter, daß er diesen Mann in einem Gespräch mit meinem Sprachlehrer belauscht habe, wobei der Letztere ihn also angeredet habe: „Hör' du Pit jun, was hältst du denn eigentlich jetzt von der christlichen Religion?“ worauf Pit jun geantwortet habe: „O ich bekümmere mich eigentlich nicht viel darum; aber es ist doch eine gute Gelegenheit, etwas dabei zu verdienen.“ „Ja, ja, ja,“ habe der Herr Magister gesagt, „so ist's.“ Ach was man fühlt bei einer solchen Erfahrung! die Sache hat mich so angegriffen, daß ich eine recht schwere Zeit hatte. Als daher die Stunde wieder kam, da ich Besprechung mit dem Pit jun haben sollte, so ließ ich ihn nicht rufen, sondern berief unseren Gehülfen Tai, dem ich schon lange gerne meine Meinung über ihn und die Hatshuner Christen gesagt hätte. Die Hatshuner Christen stehen nämlich im Allgemei-

nen den Ältongern sehr nach in Beziehung auf Entschieden heit; auch vermehrt sich dort das Häuflein gar nicht. Die stellte ich dem Tai vor und zeigte ihm, wie ich natürlic viel mißtrauischer seyn müsse, wenn ein Mann aus solche Verbindungen mit dem Gesuch um die h. Taufe zu mi komme. Dann zeigte ich ihm, was eigentlich seine Pflich als unser Gehülfe sey, machte ihn auf seine Mängel auf merksam und zeigte ihm den Weg, wie es anders werden könne mit ihm und seinen Verwandten. Endlich theilte ich ihm das über Pit jun Gehörte mit, ohne jedoch die Person zu nennen, die es mir angezeigt hatte. Es war schon nahe an 12 Uhr des Nachts, als ich ihn entließ; denn ich erlaubte auch ihm, sich frei gegen mich auszusprechen, so daß unsere Unterredung sich so lange verzog. Den andern Tag war es Sonntag, und ich nahm zum Text meiner Predigt „Gebet Gott was Gottes ist.“ Ich ermahnte dringend zu gänzlicher Herzensübergabe an Gott, welche dann von selbst die Hingabe der Glieder zum Dienst der Gerechtigkeit zur Folge haben werde, so wie die freudige Aufopferung von Allem, was einer habe. Des Abends kam der Pit jun ungerufen zu mir und sagte, er habe gehört, daß man ihn sehr bei mir verläumdet habe, ich möchte aber ja solcher Verläumdung nicht glauben, denn die Chinesen sprechen Vieles, was nicht wahr sey. Ich antwortete ihm, daß ich dieß leider nur zu gut wisse, aber es sey mir nicht unmöglich, die Herzen zu prüfen und den Schluß zu ziehen, was etwa wahr oder was nicht wahr seyn könnte. In Beziehung auf ihn müsse ich gestehen, daß es mir gar nicht unwahrscheinlich sey, daß er so denke, wie jener Ausdruck von ihm verrathen habe. Nachdem ich noch lange mit ihm gesprochen hatte, fragte er mich, ob er jetzt nicht hoffen dürfe, getauft zu werden? Nein, sagte ich, unter solchen Umständen kann davon nicht die Rede seyn. Darauf fragte er weiter, ob ich ihm sonst nichts zum Trost sagen könne? O ja, sagte ich, das kann ich wohl, und fragte ihn, ob er in einem Gebetsumgang mit Gott stehe? Ja, sagte er, er sey gewohnt, zu seinem Frühstück und Mittagessen zu beten. Das meine ich

nicht, war meine Antwort, sondern ob er sich jemals allein auf seine Kniee niedergeworfen, und Gott um Vergebung seiner Sünden, um Erleuchtung und um Bekehrung gebeten habe. Er konnte nicht sagen, daß er das gethan hatte. Nun sagte ich, das ist der Trost, den ich dir geben kann, daß dir der Weg zu Gott offen steht, wenn du dich nur ernstlich Gott nahen willst. Du hast Sein Wort, darin kannst du lesen, du kannst dich auf deine Kniee niederwerfen und zu Gott beten, und wenn ein ernstliches und aufrichtiges Verlangen, Christ zu werden, in dir erwacht seyn wird, so werde ich das nicht verkennen, und soll Niemand lieber seyn als mir, dir die heilige Taufe zu ertheilen.

„Am 5. August erhielten wir Besuch von einem gewissen Phung a schu, dem Neffen des Phung jun san, der Ihnen aus Br. Hamberg's Bericht über die Rebellion bekannt ist als der südliche König von Nanking. A schu ist im Jahr 1853 von dem Missionar Roberts in Schanghai getauft worden und wünschte, sowie Jit khiam nach Nanking zu gelangen. Da ihnen dieß nicht möglich war, so kehrten sie beide wieder nach Hongkong zurück. A schu fand eine Stelle als Lehrer bei einem amerikanischen Missionar in Canton. Dort erkrankte er, und kam nun auf einer Erholungsreise hieher. Er war aber schon bedenklich krank, als er hier eintraf, und starb auch am 21. August bei uns. Da man sein Ende herannahen sah, so sprach ich offen mit ihm über den Tod und er sagte, daß er sich nicht davor fürchte, sondern von Gott zu Gnaden angenommen zu werden hoffe. Sie werden sich erinnern, daß, als unser Gehülfe Kong anno 1853 in Pukak starb, seine Leiche nicht auf der hiesigen Markung begraben werden durfte, weßhalb man ihn auf der Lilonger Markung beerdigen mußte. Seither hat nun unser Hauswirth ein Stück Berg angekauft, welches er zu diesem Zwecke bestimmte, und der A schu war nun der erste, der dort seine Ruhestätte finden sollte. Wir mußten mit dem Sarge durch das südliche Thor von Pukak hinaus gehen. Dort befindet sich aber unter dem Thor ein Götzenaltar, auf welchem die Schutzgötter des Ortes verehrt werden. Wenn nun eine Leiche

dort vorbei getragen wird, so ist es Sitte, daß ein rothe Tuch über dem Thor aufgehängt wird, auch werden Weih rauch und Feuerwerk für die Götter verbrannt. Als abe die Leute sahen, daß wir ganz ohne Zeremonie an ihren Götzen vorbeigingen, so wurde uns das als eine Beschimpfung ihrer Götter ausgelegt, die sie wenigstens nicht ungestraft lassen wollten. Nachdem wir von der Beerdigung zurückgekehrt waren, so kam deßhalb der Ortswächter mit einigen losen Leuten in unser Haus, brachte seine Beschwerde vor, und verlangte eine Geldbuße von **10,000** Pfennigen (etwa **36** Fr.) und wenn wir dieß nicht sogleich bezahlten, so wollten sie unsere Kuh wegnehmen. Es war aber schon spät und man sagte ihnen, sie sollten morgen früh wieder kommen, da weder wir, noch unsere Kuh ihnen davon laufen werde. Des Morgens schickten wir nun eine Einladung an die Aeltesten von Pukak und ließen sie bitten, mit uns zu frühstücken. Einige nahmen die Einladung an, andere kamen erst nach dem Frühstück. Wir legten ihnen die Sache vor und fragten sie, ob es ihre Meinung sey, uns eine solche Geldstrafe aufzulegen. Es war aber nur Eine Ansicht von Allen, nämlich daß die, welche eine solche Gelegenheit benützen wollten, uns um Geld zu bringen, Schelmen seyen, und sie baten uns, den Vorfall in Güte zu entschuldigen. Wir sollten nun nur **500** Pfennige hergeben, wovon die Aeltesten Betelnuß kaufen sollten zum Zeichen des Friedens, und etwas Feuerwerk zur öffentlichen Ankündigung, daß sie bei uns gewesen seyen und daß uns Niemand etwas anhaben dürfe. Dieß thaten wir, hörten aber nachher, daß der Ortswächter anstatt des Verweises, der ihm gehört hätte, einen Theil von diesem Gelde bekommen habe, damit er doch nicht ganz leer ausgehe.

„Am **30.** August fand ein Leichenbegängniß in Lilong statt. Der älteste Mann des Dorfes von der Familie Lin war gestorben in einem Alter von **89** Jahren. In einem solchen Falle ist es Sitte, daß das ganze Dorf mit der Leiche geht. Dabei finden folgende Gebräuche statt. Es muß natürlich, was ja in China immer das wichtigste ist, ein Essen

gemacht werden. Schweine werden geschlachtet und der Reis Scheffelweise gekocht. Die nächsten Verwandten bringen Opfergaben, bestehend aus ganzen Schweinen, Geflügel, Wein ꝛc. Entferntere Verwandte oder Bekannte bringen 100 Pfennige, wovon Goldpapier und Weihrauch gekauft werden soll für das Todtenopfer. Dafür darf dann die ganze Familie am Leichenschmaus Theil nehmen. Nun war es in Lilong der Fall, daß z. B. heidnische Familienväter diese 100 Pfennige gaben und dann ihre ganze Familie zum Essen schickten, und ich bedaure erfahren zu haben, daß mehrere unserer Getauften sich dazu schicken ließen. Andere haben sogar selbst dieses Geld bezahlt und sich dadurch noch größerer Sünde schuldig gemacht. Was war nun da wieder zu thun?! Ich verlangte vor Allem genau zu wissen, welche es waren, die sich an dieser Sache betheiligt hatten, und forderte dieselbigen auf, ja keinen Hehl daraus zu machen, sondern durch offenes Bekenntniß zu beweisen, daß sie ihr Unrecht einsehen. Die Bekenntnisse erfolgten zu meiner Zufriedenheit. Die meisten drückten ein aufrichtiges Bedauern aus, daß sie nicht besser über diese Sache nachgedacht hätten, wodurch manche vor dem Fall hätten bewahrt bleiben können. Daß es bei vielen aus Achtlosigkeit geschehen war, wußte ich auch, und galt dieß besonders von denen, die von dem Familienhaupt zum Essen geschickt worden waren. Ihre Sünde bestand hauptsächlich darin, daß sie nicht um des Gewissens willen lieber gefastet hatten, als sich bei einem heidnischen Essen zu sättigen. Je mehr Leute zu diesem Essen kommen, desto ansehnlicher war die Feier; sie hatten also durch ihre Gegenwart zur Verherrlichung des Teufels beigetragen und dadurch Gott verunehrt. Schlimmer war es natürlich mit denen, die selbst noch Geld gegeben hatten, dessen Bestimmung ihnen ja wohl bekannt war. Sie sahen das Sündliche ihres Thuns jetzt wohl ein, und ich hielt am darauf folgenden Sonntag eine ernste Predigt über Offenb. 2, 14 ff. Da es zugleich auch an der Zeit war, daß wir das heilige Abendmahl in Lilong feiern sollten, so benützte ich diese Gelegenheit, um an denen, die gefehlt hatten, eine kirchliche Strafe auszu-

üben. Keines dürfte an dem Sakramente Theil nehmen, und dieß war wirklich eine empfindliche Strafe für sie, da sie sehr viel auf das heilige Abendmahl halten; ich war froh zu sehen, daß es ihnen sehr zu Herzen ging, und darf hoffen, daß sie sich in Zukunft besser in Acht nehmen werden.

Im September wurden 2 erwachsene Schüler von der Schule in Lilong daselbst getauft. Die Väter derselben sind früher schon getauft worden, und die Mutter des einen ist Bewerberin.

2. Die neusten Ereignisse auf dem Gebiete anderer Missionsgesellschaften.

China.

Canton. Miss. Macy, von der amerikanischen Mission, indem er den Fortschritt bezeichnet, den die Mission seit 6 Jahren in Canton gemacht hat, sagt unter anderm: „Zu Anfang 1849 wurden Gottesdienste in zwei Missionsspitälern gehalten, vielleicht auch bisweilen in Dr. Balls Hause. Die Zuhörer waren gewiß größtentheils die in den Spitälern verpflegten Personen und ihre Verwandten. Wenn wir zu unsern eben erst gemietheten Wohnungen außerhalb der Grenzen der Factoreien durch die Straßen gingen, waren wir beständigen Schmähungen ausgesetzt. Seitdem sind wenigstens 6 Kapellen eröffnet worden und die Gottesdienste sind nicht mehr auf den Sonntag beschränkt, sondern werden bald hier bald da jeden Tag in der Woche gehalten; auch ist das Betragen der Leute, wenn auch noch viel zu wünschen bleibt, bedeutend besser. Der Name „fremder Teufel" wird zwar noch immer gehört, aber in den meisten Fällen nicht mehr als Schimpfname und selten in Verbindung mit Worten wie „tödten", „schinden" ꝛc., die man früher beständig zu hören bekam. In den 8 verschiedenen Kapellen fehlt es in der Regel nicht an Zuhörern; nur wäre mehr Ruhe und Ordnung unter ihnen zu wünschen. Viele kommen aus Neugierde herein, hören einige Minuten zu und gehen wieder; Einige schwatzen, Andere schlafen. Eine gewisse Anzahl aber

findet sich eine Zeitlang regelmäßig ein und manche unter ihnen zeigen wirkliche Andacht und Aufmerksamkeit."

Hinter-Indien und Archipelagus.

(Amerikan. Baptisten.) Ava. Im April 1855 besuchten Dr. Dawson und Miss. Kincaid Ava, die Residenz des Königs von Birma. Von diesem Besuch erzählt Dr. Dawson unter Anderm: „Nachdem wir unser Gepäck in unsere Herberge gebracht hatten, sandte Hr. Kincaid die zwei Nationalgehülfen Ko En, der jetzt ein ordinirter Prediger ist, und Moung Pa-te aus, um die Mitglieder der kleinen Ava-Christengemeinde aufzusuchen. Nachdem sie über einen halben Tag gesucht, fanden sie einen Mann Namens Ko Schwai Ni. Unaussprechliche Gefühle durchdrangen uns bei der Begrüßung dieses vortrefflichen Mannes. Inmitten aller Drangsale und Kämpfe, welchen derselbe während dieser langen 17 Jahre ausgesetzt gewesen, bewahrte er seinen Glauben und seine Hoffnung unverwandt. Manche schwere Versuchung, Verfolgung und Beschimpfung war über seine Seele hingegangen, und in seiner Einsamkeit dünkte es ihm, Gott habe ihn verlassen. Aber alle Furcht verscheuchend, kämpfte er den guten Kampf des Glaubens und blieb standhaft in Christo. Als er hörte, der Lehrer Kincaid sey angekommen, war sein Herz voll Jubel, und Freudenthränen flossen über seine gefurchten Wangen. Von der alten Ava-Gemeinde sind drei der ehrwürdigen und alten Glieder in die ewige Ruhe eingegangen; andere haben die Stadt verlassen und sich anderswo niedergelassen. Ein Schwager Ko Schwai Ni's liebte schon lange die Wahrheit, und indem er durch seinen Verwandten nach und nach in der Erkenntniß weiter gefördert wurde, erhielt er endlich die Ueberzeugung, daß er ein Christ sey. Dieser Mann will nun mit uns den Fluß (Irawaddi) hinab nach Prohm gehen, um sich dort taufen zu lassen." — In Folge einer Audienz bei dem Könige, den die Missionare als einen ungemein verständigen, einsichtsvollen und edelmüthigen Monarchen schildern, glaubten sie, die Zeit sey nun gekommen, um die „Ava-Mission" zu beginnen.

Taungu-District. Der Nationalgehülfe Sau Schapau charakterisirt die Bghais wie folgt: „Die Bghais sind ein köstliches Volk; wenn sie das Wort Gottes hören, so lassen sie von den Gebräuchen Satans ab; sie essen nicht mehr für die Ahnen; sie rufen die abwesenden Geister nicht mehr an; sie wahrsagen nicht mehr mit Vogelgebeinen; sie sind auf ganz exemplarische Weise auf des HErrn Seite und lernen vortrefflich. Sie haben sehr viele Dörfer und verlangen nach vielen Lehrern. Sie haben mir ein schönes Sajat gebaut, und wenn ich sie unterrichte, so lernen sie sehr leicht. Ihre Herzen scheinen für Gott zu seyn, aber sie wissen nur mich anzurufen. Der Eine sagt: „Komm in mein Dorf;“ ein anderer: „Komm in mein Dorf.“ Wenn ich unter ihnen herumwandere und predige, so sind sie sehr aufmerksam und sagen: „Lehrer, wenn Du willst bei uns bleiben, so können und wollen wir Christen werden; allein können wir aber nichts thun.“ Ich sage ihnen: „Gott verläßt euch nicht, wenn ich fortgehe: Er ist immer bei euch.“ Sie bauen in jedem Dorf Sajats, und wenn ich nicht da bin, so versammeln sie sich und beten ohne mich.“ — Der Fortgang des Werks im Taungu-District veranlaßte die Missionare in Maulmain, Herrn Whitaker dorthin zu senden, welcher unter dem 7. Juli 1855 berichtet: „Bei meiner Ankunft in Taungu war fast der erste Mensch, der mir begegnete, ein Karen-Christ, der sogleich in den Busch lief, unsere Ankunft zu melden. Anfangs sah ich mich in meiner Erwartung zahlreicher Besuche in Folge der drückenden Hitze und herrschenden Krankheiten getäuscht. Als sie aber anfingen zu kommen, hatte ich eine Woche lang beständig zwischen 20 und 80 um mich. Sau Kwala (s. 1855. H. IV. S. 41) hat mich nur Ein Mal besucht, da ihm durch den beständigen Zulauf fast keine Zeit zum Besuchen und zur Ruhe übrig blieb. Sein ganzes Herz scheint in dem Werk zu leben. Die Zahl der Getauften ist nahe an 1500. Der Fortschritt, den Viele im Lesen gemacht, und die Leichtigkeit, womit sie von ihrer Erkenntniß im Unterricht Anderer Gebrauch machen, ist zum Verwundern.“ — „Die große Nothwendigkeit, junge

Bghais zu unterrichten, hat mich veranlaßt, die, welche kommen und schon lesen können, und welche lernen wollen, um Andere lehren zu können, aufzunehmen und weiter zu unterrichten. Ich nahm den ersten am 27. Juni auf und habe jetzt 9, die ich ohne Kosten für die Mission zu erhalten hoffe."

Der oben erwähnte Karenen-Missionar Sau Kwala besuchte auf einer Wanderung gegen 30 Bghais-Dörfer und nahm in dreien derselben 310 Personen (106—110—94) durch die Taufe in die christliche Gemeinde auf, welche durch Nationalgehülfen dafür vorbereitet waren. Eine Menge Taufbewerber wies er noch zurück, weil es ihnen an der nöthigen Vorbereitung fehlte. Miss. Dr. Mason nennt 30 Außenstationen unter den Bghais, welche von 17 Nationalgehülfen bedient werden, und zu Anfang der letzten Regenzeit 616 getaufte Christen zählten, welche sich auf die drei Dörfer Htiedu, Thegheden und Kheuwai vertheilen, wo oben erwähnte Taufen statt hatten.

Henthada-Mission. Im October 1854 zog Miss. Thomas in die Stadt Henthada am Irawaddi-Strom und begann die Mission. Drei Wochen nach seiner Ankunft konnte er bereits Nachricht vom ersten Bekehrten senden. Gegen Ende des Jahres gründete er die erste Karen-Gemeinde im Henthada-Busch, etwa 20 englische Meilen südlich von der Stadt, aus 11 Mitgliedern bestehend, von denen 3 schon vor 10 Jahren getauft worden waren, und Anfangs April 1855 weihte Thomas in der Stadt die neugebaute Capelle ein und taufte zugleich 9 Karenen, welchen gegen Ende des Monats 10 weitere beigefügt wurden. — Auch in Kru Katu, 7 Meilen nördlich von der Stadt, taufte Thomas um dieselbe Zeit 13 Karenen und bildete eine neue Gemeinde. Er fügt seinem Bericht bei: „Es sind nun 4 Gemeinden in diesem Theile der Provinz mit über 60 Gliedern, von welchen ich 40 selber getauft habe." Am 29. April ordinirte er den ersten eingeborenen Prediger in Henthada, Namens Tsamai, durch dessen Wort schon früher eine Karen-Gemeinde von mehr als 100 Seelen entstanden war. — Unter dem 25. Mai meldete er abermals eine Taufe von 12 Karenen,

wodurch die Zahl der seit seiner Ankunft Getauften auf 52 stieg. Von diesen ist auch bereits ein alter Mann zum HErrn, an den er in der elften Stunde noch glauben gelernt, entschlafen. — Auf den Bergen von Schwaigjin sind nach den letzten Berichten 1000 Karenen getauft worden.

Maulmain. In das theologische Seminar daselbst wurden in den ersten 4 Monaten von 1855 zu den wenigen bereits vorhandenen 40 junge Karenen aufgenommen, um zu Predigern unter ihren Volksgenossen herangebildet zu werden.

Tawoy-Mission. Dem eingeborenen Pastoren in Tawoi gibt Miss. Allen folgendes Zeugniß: „Derselbe hat sich bis jetzt seines Amtes würdig gezeigt. Man kann in Wahrheit von ihm sagen, er sey ein Mann „voll Glaubens und heiligen Geistes." Es war mir noch nie vergönnt, mit einem Mann umzugehen, der mehr von dem Geist Christi durchdrungen gewesen wäre. Sein Gegenstand in und außer der Kirche ist Jesus der Sünderheiland. Er ist in Tawoy geboren und wünscht mit der Predigt von Christo unter seinen Mitbürgern sein Leben zu beschließen. Er dient seit 18 oder 20 Jahren als Gehülfe in der Mission und hat in Gesellschaft der Missionare jedes Dorf in der Provinz besucht, und ist überall geachtet und beliebt." — Von Prohm schrieb Miss. Simons unter dem 18. Juni 1855: „Etwa 50 sind in diesem Jahr bereits getauft worden, unter ihnen etliche begabte Männer, die Hoffnung geben, Prediger des Evangeliums unter ihren verfinsterten Landsleuten zu werden." — Miss. Kincaid in Prohm schreibt unterm 4. August 1855: „Vorige Woche war ich in Thaiet, 44 Meilen flußaufwärts, wo wir in der Stadt und den umliegenden Ortschaften 3 Gehülfen haben. Ich taufte 4 Personen: 2 Männer und 2 Frauen. Die Männer sind vorzüglich. Einer ist im Dienst der Regierung und war ein Schüler des Hrn. Hough in Maulmain. — Diese Woche hatten wir erfreuliche Arbeit in 3 Dörfern, 20 Meilen nordöstlich. Ich taufte 5 Männer und 3 Weiber, das macht 29 in jenen Dörfern, mit Einschluß des Vorstehers jedes Dorfs. Die ganze Bevölke-

rung scheint von Gottes Geist angeregt." Auch in Prohm selbst findet das Evangelium manche Anhänger. Miss. Kincaid schreibt: „Unsere Versammlung an den Sonntagen wechselt zwischen 150 und 200. Die Gemeinde ist bereit, während der nächsten trockenen Jahreszeit eine gute Kapelle zu bauen. Sie unterschreiben reichlich für den Zweck." — „Erst unlängst hatte ich eine direkte Anfrage vom König, wann ich nach der Residenz zu kommen gedenke; ich möchte ihm dann auch ein Pack amerikanische Zeitungen mitbringen. Herr Dawson und ich haben im Sinn, uns vor Ende des Jahres längere Zeit dort aufzuhalten und alle Städte und Dörfer unterwegs zu besuchen. Es sind in mehreren Städten Wahrheitssuchende."

Java. (Niederländische Mission.) Nach Miss. Jellesma's Angabe wurden im Osten von Java in den Umkreisen von Surabaia und Kederi vom Jahr 1843 bis Ende 1854 1962 Javanesen getauft. Von diesen ist eine große Zahl bereits gestorben; auch sind Mehrere wieder abgefallen. Die Zahl der Christen betrug zu Ende 1854 1928 Seelen, von welchen im vorigen Jahr 270 getauft wurden, nämlich 131 Erwachsene und 139 Kinder. Zwei neue Arbeiter sind dieser Mission in den Brüdern Harthorn und Ganswyk zugetheilt worden.

Borneo. (Rheinische Mission.) Der Anordnung des holländischen Residenten gemäß sollte im obern Theile der Landschaft Mantangei ein Ort angelegt werden, wo die früher in der Zerstreuung lebenden Dajacken des Bezirks beisammen wohnen möchten. Die Stelle, welche man auswählte, war ehemals unter den Dajacken von Mantangei ein berühmter Versammlungsplatz gewesen, daher dieselbe den Namen Tanggohan, „Hinzugang" erhielt. Miss. Rott, in Pulopetak, von dem Unterhäuptling eingeladen, dorthin zu kommen und sich unter ihnen niederzulassen, folgte diesem Ruf. Am 2. April 1855 zog er daselbst ein, nachdem er mit vieler Mühe und unter großen Beschwerden sich ein hölzernes Haus gebaut hatte, und begann somit diese neue Station Tanggohan am Kapuasstrome.

Ober- und Niederindien.

Assam. (Amerikanische Baptisten.) Miss. Stoddart in Naugong schreibt unter dem 4. Mai 1855: „Die große Mehrheit der Assamesen, besonders in diesem District, kann weder lesen noch schreiben. Seit einigen Jahren aber bezeigen sie ein großes Verlangen nach Schulen, und während der letzten 6 Monate kamen 6 bis 8 Ansuchen um Schulen, von eben so vielen Dörfern. Solche Ansuchen um Schulen, Lehrer und Bücher sind etwas Gewöhnliches: sie kommen jeden Monat des Jahres." — Aber dieses großen Verlangens nach Schulen ungeachtet, bemerkt Hr. Stoddart, wollen die Leute nicht das Geringste daran wenden, oder Lehrer und Bücher bezahlen, während sie zu Erhaltung des Götzendienstes unglaubliche Summen beisteuern.

Vorderindien.

(Lutherische Mission.) Miss. Schwarz berichtet folgende Aufnahmen in ihre Missionsgemeinde. Am 2. März 1855 in Tanjore 20 Personen, und einige Tage hernach in Budelur 24 Personen, meist aus Pudupetta. — Am 4. April abermals in Tanjore 10 Personen. Am 13. April in Tiruweiar 4 Personen aus der römischen Kirche, und Tags darauf in Kulamanickam weitere 24 Personen aus der römischen Kirche. Bald darauf in Kokudi 25 Personen. Am folgenden Tage in Paluwur 2 Heiden getauft.

(Mission der reformirt-protestantisch Holländischen Kirche.) Die erste Kunde von dieser Mission finden wir in einer Zuschrift des Missionars Henry M. Scudder, Dat. Vellore den 20. November 1855 an den Herausgeber des Madras Christian Herald: „Erlauben Sie mir gefälligst, den christlichen Freunden, welche Ihr Blatt lesen, Einiges über unsere Mission mitzutheilen. Meine Brüder und ich haben 3 Stationen: Vellur, Tschittur und Arni. Zwei weitere Brüder sind zu uns unterwegs. Das letzte Jahr war für uns ein sehr prüfungsvolles. Dieses Jahr hat uns der HErr gesegnet. Unsere Schulen gedeihen. Unsere Gemein-

den nehmen an Zahl und Erkenntniß zu, und wir haben das Evangelium vielen Heiden verkündigt. Die „Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums" hat unlängst ihre Missionen zu Vellur und Tschittur uns übertragen. So kamen wir in den Besitz einer Kirche in Vellur, die mit einiger Erweiterung für unsere dortige Gemeinde genügen wird. In Tschittur hingegen haben wir keine Kirche. Wir haben so eben ein vortreffliches Grundstück inmitten der einheimischen Bevölkerung erworben, wo wir zu bauen gedenken. Mittlerweile muß unsere Gemeinde sich im Hause des Missionars versammeln. Wir halten nichts darauf, eine Kirche zu bauen, ehe eine christliche Gemeinde ihren Gottesdienst darin halten kann; aber in Tschittur haben wir eine Anzahl Communicanten und eine christliche Versammlung. Ich schreibe dieß in der Hoffnung, daß christliche Freunde uns in dieser Zeit der Noth beistehen werden."

Nestorianer.

(Amerikan. Mission.) Laut Bericht der Missionare Coan und Perkins vom April und Mai 1855 drohte den Missionaren in Urumiah die Vertreibung und ihrer so gesegneten Mission der Untergang in Folge der Schliche der päbstlichen Lazaristen bei der persischen Regierung. Als einen der zuverlässigsten Freunde ihrer Mission, von dessen Einfluß sie sich noch Gutes versprechen, nennen die Missionare den russischen General-Consul in Tebris, Ritter Khanikoff.

Armenier.

(Amerikan. Mission.) Demirdesch. Von dieser Station wird gemeldet: „Die protestantische Schule ist seit einiger Zeit geschlossen. Der Lehrer darf nicht auf die Straße hinaus, ohne sich der Gefahr auszusetzen, zu todt gesteinigt zu werden. Die Griechen dort rühmen laut, der „Kaiser" werde bald Ordnung schaffen in der Türkei; dann werde jede Spur von Protestantismus verschwinden. Armenier und Griechen im Innern glauben zuversichtlich, Rußland werde noch obsiegen und den Protestantismus sofort unterdrücken."

Von Brussa schreibt Miss. Hamlin unter dem 15. August 1855: „In den umliegenden Dörfern, bis zu einer bedeutenden Entfernung, hat ein großes Werk begonnen. Als ich in Brussa war, kamen 5 oder 6 Bauern, gemeinschaftlich eine Bibel zu kaufen, da sie zu arm waren, um daß Jeder eine hätte kaufen können. Sie kommen zusammen und lesen gemeinschaftlich. Kein Buch wird so viel begehrt als die Bibel, und allgemein herrscht der Eindruck, daß der Protestantismus und die Bibel zusammen gehören.“

Adabasar. Miss. Dwight schreibt unter dem 30. August 1855: „Die Armenier dieser Stadt sind gegenwärtig im Streit unter sich. Es ist ein Kampf zwischen Unternehmung, Verstand und Freisinnigkeit einerseits, und Reichthum, Rang im Verband mit Unwissenheit und Fanatismus andererseits. Jung Armenien erhebt sich zu Behauptung seiner Rechte; und die graubärtigen Banquiers, deren Wink bisher Gesetz war, entsetzen sich ob der Unverschämtheit derer, die sich in Angelegenheiten „der Nation“ mischen. Viele Armenier haben in den letzten Jahren Europa bereist und Viele haben dort ihre Bildung erlangt; sie wissen daher bedeutend mehr, als ihre Väter, und suchen das Erlernte ihren Volksgenossen mitzutheilen. Ich habe neulich eine gedruckte Erklärung gegen solche Machtanmaßung gelesen. Sie ist in armenischer Sprache geschrieben und mit 12 verantwortlichen Unterschriften versehen; — etwas ganz Neues in der Türkei. Es ist ungemein gut geschrieben, ruhig, würdevoll und entschieden. Es muß bei allen Gutgesinnten einen günstigen Eindruck machen und zum Nachdenken erwecken.“

Türkei.

Der christliche Kurdenhäuptling. Der amerikan. Miss. Dunmore besuchte unlängst diesen merkwürdigen Mann, als er auf einer Reise in dessen Nachbarschaft kam, und meldet von ihm: „Ich war natürlich sehr begierig, Ali Gako, den wohlbekannten christlichen Häuptling zu sehen. Er ist ein Mann von etwa 40 Jahren, groß und von männlicher

Haltung, liebreich und sanftmüthig, prunklos im Anzug, wie die andern Häuptlinge. Er hat nichts Ausgezeichnetes in seinen Gesichtszügen oder in seiner persönlichen Erscheinung; doch hat er etwas Edles und Anziehendes in seinem Benehmen, und man würde ihn unter Seinesgleichen als einen Mann von Herz und Würde erkennen; auch gilt er als solcher unter ihnen. Er meint unter ihnen der Einzige zu seyn, der sich so weit um das Heil seiner Seele bekümmert, daß er im Worte Gottes forscht und den rechten Weg sucht. Er ist offenbar ein redlicher Forscher nach der Wahrheit und dem Wege Gottes." (Siehe **1855.** Heft II, Seite **45.**) Nach Miss. Dunmore's Rückkehr nach Kharput empfing er von Ali Gako einen Gegenbesuch, wovon er Folgendes erzählt: „Ali Gako und ein anderer Häuptling waren vorige Woche meine Gäste und sind es noch. Wir hatten einige sehr ansprechende Unterhaltungen. An solchen, sowie am Lesen des Wortes Gottes scheint er stets Freude zu haben. Oft forschen wir noch stundenlang in der Schrift, nachdem die Andern sich zur Ruhe begeben haben. Er hat sich nie ermüdet gezeigt, so spät es auch seyn mochte; auch scheint er in das Schlußgebet von Herzen mit einzustimmen und spricht das Amen immer laut nach. Wenn wir uns zu Tische setzen und Andere zu essen anfangen, so ermahnt er sie zum Tischgebet. Er kann nicht selber lesen, hat aber einen Mullah angestellt, um ihm vorzulesen und ihn und seine Familie zu lehren. Er versichert mich, daß er, in seine Zelten zurückgekehrt, im Ernst beginnen werde, die Bibel für sich lesen zu lernen. Letzten Sonntag Morgen kam er mit seinem Mullah in meine Bibelstunde und Predigt in meinem Studierzimmer. Es war dieß der erste eigentliche protestantische Gottesdienst, dem er je beigewohnt. Er faßt alles Gesagte sehr schnell auf."

Miss. Ladd in Smyrna erzählt in seinem Brief vom **14.** September **1855** Folgendes als ein Beispiel, wie die Versuche, die Wahrheit zu unterdrücken, oft gerade den entgegengesetzten Erfolg haben: „Einigen dem Evangelio feindlichen Griechen in Thyatira kam es in den Sinn, daß wenn

sie einem gewissen einflußreichen Türken eine protestantische Bibel in türkischer Sprache schenkten, er darin so viel gegen seine Religion finden würde, daß er den Protestanten feind würde, denn sie selbst waren ihres Inhalts ganz unkundig. Nun steuerten sie also zum Ankauf einer Bibel bei und beschenkten den Türken damit. Er fing sogleich an, darin zu lesen, während sie zuhörten, und nachdem er eine Weile so fortgefahren, sagte er, es sey alles recht gut. Sie sagten, sie wollten wieder kommen und ihn mehr lesen hören; und abermals erklärte er das Gelesene für sehr gut. So kamen sie noch mehrmals zusammen und alle Mal mit gleichem Erfolg. Der Türke las die Bibel auch für sich und fing an, sich darüber mit anderen Türken zu unterhalten und ihnen daraus vorzulesen, und thut dieß noch jetzt."

Mosul. Miss. Williams schreibt unter dem 7. September 1855: „Unter den uns Besuchenden ist wenigstens ein Drittheil Moslems, denen wir die Heilswahrheiten so klar als möglich zu machen suchen. Unlängst haben sich 6 Familien an die protestantische Gemeinschaft angeschlossen und ihre Namen wurden übertragen ohne Steuererhöhung. Dieß ist etwas Neues in Mosul. Wir danken Gott und fassen Muth. — Außer der Sonntagsbibelstunde kommen alle Mittwoch von 15 bis 40 Frauen zu Frau Lobdell und Frau Marsh in Unterricht."

West-Afrika.

Wheida und Dahomi. (Wesleyan. Mission.) Miss. Freeman in Wheida rühmt in seinem Schreiben vom 20. Juli 1855 den kräftigen Schutz, den der König von Dahomi ihrer Mission angedeihen läßt, namentlich gegen die feindlichen Anschläge seines ersten Ministers und des Vicekönigs von Wheida und sagt: „Die unmittelbare Folge dieses weisen und entschlossenen Verfahrens von Seiten des Königs ist, daß sie das Evangelium öffentlich in den Straßen von Wheida verkündigen können. Unter dem 5. Mai schrieb der König von Dahomi an Miss. Freeman folgenden Brief: „Verehrter Freund! Ich bedaure, daß, als Sie letzthin hier

waren, mein Jahresfest gerade angefangen hatte, und Sie eilten so nach Hause zurück, daß mir keine Zeit blieb, über gewisse wichtige Punkte, die mir auf dem Herzen lagen, mit Ihnen zu sprechen, und nun benütze ich diese Gelegenheit, Sie zu bitten, zu mir zu kommen, denn Sie sind der einzige vertraute Freund, auf den ich mich in meinen Mittheilungen an die Königin von England verlassen kann. Ich weiß, daß das Gerücht ausgestreut worden ist, ich habe im Sinn, Abbeokuta wieder anzugreifen trotz der Fürbitte der Königin von England durch Capitän Forbes; und da kein Engländer meine Gesinnungen gegen die englische Regierung und die Königin so gut kennt als Sie, so schreibe ich Ihnen, wie unwahrscheinlich ein solches Betragen von meiner Seite wäre. Ich kann nicht glauben, daß die Königin von England gegen irgend Jemand zornig bleiben würde, wenn sogar von ihren ärmsten Unterthanen zu Gunsten des Beleidigers Fürsprache thun, und wie könnte ich gegen meine Beleidiger zornig bleiben, wenn eine Monarchin wie die Königin von England zwischen mich und sie tritt? Die Königin hat mich wissen lassen, daß jener Ort ihr gehöre, und nun haben die Abbeokuter mich um Frieden mit ihnen bitten lassen. So ist also nun kein Zorn zwischen mir und ihnen, und darum müssen Sie solchen Gerüchten keinen Glauben schenken, sondern mir das Wort reden, denn Sie sind der einzige Freund zwischen mir und der Königin von England. Ich bin" rc.

Kwitta. (Norddeutsche Miss.) Den im letzten Heft erwähnten 4 Erstlingen aus den Heiden sind am 8. Juli 3 weitere durch die Taufe hinzugefügt worden.

Von der Committee zur Gründung einer neuen Station in der Richtung nach Peki, der frühern Station im Inneren, ermächtigt, machten sich am 23. Juli die Missionare Plessing und Schlegel auf den Weg zur Aufsuchung des passendsten Ortes. Ihre Wahl fiel auf Waja, ein dem Adaglu-Volk gehöriges Dorf, eine starke Tagreise von Peki. In ihrem Reisebericht sagen die Brüder von diesem Ort: „Der Adaglu, ein hoher Berg, ist von 9 Städten und eben so vielen Dörfern umgeben, die wieder ihre Höfe und Weiler

haben. Um Waja her ist es üppig. Waja selbst reinlich, die Männer verständig und fleißig, die Weiber und Mädchen züchtig und die Kinder bescheiden. Es ist ein liebliches Völkchen und ich bin durch sie oft an Peki erinnert worden. Ich werde nicht überschätzen, wenn ich die Seelenzahl zu 1000 annehme." — In einer zu dem Zwecke einberufenen Zusammenkunft der Aeltesten des Stamms, welche am 15. August statt fand, wurden die Bedingungen festgesetzt, nach welchen es den Missionaren gestattet seyn würde, sich dort niederzulassen, und Tags darauf traten sie ihren Rückweg nach Kwitta an, das sie am 17. August wohlbehalten erreichten. Zu eben der Zeit machten unsere Brüder Locher und Zimmermann von Ussu aus eine Reise in das Volta-Gebiet und fanden 9 große Städte am Volta (Fluß) gelegen, die alle die Krepe-Sprache reden, welche die Missionare in Kwitta zu lernen im Begriff waren. Sie schrieben nun Letztern, wie sie überall so freundlich aufgenommen worden, und wie die Gegend gesund, fruchtbar und reich an mancherlei Arten von Palmbäumen sey. Dazu konnten sie ihre Sachen sehr leicht auf dem Fluß dorthin bringen und von einer Stadt zur anderen kommen, ohne einen müden Fuß zu machen. Sie sollten doch kommen und sehen. Diese Einladung als einen Wink vom HErrn annehmend, setzten sich die Missionare Schlegel und Brutschin in ein Fahrzeug und fuhren in den Volta-Strom ein, besuchten alle die verschiedenen Städte auf der westlichen Seite des Volta, 7 an der Zahl, von denen Malfi die Hauptstadt ist, mit 3000 Einwohnern. Auf der Ostseite des Volta liegen noch 2 Städte, welche aber dieß Mal unbesucht blieben. Das Ergebniß dieser Reise war, daß die Brüder das Volta-Gebiet hauptsächlich um seines Wasserweges willen zur Gründung einer zweiten Station für vortheilhafter hielten als das Adaglu-Gebiet. Da überdieß der Häuptling von Malfi ebenfalls billige Bedingungen zum Anbau der Missionare einzugehen sich bereit zeigte, so wurde Malfi zur zweiten Missionsstation bestimmt. — Nachdem die Uebereinkunft mit dem Häuptling getroffen war, hielten die Brüder es für ihre Pflicht, die Aeltesten von Waja, das nur

14 Stunden von Malsi entfernt ist, von dieser Veränderung ihres Planes zu benachrichtigen, damit sie nicht glauben sollten, die Missionare seyen Betrüger. Brutschin ging mit einigen Knaben zu Fuß dahin, erzählte dem Häuptling und den Aeltesten von Waja den ganzen Hergang der Sache, warum sie Malsi für jetzt vorzögen, daß sie aber dennoch im Sinne hätten, später zu ihnen zu kommen. Die Aeltesten sagten, sie könnten nichts gegen diesen Entschluß haben, doch bäten sie die Missionare, wenn sie je eine neue Station anlegen wollten, sie nicht zu übergehen, sondern dann, wie sie gesagt, zu ihnen kommen.

Gabun. (Amerikanische Mission.) Miss. Bushnell schreibt unter dem 31. Juli 1855: „Gegenwärtig steht es sehr erfreulich um uns her. Innerhalb 2 Stunden Entfernung sind mehr als 40 Ortschaften, in welchen wir freien Zutritt haben und wo wir allezeit willkommen sind; die Leute klagen nur über die Seltenheit unserer Besuche. In mehreren dieser Ortschaften sollten unverzüglich Außenstationen und Schulen errichtet werden können; aber wo sind die Leute dazu? In unserer Anstalt herrscht gegenwärtig viel religiöses Leben und Verlangen nach Erkenntniß der Wahrheit."

Der Missionar der Londoner Missionsgesellschaft Dr. Livingston kam im Jahr 1854 auf seinen Forschungsreisen in Süd-Afrika bis zu der portugiesischen Niederlassung St. Paul de Loanda, an der Westküste, unter dem 9ten Grad südlicher Breite. Er schreibt: „In dieser Stadt kam ich sehr elend an Fieber und Ruhr leidend an. Herr Edmund Gabriel, der brittische Commissär zu Unterdrückung des Sclavenhandels, nahm mich und meine 27 Reisegefährten sehr freundlich in sein Haus auf. Nie werde ich das Wohlseyn vergessen, das ich empfand, als ich nach 6monatlichem Lagern auf bloßer Erde zum ersten Mal wieder in ein weiches Bett kam, noch auch die unermüdliche Pflege während einer langen Krankheit, die ich von Herrn Gabriel erfuhr. Meine Gefährten wurden beim Anblick einer Stadt von Entsetzen ergriffen, und noch mehr, als sie an Bord der englischen Kriegsschiffe gebracht wurden. Die Freundlichkeit der Offiziere be-

nahm ihnen aber bald alle Furcht, und sie sahen nun, wi falsch sie von den Negern aller Dörfer, durch die sie kamen berichtet waren, welche behaupteten, der weiße Mann führ sie ans Meer und werde sie dort alle auf die Schiffe brin gen, um gemästet und aufgefressen zu werden. Als sie di ungeheure Menge von Steinen sahen „welche brennen" (Stein kohlen), die ein Schiff zu fassen vermag, waren sie über di Maaßen erstaunt. Sie hatten bisher gemeint, ihre Kano' seyen die größten Schiffe und sie selbst die geschicktesten Schif fer von der Welt. — Seine Excellenz der Bischof von An gola, damals zugleich Statthalter der Provinz, empfing mein Gefährten mit großer Leutseligkeit, versicherte sie seines Schu tzes und seiner Freundschaft, sowie seines Wunsches, den Handelsverkehr mit dem Lande Sekeletus zu befördern. Auch sandte er für jenen Häuptling ein Pferd und ein schönes Kleid als Geschenk, und erwies mir in meiner Krankheit viele Aufmerksamkeit. Auch die Kaufleute von Laonda be nützten unsere Rückkehr, dem Sekoletu Geschenke zu schicken. Ich wurde von den Portugiesen recht freundlich behandelt. Die Regierung that, was in ihren Kräften stand, um mein Weiterkommen in der Provinz zu erleichtern. Ich besuchte mehrere der verlassenen Klöster, oder, wie wir sagen würden, Missionsstationen. Noch stehen einige ihrer Kirchen, die leicht wieder herzustellen wären. Die Bettstellen stehen noch in den Schlafsälen, wie sie sie verlassen haben; auch die Proviant kisten sind noch da. Bücher aber fanden wir keine. Doch erkannten wir die Spuren ihres frühern Daseyns unter dem Volk, indem sehr viele lesen und schreiben können. Nur sehr wenige Leute von Ambaka verstehen nicht die Feder zu führen, und nicht selten sieht man in diesem Distrikt des Abends Neger mit einem Feuerstock in der einen Hand und in der andern eine Feder, in schöner Hand eine Bittschrift an einen Commandanten schreibend."

Süd-Afrika.

(Wesleyanische Mission.) Miss. John Ayliff schreibt un ter dem 8. August 1855 von seiner neuen Station Heald-

Town, Fort Beaufort, unter den Fingus: „Seit dem Beginn dieser Station hat das Werk des HErrn steten Fortgang gehabt. Mit vieler Mühe haben wir eine große Kirche gebaut, zu welcher die Leute reichlich beigetragen haben. Dieselbe ist jetzt schon zu klein, und wie wir mehr Raum bekommen sollen, kann ich noch nicht sehen. Unsere Gesellschaft zählte bei der letzten Quartalversammlung **226** ganze Mitglieder, **52** auf Probe mit stets wachsenden Einnahmen für die Gesellschaft und sehr erfreulichem Schulbesuch, sowohl in der Woche als am Sonntag. — Sonntag den **4.** Febr. **1855.** Der Statthalter Sir Georg Grey, der Vice-Statthalter General Jackson und der Civil-Commissär des Districts, Thomas Shingfellow, besuchten unsern Ort. Es wurde eine kurze Prüfung der Sonntagsschüler veranstaltet, wobei Sir Georg die Leute und die Kinder selbst anredete, und dann seinen „Freund", einen Neuseeländer, der mit ihm gekommen war, zum Sprechen aufforderte. Die Ansprache dieses letztern that wunderbare Wirkung. Die Fingus hatten noch nie einen farbigen Christen aus andern Ländern gesehen oder gehört, daher sie ihm mit gespanntester Aufmerksamkeit zuhörten. Er sagte den Fingus, was er und sein Volk gewesen sey, ehe Missionare unter sie kamen; unter andern Gräueln hätten sie Menschenfleisch gegessen. — „So ist es aber nicht mehr: wir sind andere Menschen geworden: wir tragen solche Kleider, wie ihr an mir sehet; wir haben jetzt Häuser, Gewerbe und Schiffe. Dieß alles ist uns durch die Missionare und durch die Güte dieses Mannes geworden (indem er auf Sir Georg Grey wies.) Ihr müßt die Missionare hören und dem Statthalter gehorchen, so wird es bei euch werden, wie bei uns." — Hernach sprach er zu den Kindern, während Sir Georg die Fingu-Häuptlinge anredete und der Missionsfamilie für ihre Bemühungen dankte und die Errichtung einer Industrieschule am Orte versprach."

(Freie schottische Kirche.) Lovedale. Nachdem Miss. Govan unter dem **2.** Juli **1855** berichtet, daß am **10.** März **10** und am **1.** Juli **12** Erwachsene in Lovedale getauft worden, fährt er fort: „Gestern war hier ein großer

Festtag. Vormittags hatte die schon erwähnte Taufe stat und in einer zweiten Versammlung wurde das heil. Abend mahl gehalten. In meiner Vormittagsrede konnte ich nich umhin, der ersten Communion zu gedenken, welcher ich vo etwa 14 Jahren hier beiwohnte. Damals saßen 11 od 12 Eingeborene um den Communionstisch herum; jetzt sa ich eine große Zahl solcher vor mir, die im Begriff sin durch die Taufe in die christliche Gemeinde aufgenommen z werden, während die Zahl der Gemeindeglieder sich beinah verzehnfacht hat. Ueberdieß sah ich jetzt drei eingeboren Aeltesten und zwei eingeborene Hülfsprediger vor mir, di von der Gemeinde gewählt wurden." — Im Ganzen ware im verflossenen Jahr 52 Erwachsene getauft und eben s viele in die Classe der Katechumenen aufgenommen worden. Die Zahl der Communicanten betrug 211.

(Rheinische Mission.) Nachdem die rheinische Missionsstation Otjimbingue im Herero-Lande wegen Unsicherheit 1½ Jahr von den Missionaren verlassen gewesen, kehrte Miss. Rath im Spätjahr 1854 dahin zurück. Nachdem derselbe am 3. August von Bethanien abgereist war, kam er nach einem kurzen Aufenthalt in Rehoboth am 10. October auf seiner frühern Station wieder an. Ueber den Zustand, in welchem er den Ort angetroffen, schreibt er: „Unser Haus fanden wir verbrannt. Theile der Mauern standen noch. Das übrige muß durch Gewalt umgeworfen seyn, denn die dünnen Zwischenräume standen, und von den dicken Außenmauern waren einige weg. Der Platz ist völlig kahl. In den beiden letzten Jahren muß es im ganzen Lande sehr wenig und hier auf dem Platze fast gar nicht geregnet haben." — So mußte also der Missionar sein Haus erst wieder einigermaßen wohnlich machen, was so weit gelang, daß er es am 17. Nov. beziehen konnte. Doch bald wurde die Station wieder durch den Namaquahäuptling Jonker und seine Leute beunruhigt und ihr Bestehen in Frage gestellt. Samstag den 23. und Sonntag den 24. Dec. kamen die Kupfergräber mit 5 Wagen. Den 25. Nachmittags kamen sie zum Besuch. Eine ihrer Fragen war: was ich dazu sage,

wenn sie ins Land kommen. Ich antwortete: es sey mir nicht unlieb, denn es sey möglich, daß ihr Kommen regelmäßige Arbeit und Friede zur Folge habe, zwei Dinge, die hier mangeln und höchst nöthig sind. Es sey übrigens so im Lande, daß es nicht schlechter werden könne, als es ist, es möge kommen, wer und was da wolle."

Bersaba. Miss. Krönlein schreibt im Januar 1855: „Sie werden sich wundern, wenn ich Ihnen sage, daß meine Schulliste 153 Kinder mit einigen Erwachsenen zählt. Die Lernlust ist mit wenigen Ausnahmen groß unter der Jugend; sie kann des Lernens nicht satt werden. Es freut mich, doch nun auch etwas mehr Knaben zu haben. Die waren früher dünn gesät zwischen der Unzahl Mädchen, stellen sich aber jetzt besser ein, nachdem sie durch die sichtbaren Fortschritte der Letzteren zu eifern gereizt sind."

(Französische Mission.) Berea. Nach achtjähriger scheinbarer Unfruchtbarkeit dieser Station durfte Miss. Maitin unterm 3. Juni 1855 von 6 jungen Eingeborenen berichten, welche durch die Predigt vom Kreuz an Christum gläubig geworden sind und nun durch ihn zur Taufe vorbereitet werden. Zugleich hatte diese Bekehrung bei der Gemeinde die Wirkung, daß ihre Glieder zu neuer Thätigkeit angefeuert wurden. Fast jede Woche, sagt Miss. Maitin, widmen die Männer einen Tag, an welchem sie mit 2 oder 3 der Neubekehrten in ein oder mehrere Dörfer gehen, um vom Evangelium zu reden und die Leute lesen zu lehren. — Der Missionsgehülfe Mäder besuchte im Mai 1855 unter andern Stationen seiner Gesellschaft auch Berea, von welchem er sagt: „In Berea wurde ich durch die seit einem Jahr dort eingetretene Veränderung angenehm überrascht. Schon von außen hat der Ort jetzt ein ganz anderes Aussehen: die Häuser sind ausgebaut, übertüncht, gut erhalten, der Boden ordentlich geebnet. Noch viel erfreulicher aber als dieses ist der Fortschritt im Geistlichen. Welche Veränderung! Früher sah ich hier Versammlungen von 30—40 Personen; jetzt sind es über 100. Ich habe früher nie eine Schule gesehen, jetzt sind deren zwei, eine für die kleinen Kinder, die

andere für Erwachsene. Andere Mal betrübte mich die große Gleichgültigkeit der Einwohner gegen das Wort Gottes, jetzt ist Alles voll Eifer und Leben. Alles, bis auf den heimkehrenden Hirten herab singt das Lob Gottes."

Thaba-Bossiu. Auch auf dieser Station haben sich, laut Brief des Miss. Jousse vom 15. Juli 1855 nach einem langen Stillstand wieder einmal 5 Heiden dem Evangelio zugewandt.

Mittel-Amerika.

Mosquito-Küste. (Brüdergemeinde.) Am 10. Juni 1855 ist die neue Kirche in Bluefields feierlich eingeweiht und an demselben Tag die Prinzessin Mathilde, eine Schwester des Mosquito-Indianer-Königs, welche seither im Missionshaus gewohnt und eines sorgfältigen Unterrichts genossen hatte, als Erstling dieser Station durch Br. Pfeiffer in Jesu Tod getauft worden. (S. 1853. H. II. S. 50.) — Miss. Jürgensen hat unter den Indianern zu Pearl-Kay-Lagoon eine neue Station begonnen. Bald nach seiner Ankunft daselbst, welche am 12. Juni statt hatte, brach die Cholera unter den dortigen Eingebornen aus; indeß war dieser Umstand in der Hand Gottes ein Mittel, wodurch der Verkündigung des Evangeliums unter den sonst so todten und gleichgültigen Indianern die Bahn gebrochen wurde. Jürgensen sagt: „Die Noth und Todesfurcht hat die Leute willig gemacht, mich zu hören, und ich darf sagen, daß meine Worte nicht ohne Eindruck blieben. Zur sonntäglichen Predigt, so wie zu den Bibellectionen und andern Versammlungen in den Abendstunden der Wochentage findet sich eine so große Zahl von Zuhörern ein, daß Viele draußen stehen müssen, und es wird mir geschenkt, daß ich sie bitten und ermahnen kann, sich zum HErrn zu wenden, damit sie selig werden."

Miss. Wullschlägel, welcher auf seinem Weg von Surinam nach Europa Bluefields besuchte, macht belehrende Mittheilungen über das dortige Land und die Mission, denen wir Folgendes entheben: „Das Land steht nominell unter einem einheimischen König vom Mosquito-Stamm. Der gegenwär-

tige König ist ein junger, gutmüthiger aber charakterschwacher Mann, der eine englische Erziehung genossen hat und, so viel ich weiß, in der englischen Kirche getauft ist, während seine Stammgenossen noch Heiden sind. Das Land hat schon seit alten Zeiten unter englischem Schutz gestanden, der aber, in neuerer Zeit von Nord-Amerika vielfach angefochten, nicht mehr in derselben Ausdehnung wie früher besteht; doch residirt noch immer ein englischer Consul in Bluefields, der der dortigen Regierung einen gewissen Halt gibt. Bluefields, unter dem 12ten Grad nördlicher Breite gelegen, ist der Hauptort des Landes und Sitz der Regierung. Von den 6 bis 700 Einwohnern sind die Mehrzahl Neger und Mulatten. Ungefähr ein Sechstel der Einwohner sind Indianer von verschiedenen Stämmen, doch meist Mosquitos. Die noch übrigen sind theils von spanischer Abkunft, theils Deutsche, Engländer und Nordamerikaner. Die vorhin erwähnte Prinzessin Mathilde ist eine Halbschwester des Königs, ein Mädchen von 17 Jahren. Jetzt erhält sie das Nöthige von der Mission und ist dafür der Schwester Pfeiffer eine treue Gehülfin in der Wirthschaft. Sie ist bescheiden, brav, stiller Art und zeigt viel christliches Gefühl. Die Missionsthätigkeit ist bisher größtentheils auf die schwarze und farbige Bevölkerung von Bluefields beschränkt gewesen. Diese besteht meist aus Namenchristen, denen es aber im Ganzen lieb ist, einen Prediger unter sich zu haben, welcher taufen und trauen kann. Bisher waren sie genöthigt gewesen, diese kirchlichen Handlungen von amerikanischen Schiffskapitänen vornehmen zu lassen, von welchen sie gegen Erlegung von Gebühren nach den Formen der englischen Kirche verrichtet wurden. Etwa 300 Personen besuchen unsere Kirche mehr oder minder regelmäßig. Enger an die Mission haben sich einige Zwanzig angeschlossen. Es sind einige recht liebe, in der Erkenntniß geförderte und im Wandel treue Leute unter ihnen. Die Schule zählt 18 Knaben und 11 Mädchen; alles Schwarze und Farbige mit Ausnahme von 3 weißen Kindern. Etwa 10 Schüler lesen recht gut in der Bibel. Die Sonntagsschule wird von etwa 100 Personen besucht, meist Kindern

und jungen Leuten und einigen Erwachsenen. Leider haben sich die in Bluefields wohnenden Indianer, über 100 an Zahl, die meistens Englisch genug verstehen, um die Gottesdienste mit Nutzen besuchen zu können, bisher noch immer von der Kirche fern gehalten. Bruder Pfeiffer's Zeit wird nebenbei durch mancherlei Geschäfte, die nicht zum Missionsberuf gehören, nicht wenig in Anspruch genommen; so z. B. ist er Magistrat des Ortes; auch dient er Andern oft und gern mit seinen wirklich bedeutenden praktischen ärztlichen Kenntnissen."

Süd-Amerika.

Surinam. (Brüdergem.) Dem noch nicht 30 Jahre alten kürzlich im HErrn entschlafenen schwarzen Schulgehülfen Christian Andrian Graf geben die Missionare folgendes Zeugniß: — „Er war ein Kind der Gnade im eigentlichen Sinn des Wortes, kannte sich und den Heiland gründlich und lebte im Umgang mit Ihm; seine Anspruchslosigkeit, Sanftmuth und Dienstfertigkeit machten ihn einem Jeden lieb, der mit ihm umzugehen hatte; sein Einfluß auf die Schulkinder war unverkennbar groß: er war ihnen nicht nur Lehrer, sondern auch Vorbild; er benutzte aber auch die ihm verliehene Gabe der Ermahnung und Zurechtweisung in weiterem Kreise unter den Erwachsenen, um für seinen HErrn in der Stille zu wirken und zu werben. Er hat gethan, was er konnte, das ist unser Zeugniß über ihn."

Im Jahresbericht von 1854 heißt es von der Mission in Surinam: „Es sind im verflossenen Jahre wiederum viele Heiden auf unsern Stationen und den von denselben aus bedienten Pflanzungen durch die heil. Taufe in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen worden, und die Gesammtzahl der in unserer Pflege stehenden Neger und Farbigen beläuft sich bereits auf mehr als 20,000 Seelen."

Australien.

Mission unter den eingewanderten Chinesen. Der Missionar der Londoner Missionsgesellschaft J. L. Poore

in Melbourne gibt in seinem Schreiben vom 16. Juli 1855 Nachricht von der Einwanderung zahlreicher Schaaren von Chinesen, welche dem Goldgruben-Distriete zueilen, und von den Schritten, welche er gethan, eine Mission unter denselben zu eröffnen. Diesem Schreiben zufolge schlug man die Zahl der in den Goldgruben arbeitenden Chinesen schon beiläufig auf 30,000 an, und immer noch strömten neue herzu. Dr. Legge in Hongkong hatte den glücklichen Gedanken, zwei chinesische Evangelisten, Hu a lau und Tschu a luk, welche über 10 Jahre unter seiner Leitung gestanden und die besten Zeugnisse von ihm mitbrachten, mit nach Australien zu senden, sammt einem Empfehlungsschreiben an Miss. Poore. Sofort that dieser Schritte zur Bildung einer chinesischen Missions-Committee, aus Geistlichen von fast allen christlichen Religionsgemeinschaften bestehend, was ihm auch über Erwarten bald gelang. Zugleich lud er den seit 1827 in China gewesenen, nun in Sydney anwesenden Miss. Will. Young zur Mitwirkung bei dem Unternehmen ein. Die Committee machte sich zu Herbeischaffung der erforderlichen Mittel anheischig. Die beiden Evangelisten zogen mit Miss. Young an den Ort ihrer Bestimmung, und 2000 chinesische Neue Testamente wurden ihnen zur Verfügung gestellt.

Der Goßner'sche Missionar Gerler schreibt unter dem 15. Mai 1855: „Unser Gottesdienst wird regelmäßig und fleißig besucht, auch von den Schwarzen. Sie haben sich im letzten Jahre ganz gut betragen. Wir haben hier sehr viele um uns her; sie arbeiten fleißig, wofür wir sie gut bezahlen, mit Geld, Zucker, Thee, Kartoffeln und Tabak, ohne welchen sie nichts thun wollen. Wenn der Sonntag kommt, dann freuen sie sich, daß sie in die Kirche gehen können. Am letzten Sonntag waren so viele in der Kirche, daß mehrere von uns hinaus gehen mußten, um ihnen Platz zu machen, weil es zu voll war. Wir bauen jetzt eine neue Kirche, wozu die meisten, ein jeder etwa 20 L. (130 Thlr.) beitragen. Ich habe immer 3—4 im Hause, die ich speise und kleide. Wir haben jetzt die Mission mit neuem Ernst und Glauben angefangen, in der Stadt Brisbane eine Committee gebildet von

vielen Freunden, die sich der Mission mit Rath und That annehmen und mit denen wir uns oft berathen, was für die Schwarzen gethan werden könne. Jeder verpflichtet sich, dazu beizutragen. Wir haben einen englischen Candidaten angenommen, einen demüthigen, sanftmüthigen, lieben Bruder, der schon viel in der Gegend von Sydney unter den Schwarzen umher gereist ist und sich bereitwillig dem heiligen Werke widmet und der passendste zu seyn scheint. Er hat schon mehrere Gleichnisse der Schrift in die Sprache der Schwarzen übersetzt. Mehrere von uns haben schon 50 L. jeder beigesteuert, um die Bibel in der Sprache der Eingeborenen drucken zu lassen. Ich bin überzeugt, daß der Tag nicht mehr fern ist, wo die Schwarzen ausrufen werden: was müssen wir thun, um selig zu werden?"

Inseln der Südsee.

Neu-Guinea. (Goßner'sche Miss.) Auf dieser großen nördlich von Neu-Holland gelegenen, bisher von keinem Missionar betretenen Insel, wollten sich die Brüder Geißler und Ottow niederlassen, um unter den noch als scheußliche Menschenfresser verrufenen Eingeborenen das Evangelium zu verkündigen, nachdem sie zuvor auf der zu den Molukken gehörenden holländischen Insel Ternata ihre Sprache erlernt hatten. Am 12. Januar 1855 von Ternata abgesegelt, kamen die Missionare am 5. Februar in der Bai von Dory, am nordöstlichen Ende von Neu-Guinea an. Miss. Geißler schreibt im April: „Der Steuermann zeigte uns das Haus des Capitän Daitung, welches aber mehr einer Remise oder Schuppen gleich sieht und keine ganze Thür und kein Fenster hat und das wir vorläufig bewohnen wollten, bis wir unser mitgebrachtes aufgestellt hätten. Zuerst gingen wir aber in den Busch, um zu beten und den HErrn anzuflehen um Kraft, Licht und Weisheit, alles recht anzufangen, und für die armen Heiden, daß sich der HErr ihrer erbarme. Dann besahen wir das Land, und fanden nur steinigten, unfruchtbaren Boden, d. h. auf der kleinen Insel Manzinam, wo das Haus steht, dicht bei Dory. Das Land gefiel uns nicht, weil wir

viel Obstbäume und Samen mitgebracht hatten, die wir da nicht pflanzen konnten. Auf Dory aber fanden wir das Land fett und fruchtbar und gutes Flußwasser. Daher beschlossen wir, unser neues Haus auf Dory am Katifluß beim Negridorf auf einer Anhöhe, 40—50 Fuß über der Meeresfläche, aufzurichten. Aber so schnell wird das nicht gehen, denn es ist alles Busch, wo der Boden vielleicht noch nie die Sonne gesehen hat. Unsere Sachen wurden ausgeladen; das alte Haus ließ der Kapitän ausbessern, und wir feierten schon am Montag den 6. April die erste Missionsstunde in demselben. Einige Tage dauerte es, bis wir in Ordnung kamen. Nun ließen sich die Papuas sehen. Es war mir die seltsamste Erscheinung, sie mit ihrem gräulichen aufgestutzten Haar, und dann noch eine hölzerne Gabel mit einer kleinen rothen Fahne aufrechtstehend auf dem Kopfe zu sehen. Das ist der Staat; sonst gehen sie nackend, nur die Scham bedeckt. Bösartig sind sie nicht, sie haben uns noch nichts gethan. Sie wohnen auf der See; ihre Häuser, wenn man sie so nennen darf, stehen auf Pfählen. Unser Haus ist fast immer voll von ihnen; viele kommen und bringen was zu verkaufen, viele aus Neugierde und können so lange auf ihren Hacken, auf der Erde sitzen und zusehen, ohne daß ihnen die Zeit zu lang wird. Sie arbeiten nicht. Alle, bis zum Geringsten, haben ihre Sclaven, die Alles thun müssen, Reis pflanzen, Zäune machen, Bäume fällen 2c. Wir sagten ihnen, sobald wir das neue Haus fertig haben, würden wir Schule halten; da freuten sie sich." — Bald jedoch wurden die Missionare von schweren Prüfungen heimgesucht. In Folge harter Arbeit in großer Sonnenhitze bei der Zubereitung zum Anbau erhielt Br. Ottow einen Sonnenstich, von dem er nur wie durch ein Wunder Gottes wieder genaß. Dann bekam Geißler das Fieber und sehr schmerzhafte Eiterungen am Fuß, welche ihn nöthigten, die ihm dargebotene Gelegenheit der Rückkehr nach Ternate, um sich dort kuriren zu lassen, zu benützen.

Tahiti. (Londoner Miss.) Um die Mitte des Jahres 1854 wurden die Gesellschaftsinseln von einer Seuche heim-

gesucht, welche über 700 Eingeborene wegraffte. Im Mai 1855 schreibt Miss. Howe: „Der Sohn der Königin, der Erbe des Schattens von Macht, welche sie jetzt noch besitzt, ist auf den Tod krank, und sie hat mich gebeten, täglich zwei Mal mit ihrer Familie und einigen andern vertrauten Personen zusammen zu kommen, um gemeinschaftlich für ihn zu beten. Da ich wußte, daß ich mich einer Verantwortung aussetzen würde, wenn man mich ohne obrigkeitliche Bewilligung öfters dort hinein gehen sähe, begab ich mich in die Wohnung des Statthalters und meldete das Begehren der Königin und meinen Wunsch, demselben zu entsprechen, was ohne Anstand bewilligt wurde. Ich brachte seit 14 Tagen täglich von 12 bis 1 und von 7 bis 8 Uhr dort zu und hatte jedes Mal viele Zuhörer, besonders des Abends, wo das Haus und die Verandah meist ganz voll war. Letzten Mittwoch wurde in der Kirche und mehreren andern Orten des Prinzen wegen eine besondere Betstunde gehalten. Die Königin bat mich, in ihrem Hause mit dem Prinzen eine Versammlung zu halten. Diese währte 4 Stunden; wir sangen 8 Lieder und eben so viele kurze Ansprachen und Gebete wurden gehalten, welche wahrhaft erbaulich waren. Alle bis auf einen von denen, welche die Gebete verrichteten, waren in meiner Anstalt unterrichtet worden." — Der Prinz starb am 13. Mai im Glauben an seinen Erlöser, 16 Jahre und 9 Monate alt, und wurde am 23. mit allen seinem Stand gebührenden Ehren beerdigt.

Miss. A. Chisholm auf der Insel Rajatea schreibt unter dem 7. Juni 1855: „Es wird Sie freuen zu vernehmen, daß das Verbot, geistige Getränke zu verkaufen, streng gehandhabt wird. Dieß verdanken wir vornehmlich den Bemühungen unseres Consuls Nicolas, der seit Einführung des Verbotes sich jedes stärkern Getränkes als Wasser enthalten, auch bei Fremden streng auf der Beobachtung des Verbots gehalten hat. Es wird Sie auch freuen, zu hören, daß die Beiträge zur Gesellschaft sich vermehrt haben. Dieselben betragen im Ganzen etwas über 690 fl. Außerdem haben

sich die Leute des Districts Opoa für 162½ fl. für ihren eigenen Lehrer Napario durch Unterschrift verbunden.

Neu-Hebriden. (Londoner Miss.) Im Spätjahr 1854 besuchte Miss. Ch. Hardie mit noch andern Missionaren von Samoa aus die Neu-Hebriden-Gruppe wieder. Von der Insel Aneiteum (s. 1853. Heft IV. S. 66, wo das Missionsschiff „John William" am 3. Octob. Abends ankam, schreibt er: „Die Missionare Geddie und Inglis waren mit der Volkszählung beinahe fertig, wonach sie die Bewohner dieser Insel auf etwa 4000 schätzen. Von diesen haben 2600 dem Heidenthum entsagt und das Christenthum angenommen. Eine hübsche Zahl Eingeborner und 4 Lehrer von Samoa unterstützen die Missionare in ihrer Arbeit. Es sind nun 30 Schulen auf der Insel, die von etwa 1500 Kindern besucht werden. Etwa ein Drittheil von diesen haben lesen gelernt, und eine bedeutende Zahl schreibt eine ordentliche Hand. Bei unserer letzten Fahrt sandten die hiesigen Christen zwei eingeborene Lehrer nach Fotuna, und dieses Mal war es uns vergönnt, zwei weitere nach Tana mitzunehmen." — Von Erramanga, wo sie am 17. Okt. landeten, schreibt Miss. Hardie: „Seit unserer letzten Reise hat die Zahl derer, welche den Gottesdienst besuchen, sich mehr als verdoppelt. 76, Alt und Jung, haben dem Heidenthum entsagt und empfangen regelmäßig Unterricht. Nur ein Drittheil von diesen sind weiblichen Geschlechts. Mit Ausnahme von 7 Jünglingen, die in Samoa waren, und lesen und schreiben können, haben die andern wenig mehr als die Buchstaben gelernt. Sie lernen gerne; allein Krankheit der Lehrer und der Mangel an Schulbüchern haben den Unterricht aufgehalten." — Auch hier ließen die Missionare 4 Lehrer von Samoa zurück mit der Weisung, mit Hülfe der bereits da wohnenden die Sprache zu lernen und sich dann später je 2 und 2 an entferntern Punkten der Insel niederzulassen und die Eingebornen zu unterrichten. Am 19. Oct. bei Fate angelangt, kam einer der Lehrer an Bord, welche auf der letzten Fahrt des Missionsschiffs dort abgesetzt worden waren, und machte die traurige Mittheilung, die beiden andern seyen nebst ihren

Frauen ermordet worden und er allein noch übrig. — Am 23. Oct. erreichten die Missionare die Insel Mare (Nengone), wo sie von den Eingebornen mit großer Freude empfangen wurden, und da die Häuptlinge sich bereit erklärten, Missionare bei sich aufzunehmen und sie zu beschützen, so blieben die beiden Missionare Creagh und Jones dort. — „In Nitschi, der Station, wo die Missionare jetzt sind, und im ganzen District Sekuama, kann Jedermann, die ganz Alten und ganz Jungen ausgenommen, lesen, und etwa 40 können schreiben. Etwa 100 Taufbewerber sind da, und es ist gute Aussicht vorhanden, daß die Missionare bald eine christliche Gemeinde werden gründen können. Die Häuptlinge haben ihre Frauen bis auf Eine entlassen. Zwölf Lehmhäuser sind errichtet worden, und statt der Lehmkirche, welche ein Sturm umgeworfen hatte, steht jetzt eine feste von Stein erbaute Kirche da, von 80 Fuß Länge und 60 Breite, welche jeden Sonntag von Zuhörern überfüllt ist. — Am Morgen den 25sten ankerten wir bei Unanaletsch, wo sich die Lehrer befinden. Hier trafen wir die Umstände eben so erfreulich als in Sekuama. Heidenthum und Vielweiberei sind ganz aufgegeben; die Leute sind eben so begierig nach Missionaren und Unterricht. Wir sagten ihnen, bis ein Missionar zu ihnen kommen könne, würden die benachbarten Missionare sie von Zeit zu Zeit besuchen. Hier sind 16 Lehmhäuser errichtet worden, und die ebenfalls vom Sturm niedergerissene Lehmkirche ist durch eine steinerne von 90 Fuß Länge und 30 Breite ersetzt worden, die jeden Sonntag angefüllt ist. 250 Personen haben gut lesen gelernt und eine große Zahl lernen es. Gegen 40 haben schreiben gelernt. 85 erwarten in die christliche Gemeinschaft aufgenommen zu werden. Auf beiden Stationen sind die Lehrer sehr geachtet und genießen eine liebreiche Behandlung. Sie haben großen Einfluß gewonnen, von dem sie guten Gebrauch machen. Wir ließen 3 weitere Lehrer von Samoa auf der Insel zurück, wovon 2 verheirathet, die mit den bereits da gewesenen den Missionaren hülfreich an die Hand geben werden.“ — Am 27sten Morgens von Mare weiter gesegelt, erreichten sie

Nachmittags die Insel Lifu und hatten die Freude zu finden, daß die Lehrer auf der vor mehr als 2 Jahren gegründeten Station Ue wohl und ihre Arbeiten auf der Insel sehr gesegnet waren. „Mit sehr geringen Ausnahmen bekennt sich die ganze Bevölkerung zum Christenthum, und ihre Bitte um Missionare wird immer lauter; wir konnten aber mehr nicht thun, als ihnen noch 2 Lehrer zu überlassen mit der Aussicht, daß das Missionsschiff auf seiner nächsten Reise ihnen 2 Missionare bringen würde.“ — Am 3. Nov. nach Mare zurückgekommen, segelten sie von dort nach Niue oder Wildeninsel, welche sie nach 3 Wochen, am 24. Nov. erreichten. „Einer der Lehrer kam an Bord und blieb bei uns über Nacht. Tags darauf sahen wir alle Lehrer und empfingen ihre Berichte. Wir erfuhren zu unserer Freude, daß mit sehr wenig Ausnahmen die ganze Bevölkerung dem Heidenthum entsagt hat. Die Leute gehen jetzt im Lande herum, ohne sich vor einander zu fürchten, und die Lehrer können ihr Werk überall ganz ungehindert treiben und sind freundlich behandelt. Das Verlangen nach Unterricht wird immer allgemeiner. Wir übergaben den Lehrern 1000 Exemplare des vortrefflichen Lesebuchs mit Auszügen aus dem Alten und Neuen Testament, auch eine kleine Liedersammlung. Dieses Buch war von den Lehrern in die Volkssprache übersetzt und in Samoa gedruckt worden.“

Rarotonga. (Londoner Mission.) Miss. Buzacott bemerkt in seinem Brief vom December 1844, wie die Bevölkerung der Südseeinseln in beständiger Abnahme begriffen sey, ohne daß man im Stande wäre, eine befriedigende Ursache dieser Erscheinung zu entdecken, und fährt dann fort: „Die Gesammtzahl der seit 1833 bis Nov. 1854 aufgenommenen Gemeindeglieder ist 1666, von welchen mehr als 70 Evangelisten unter ihren Landsleuten geworden sind. Gegen 800 sind gestorben, und in der ersten Zeit der Mission sind mehr als noch einmal so viel vor ihrer Aufnahme, wie wir Ursache haben zu glauben, im HErrn entschlafen und sind jetzt Glieder der obern Gemeine.“

h-Inseln. (Amerikanische Mission.) Am 21.
elt der „Hawaianische evangelische Verein"
S. 79.), welcher an die Stelle der Missions-
Boston getreten ist, seine erste Jahresversamm-
wir zu sagen pflegen: „Missionsfest." Ueber
in dieser Versammlung waltete, heißt es im
: „Unsere Sitzungen zeichneten sich in hohem
ebereinstimmung der Ansichten, Einmüthigkeit
unst aus. Ein größerer Theil unserer Zeit
wurde dem Gebete gewidmet, und wir zwei-
ß es zum Wohlergehen Zions und anderswo
n hat, als was von monatlanger Arbeit auf
denen Stationen zu erwarten gewesen wäre."
kronesia bestimmter eingeborner Missionar,
in seiner Abschiedsrede, am Abend vor seiner
Anderm: „Ich bezeuge euch, daß der Beweg-
meiner Mission meine erstaunlich große Schuld
h Gottes ist. Ich habe Land und Vieh und
und Brüder; ich habe dieses Alles angesehen,
meine Schuld nicht bezahlen; darum gebe
nit Seel und Leib, ohne Rückhalt, für dieses
eil dieser Schatz uns reichlich dargereicht wor-
geben wir auch reichlich ohne Murren." —
ner sind von demselben Geiste beseelt, sagen

stellt in seinem Brief vom 6. Juni 1855,
hre nach seiner Ankunft auf den Sandwich-
Vergleichung an zwischen damals und jetzt auf
, der wir Folgendes entnehmen: „Einst hat-
Straßen außer den Fußpfaden der Wilden:
e ausgefüllt, Hügel geebnet und über 100
ßen in Hilo und Puna durch Menschenhände
gab es keine einzige Brücke über die reißen-
: jetzt haben wir solcher ein Dutzend mit noch
ht. Vor 20 Jahren stand ein einziges ge-
in Hilo, das des Missionars: jetzt haben wir
. Verandahs waren damals dem Volke un-
wird kein Haus mehr ohne solche gebaut.
ieh, Schafe, Ziegen u. s. w. waren damals
führt: jetzt zählt man sie zu Hunderten und
n Thaler war damals so selten als Diamant:
und Gold freien Umlauf" u. s. w. Ebenso
die Vergleichungen in Bezug auf Kenntnisse

Fidschi-Inseln. (Wesleyan. Mission.) Miss. G. Daniel schreibt unter dem 20. Sept. 1854 von den Bemühungen des Königs, die Mission durch Oellieferungen der Eingebornen so weit als möglich vom Volk selbst erhalten zu lassen. Ueber die Fortschritte der Schuljugend sagt er: „In unserer jährlichen Schulprüfung nehmen wir mit Vergnügen wahr, welch ein großer Theil des Volkes das Wort Gottes lesen kann. Ich glaube ohne Uebertreibung sagen zu können, mehr als die Hälfte der Bevölkerung. In vielen Schulen fanden wir auch eine große Zahl, die ordentlich schreiben kann, und Andere hatten im Rechnen Fortschritte gemacht. In vielen Schulen waren die meisten Schüler europäisch gekleidet, und wir wissen, daß seit einigen Monaten viele Tonnen Oel gemacht worden sind, um von den auf der Insel ansäßigen Fremden Kleidungsartikel einzutauschen.“ — Ferner heißt es in dem Bericht: „Es wird Sie freuen zu hören, daß die von der Bibelgesellschaft uns gütigst verschafften Neuen Testamente unter dem Volke schnellen Abgang finden. Wir haben den Preis auf 2 Schill. (fl. 1. 12 kr.) gesetzt, den die Käufer gewöhnlich in Oel oder einem andern Landeserzeugniß entrichten.“ — Miss. Thom West schreibt unter dem 8. Nov. 1854: „Jetzt ist es an der Zeit, daß wir in Tonga festen Fuß zu fassen suchen, und wir hoffen, Sie werden die Sache in gütige Betrachtung ziehen. Wir müssen durchaus eine Verstärkung erhalten, sey es von England oder aus den Colonien, und wir hoffen, sie werde bald kommen. Könnten diejenigen, welche zu dieser heiligen Sache beitragen, die ernstlichen Gebete der Leute um Zusendung von Missionaren hören, ihre Herzen würden gewiß zu neuen Opfern für das Reich Gottes erwarmen.“

Katholische Mission.

Sandwich-Inseln. Miss. Maigret in Honolulu schreibt unter dem 1. Januar 1855: „Seit dem Jahre 1840 haben wir auf den Sandwichs-Inseln über 27,000 Personen getauft, so daß, die Verstorbenen nicht inbegriffen, die katholische Heerde jetzt ungefähr 20,000 Seelen, nämlich etwas mehr als ein Viertel der ganzen Bevölkerung beträgt. Die Calvinisten haben 22—23,000 Anhänger und die Mormonen zwischen 5 und 6000; die Uebrigen sind entweder gleichgültig oder ungläubig, obschon sie von den Calvinisten als ihre Glaubensgenossen angesehen werden. Obgleich wir die Zukunft nicht kennen, so haben wir doch hinreichende Gründe zu hoffen, daß die von den Irrlehrern (den Protestanten) schon so lange getäuschten Inselbewohner ihr Gemüth immer

mehr und mehr dem sanften Einflusse unserer heiligen Religion öffnen werden. Ich habe 16 Priester und 12 Brüder bei mir. Wir besitzen 7 Kirchen, ein Collegium, ungefähr 100 Schulen, die der Unterrichts-Minister jeden Tag zerstören kann, und einige elende auf den Inseln zerstreute Hütten, welche als Kapellen dienen, wenn wir die Christengemeinde besuchen." — Miss. Joachim Marechal in Havai schreibt unter dem 28. Juni 1854: „Hier findet die Verbreitung des Evangeliums die größten Hindernisse. Das schwerste von Allem ist die Ketzerei, die an der Spitze der Regierung steht und alle Zugänge der öffentlichen Macht besetzt; die Staatsämter sind ausschließlich den Anhängern der Secte anvertraut; vom ersten Minister bis zum letzten Einnehmer ist Alles calvinisch. Man tödtet die Seele und den Körper dieser armen Insulaner. Wahrscheinlich wird in Kurzem das Volk der Havas nicht mehr bestehen. Zur Zeit Cook's zählte man 300,000 Einwohner auf diesen Inseln, 150,000 zur Zeit der Regentin Kahumanu, 108,000 im Jahre 1836, 78,000 im Jahre 1850; es bleiben davon nur noch 71,000 im Jahre 1854. Es sind dieß amtliche Berichte."

Miss. Bataillon schreibt unter dem 23. April 1854 aus Apia (unter den Samoa-Inseln): „Zu Tonga hat der Krieg, welcher sich zu Gunsten des Protestantismus geendigt (1851. H. IV. S. 181. u. 1855. H. I. S. 155.), bei weitem nicht die traurigen Folgen gehabt, welche man natürlicher Weise zu befürchten hatte. Wohl ist es wahr, daß die Furcht Mehrere zum Abfall gezwungen; aber die meisten, welche auf diese Art abtrünnig geworden sind, seufzen über ihre Schwachheit; die Abtrünnigen sehnen sich nach dem Augenblicke, wo es ihnen erlaubt seyn wird, nach ihren religiösen Ueberzeugungen zu handeln; fast alle fahren fort, die katholischen Gebete im Geheimen zu verrichten, und wohnen nur gezwungener Weise dem protestantischen Gottesdienste bei."

„Zu Fidschi sind Leiden und Trübsale das Leben meiner Mitbrüder; in gewissen Orten ist es unter Todesstrafe verboten, zur katholischen Religion überzutreten. Nähmen aber die Europäer dieses Land in Besitz, so würde hoffentlich die Lage der Missionare sich ändern und ich glaube, daß wir bald eine katholische Gemeinde daselbst haben würden. Diese Kirche, im Anfange nur aus Ansiedlern (etwa französischen Branntweinhändlern unter dem Schutz französischer Kriegsschiffe, wie auf Tahiti und den Sandwichsinseln) bestehend, würde uns erlauben, mit größerm Erfolge an der Bekehrung der Inländer zu arbeiten."

II.

Die Mission unter den Arawakken.

Ein Gemälde aus der Brüdergemeine

von

Karl Friedrich Ledderhose,
evang. Pfarrer von Brombach.

1. Etwas von den Arawakken.

Es sind jetzt mehr als hundert Jahre, daß die Brüdergemeine die Idee zu verwirklichen suchte, welche der Graf Zinzendorf schon als Knabe als eine Lieblingsidee festhielt, sich solcher Heiden missionirend anzunehmen, an die sich sonst Niemand mache. Unter diese Armen und Geringen gehörten auch die Negersclaven in Surinam, der holländischen Colonie, gehörten auch die Indianer, diese freien Söhne der Urwälder Südamerika's. Man nimmt ziemlich allgemein an, daß die Indianer aus dem Norden Amerika's in den Süden eingewandert sind. Die Aehnlichkeit ist auch zu auffallend, als daß man dieß nicht denken sollte. Eine Geschichte der Indianer zu schreiben gehört wohl unter die unmöglichen Dinge. Darum wollen wir es auch unversucht lassen. Erst wo sie mit den Europäern oder andern Nationen in Berührung kommen, gibt es eine Geschichte derselben, freilich oft eine schmerzliche, und nur, wo die Stimme des Menschenhirten Christus unter diese armen,

verwilderten und verkommenen Schafe der Wüste hineinschallt und eindringt, enthüllt sich vor uns eine Geschichte, die man erst in den Blättern des himmlischen Geschichtenbuchs ganz treu und wahr und herrlich wieder finden wird.

Die Indianer im Norden und im Süden Amerika's theilen sich in vielerlei Stämme. Im Süden fanden die Missionare hauptsächlich die Stämme der Arawakken, Warauen, Aquaien oder eigentlich Waquaien, und, die Karaiben, welche letzteren von den westindischen Inseln vertrieben, in Guiana eingewandert sind. Alle diese verschiedenen Stämme zeichnen sich durch eine braunrothe Hautfarbe aus, und gehen meist ganz nakt umher, außer daß ihre Lenden mit einer kurzen Schürze bedeckt sind. Die Beschäftigung der Männer ist unbedeutend, ächt heidnisch pflegen sie des Müßiggangs, in ihren Hängmatten liegend. Arbeiten sie aber, so geht es ihnen aus der Hand. Ihr Hauptgeschäft ist Nimrods Werk, die Jagd, auch fischen sie. Der Bau ihrer Hütten liegt ihnen ob. Auch richten sie die Kostgründe her, das heißt; sie hauen den Busch um und verbrennen das Holz, womit dann der Boden gedüngt ist. Ebenso machen sie ihre Gewehre, Jagdgeräthschaften, Fischangeln und allerlei Flechtwerk von Rohr und Buschtau zurecht, so wie sie auch ihre Fahrzeuge für das Wasser bauen. Als die Missionare zu ihnen kamen, herrschte noch Bogen und Pfeil vor. Sie sind darin so geübt, daß sie in einer ziemlichen Entfernung sicher treffen. Früher bedienten sie sich auch vergifteter Pfeile. Aber von den Europäern lernten sie das Gewehr sammt Pulver und Blei kennen.

Aus den Büschen holen sie ein Rohr, das sich gut spalten läßt und machen daraus schönes und leichtes Flechtwerk, z. B. Körbe, Siebe, Kästchen und dergleichen. Wenn sie ihre Fahrzeuge, Korjare oder Kanoes genannt, verfertigen, zeigen sie mehr Geschicklichkeit, als man vermuthen sollte. Sie höhlen starke Bäume aus und treiben sie durch Feuer ziemlich auseinander. Das so erweichte Holz bringen sie in eine ganz artige Form, so daß die Missionare sie schöner fanden, als unsere gewöhnlichen Fischerkähne.

Die Indianerweiber sind sehr thätig. Die meiste Arbeit liegt auf ihnen. Sie bauen den Boden, bereiten Brod und Trank, schaffen Brennholz zum Backen und Wärmen herbei. Sie machen Schnüre zu den Hängmatten. Mit der Hand drehen sie auf den Knieen dreidräthige Schnüre so gut, daß auch die Europäer sie kaufen. Ebenso fabriziren sie die Töpfe. Das Baumwollspinnen geht ihnen ganz leicht von der Hand, so daß sie selbst mit dem kleinen Kinde auf dem Rücken und unter Wegs das Spinnen treiben. In der Nähe ihrer Hütten wächst die Baumwolle. Wenn der Mann von der Jagd oder der Fischerei heimkommt, so wirft er die Beute dem Weibe zur Zubereitung hin. Selten ziehen sie das Fell eines Thieres ab, gewöhnlich brühen sie die Haare herunter und kochen und essen dann das Fell mit. Auch auf die Reisen geht eine Frau mit, die dem Manne kochen und die andern Geschäfte verrichten muß. Manchmal kommt es aber auch vor, daß, wenn der faule Mann in der Hängmatte liegt, das Weib Pfeil und Bogen nimmt. Erlegt sie Etwas, so wirft sie dem Manne das Wild hin, daß er es nun zubereite. Missionar Quandt sah, wie der träge Mann sich dann aus seiner Hängematte erhob und den Koch machte.

Auch die Indianer haben in ihrem Naturzustande Gedanken an Schmuck. Dahin rechnen sie die Schminke. Das Schminken geht aber ziemlich massiv her, sie nehmen rothe Farbe, die sie von dem Rokubaume gewinnen, vermischen sie mit Kraböl und schmieren den ganzen Leib vom Kopf bis zu den Füßen damit ein. Manchmal beschmieren sie nur Hände und Füße, so daß man meint, sie hätten rothe Schuhe und Handschuhe an. Das ist ihr Staat. Auch steckt ein Aberglaube dahinter, wie hinter dem Zopfe der Chinesen. Sie denken sich damit wider den Geist der Europäer, das ist den Teufel, zu wappnen. Gewiß kommt kein Zauberer zu einem Europäer, ohne sich roth gefärbt zu haben. Ihre Sachen sind daher sehr beschmutzt. Wenn ein Europäer eine Hängematte kauft, so hat er lange zu waschen, bis das Roth der weißen Farbe gewichen ist.

Den getauften Indianern wurde diese Rothmalerei nicht gestattet. Mit dem Kraböl durften sie sich einreiben, damit das Ungeziefer sich davor zurückziehe. Sie leiden nur auf dem Kopfe Haare. Daher kann man sie oft Stunden lang sitzen sehen, wie sie mit einem Zängchen die Barthaare herausrupfen. Werden sie zu stark und häufig, so nehmen sie das Barbiermesser. Auch die Augenbraunen rasiren sie ab und machen dafür einen schwarzen Strich hin. Ihr Haar ist schwarz und straff, die Männer tragen es kurz, die Weiber lang, nur daß sie es oben auf dem Kopf in Zöpfen zusammenlegen.

Haben sie ihre Lustbarkeiten, so genügt die rothe Farbe nicht mehr, sondern sie bemalen den ganzen Körper außer den Kopfhaaren, die roth gemacht werden, in tintenschwarzer Farbe mit allerlei Figuren, welche Schlangen, Vögel und allerlei Thiere vorstellen sollen. Man meint aber eher, daß es hebräische Buchstaben wären. Diese Schwarzmalerei besorgen die Weiber und bringen Tage lang damit zu. Ihren rothen Gesichtern geben sie noch dazu durch dunkelrothe, gelbe und weiße Striche ein auffallendes Ansehen. Dazu hängen sie noch blaugefärbten ostindischen Kattun vier bis sechs Ellen lang hinter sich her. An den Füßen tragen sie eine Art Schellen, die ein Geräusch von sich geben. Manchmal hängen sie einen buntbemalten Rohrmantel über den Rücken herab.

Bei ihren Tänzen, bei welchen sie in dem eben beschriebenen Staate auftreten, stellen sie Jagden vor. Sie ahmen die Bewegungen und die Sprünge der Thiere sehr geschickt nach. Die Weiber bringen den Männern dazwischen hinein Baiwar zu trinken, aber sie nehmen auch selber am Tanze Theil und haben sich mit Korallenschnüren und mit Schürzen geschmückt, die von Korallen bunt durcharbeitet sind. Daß das Stampfen mit den Füßen, wodurch das Schellengetön gehört wird, nicht fehlt, versteht sich. Das ist freilich für ein christlich Auge kein erwünschter Anblick. Der Schmuck der Indianer ist noch nicht ganz beschrieben. Es gibt noch Allerlei. Manche Weiber machen

so ausgeweitete Löcher in die Ohrläppchen, daß sie Korkstöpsel hineinstecken und darin ihre Näh- und Stecknadeln verwahren. Manche Mannsleute tragen ein zierlich ausgearbeitetes silbernes Blech, welches an einem durch den mittleren Nasenknorpel gezogenen Faden herunterhängt.

Daß das Heirathen bei solchen Leuten seine schnelle Richtigkeit hat, versteht sich. Schon von frühe an werden deßhalb Versprechungen eingegangen, und es war keine kleine Schwierigkeit für die Missionare, solche verderblichen Dinge abzuschaffen. Wird eine Frau zur Wittwe, so wird ihr von den Verwandten des Mannes das Haar geschoren, und sie darf nicht eher heirathen, bis das Haar eine gewisse Länge erreicht hat. Doch darf sie nicht heirathen, wen sie will, sondern der nächste Verwandte des verstorbenen Mannes hat das Recht, sie zur Frau zu nehmen. Will sie ein Anderer zur Ehe, so muß er sie dem Berechtigten abkaufen. Sonderbar ist, daß ein Schwiegersohn das Gesicht seiner Schwiegermutter nicht sehen darf. Wohnen sie in einem Hause, so ist eine Scheidewand zwischen ihnen. Reisen sie in einem Korjar, so steigt sie zuerst hinein, damit sie dem Schwiegersohne den Rücken kehren kann.

Die Männer sind ziemlich gleichgültig bei der Niederkunft ihrer Weiber. Die Kinder werden meistens so lange gesäugt, bis das nächste bald wieder da ist. Kinder, die mit Gebrechen geboren sind, lassen sie gewöhnlich bald umkommen. Daher trifft man auch lauter wohlgewachsene Leute unter ihnen.

Nach dem Tode eines heidnischen Indianers, oft mehrere Monate; auch Jahre nachher, veranstalten sie ein Saufgelage mit Baiwar. Dabei haben sie einen abscheulichen Brauch. Jeder der Geladenen wird mit Peitschenhieben, die er um die Waden her erhält, empfangen. Hat der Gepeitschte seinen Theil, so stellt er sich unter die Reihe der Peitscher und bewillkommt auf solche Art den frisch Hinzukommenden. Nach einem solchen Peitschenfeste haben sie oft lange an ihren verwundeten Beinen zu leiden. Es ist auch

schon vorgekommen, daß sie daran gestorben sind. So erzählt der alte Missionar Quandt. Am Schlusse des Festes vergraben sie des Verstorbenen Bogen, Pfeile, Fischangel und dergleichen in ein Loch, und nun ist das Andenken desselben vergessen. So machen es die Arawakken, andere Stämme haben andere Todtengebräuche.

Die südamerikanischen Indianer haben gar keine Gottesverehrung. Freilich erzählen sie allerlei von Göttern. Den Schöpfer der Männer nennen sie Kururuman, den der Weiber Kulimina. Der erstere, sagen sie, ist ein gutes Wesen, der den Menschen weder Böses, noch Gutes zu Theil werden läßt. Einmal kam er auf Erden, erzählt die Sage, um nach den Menschen zu sehen, aber sie wollten ihn umbringen. Da nahm er ihnen die Unsterblichkeit und schenkte sie den Thieren, die sich häuten, z. E. den Schlangen. Sie erzählen noch allerlei Abgeschmacktheiten der Art. Die Missionare fanden deßhalb nicht für gut, den Christengott mit dem bestehenden Indianernamen Kururuman zu benennen, um keine heidnischen Ideen zurückzurufen. Sie führten das Wort Jehova ein.

Auch unter den Indianern finden sich Zauberer, es sind ihre Aerzte. Alle Krankheiten, überhaupt alles Uebel schreiben sie dem Teufel zu, den sie Jawahi nennen. Die Kunst ihrer Aerzte besteht nun darin, den Teufel, welchen irgend einer ihrer Feinde zugeschickt hat, herauszutreiben. Das geschieht durch ihre Klapper, Marakka genannt, einen ausgehöhlten Baumcalabas, der mit zerschlagenem Krystall und andern durchsichtigen Steinchen angefüllt ist. Mitten durch geht ein Stock, der unten und oben mit grünen, gelben und rothen Federn geschmückt ist. Begiebt sich ein Kranker einem solchen Hexenmeister in die Cur, so wird er in eine kleine, niedrige Hütte von Palmblättern gebracht, worin nur er und der Zauberer Platz hat. Da wird nun tüchtig geklappert und er befiehlt unter gräßlichem Geschrei dem Teufel, auszufahren. Es brennt auch ein Feuer dazu. Manchmal kommen die Kranken, die unter solcher gräulichen Curart stehen, zur Genesung. Stirbt der Kranke,

so sagt der Zauberer, derselbe habe den großen Teufel gehabt, welcher nicht gehorchen wolle. Will Jemand ein Zauberer, Bogaier, wie sie ihn nennen, werden, so muß er eine Zeit lang eine aus Tabacksblättern gekochte widerliche Brühe trinken, darf nur sehr wenig essen und während seiner Lehrlingschaft keinem Europäer nahe kommen. Auch muß er längere Zeit hinter seinem Lehrmeister mit niedergeschlagenen Augen hergehen und sich roth malen, wenn er zu einem Europäer gehen will. Die armen Lehrlinge sehen ganz ausgemerkelt aus, und weil sie viel zahlen müssen, namentlich für die Zauberrassel, die sie nur von ihrem Lehrmeister erhalten können, so kommen sie ganz verarmt aus der Lehre. Wie jammervoll sieht es doch bei den Menschen aus, die keine herzmäßige Erkenntniß des lebendigen Gottes haben.

Die Indianer sind sehr reinlich. Deßhalb baden sie sich schon am Morgen im Flusse, und wenn sie Schweiß spüren, gehen sie ins Wasser und waschen ihn ab. Vor ihren Häusern haben sie einen von allem Grase gereinigten Platz, den sie sehr sauber halten. Dahin setzen sie sich gerne und essen auch dort. Sie wohnen überhaupt gerne auf Sand, und wenn der Boden lehmig ist, tragen sie Sand hinzu.

Unter einander sind die Arawakken höflich und bescheiden; besonders ist zu loben, daß jüngere Personen den Alten Ehre erweisen. Heftige Zänkereien trifft man bei ihnen selten. Freilich ändert dieß der berauschende Baiwar. Eine Eigenheit haben die Indianer, daß sie sich nicht ansehen, wenn sie mit einander sprechen. Der Redende dreht dem andern den Rücken zu. Sie meinen, daß die Hunde einander ansehen, wenn sie zusammen kämen, deßhalb schicke es sich nicht für Indianer, so zu thun. Erhält ein Indianer einen Besuch, und ist die erste Begrüßung vorüber, so geht der Eigenthümer des Hauses hinaus und setzt sich so, daß er dem Besuchenden den Rücken zukehrt. Erst dann nimmt die Unterredung ihren Anfang. Doch ist Begrüßung und die ganze Unterhaltung sehr ceremoniös. Sitzen die Leute, so bringt

die Hausfrau jedem ein Körbchen mit Cassabibrod oder was sie sonst gerade hat. Es ißt aber Keiner, bis er vom Hausherrn geheißen ist. So geht es auch bei dem Trinken. Ueberhaupt ist ihr Essen sehr einfach. Jagd und Fischerei liefert ihnen einen Theil der Gerichte. Sonst holen sie sich auch Baumfrüchte und Erdgewächse. Hauptsächlich die Cassabiwurzel ist ihre Liebhaberei. Wo sie ihre Hütten bauen, da machen sie auch alsbald Anstalt zum Anbau derselben. Doch braucht Cassabi ein ganzes Jahr zum Wachsthum. Sie schälen bei der Zubereitung die Rinde ab und zerreiben die Wurzel. Der giftartige Saft wird ausgepreßt und das Mehl zu fingersdicken Kuchen auf einer eisernen oder thönernen Platte gebacken. Das ist der Indianer tägliches Brod. Es hat einen süßen Geschmack und findet auch unter den Europäern Liebhaber.

Die Frauensleute essen immer allein, auch nicht mit ihren eigenen Männern. Die Küche, wo die Frau ißt, ist durch eine Blätterwand von dem übrigen Theile des Hauses geschieden.

Die Unterhaltung geschieht in einem singenden, man kann fast sagen, kläglichen Tone. Der Inhalt ist nur für sie interessant, er dreht sich um Jagd, Fischerei und ihre Reisen. Da beschreiben sie jeden Ort und Baum aufs genaueste, so daß ein Fremder, welcher sonst ihre Sprache versteht, wenig von solcher Unterhaltung begreift. Die jüngeren Indianer hören bloß zu, und selbst wenn sie die Sache schon etliche Male gehört haben, so thun sie, als ob sie dieselbe jetzt zum ersten Male hörten.

Sie wohnen in den ungeheuern Waldungen zerstreut in einzelnen Hütten, in denen eine kleine Familie oder auch eine kleine Gesellschaft von Verwandten campirt. Darin hat der Altvater die Oberaufsicht und wird von den Uebrigen als Befehlshaber geachtet. Sie sind nicht an den Boden gefesselt, denn sobald sie ihn nicht mehr fruchtbar finden, ziehen sie weiter und schlagen ihren Wohnsitz anderswo auf. Manchmal sind es auch abergläubische Ursachen, die sie weiter ziehen heißen. Das ist ihnen auch eine Klei-

nigkeit, denn außer den Hängmatten und einiger hölzernen und thönernen Gefäßen schrumpft ihr Hausrath fast auf nichts zusammen. Holz, Baumrinde und Blätter, die sie zum Bau ihrer Hütte brauchen, finden sie im Busch überall.

Jeder der Indianerstämme hat seine eigene Sprache. Die Arawakkische hat zwar nicht in den Worten, wohl aber in den Wendungen mit dem Hebräischen Aehnlichkeit. Doch ist sie schwer zu lernen. Trotz dieser Schwierigkeiten, trotz vieler andern Schwierigkeiten, unter diesen verlornen Schafen der Urwälder zu arbeiten, gab es doch vor mehr als hundert Jahren Leute in Deutschland, welche die Liebe Christi nach Südamerika getrieben hat.

2. Die Anfänge der Mission unter den Arawakken.

Als der bekannte Bischof der Brüdergemeine, Spangenberg, im Jahr 1734 nach England reiste, erhielt er den Auftrag, mit den Direktoren der surinamischen Handlungsgesellschaft in Amsterdam wegen Gründung einer Mission in Unterhandlung zu treten. Zunächst dachte man in der Brüdergemeine an die armen Negersclaven Surinams, aber auch an die in den Urwäldern herumschweifenden Indianer, unter denen die Arawakken den bedeutendsten Stamm ausmachen. Der HErr ließ es dem lieben Unterhändler gelingen, günstige Bedingungen zu erwirken. Die Aeltesten und Vorsteher der Gemeine genehmigten Alles, und schon im Jahre 1735 wurden drei Brüder abgesandt, um an Ort und Stelle zn untersuchen, ob und wo die Errichtung einer Mission unter den dortigen Heiden ausgeführt werden könne. Ein Bruder fand dort sein Grab, die zwei andern kamen im Jahre 1736 zurück und erstatteten Bericht. Man unterhandelte nun wegen eines Platzes in Surinam. Ein Herr in Amsterdam verlangte Brüder für seine Neger in Berbice, und versprach, für ihren Unterhalt in der ersten Zeit zu sorgen. Die Brüder waren bereit, jede Thüre zur Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden zu benützen, und im Dienst des HErrn Ehre, Gut und Blut

zu opfern, wie die ersten Christen sich willig dem Märtyrertode darstellten. Man sandte ganz einfache Brüder, die ein Handwerk verstanden, allein die Hauptsache, ein von der Liebe zu Christo erfülltes Herz durfte nicht fehlen. Die ledigen Brüder Johann Güttner und Ludwig Christoph Dähne wurden nach Rio de Berbice bestimmt. Wie einfach diese Brüder waren, soll uns ein Blick in das Leben eines derselben beweisen. Dähne war im Jahr 1713 in Wernigerode geboren. Sein Vater wurde zu Kriegsdiensten gezwungen, und seine Mutter verlor der Knabe schon im achten Jahre. Aber trotz schlechter Erziehung spürte er schon in seiner Kindheit mächtige Züge der Gnade an seinem Herzen. Da wäre er gerne ein rechtes Kind Gottes geworden, manche Thräne des Kindes war der Ausdruck seines sehnlichen Verlangens darnach. Wenn auch der Knabe Dähne nicht mehr so innig war, so wurde doch die Unruhe und Bekümmerniß um die Seligkeit nicht ganz ausgelöscht. Der erstmalige Genuß des h. Abendmahles gab ihm einen neuen, tiefen Eindruck. Einmal kam er beim Anhören einer Predigt in solche innere Noth, daß er zum Hofdiakonus ging und ihm sein Elend klagte. Derselbe rieth ihm, Gott um Vergebung der Sünden anzuflehen und sich vor Zerstreuungen zu hüten, auch betete er auf den Knieen herzbeweglich über den Jüngling. Aber „die Unruhe meines Herzens wurde immer größer, ich fürchtete mich vor der Sünde und konnte ihr doch nicht widerstehen, weil mir ein versöhntes Herz fehlte," erzählt Dähne selber. Damals, als er in seiner Angst recht nach Trost seufzte, wurde ihm, wie wenn es ihm Jemand zugerufen hätte, der Trost lebendig: „Sey zufrieden, der HErr Jesus hat Alles für dich gethan!" Von da an empfand er eine unaussprechliche Freude, aber nun mußte er auch den Kreuzweg gehen. Seine eigenen Hausgenossen wurden seine erbittertsten Feinde, denn seine Stiefmutter spie ihm ins Gesicht und der Vater stieß ihn zum Haus hinaus.

So zog der junge Dähne, welcher die Schneiderei erlernt hatte, nach Jena, wo er die Bekanntschaft Spangen-

bergs machte, und auch mit Christian David, dem mährischen Moses, wie ihn Zinzendorf nennt, in Berührung kam. Hier erfuhr er zuerst Etwas von Herrnhut. Seinem Meister waren die Bußpredigten des jungen Gesellen unangenehm, so daß er ihn schon nach drei Monaten den Bündel schnüren hieß. In Weimar, wohin er nun kam, ging es ihm noch schlimmer. Zwar der Meister hatte ihn um seines entschiedenen Wesens willen lieb, aber die Frau haßte ihn. Als einmal der Mann fort war, stiftete sie die andern Gesellen auf, ihn zu schlagen, und gab ihnen den Stock dazu. Der Auftritt wurde in der ganzen Stadt bekannt. Der Hauptprediger verlangte die Bestrafung der Mißhandler, aber Dähne bat für sie, mit dem Bemerken, daß sie genug gestraft wären, „weil sie unbekehrte Menschen wären." Darüber wunderte sich der Pastor sehr. Im Jahr 1735 kam er nach Herrnhut. Oben auf dem Hutberge fiel er, ehe er in den Ort ging, auf seine Kniee mit dem Seufzer nieder, der HErr Jesus möchte ihn doch hier finden lassen, was er an so vielen Orten vergeblich gesucht habe. Graf Zinzendorf nahm ihn sehr freundlich auf, aber es kam ihm Manches in Herrnhut verwunderlich vor, bis ihm einmal der bekannte Töpfer Leonhard Dober auseinandersetzte, was es sey, in der rechten Gnade zu stehen und was für selige Wirkungen sie hervorbringe. „Da wurde mir," erzählt er, „auf einmal klar, was mir fehle, und ich fing an, mein ganzes Herz und die Noth, die ich fühlte, unter vielen Thränen herauszusagen, zu meinem bleibenden Segen." Im Jahr 1736 wurde er in die Brüdergemeine aufgenommen und durfte in Berthelsdorf das Abendmahl empfangen. „Es war mir dabei unaussprechlich wohl, und ich genoß die lang gesuchte und nun gefundene Seelenruhe," sagt er.

Jene Zeit war eine in der Brüdergemeine reich gesegnete Missionszeit; auch der junge Dähne spürte einen Trieb zur Missionslaufbahn in seinem Herzen. Zinzendorf hielt sich gerade in Berlin auf, als Dähne die Anweisung erhielt, bei ihm sich zur Mission zu stellen. Mit willigem

Herzen und mit Freudigkeit nahm er diesen Ruf an, obwohl es ihm schwer wurde, sein geliebtes Herrnhut zu verlassen. Einige Tage nach seiner Ankunft in Berlin sagte der Graf im Vorbeigehen zu ihm: „Du bist wohl schon ganz in Berbice?" Dähne hatte in seinem ganzen Leben nichts von Berbice gehört. Und nun sollte er dorthin mit dem schon genannten ledigen Zimmermann Johann Güttner. Dähne reiste jetzt mit dem Grafen und seiner Gesellschaft nach Marienborn in der Wetterau. Hier redete der Graf ausführlich mit den beiden Brüdern und stellte ihnen unter Anderm vor, sie möchten sich ja hüten, Plantagen anzunehmen und nie aus den Augen lassen, daß sie allein um des Heilands und um seiner Sache willen in dem Lande wären. Von Leonhard Dober eingesegnet, reisten die beiden Brüder am 7. Juni 1738 ab und kamen am 12. September am Orte ihrer Bestimmung an. Sie machten bald in allen Negerhäusern, die zur Plantage gehörten, Besuche, denn wir dürfen nicht vergessen, ihre Sendung nach Surinam bezog sich zunächst auf die Negersclaven. Aber die Weißen standen ihnen hindernd im Wege, der Gouverneur war ihnen nicht hold, und die Uebrigen meinten, die Beiden seyen eigentlich nur zur Aufsicht von Holland hergeschickt. Die guten Empfehlungen, welche die Brüder aus Holland mit sich brachten, wirkten das gerade Gegentheil. Statt sie zu empfehlen, fühlten sich die Leute in ihrem Verdachte bestärkt, daß sie europäische Spione erhalten hätten. Doch die beiden Brüder wußten, wohin sie ihre Zuflucht zu nehmen hatten. „Der Heiland half bei allem Druck gnädig durch, und das Gefühl seiner Nähe erleichterte uns alles Schwere," sagt Dähne. Gott segnete ihre Arbeit im Leiblichen so, daß sie von dem widrig gesinnten Verwalter der Plantage nicht abhängig waren. Freilich war ihre Kost sehr gering und ihre Lebensart überhaupt sehr ärmlich. Aber sie waren nicht nach Berbice geschickt, um sich kümmerlich ihren Lebensunterhalt zu erwerben, sondern sie sollten das Evangelium unter die armen Negersclaven zu bringen suchen. Ein Haupthinderniß für sie dabei war, daß sie die

Sprache nicht verstanden, und weil sie vom Morgen bis zum Abend arbeiten mußten, so fanden sie auch keine Zeit, sich auf das Erlernen der Sprache zu verlegen. Sie dachten deßhalb auf Wege, wie diese Lage zu ändern sey und beschlossen, Güttner solle hier bleiben, während Dähne auf eine andere Plantage gehe. Der HErr half selber aus der Verlegenheit. Ein Herr von der Plantage der Handelsgesellschaft bot ihnen nämlich einen ruhigen Wohnsitz an. Das Anerbieten kam um so erwünschter, weil dort viele Neger wohnten und es leicht war, unter die Indianer zu kommen. Die Indianer durften ja nicht vergessen werden, sie gehörten mit in die Instruktion, welche ihnen auf den Weg ertheilt worden war. Bald fand man die Brüder in einem abgelegenen Häuschen an dem Waronjeflusse. Durch eine schriftliche Urkunde war ihnen dieser Winkel nebst einem Stück Feld zugesichert. Auch wirkte ihnen der Mann, der sie dahin gebracht hatte, ein so günstiges Empfehlungsschreiben von Holland aus, daß der Gouverneur ihnen nichts mehr in den Weg legen durfte. Nun befaßten sie sich mehr mit ihrem eigentlichen Berufe, obwohl sie sich ihren Lebensunterhalt selbst verdienen mußten. Sie machten sich an die Indianer, und es ist merkwürdig, daß diese Waldbewohner bald eine Liebe zu den weißen Fremdlingen faßten, denn sie spürten hier Liebe, deren Quell wir wohl kennen. Manche Indianer hatten durch ihren häufigen Verkehr mit den Holländern etwas Holländisch sich angeeignet, ihnen konnten sich die Brüder verständlich machen, und sie merkten mit Freuden, daß diese Braunrothen gerne zuhörten, wenn ihnen Etwas von ihrem Schöpfer und Erlöser erzählt wurde. Doch das Alles konnte den Brüdern nicht genügen. Wollten sie nachhaltig wirken, so mußten sie die schwere Sprache der Indianer selber erlernen. Dazu war aber ein beständiger Umgang mit ihnen nöthig, und das litt die Besorgung ihrer ärmlichen Wirthschaft nicht. Einmal hatte Güttner sich bis gegen Abend in ihrem Busche verweilt, und machte sich auf den Heimweg, da es schon zu dunkeln begann, aber er wußte nicht, wo aus und ein,

und war froh, als er wieder die indianischen Hütten fand. Ihre Bewohner lachten laut auf, als sie den weißen Mann wieder sahen. Da gingen nun zwei mit Güttner und brachten ihn glücklich in sein Häuschen zurück.

Als die Brüder eine Zeit lang unter solchen Schwierigkeiten, aber doch auch unter Hoffnung gearbeitet hatten, konnten sie nach Hause schreiben: „Der Heiland wird uns nicht vergeblich hieher gebracht haben und wird zu seiner Zeit eine Thüre aufthun und dem armen Volke helfen. Wir glauben auf Hoffnung, und denken, wenn nur eine Seele gerettet wird, so ist alle unsere Mühe und Arbeit bezahlt, weil eine jede Seele sein Blut gekostet hat. Es steht wohl sehr finster bei ihnen aus, wir wollen aber zeugen von der Gnade des Heilandes, bis Er das Licht läßt aufgehen hier in dieser dunkeln Wüste. Er gebe uns aufs Neue Muth, nicht müde zu werden, bis Er uns mit Seelen erfreut." Ein wahrhaft apostolischer Sinn spricht aus diesen Worten heraus, aber sie konnten nur wenig auf Erfolg hoffen, wenn sie nicht in ihrem Hauswesen erleichtert wurden. Sie sprachen das gegen die Gemeine in Europa offen aus und baten um einen verheiratheten Bruder zur Unterstützung.

Es war im Anfange der Missionsunternehmung in Surinam noch nicht recht klar, wie man die Neger und die Indianer zugleich mit dem Worte des Lebens bedienen könnte. Doch bald stellte sich heraus, daß es zwei für sich bestehende Werke seyn müßten. Da wir nun nicht eine Geschichte der surinamischen Mission schreiben, so müssen wir sie, obwohl sie so vielen Stoff zur Anbetung der Wunderwege Gottes darbietet, liegen lassen. Wir haben vorhin gehört, wie dringend die Brüder in Berbice um Verstärkung gebeten hatten. Schon im Jahre 1740 kamen die Geschwister Heinrich Beutel zu Hülfe. Als sie aber das Missionshäuschen sahen, war ihnen bald ausgemacht, daß es für sie zusammen zu eng wäre. Beutel war selbst Zimmermann und so machte er sich mit Güttner bald ans Werk, ein neues Haus zu errichten. Das Jahr war noch nicht

zu Ende, so wohnten sie schon zusammen im neuen Hause. Ein Name war bald gefunden. Pilgerhut mußte der Platz heißen. Hier waren ja diese lieben Pilger stets auf der Hut, um mit den durchziehenden Indianern Worte des Lebens zu wechseln. Freilich war die Armuth der Brüder immer noch ein Hinderniß, sich ihrem Evangelistenberufe ganz hinzugeben. Ihre Vorsteher in Deutschland waren nicht im Stande, ihnen Geld zu schicken, nicht einmal die Reisekosten konnten sie bestreiten. Deßhalb blieb auch dem Bruder Beutel nichts anderes übrig, als mit seiner Hände Arbeit die Ueberfahrtskosten abzuverdienen. Anders ging es auch nicht dem Bruder Johannes Gräbenstein, welcher im folgenden Jahre in Berbice zur Verstärkung eintraf. Es war nur gut, daß die Loosung dieser theuren Boten Christi jenes Wort aus einem alten Liede war: „Armuth, Schmach und Freude dran." Schon auf den Schiffen mußten sie allen Spott und alle mögliche Kränkungen erfahren. Waren sie endlich ans Land gekommen, so hörten die Mühseligkeiten nicht auf. Sie richteten sich aufs dürftigste ein, und weil man sie an Zahlung der Ueberfahrtskosten erinnerte, so mußten sie sich sehr anstrengen, damit ins Reine zu kommen. Daß sie in dem mörderischen Klima Guianas gesund blieben, war eine besondere Gnade, die sie nicht genug rühmen konnten. Erfreulich ist es auch, daß die Geschwister in herzlicher Bruderliebe mit einander verbunden blieben, obwohl die Armuth in weltlichen Haushaltungen gewöhnlich einen sauren Zankapfel abgibt. Der Segen Gottes fehlte nicht bei Leuten, welche arbeiteten, beteten und im Frieden lebten, nur bekennen sie selber, daß sie über den Sorgen der Nahrung fast den Hauptzweck ihres Aufenthalts vergessen hätten. Gott aber gab Gnade, daß sie sich wieder sammelten und zu ihrem ersten Liebeseifer zurückkehrten. Gräbenstein war ein ordinirter Bruder. Deßhalb konnten sie sich in ihrer Hütte mit dem heiligen Abendmahle stärken, und als den Geschwistern Beutel ein Kind geboren wurde, taufte er es. Aber der reformirte Kirchenrath in Berbice mischte sich hinein, Gräbenstein legte

jedoch seinen Ordinationsschein vor, und die Sache ging im Frieden aus. Man belästigte die Brüder jetzt nicht weiter, und so konnten sie im Frieden ihrem Berufe obliegen. Einen Riß machte der HErr in die Pilgerhuter-Familie hinein, Güttner war in Geschäften nach Paramaribo gereist, es überfiel ihn eine Krankheit und in Kurzem war er eine Leiche. Da ruht er neben dem ersten Samenkorn, dem Bruder Hadwig, in der Nähe der Stadt.

Pilgerhut hatte für die Missionsarbeit eine sehr günstige Lage. Die Brüder waren von der Stadt entfernt, also die üblen Einflüsse der Weißen weniger spürbar. Um sie herum waren die Indianer, auch aus der Ferne kamen die Söhne der Urwälder bei Pilgerhut vorüber. Es ging fast kein Tag vorbei, daß die Brüder nicht von Einzelnen oder von ganzen Haufen Besuche erhalten hätten. Schwer war es ihnen, daß sie die Sprache der Indianer nicht reden konnten, auch daß ihrer zu wenige waren, daher gehörte es unter ihre Gebetsanliegen, daß ihnen der HErr in beiderlei Beziehungen helfen möchte. Und ihr Gebet fiel, wie jedes ernstliche, auf kein unfruchtbar Land. Zuerst sahen sie darin eine Hülfe, daß ihnen ein Herr einen Mulattenknaben schenkte. Bruder Dähne fand ihn zur Schneiderei recht brauchbar. Von diesem Knaben lernten sie Etwas von der Indianersprache, aber Gott gab auch Gnade, daß der Knabe einen tiefen Eindruck von dem Heile in Christo erhielt. So konnten ihn die Brüder als Dollmetscher bei der Verkündigung des Evangeliums gebrauchen. Auch wurde ihnen Hülfe von den beiden Brüdern Zander und Meiser, welche mit ihren Frauen im Jahre 1745 nach Pilgerhut zogen, zu Theil. Da war im Missionshause Freude. Jetzt konnten sie ja Alles so gut im Hauswesen einrichten, und Gräbenstein konnte fleißig die Arawakken besuchen. Im folgenden Jahre traf noch weitere Verstärkung mit den Brüdern Kaske und Enter ein, welche beide verheirathet waren. Es war aber keine Kleinigkeit, in den abgelegenen Indianerhütten Besuche zu machen. Da kam es gar manchmal vor, daß die Brüder mit dem halben Leibe durch das

Wasser waten mußten. Waren die Männer gerade auf der Jagd oder Fischerei, so flohen die Weiber mit ihren Kindern unter lautem Geschrei tiefer in das Gebüsch hinein. Die Brüder gaben sich alle Mühe, das Zutrauen der Wilden zu gewinnen. Freundlichkeit war dazu ein Hauptmittel. Und der HErr segnete ihre Treue. Dazu kam noch, daß sie mit Hülfe ihres innerlich wachsenden Mulattenknaben Stücke aus der Geschichte des Lebens und Leidens Jesu übersetzten. Wenn sie nun im Busche ihre Besuche machten, so lasen sie aus ihrem Hefte vor, sangen und beteten. Mit Verwunderung und stiller Aufmerksamkeit hörten diese Kinder der Wälder zu, aber von einer Heilsbegierde konnte man nichts wahrnehmen. Doch waren die Indianer im Busche noch immer besser, als die, welche in der Nähe der Kolonie wohnten, denn diese hatten nicht bloß von der holländischen Sprache Etwas, sondern von den holländischen Sünden Vieles sich angeeignet.

In Pilgerhut wechselte Scheiden und Kommen mit einander ab. Die Geschwister Beutel brachten ihre drei Kinder nach Europa zur Erziehung. Auch Dähne und Meiser machten eine Reise in die Heimath, und nahmen ein liebes Indianerkind mit, das ihnen eine Indianerin geschenkt hatte. Es kam später in die Anstalt nach Lindheim, empfing daselbst die Taufe und ist auch selig dort entschlafen. Niels Klarup und Daniel Kamm füllten die Posten der abgegangenen Brüder in Berbice aus. Schon in den letzten Monaten des Jahres 1747 wurde endlich das Flehen der Brüder erhört und ein Hunger nach dem Worte des Lebens unter den Arawakken rege. Sie kamen fleißig zu den Brüdern und wollten von dem Gekreuzigten noch mehr hören. Das machte den Missionaren Muth und Freudigkeit, ihre Besuche zu vervielfältigen. Zander und Gräbenstein kamen am besten in der Sprache fort, deßhalb gingen sie viel in den Busch. Während früher die Weiber flohen, hatten die Besuchenden jetzt an ihnen eifrige Wegweiserinnen, welche sie in solche Hütten führten, in denen ein Verlangen erwacht war, und an solchen Hütten

vorbeiführten, in denen die Missionare mit Spott empfangen worden wären. Als wollten sie die Worte essen, so begierig horchten die Indianer den Brüdern zu, wenn sie ihr Zeugniß arawakkisch stammelten. Oft hatten sie schon ausgesprochen, wie selig die seyen, welche mit dem Blute Jesu abgewaschen und durch die Taufe dessen versichert wären. Wie mancher Gebetsseufzer mag aus der Pilgerhütte aufgestiegen seyn! Da geschah es, daß im Monat März 1748 eine alte Indianerin, die nur mit Mühe gehen konnte, in die Missionshütte kam und unter den rührendsten Worten und Geberden ihren Wunsch zu erkennen gab, durch die Taufe der Gemeine beigefügt zu werden. Die Brüder erkannten bald, daß hier ein Werk Gottes angefangen war. Das Herz war offen, wer sollte das Wasser wehren? Der 31. März war der Tag der ersten Taufhandlung eines Heiden in Pilgerhut. Das alte Mütterchen war in ein langes weißes Hemd gehüllt, die Schwestern führten sie in die Versammlung. Gegen 40 Indianer waren zugegen. Da knieete die alte Mutter bei dem Taufwasser und weinte häufige Thränen. Bruder Kaske hielt eine herzliche Ansprache und taufte sie in den Tod Jesu im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Sie empfing den Namen Hanna. Die Handlung war von einem solchen Segen nicht bloß für das Mütterchen, sondern auch für die übrigen Indianer begleitet, daß einige Männer schon am folgenden Tage um die Gnade der Taufe dringend baten. Eine selige Veränderung zeigte sich bei den Getauften, ihr ganzes Wesen und Betragen zeugte davon. Sie waren jetzt die einheimischen Missionare. Das Feuer, welches mit der alten Hanna sich zu entzünden begann, zündete fort. Bis Ende Juni waren schon 39 Personen durch die Taufe in die Kirche Christi aufgenommen. Es war ein Werk Gottes. Das sah man auch daran, weil mehrere Getaufte nicht mehr zu ihren alten Wohnsitzen zurückkehrten, sondern sich lieber bei den Brüdern in Pilgerhut niederlassen wollten, um täglich das Wort Gottes hören zu können. Der Heiland hatte einst den Wunsch

ausgesprochen, daß doch das Feuer einmal brennen möchte. Hier brannte es. Wie freuten sich die Brüder, traten von Herzen gerne von ihrem Felde an die Indianer ab, und trugen die schwere Brodlast, welche ihnen damit aufgelegt war. Es war gewiß auch unter den Engeln im Himmel eine Freude, das erste Arawakken-Gemeinlein voller Gnade, Einfalt und Liebe zu sehen. Die Zucht des heiligen Geistes waltete hier, der Aberglaube fiel. Besonders war ihr Mulattenjüngling, Jonathan, und eine verheirathete Indianerin Sara ein wahres Licht und Salz unter ihren Landsleuten. Die Zahl der Hörer wuchs von Woche zu Woche. Der Teufel regte sich auch, weil hier eins seiner alten Bollwerke zu wanken begann, denn die Weißen verklagten die Brüder bei der Regierung hart und behaupteten, das gebe am Ende einen Aufruhr. Gottlob, daß der Gouverneur ein rechtschaffener, gottesfürchtiger Mann war, der die Feinde der Brüder abwies und seine Freude darüber aussprach, daß doch endlich die Heiden aus der Finsterniß zum Lichte gebracht wurden. Getrost und furchtlos setzten die Brüder ihre Arbeit fort, aber noch ehe die Nachricht von solchen Großthaten Gottes nach Europa kam, war ihnen die nöthige Hülfe schon unterwegs. Besonders war es ein Mann, der unter den Arawakken als ein reich gesegneter und reich begabter Diener Christi gearbeitet hat. Die Mission unter den Arawakken und ihr Apostel Theophilus Salomo Schumann läßt sich nicht von einander trennen.

3. Aus Schumanns Jugend.

Vater Schumann war zu Grabow im Brandenburgischen Prediger. Den 1. Juli 1719 wurde ihm sein Theophilus Salomo, eben der unsere, geboren. Frühe liebte der Knabe die Einsamkeit, ein tiefer Zug von Schwermüthigkeit lag auf seinem ganzen Wesen. Die Mutter schmerzte dieß sehr, und sie klagte es einst ihrem Manne. Aber dieser, in den Wegen Gottes erfahren und tiefer

blickend, hielt die Tiefsinnigkeit seines Theophil für ein gutes Zeichen und ahnte, Gott werde ihn noch zu etwas Großem brauchen. Damals war in Brandenburg ein sehr wackerer Conrektor, Bockeroth. Demselben lag das Seelenheil seiner Zöglinge so am Herzen, daß er keine Gelegenheit vorübergehen ließ, sie zu einer herzlichen Bekehrung zu ermahnen. Das that er nicht bloß in den Erbauungsstunden, die er hielt, sondern fast in allen Unterrichtsstunden. Ertheilte er geographischen Unterricht, und er kam an das neu aufkommende Herrnhut, so nannte er es eine Stadt Gottes, in der die frommen Wünsche des seligen Philipp Jakob Spener anfingen in Erfüllung zu gehen. In diese Schule that Vater Schumann seinen Theophil. Die Funken, die von des Conrektors Lehrstuhl ausgingen, fingen bald in des jungen Schumann wohl bereitetem Herzen Feuer. Der Knabe nahm es von der Zeit an, als der Geist Gottes sein Herz aufgeweckt hatte, sehr genau. Er ließ Alles fahren, woran sein Herz bisher gehangen. Tag und Nacht lag er über seiner Bibel, Gebet und Thränen waren seine Speise. Das hielt er aber nicht lange aus, er verfiel in eine schwere Krankheit, die ihm öfters das Bewußtseyn raubte. Aber es war erbaulich, ihn selbst in der Fieberhitze von göttlichen Dingen zeugen zu hören. Der Conrektor und mehrere Mitschüler besuchten ihn mehrmals. Einmal aber bezeugte er diesen lieben Besuchern mit hohem Ernste, daß er zwar angefangen habe, sich zu bekehren, daß es aber noch ganz anders mit ihm kommen müsse. Es sey ihm sein ganzes Sündenregister gezeigt worden, es habe ihn tief geängstigt, aber in seiner großen Angst habe ihn der Heiland freundlich behandelt, indem er das Schuldregister mit seinem Blute durchgestrichen habe. Als er nun das heilige Abendmahl begehrte, trug man doch Bedenken, es ihm bei diesem Grade der Krankheit zu reichen. Weil ihn der HErr zu seinem Dienste noch gebrauchen wollte, schenkte Er ihm wieder die Gesundheit. Sein Sinn blieb aber auf Jesum gerichtet.

Halle war damals für Studirende, die neben den Wissenschaften auch Etwas für ihr Herz suchten, wohl die beste Universität. Im Jahr 1738 zog er dortselbst auf, und studirte mit dem größten Eifer, so daß man ihn schon nach zwei Jahren zum Lehrer am königlichen Pädagogium machte. Sowohl seine Kollegen, als seine Schüler gewannen ihn sehr lieb. Es war auch nicht anders zu erwarten, denn man fand nicht leicht eine solche ausgezeichnete Gelehrsamkeit, musterhafte Treue und ungemeines Lehrgeschick bei einem jungen Menschen vereint. Aber während ihn Alles liebte, nahm er ganz unerwartet seine Entlassung. Sein Inneres war wie ein fluthendes Meer, welches das unterste zu oberst kehrt. Der Jammer, die Noth seines Herzens nahm so überhand, daß er manchmal befürchtete, die Sinne darüber zu verlieren. Sein Vater war inzwischen heimgegangen, zu der verwittweten Mutter kam der trostlose Sohn zurück. Aber er fand hier keine Ruhe. Er wollte weder essen, noch trinken und erklärte, für ihn gebe es keine Gnade mehr, nachdem er sie nun schon drei Mal verscherzt habe. Er habe wohl Andern den Weg des Heils gezeigt, aber ihn selbst nicht gewandelt. Das war die Summa seiner Klagen. Tag und Nacht lag der liebe Jüngling auf den Knieen und seufzte nach Trost. Da schickte ihm der HErr, der ja die Seinen in Wüsten führt, um freundlich mit ihnen zu reden, und sie dann wieder herausführt, einen theuern Knecht Gottes, den berühmten Abt Steinmetz von Klosterbergen. Dieser berief ihn zum Lehrer in seine Erziehungsanstalt. Hier fand er viel Erleichterung für sein geängstetes Herz. Denn Steinmetz selbst war ein durchweg evangelischer Mann, und auch die Erweckten freuten und ergingen sich in der seligen Gnade Gottes. Doch klebte ihm noch immer Etwas von seiner vorigen Aengstlichkeit an. Um jene Zeit war es, daß Schumann die Brüdergemeinen in der Wetterau besuchte. Hier fand seine abgearbeitete Seele viel Trost, und es war ihm ausgemacht, daß er zu diesem Volke gehöre. Aber er hatte ja im Kloster Bergen seine Anstellung? Einem jun-

gen Manne, der es so genau nahm, wie Schumann, wurde es nicht leicht, seine bisherige Stellung aufzugeben. Er wußte aber, wie es Christenleute in solchen und in allen Lagen machen müssen. Er verlegte sich auf das Gebet. Einmal ging er hinaus ins Freie, da zog es ihn an einem einsamen Orte nahe bei der Elbe auf seine Kniee hin. Hier schüttete er sein Herz vor dem HErrn ganz aus. Er stand mit der Gewißheit auf, er gehöre der Brüdergemeine an. Nun ging er zu dem lieben Abt und trug ihm die Bitte um seine Entlassung vor, aber dieser ließ ihn ebenso ungerne ziehen, als vormals die Hallenser. Allein seine Mutter sah es gerne, denn wer hätte denken sollen, daß gerade die Noth und der Jammer ihres Theophil ihr so zu Herzen ging, daß sie selbst anfing, sich zu Jesu zu wenden? Diese beiden Seelen flossen jetzt recht innig zusammen.

So zog Schumann denn im Jahr 1743 nach Herrnhag und in das Seminar zu Marienborn. Mit ihm ging ein trauter Herzensfreund, der bisher neben ihm in Kloster Bergen gearbeitet hatte, Cammerhof, der nachmals Bischof der Brüdergemeine geworden ist. Hier wurde es nach und nach licht in seinem Wesen. Die Aengstlichkeit schwand, und ein freies, seliges Gnadenleben trat an dessen Stelle. Mit solchem Gnadenstande verband er eine gewissenhafte Pünktlichkeit in allen seinen Geschäften, einen hohen Ernst und eine seltene Treue. Was er einmal für recht erkannt hatte, dabei blieb er, und ließ sich durch nichts und Niemanden irre machen. Sein Lehrgeschick kam dem Seminar sehr zu Statten. Cammerhof hatte die Aufgabe, die Vorträge des Grafen von Zinzendorf nachzuschreiben, Schumann wurde sein Gehülfe und Sekretär des Grafen. Als solcher wohnte er der Synode zu Zeist im Jahre 1746 bei, und als Cammerhof nach Pennsilvanien berufen wurde, trat Schumann mit seinem Freunde Johann Friedrich Franke an Cammerhofs Stelle. Das dauerte aber nicht lange, denn schon im folgenden Jahre erhielt er den Ruf, als Missionar unter die Südindianer am Berbicefluß im holländischen Guiana zu gehen. Mit großer Freudigkeit nahm

er diese Berufung an. Die Geschichte der Mission unter den Arawakken ist nun mehrere Jahre so innig mit dem Leben Schumanns verflochten, daß eine Lebensgeschichte Schumanns zugleich eine Missionsgeschichte der Arawakken ist.

4. Das Arbeitsfeld.

Schumann trat vor seiner Reise an den Ort seiner Bestimmung mit einer gar theuern, gediegenen Schwester in den Stand der Ehe. Anna Maria Sonntag hieß sie und war den 30. Mai 1717 geboren. Ihr Vater Johann Michael war ein ächter Abkömmling der alten Brüder, er lebte zu Schenkwitz bei Landskrone in Böhmen. Von Jugend auf wurde er in der evangelischen Wahrheit unterrichtet, und als er von einem Besuche nach Herrnhut zurückkehrte, konnte er nicht genug erzählen von dem, was er dort gesehen, gehört und genossen hatte. Das machte tiefen Eindruck auf die Tochter, und sie wünschte, zu dieser Gemeine zu kommen, wo sie in ungestörter Freiheit des Gewissens leben könnte, während sie zu Hause von der Mutter zur römischen Beichte und Messe gezwungen wurde, und ihr Herz sich doch dagegen sträubte. Im Jahr 1734 schleppte man ihren Vater um des Evangeliums willen in das Gefängniß, noch im Fortgehen segnete er seine Anna Maria. Dieser Segen blieb auch auf ihr. Sie sah nicht mehr den lieben Vater, denn 17 Jahre lang mußte er im Gefängniß schmachten und starb darin als Bekenner der Wahrheit. Weil man wußte, daß sie mit ihrem Vater gleichen Sinnes war, wollte man sie auch gefangen nehmen, aber sie entkam, nachdem sie sich einige Tage bei ihres Vaters Bruder verborgen gehalten hatte, und langte am 22. Juni 1734 in Herrnhut an, wo man bald diese Perle erkannte. Sie wurde Schumanns Gehülfin. Im Herbste 1747 reiste er nach Holland. Nach langer Wartezeit segelte erst im Juli des folgenden Jahres ihr Schiff ab, und am 27. Oktober trafen Schumanns mit den Geschwistern Schirmer und zwei ledigen Brüdern in Pilgerhut ein. Hier war

große Freude, die sich leicht erklären läßt, wenn wir die schwere Arbeit der Brüder seit dem Jahre 1738 nicht vergessen. Es fehlte bisher ein Mann, welcher den Indianern den Rath Gottes zur Seligkeit recht deutlich und in seinem seligen Umfange darlegen und sie selbst völlig verstehen konnte. Dieser Mann war jetzt unter den Arawakken. Aus Schumanns frischer Schilderung der Verhältnisse sind wir in den Stand gesetzt, seine wahrhaft apostolischen Arbeiten der Hauptsache nach geben zu können.

Energisch, wie er war und gedrängt von der Liebe Christi, griff er sein Werk alsbald an. In wenigen Monaten konnte er sich zur Verwunderung Aller, welche die große Schwierigkeit der Arawakkensprache kannten, schon in derselben selbstständig ausdrücken. Vorher mußte er eben mit Hülfe der bisherigen Arbeiter sich den Weinberg ansehen, in welchen ihn der himmlische Hausherr gestellt hatte. Die Brüder hatten aber, wie wir bereits wissen, nicht umsonst gearbeitet. Vierzig erwachsene Arawakken und ein Kind waren schon getauft und hatten sich großentheils in Pilgerhut angesiedelt. Schumann fand, daß die meisten schon einen tiefen Eindruck von Christo und Ihn zärtlich lieb hatten, weil Er sein Blut für sie vergossen. Sie freuten sich, daß sie Gottes Kinder geworden und sie nach diesem Leben zu Ihm in den Himmel kommen und ihren Seligmacher sehen sollten. Freilich fehlten den Arawakken wesentliche Worte in ihrer Sprache, die man durchaus nicht entbehren kann, z. B. Glaube, Unglaube, Sünde u. dgl. Man pries ihnen eben so gut, als es ging, das Lamm Gottes. Sie wußten nicht bloß, sondern fühlten es auch tief, daß der, durch welchen Alles gemacht ist, was gemacht ist, Mensch geworden, als ein kleines Kind geboren ist und sie mit seinem Blute erkauft hat vom Teufel, den sie „Jawahu" nannten. Unter solchen Herzleuten schätzte Schumann besonders einen Arawakken-Arzt, der in der heiligen Taufe den Namen Jephtha erhalten hatte und bei seinen Stammesgenossen in großem Ansehen stund. Sein Mund floß über von dem Blute Christi, und er verstand

es recht, die Seligkeit zu rühmen, welche Jesu Freunde hier schon genießen.

Sonst bedienten sich die Brüder ihres arawakkischen Jünglings, der etwas Deutsch verstand, um sich den Uebrigen verständlich zu machen. Es war aber nur ein Nothbehelf, denn sie verstanden etwa so viel Arawakkisch, als er Deutsch, und da fühlten sie, so oft sie sich recht ausdrücken wollten, den Hemmschuh. Schumann dachte zu seinem Troste an die Brüder in Grönland, die sich längere Zeit mit jener Sprache zu schleppen hatten. Schon am Ende des Jahres 1747, also nur zwei Monate nach seiner Ankunft konnte er schreiben: „Das Schwerste ist nun vorbei. Wir verstehen sie jetzt besser und sie uns, und sie beginnen in ihren Herzen zu fühlen, wovon wir reden." Er fand bald, daß ihre Sprache mit keiner europäischen eine sonderliche Aehnlichkeit hat, und am meisten dem Hebräischen ähnelt. Das Volk fand er sehr artig und verständig, und durchweg eines hübschen Wuchses. Die Arawakken haben eine Art König oder Oberhäuptling, wie die Buschneger, der immer einen Haufen Leute um sich hat und von ihnen respektirt wird. Freilich hat er nicht viel zu sagen, indem das Volk gerne ungebunden ist. Er bestellt die Fischer und Jäger für die Kolonie nach einem alten Vertrage. Sie haben auch noch Unterhäuptlinge, denen sie nicht leicht ungehorsam sind. Freilich darf der Häuptling, der ein mit Silber stark beschlagenes spanisches Rohr wie sein Scepter trägt, nicht viel befehlen. Ihr Leben hat etwas Patriarchalisches. Eine Familie, wozu etwa sechs und noch mehr Paar Eheleute mit ihren Kindern gehören, hat ihr Haupt, das sie regiert. Im Lande Berbice fanden sich damals etwa 2000 Seelen. In Essequebo waren noch mehr, und um den Corentynfluß ungleich mehr. Einige Arawakken-Brüder hatten dort ihre Verwandten, und so drang der Schall des Evangeliums weit in die Urwälder hinein. Bis auf 100 Stunden im Umfange besuchten die Missionare das Volk. Da mußten sie dann bald sehen, wie wir schon hörten, daß die Arawakken, welche mit den weißen Leuten verkehrten, am ver-

dorbensten waren, und sich nicht gerne bearbeiten ließen. Diejenigen aber, welche das Friedenswort angenommen hatten, wollten sich von den Missionaren nicht mehr leicht trennen, sondern baten um Wohnplätze. Und wirklich, sollte etwas Ganzes aus ihnen werden, so mußten sie mit der Verwandtschaft brechen, sonst unterlagen sie dem heidnischen Einflusse.

Schumann freute sich mit den Brüdern, so oft er sein Pilgerhut betrachtete. „Wir möchten," sagt er, „unserm Heiland anbetend zu Füßen niedersinken, so oft wir unser Heidendörflein ansehen." Still und artig führten diese ehemaligen Heiden ihren Lauf. Da hörte man aus den Hütten arawakkische und deutsche Verse von Christi Wunden und von seiner durchstochenen Seite, die sie aruma alliadahüssia in ihrer Sprache nannten. Wenn sonst die Brüder acht Tage im Busche herumgegangen sind, fanden sie nicht so viele Arawakken, als man jetzt auf einmal sehen konnte. Mit den Getauften lebten etwa 80 Seelen in Pilgerhut. Wenn man von Norden her in das Dörflein kam, sah man fünf große Häuser, von denen jedes etwa 50 bis 60 Fuß lang und 25 breit war, und ungefähr vierzehn kleinere Häuser und Hütten. Auf der linken Seite lagen etwa vier Häuser, in denen Ungetaufte wohnten und Fremde bei ihren Besuchen einkehrten. Den Tag hindurch waren sie im Busche, dagegen Morgens und Abends hielten ihnen die Missionare Versammlung. Da lasen sie ihnen Etwas vor, der junge Jonathan diente als Dollmetscher. Vier ledige Arawakken-Jünglinge, die das Evangelium angenommen hatten, bauten sich auf Veranlassung der Missionare ein Häuschen ganz nahe an das Missionshaus, um den üblen Einflüssen entnommen zu seyn. Sie standen, so viel sich solche freie Leute binden ließen, unter der Aufsicht der Missionare, und sollten einmal Verkündiger des Wortes vom Kreuze unter ihrem Volke werden. Die Arawakken nähren sich, wie wir wissen, hauptsächlich vom Fischen und Jagen, weßhalb sie auch meistens im Busche sind. In der Nähe von Pilgerhut hatten die Besseren ihre Cassabigründe. Doch geschah es

auch öfters, daß die Missionare ihnen mit Cassabibrod aushelfen mußten.

Gerade vom August bis Dezember des Jahres, in welchem Schumann sein Arbeitsfeld angetreten hatte, fand sich kein Arawakke zur Taufe ein. Doch drangen auch die Brüder nicht allzu rasch auf die Taufe. Sie sahen wohl ein, daß ein gründlich bekehrter und getaufter Heide besser ist, als hundert, „die man mit Noth fortschleppt." Aber in diesem Dezember wurden zur Freude der Brüder mehrere Indianer durch die Taufe der Gemeine Christi beigefügt. Solche Freude versüßte das mancherlei Schwere, was die Missionare durchzumachen hatten. Es waren alle Lebensmittel sehr theuer, die Geschwister mußten öfters bitteren Mangel leiden. Kein Wunder, daß sie wie Leichen aussahen. Dazu lagen ihnen die Bekehrten auch noch zur Last. Während die wilden Indianer nackt herumliefen, konnte dieß bei den Bekehrten nicht mehr geduldet werden, nicht einmal ihre Kinder durften nackt einhergehen. Ihre Bekleidung lag den Missionaren sehr an. Aber woher das Alles nehmen? „Wir hoffen," sagt Schumann, „Gott werde uns das Nöthige dazu bescheren."

Was die Missionshaushaltung betraf, so herrschte eine große Rührigkeit in derselben. Schumann's Frau machte sich an die bekehrten Arawakkinnen, sonst führte sie die Haushaltung. Bruder Kaske nahm seine Frau meistens mit in den Busch, wenn er die Indianer aufsuchte. Als eine geborne Pennsilvanierin waren ihr ähnliche Pilgerfahrten nichts Unbekanntes und Fremdes. Gewöhnlich begleitete sie Bruder Gräbenstein. Die ledigen Brüder arbeiteten vergnügt auf ihrer Profession, einige mußten immer zu Hause bleiben, weil beständig Indianer auf Besuch kamen, denen sie Red und Antwort stehen mußten. Da war freilich die Sprache ein großes Hinderniß. Ihr Haus wurde ihnen aber nach und nach zu enge, der Versammlungssaal zu klein. Auch hatten sie kein geeignetes Lokal für die beinahe zwanzig Arawakken-Kinder, welche ein rechtes Verlangen nach Unterricht bezeugten.

Wir sehen, es war eine offene Thüre zu den Indianern vorhanden. Wer sich darüber hätte besonders freuen sollen, scheint uns, hätten die weißen Leute seyn sollen. Aber „die meisten sind gegen uns sehr feindlich," müssen die Missionare in jener Zeit klagen. So sagten sogar auch die Rathsherren der Kolonie, das werde die Kolonie noch ruiniren und auf eine Rebellion hinauslaufen. Einige Entschuldigung lag wohl darin, daß diese Leute Jahre lang kein Wort Gottes und kein Abendmahl gehabt hatten. Der damalige Gouverneur Lößner war ein freundlich gesinnter Mann. Als ihn Schumann zum ersten Male besuchte, klagte er über den kläglichen Zustand der Europäer und bat den Missionar, sich derselben doch annehmen zu wollen. Schumann erklärte sich bereit dazu, wenn Leute da wären, denen es ernstlich um ihre Seligkeit zu thun sey, ihnen nach der Gnade, die ihm der HErr schenken würde, den Rath Gottes zu ihrer Seligkeit zu verkündigen. Das war dem Gouverneur ganz recht. Nur vier Stunden weit entfernt lag Lößners Plantage. Am 6. December sollte denn dort der Gottesdienst gehalten werden. Lößner war ein sehr billiger, verständiger und gelehrter Mann, hatte auch den Grafen Zinzendorf und den Baron Watteville seiner Zeit in Paris kennen gelernt, aber er war dabei tief in die Welt verflochten. Nach dem Gottesdienst sollte ein großes Tractament gehalten werden, wobei die Meisten sich gewöhnlich betranken. Schumann sagt: „Da hatte ich keine Freudigkeit, unsere Perle vor die Säue zu werfen." Aus dem Gottesdienste wurde nur ein Besuch, den Schumann bis Morgens 11 Uhr verzog und sich dann wieder auf den Weg machte. Mit den weißen Leuten ließ weder er, noch seine Collegen sich ein. Es waren fast durchgängig verdorbene Leute, die sich in Guiana nur aufhielten, um sich Geld zu erwerben und dann in der Heimath des Müssiggangs zu pflegen. Sie wälzten sich in allen Gräueln. Deßhalb war es den Brüdern nicht zu verargen, wenn sie den Umgang solcher Leute nicht suchten, und sich am wohlsten fühlten bei ihren lieben Indianern.

5. Aus Schumann's Arbeiten.

Auch solche, die nach ihrer Taufe aus dem rechten Geleise gekommen waren, konnten eigentlich von dem, was sie gehört und erfahren hatten, nicht loskommen. Es war eine Macht der Gnade, die sich auch an den Abgefallenen verherrlichte. Dagegen wirkte sie fort an den Heiden, so daß Schumann nach einem halben Jahre schreiben konnte: „Der Heiland fährt fort, ein Herz nach dem andern zu erweichen und selig zu machen." Es war ein ziemliches Häuflein, das einen gewissen Gang ging und an der Versöhnung festhielt. Man zählte bereits 72 Getaufte, darunter 6 Kinder von bekehrten Indianern. Am 2. März geschah es, daß, weil der Dollmetscher gerade abwesend war, Schumann sich genöthigt sah, den Tod des HErrn zum ersten Male ohne Vermittlung zu verkündigen. Es ging, und es ist denkwürdig, daß gerade an diesem Tage die Loosung hieß: „Er wird predigen lassen in allerlei Sprachen." Die Brüder hatten aber nicht bloß die Freude, Glieder in die streitende Gemeine aufzunehmen, sie wohnten auch den ersten Beerdigungen an. Der erste, der zur siegenden Gemeine gesammelt wurde, war der Altvater Simeon. Schumann fragte ihn kurz vor seinem Verscheiden: „Was machst du?" Da richtete er sich in seiner Hangmatte auf, und redete aus vollem Herzen von Christi Wunden, indem er auf seine Hände und Füße und Seite zeigte. Er sprach aber so schnell, daß Schumann nicht Alles verstand. Alle, die den alten Simeon nach seinem Verscheiden in seiner lächelnden Miene sahen, konnten sich nicht genug darüber verwundern. In derselben Stunde ging auch die alte Mutter Naemi, welche lange krank gelegen war, heim. Schon am folgenden Abende wurden diese Erstlinge der Arawakken nach einer passenden Rede zu ihrer Ruhekammer gebracht. Die Särge waren mit weißen Tüchern bedeckt, und grüne Zweige zierten sie. Die Gemeine folgte in schönster Ordnung, stille Andacht herrschte, als die Liturgie gesprochen wurde und sanft stimmte sie in die Liederverse ein, die ge-

sungen wurden. In derselben Ordnung kehrte man in den Versammlungssaal zurück, wo man von dem Exempel der beiden mit Freudigkeit Heimgegangenen Veranlassung nahm, von der Seligkeit derer zu zeugen, welche in dem HErrn sterben. Es war wirklich zum Danken, daß die lieben braunen Geschwister alle heidnische Gebräuche, die sonst bei den Beerdigungen der Indianer vorkamen, aus dem Sinne geschlagen hatten. Eine andere Indianerin, Mirjam, fühlte, daß es mit ihr zu Ende gehe. Da ließ sie noch ihre Kinder vor ihre Hangmatte kommen. „Ich gehe nun von euch zum Heilande," sagte sie, und zu ihrer getauften Tochter: „Du wirst mir nachkommen und mich da wieder finden, aber ihr," fuhr sie fort, sich zu ihren beiden erwachsenen Söhnen, die keine Lust zur Bekehrung zeigten, wendend „ihr werdet nicht zu mir kommen, wenn ihr ungehorsam bleibet, denn ich gehe zum Heilande." Die Worte der sterbenden Mutter ließen einen tiefen Eindruck zurück.

Das Werk Gottes schritt rasch vorwärts. Wenn Groß und Klein beisammen war, so machte es eine Zahl von 140 aus, die in der Pflege der Brüder standen. Der HErr bekannte sich zu der Arbeit derselben, besonders war Schumann so recht im Geschicke. Er konnte schon im Juni alle Versammlungen ohne Dollmetscher halten und, was er wollte, war er im Stande, ihnen zu sagen. Er übersetzte nun einen ziemlichen Vorrath von Liederversen ins Arawakkische, ferner „eine kleine Bibel," wie er sie nennt, nämlich das Evangelium Johannis und den ersten Brief dieses Apostels. Ebenso wurde die Passions- und Auferstehungsgeschichte, wie noch andere wichtige Stücke, in arawakkischer Sprache vernommen. Wir sehen, er kaufte seine Zeit treulich aus, er saß fleißig am Arbeitstische, aber er griff auch das Werk in den Urwäldern mit Rüstigkeit an. So machte er im Mai 1749 eine Missionstour in diese Wälder hinein und nahm einen lieben Arawakken, den schon genannten Jephtha, mit sich. Auf dieser Wanderung erhob sich einmal ein mächtiges Gewitter, der Regen floß in Strömen herab. Da verloren sie den Fußsteg und kamen auf einen

andern. Das war aber gerade recht, denn sie fanden jetzt einen ihnen ganz unbekannten Indianerplatz. Mit Freuden wurden die beiden Fremdlinge aufgenommen. Diese thaten aber den Schatz ihres Herzens recht auf, sie konnten fast nicht fertig werden, die Mitternacht brach bald herein und die Hörer waren noch immer aufmerksam. Gerade stand Einer derselben im Begriffe, in das Corentynsche zu gehen. Noch ganz warm und erfüllt von dem, was er gehört, erzählte er seinen Landsleuten davon. Es zündete, und man sah bald aus jener sonst stockfinstern Gegend, wohin noch kein Bruder gedrungen war, Indianer herbei kommen, die sich des Näheren erkundigen wollten. Schon im August langte ein ganzer Zug an, einige blieben alsbald in Pilgerhut, andere waren nur Besuchsweise gekommen. Diese trugen den Samen fort zu den Indianern, welche zwischen dem Orinokofluß und zwischen Essequebo wohnten. Was sie gehört und gesehen, das erzählten sie. Wenn auch nicht alles, so war ihnen doch die Summa des süßen Evangeliums geblieben, denn sie konnten recht einfältig sagen, daß die weißen Leute an der Berbice den Indianern verkündigten, wie ihr Schöpfer auf die Erde gekommen, Mensch geworden sey, sein Blut für sie vergossen habe und aus Liebe zu ihnen gestorben sey, um die verlornen und verdorbenen Indianer von ihrem Ungehorsam zu erlösen und wieder zu seinen Kindern zu machen. Da gab es Bewegung, einige spotteten darüber, andere, und darunter befanden sich ganze Familien, beschlossen, sich auf den Weg zu machen und selbst zu sehen und zu hören.

Dazwischen hinein trat ein Ereigniß ein, welches der Mission hätte sehr hinderlich werden können. Der Gouverneur Lößner erhielt nämlich seinen Abschied, und obwohl er seinem Nachfolger die Brüder und ihre Sache aufs beste empfahl, so stellte sich doch bald heraus, daß er ein Widersacher war und den Einflüsterungen der Feinde Christi nur zu willig Gehör schenkte. Die Brüder hatten sich beim Beginne der Mission geweigert, einen förmlichen Eid zu leisten, man hatte sich damals mit ihrem Ja und Nein begnügt.

Jetzt griffen die Feinde diesen Punkt wieder auf, der Gouverneur beschied sie im September 1750 vor den Rath und eröffnete ihnen, daß sie schwören müßten, oder er schicke sie mit dem ersten Schiffe nach Europa zurück. Schumann erklärte im Namen seiner Mitarbeiter, daß sie bei ihrem Verfahren verharren müßten, das sie beim Eintritt in das Land beobachtet hätten. Als sie gefragt wurden, ob sie sich der Obrigkeit „als gehorsame und getreue Bürger beweisen wollten?" antworteten sie mit einem runden Ja, und man entließ sie wieder. Die Feinde, darunter auch der reformirte Prediger, hatten schon einige Tage vorher über die Zerstörung der Mission laut frohlockt. Mit Recht erklärt es Schumann für „eine besondere Bedeckung des himmlischen Vaters," daß sie nicht alle mit einander plötzlich fortgeschickt wurden, „Er hielt aber seine Hand über uns, daß für die Zeit kein Stiftchen verrückt wurde." Dazu kam noch, daß der neue Gouverneur, welcher die Brüder „von einer gar bedenklichen Ecke ansah," schon im November das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselte und darum nichts Nachtheiliges nach Holland berichten konnte, wie er doch im Sinne hatte. Sahen die Feinde ihre Hoffnung vereitelt, so suchten sie den Indianern den Verdacht einzuimpfen, als gingen die Brüder damit um, sie in Sclaverei zu bringen. Diese freien Leute fürchten die Sclaverei mehr, als den Tod, die Anschwärzung war darum gut gewählt, aber der Brüder Sinn und Bestrebungen waren doch zu bekannt und zu bewährt, als daß solche teuflische Einflüsterungen Eingang gefunden hätten. Als einige Zeit nachher Schumann den holländischen Prediger besuchte, bekannte ihm derselbe, daß er manches nach Holland wider sie berichtet habe, was er aber jetzt zurücknehme, weil er sich vom Gegentheile überzeugt habe. Er wolle in Zukunft Gamaliels Rath befolgen (Apost. 5, 38.) Da trat eine Ruhe ein, und im Frieden konnte die Gemeine in Pilgerhut sich bauen und ihr Licht in die dunklen Büsche der Urwälder hinein leuchten lassen. Die Lichtstrahlen strahlten auch wieder heraus. Schon im Anfange des Jahres 1750 kamen die

vorhin genannten Indianer aus dem spanischen Gebiete vom Orinokoflusse her nach Pilgerhut. Es waren ihrer eilf. Sie blieben zwei Tage in Pilgerhut, und sahen sich Alles an. Wie hatten die Brüder über solchen Besuch eine herzliche Freude, und wie begierig nahmen die Fremdlinge das Wort auf! Sie erklärten, daß sie in einigen Monaten mit den Ihrigen und etlichen andern Familien wieder kommen wollten. Und sie hielten Wort. Um zu sehen, wie die Brüder mit den Indianern redeten, wollen wir dem Gespräche zuhören, das Schumann mit dem Häuptlinge der kleinen Gesellschaft an dem Tage hielt, als er aus der Wildniß gekommen war. Bald nach seinem Eintritte in das Missionshaus fragte er den Bruder Schumann: Wo hast du vordem gewohnt? Antwort: Jenseits der See. Frage: Wann bist du hieher gekommen? A.: Ein Jahr und etwas darüber. Fr.: Wozu bist du hergekommen? A.: Den Indianern und allen, die ihren Schöpfer nicht kennen, von Ihm zu sagen, damit sie Ihn erkennen und selig werden. Fr.: Wer hat dich gesendet? A.: Unser Schöpfer. Fr.: Wo ist denn euer Schöpfer? Jenseits des Meeres? A.: Er ist überall; er wohnt im Himmel und erfüllt Himmel und Erde, und ist aller Orten; er weiß Alles, sieht Alles, und hört Alles. Er hört auch Alles, was wir hier mit einander reden. (Poi! er wunderte sich.) Fr.: Ist das der Kururuman? (der Indianer alter Großvater, von dem sie noch allerhand Histörchen haben.) A.: Von euerm Kururuman weiß ich nichts; aber ich sage dir von dem einigen HErrn Himmels und der Erde, der Alles gemacht hat, und dich auch. Fr.: Wie heißt er? A.: Jesus Christus. Der hat dich gemacht, dir Leib und Seele gegeben, und dich bisher erhalten; er gibt dir Essen und zu trinken, und ist der Vater, den du nicht kennst. Er: Ich möchte Ihn gerne kennen, sage mir doch mehr von Ihm. — Ich will's thun. Dieser unser Schöpfer Jesus Christus hat Himmel und Erde und Alles gemacht. Er hat gleich im Anfang Menschen gemacht, um Ihn, ihren Schöpfer, zu erkennen, über Alles zu lieben, und bei Ihm ohne Ende selig zu seyn.

So waren sie auch anfangs. Die Menschen aber sind durch Betrug des Teufels ihrem Schöpfer ungehorsam geworden, und sind des Teufels Sclaven geworden, weil sie ihm gehorsam waren; der hat sie mit seinen Stricken gebunden. Fr.: Womit hat er sie gebunden? A.: Mit seinen Stricken, das ist Ungehorsam gegen unsern Schöpfer und alles Böse, als Hurerei, Trunkenheit, Lügen, Bosheit gegen einander, (der Indianer gewöhnliche Laster; für Unglaube hat man in ihrer Sprache kein Wort, das es völlig ausdrückte, aber umschreiben kann man es wohl.) Das sind des Teufels Stricke, darin er die Menschen gefangen hält, die ihren Schöpfer nicht kennen, bis sie endlich, wenn sie so bleiben, als des Teufels Sclaven sterben und zu ihm fahren; denn der Lohn des Ungehorsams gegen den Schöpfer ist der Tod. Fr.: Sind denn alle Menschen Sclaven des Teufels? A.: Ja alle, die ihr Schöpfer nicht wieder frei gemacht hat. Das siehst du auch daran, daß sie so elende, verdorbene und böse Menschen sind. Aber höre! (Kani bûssa bakannaba) Euer Schöpfer ist, weil Er die Menschen doch noch erstaunlich lieb hat, vom Himmel auf die Erde gekommen und ist selber ein Mensch geworden, um sie von des Teufels-Gewalt zu erlösen und wieder zu seinen Kindern zu machen. Fr.: Wo ist Er hingekommen? hieher in unser Land? A.: Jenseits der See; da hat Er selbst in seiner Mutter Leib unser Fleisch und Blut an sich genommen, ist geboren worden, wie ein andrer Mensch, ist aufgewachsen wie wir, hat etliche und dreißig Jahre gelebt, wie wir, arm und verspottet um unsertwillen, und hat aller Menschen Ungehorsam gegen ihren Schöpfer und ihr Verderben auf sich genommen. Und unser Ungehorsam ist Ihm wahrlich schwer gewesen; blutiger Schweiß tropfte von seinem ganzen Leibe herunter vor Angst seiner Seele, da Er für unsern Ungehorsam bezahlte. Er fiel auf sein Angesicht und war wie ein Todter; um unsers Ungehorsams willen haben sie Ihn nachher an ein Holz gehenkt als einen Uebelthäter; da ist Er verwundet worden, sein Haupt zerrissen, Hände und Füße durchnagelt, der Rücken zerschlagen, Seite und Herz

durchstochen, daß Blut und Wasser herausfloß. Da hat Er alle Tröpflein seines Blutes vergossen, um uns von der Gewalt des Teufels zu erlösen, uns wieder zu erkaufen mit seinem eigenen Blute und uns hiedurch zu seinen Kindern zu machen. Da ist Er an unsrer Stelle gestorben und dann hat Er am dritten Tage sein Leben selber wieder genommen, und ist auferstanden und in den Himmel gefahren. (In der Stube hing eine Abbildung des Heilandes am Kreuze, die sah er nach der Beschreibung der Kreuzespositur mit Verwunderung an.) Dieser unser Schöpfer schickt nun seine Leute in die Welt, allen Menschen zu sagen, daß sie sich wenden sollen von der Finsterniß zum Licht und von der Gewalt des Teufels zu ihrem Schöpfer, damit sie durch sein Blut seine Kinder und selig werden. Fr.: Hast du Ihn gesehen? A.: Ja, nachdem Er schon lange wieder in den Himmel zurückgegangen war, und ich sahe, daß ich ein verlorner Mensch war, und wollte gern bei meinem Schöpfer wieder selig sein, da betete ich zu Ihm mit Thränen, und da zeigte Er mir im Geist seine Wunden, und daß sein Blut auch für mich da herausgeflossen sey. Darum habe ich Ihn nun in meinem Herzen lieb. Er hat mein Herz gewaschen von dem Ungehorsam gegen Ihn, nun weiß ich, daß ich sein bin, und kann Ihm mit Freuden gehorsam seyn; und wenn ich daran denke, wie Er mir seine Wunden gezeigt hat, so muß ich noch vor Freuden weinen. (Hier stiegen auch ihm die Thränen in die Augen.) Fr.: Wirst du Ihn nicht wieder sehen? A.: Ja, mit diesen meinen Augen. Fr.: Wann? A.: Wann ich werde zu Ihm gehen. Fr.: Wann wirst du zu Ihm gehen? A.: Wann Er mich zu sich rufen wird von der Erde; denn wir alle, die wir in seinem Blute gewaschen sind von unserm Ungehorsam gegen Ihn, und Ihn nun über Alles lieb haben, wir werden zu Ihm gehen, wenn Er uns rufen wird, um immer bei Ihm zu bleiben. Fr.: So, werdet ihr nicht sterben? A.: Wer seinen Erlöser kennt und lieb hat, stirbt nicht. Fr.: Wirklich, sterbt ihr nicht? A.: Ich will dir das deutlich sagen; höre wohl zu. Du hast schon gehört, daß die

Menschen von ihrem Schöpfer abgefallen sind, und sind dem Teufel gehorsam geworden, der hat sie dann zu seinen Sclaven gemacht und sein Gift in ihren Leib und ihre Seele hineingebracht. Davon ist Leib und Seele durchaus verdorben. Darum wäscht unser Erlöser uns mit seinem eigenen Blute von diesem Verderben. Aber der Leib muß in die Erde, daß des Teufels Gift dadurch ganz herausgezogen werde. Wenn unser Schöpfer uns nun zu sich ruft, so geht unsre Seele gerade zu Ihm, und unser Leib wird in die Erde gelegt, und das Gift da heraus gezogen. Wenn das fertig ist, so wird unser Schöpfer auch den Leib wieder aus der Erde herausrufen, daß wir mit Seele und Leib ohne Ende bei Ihm seyn sollen. Er verwunderte sich sehr, und ging bewegt hinaus, kam aber sogleich wieder, und fragte: Wie werdet ihr denn zu unserm Schöpfer gehen, aijumün (droben) in dem Himmel? nackend? oder müßt ihr Kleider anhaben? A.: Aijumün kann Niemand nackend zu Ihm kommen, sondern Er zieht uns selber ein weißes Kleid an, das mit seinem Blute gewaschen und schön gemacht ist; damit können wir dann gerade zu Ihm gehen. Aber schon heute kannst du zu Ihm gehen, wie du bist, nackend und mit all deinem Ungehorsam und Verderben, so wird Er dich um Seines Blutes willen zu Seinem Kinde annehmen. Er sagte: Ich will meinen Schöpfer darum bitten, wie du gethan hast. A.: Büssa (thu's). Er hat selbst gesagt, Er will Niemand, der zu Ihm kommt, von sich stoßen, sondern wer Ihn bittet, der soll um Seines Blutes willen selig werden, und Er ist nicht ferne von dir. Er sieht dich überall und hört Alles, was du zu Ihm sagst; Er hat dich in Seinem Herzen lieb, weil Er sein Blut für dich vergossen hat, und um deines Ungehorsams willen gestorben ist.

Auf solche einfältige Weise wurden von Schumann die seligsten Geheimnisse des Evangeliums den wilden Indianern enthüllt. Auf spitzfindige Fragen ließ er sich nicht ein, beim Tode Jesu, in dem wir das Leben haben, blieb er beruhen. Solches können wir aber überall brauchen. Auch die zwei Arawakken, welche im Frühjahre 1750 zum Besuche

ihrer Verwandten an die Corentyn gereist waren, zeugten vom Tode Jesu und von der Gnade, welche ihnen darin geworden war. Das einfältige, warme Zeugniß weckte die Wilden aus ihrem Sündenschlafe auf. Um jene Zeit, als es an der Corentyn lebendig wurde, lagen die Brüder in der Gemeinversammlung zu Pilgerhut auf ihren Knieen und flehten den HErrn der Kirche an, sie doch einmal wieder Etwas von der apostolischen Gnadenzeit sehen zu lassen. Unser Gott hat ein tröstlich Wort gesprochen (Jes. 65, 24): „Wenn sie noch reden, will ich hören." Hier erfüllte es sich sichtbarlich. Denn kaum hatten sie ihre Bitte vor dem Throne Gottes niedergelegt, kamen sieben Indianer von der Corentyn als Abgesandte her, um zu erkunden, was die Brüder ihnen von ihrem Schöpfer und Erlöser zu sagen hätten. Die Gebetserhörung war auffallend, aber nun ließen es auch die fröhlichen Brüder an lebendiger, herzlicher Verkündigung des Evangeliums nicht fehlen. „Da war's eine Lust," schreibt Schumann, „ihnen Christum Jesum vor die Augen zu malen, als ob Er unter ihnen gekreuzigt wäre (Gal. 3, 1), weil so manche durch den heiligen Geist aufgeweckte Herzen da waren, Ihn sehnlich anzusehen, um durch diesen Anblick zu zerfließen und zu genesen." Mit Freuden eilten die angefaßten Kinder der Urwälder zu den Ihrigen zurück, um sie herbeizuholen. Ganze Gesellschaften von 15, 20 und mehr Personen kamen noch in selbem Jahre nach Pilgerhut. Die Brüder waren über solche Großthaten ganz in Verwunderung. „Man kann," berichten sie, „dieses Volk, sonderlich einige alte Leute, die auf Krücken hergekrochen sind, nicht ohne die innigste Rührung ansehen. Sie haben eine Gegend verlassen, wo sie Nahrung an Wild und Fischen in Ueberfluß hatten, und leiden jetzt mit Freuden Hunger, wenn sie sich nur von Jesu und seinem Blut und Tod satt hören können. Ohne die zu rechnen, die ab- und zugehen, gehören nun (1. September) über 300 Personen zu uns, und über 200 wohnen beständig hier." Es kamen immer mehr Familien herbei, manche ließen sich aber unter Wegs zurückhalten, als sie

von der Widrigkeit der Regierung hörten. Unter den Angekommenen war auch einer von den Palettijus, die selbst von den Wilden „die Wilden" genannt werden und tief im Lande wohnen, ebenso fanden sich auch die ersten Aquaiijen ein. Schickte die Corentyn ein so erfreuliches Contingent, so war es gewiß recht und gesegnet, von Seiten Pilgerhuts einen Besuch dort zu machen. Bruder Kaske erhielt den Auftrag. Er löste diese „höchst beschwerliche" Aufgabe mit sichtlichem Erfolge. Bei sich hatte er den Indianerbruder Aquila. Als sie an den tiefen, 100 Fuß breiten Fluß Kanjeu kamen, war nirgends ein Fahrzeug zu finden. Sie waren bald entschlossen, sich dadurch nicht hindern zu lassen. Ein Haufe Baumzweige, die sie so fest als möglich zusammenbanden, war ihr Schiff. Kaske zog sich aus und setzte sich darauf, Aquila schwamm hintendrein, indem er das sonderbare Fahrzeug hinüberdrückte. Dann schwamm er wieder mit dem Floß zurück und holte die Kleider in der Hängmatte, die er darauf gelegt hatte. Mit Freuden wurden die Männer von Pilgerhut aufgenommen, es war ein ungemein gesegneter Besuch.

Schumann schrieb seinem ehemaligen Collegen Franke im Frühling dieses Jahres: „Der Heiland trägt es hier auf etwas Ganzes an, das ist gewiß. Der Schall des Evangeliums breitet sich immer weiter aus. Du kannst wohl denken, daß dieß alle Beschwerlichkeiten süß und zur Gnade macht, und mir klingt für die Zeit keine Sprache so schön, als die arawakkische, und wenn ich ein neues Wort finde, Etwas vom Heiland und seinem Verdienst auszudrücken, so freue ich mich ungleich mehr, als wenn ich in unsern Bergen einen Klumpen Gold fände. Es gibt aber auch Bitterkeiten und recht empfindliche mit darunter. Denn unter einem Häuflein aus den Heiden kommen manchmal Sachen vor, darüber man roth und blaß wird. Aber weil ich weiß, daß wohl Niemand dem treuen Heiland mehr Mühe gemacht hat, als ich, so kann ich mich drein finden und sie dennoch recht herzlich lieb haben." In nicht ganz drei Viertel Jahren kam es drei Mal vor, daß Etliche zu viel

getrunken hatten. Die Trunkenheit ist eins der Hauptlaster der Indianer. Als es das letzte Mal vorkam und Bruder Schumann es in der Versammlung rügen wollte, konnte er vor Wehmuth nicht weiter reden, ein Theil der Versammelten fing an zu weinen, und die Schuldigen kamen auf ihr Herz. Ende Juli's schrieb er wieder an Franke und rühmte die außerordentliche Macht der Gnade an den Indianern: „Die werden auf einmal lichte und selig, und gehen wenige Tage nachher so vergnügt zu Ihm in die ewige Heimath, als wären sie 60 Jahre lang Christen gewesen. Und das mit anzusehen, ist etwas unaussprechlich Seliges. So haben wir im Juni wieder zwei Exempel gehabt. Am 4. März hörte eine Heidin zum ersten Mal in ihrem Leben von ihrem Schöpfer, am 3. Mai wurde sie getauft und ein seliges Herz, und am 10. Juni ging sie vergnügt zu ihrem Heiland. Ein Heide kam in der Mitte des Mai her und hörte zum ersten Mal von Jesu Leiden und Sterben, den 11. Juni wurde er als ein Herz des Heilandes getauft und den 25sten verschied er selig." In zwei Monaten wurden 31 Personen getauft.

6. Weiteres aus der Geschichte von Pilgerhut.

Oefters hatten die Pilgerhuter nach Europa um Verstärkung geschrieben. Das Jahr 1751 brachte die Erfüllung ihres Wunsches. Wir wissen noch, warum die Geschwister Beutel, sowie Dähne nach Europa gegangen waren. Ihre Erfahrungen im Missionsgebiete aber konnten nirgends besser angewendet werden, als gerade unter den Arawakken. Sie hatten inzwischen noch allerlei erfahren. Dähne hatte nach 35 Jahren seinen Vater in Wernigerode zum ersten Male wieder gesehen. Kaum war er aber eine Stunde bei ihm gewesen und wohl drauf und dran, ihm die kostbare Perle anzupreisen, die er früher verachtet hatte, kam ein Stadtbedienter und las ihm einen herrschaftlichen Befehl vor, schon des andern Morgens frühe aus dem Lande zu gehen. So verhaßt war damals die Arbeit der

Leute, welche von Herrnhut ausgingen. Beutel und Dähne hatten sich in der Gemeine wieder recht gestärkt. Gerade solche Leute wünschte Schumann, wie er es in einem Brief aus jener Zeit ausdrückt: „Ich sehne mich nach Geschwistern, die wieder recht warm aus dem Schoos der Gemeine zu uns kommen.“ Am 14. März langten die Drei wohlbehalten in Pilgerhut an. Mit wahrer Verwunderung sahen sie, wie das Wort vom Kreuze troß aller Feindschaft der Gegner sich Bahn gebrochen hatte, und durften nach der Thränensaat der ersten Zeit Zeugen und Gehülfen der Freudenernte seyn. Kaum hatten sie aber Hand angelegt, so wurde ihnen ein lieber Bruder, Enter, nach sechsjähriger Arbeit von der Seite genommen. Man wollte auch die Neuangekommenen zwingen, einen förmlichen Eid zu schwören und Waffen zu tragen. Dazu verstanden sie sich nicht und erhielten deßhalb Befehl, mit der nächsten Schiffsgelegenheit wieder abzureisen. Beutel erlangte wegen der Krankheit seiner Frau noch Aufschub, aber Dähne reiste mit demselben Schiffe wieder fort, auf welchem er gekommen war. Als nun gar zwei getaufte Indianer auf Befehl des Gouverneurs durch Soldaten zum Dienste der Kolonie abgeholt wurden, geriethen etliche arme Schafe von Pilgerhut in solche Furcht, daß sie sich in die Wälder zerstreuten. Doch brachte sie der gute Hirte nach und nach wieder zur Heerde zurück. Es zog sich aber auch für die andern Brüder ein Ungewitter zusammen. Zwei Mal waren sie schon aufgefordert worden, zum Exerziren zu kommen, aber nicht erschienen, und sollten nun nach bestehender Landesordnung Alle fortgeschickt werden. Ein Mitglied des Raths, welcher gegen die Brüder freundlich gesinnt war, gab ihnen Nachricht von dem Plane der Feinde, und rieth ihnen, in einer Bittschrift einen jährlichen Geldersatz anzubieten. Damit wurde die feindliche Parthie sammt dem Gouverneur, der im Rathe nur eine Stimme hatte, zum Schweigen gebracht. So „machte der Heiland einen vorübergehenden Nebel daraus.“ Inzwischen wurde in Amsterdam durch einen theuren Bruder, Abraham von Gersdorf, zum

Vortheile der Missionare in Berbice gewirkt. Es wäre auch recht Schade gewesen, wenn es dem Teufel gelungen wäre, die Heerde in Pilgerhut zu zerstreuen. Das spricht Schumann in seiner gemüthlichen Weise treffend aus: „Sehen wir unsre Indianer-Geschwister, die allerliebsten Herzen, an, so können wir nicht glauben, daß der Heiland es zu unsrer Verjagung wird kommen lassen, ohne uns wenigstens eine andere Hürde anzuweisen, denn für die Zeit wäre es menschlichem Ansehen nach zu früh, sie zu verlassen, und der Heiland greift immer weiter um sich." Er rühmt den Gnadenstand der bekehrten Indianer. Das machte auf ihn selbst eine ergreifende Wirkung. „Ich kann nie mit ihnen von des Heilands Liebe reden ohne einige Bewegung meines Herzens," sagt er. Sein Herzenswunsch war nur, tiefer in das Innere des Festlandes kommen zu können. Freilich sah er auf den Raum, so mußte er mit seinen Mitarbeitern Einhalt wünschen. Es wurde Alles zu enge. 300 Seelen und darüber konnten sich an der Waronje in die Länge nicht halten. Die Indianergeschwister mußten schon jetzt den Grund und Boden zu den Cassabigründen einige Stunden weit suchen. Eigenmächtig, ohne Erlaubniß der Directoren durften sich die Brüder nirgends niederlassen. Da kam ihnen im September der Besuch des Gouverneurs mit einigen Herren von der Regierung sehr erwünscht. Er nahm genaue Einsicht von ganz Pilgerhut. Die Wohnungen der Brüder, die Hütten der Indianer und die dazu gehörigen Felder besah er sich. Besonders gefiel ihm die Anlage ihrer kleinen Plantage, welche mit 2000 nützlichen Bäumen bepflanzt war. Jetzt hatten die Brüder Gelegenheit, ihren ganzen Plan offen darzulegen. Und sie thaten es. Sogar beim Mittagessen, welches die Regierungsherren hier einnahmen, unterließen sie nicht, die Wahrheit zu bezeugen. Mehrere Beispiele von den seligen Wirkungen des Evangeliums auf die Herzen der armen Heiden führten sie auf, und stellten auch an selige Sterbebette. Das machte auf die Gäste einen tiefen Eindruck; es scheint sogar, als hätten die Herren

Unruhe über ihren eigenen Gemüthszustand verspürt. Plötzlich unterbrach der Gouverneur die fröhlichen Erzähler mit der Frage, wer ihnen denn eigentlich die Macht gegeben habe, zu lehren? Schumann beantwortete diese Frage ganz der Wahrheit gemäß. Als die Herren Abschied nahmen, bezeugten sie, daß sie Alles anders gefunden hätten, als ihnen berichtet worden wäre. Jetzt konnte man auf ruhigere Zeiten hoffen. Der Gouverneur besonders war wie umgewandt. Dazu trug auch nicht wenig Bruder Klarup bei, der in Geschäften öfters in der Kolonie sich aufhielt, und freien Zutritt zum Gouverneur hatte. Stunden lang unterhielt er sich zuweilen mit diesem Bruder, der natürlich nicht verfehlte, ihn die ganze Brüdersache im rechten Lichte sehen zu lassen. Das war um so erwünschter, als unterdessen ein Befehl von den Directoren aus Holland angelangt war, kraft dessen die Brüder zu einem förmlichen Eide angehalten werden sollten. Man merkte es dem Gouverneur an, daß er gerne den Brüdern geholfen hätte. Zander, der eben mit seiner Frau aus Europa angelangt war, glaubte mit den meisten übrigen Brüdern einen Huldigungseid ohne Beschwerung des Gewissens leisten zu können. Schirmer und Kaske jedoch hatten Bedenken und reisten lieber ab. Nun hatten die Brüder Ruhe vor der Obrigkeit, und konnten ihr Werk im Frieden treiben. „Wir gehen indeß," schreibt Schumann in damaliger Zeit, „unsern Gang in kindlicher Freude über unsern ungesehenen, aber nahen Seelenfreund, haben uns unter einander lieb, und üben uns täglich aufs fleißigste in der arawakkischen Sprache, damit diejenigen Geschwister, die hier bleiben, mit derselben zurecht kommen können." Von sich sagt er: „Es bleibt mir ewig eine anbetungswürdige Wahl der Gnade, die mich nach Berbice gebracht hat."

Er war aber auch zum Segen gesetzt für dieses Volk, das noch immer von allen Gegenden herzuströmte, um von dem Schöpfer und Erlöser der Welt zu hören. Selbst solche kamen, die zu den wildesten Indianerstämmen gehörten. Die wildesten unter ihnen waren Kannibalen,

die das Fleisch ihrer erschlagenen Feinde fressen. Einmal kam der Sohn eines Häuptlings der Warauen mit einigen seiner Leute. In verschiedenen Gesprächen wurde ihnen das Zeugniß von Jesu nahe gebracht, sie hörten mit Interesse zu. Gefragt, ob sie nicht gerne einer Versammlung der Gläubigen beiwohnen wollten? erwiederte der Häuptlingssohn, daß seine Leute wohl hinein könnten, für ihn aber schicke es sich nicht, mit hängendem Kopfe und gefalteten Händen da zu sitzen. Als man ihm bemerkte, daß Alle mit aufgerichtetem Kopfe säßen und Jeder seine Hände nach Bequemlichkeit legen könnte, gingen sie zusammen in den Versammlungssaal, und empfingen einen solchen Eindruck, daß sie freundlich Abschied nahmen und wieder zu kommen versprachen. Und nicht bloß solche erfreuliche Anregungen kamen vor, sondern auch im Innern des Gemeinleins waltete der Geist einer heilsamen Zucht. Weil Manche ihrer Nahrung wegen sich oft Tage lang in der Ferne aufhalten mußten, so fehlte ihnen die geistliche Pflege. Da kam mancherlei Betrübendes vor. Den Trost hatten aber die Brüder jedes Mal, daß auf ihre liebreichen Erinnerungen die Schuldigen in sich gingen, so daß sie mit Thränen Vergebung suchten, und nach erfolgter Besserung absolvirt und aufs Neue als Glieder der Gemeine aufgenommen werden konnten. Auch in Beziehung auf das eheliche Leben wurde die göttliche Ordnung durchgeführt. Eine Schwierigkeit machte der schon anfangs berührte böse Brauch, daß die Kinder gewöhnlich von ihren ersten Jahren an versprochen sind. Weil die Anzahl der jungen Leute beiderlei Geschlechts anwuchs, so mußten die Brüder auf Verheirathung derer, bei welchen die Umstände es erforderten, denken. Die holländischen Gesetze schienen im Wege zu stehen. Doch auf nähere Auseinandersetzung der Noth an den Gouverneur hatte er nichts dagegen zu bemerken. Noch im Jahr 1751 kamen zwei Fälle vor. Die Indianergeschwister, die es betraf, erklärten, daß sie zu heirathen im Sinne hätten, daß sie aber ihren Stand antreten wollten, „wie Kindern Gottes gebühre." Ja, man mußte deutlich sehen: Pilger-

hut ist eine Hütte Gottes unter den Menschen. Als Schirmer, welcher Gewissensbedenken hatte, einen Eid zu schwören, nach Europa abreisen wollte, ersuchten ihn mehrere Indianer, Briefe von ihnen „an ihre Brüder und Schwestern über der großen See" mitzunehmen. Da sie nicht schreiben konnten, dictirten sie ihre Briefe. Es wäre ein wahrer Mangel, wenn wir von diesen herzmässigen Zeugnissen nichts mittheilen würden. Der schon etliche Male genannte Jephtha ließ schreiben: „Nachdem ich erwachsen war, hatte ich in so vielen Jahren meinen Seligmacher nicht gekannt. Hernach hörte ich von Ihm, und bekam auch ein Verlangen, das zu erfahren, was ich hörte. Hernach hat Er mich mit seinem Blut gewaschen, und das hat mich frei gemacht von meinem Ungehorsam. Das hat mein Herz hingenommen, daß Er für mich gestorben ist, und sein Blut für mich vergossen hat. Das habe ich hernach nicht vergessen, und darum werde ich Ihn in meinem Herzen lieb haben; darum gebe ich Ihm täglich mein ganzes Herz hin. Ich bitte Ihn herzlich, daß ich nicht ein einzig Mal von seiner durchstochenen Seite wegkommen möge. Er hat mich erstaunlich lieb, darum hat Er mich zu sich gebracht."

Nikodemus ließ schreiben: „Ich habe meinen Seligmacher lieb. Um seinetwillen bin ich hieher gekommen, und ich kann nicht wieder von Ihm gehen, weil Er sich hat für mich verwunden lassen. Er hat mich mit seinem Blute erkauft, das kann ich nicht vergessen, darum verlangt mich, daß mein ganzes Herz davon voll werde. Morgen werde ich zu meiner Schwiegermutter jenseit Isequeb gehen, aber von Ihm werde ich mich nicht verlieren, denn Er verwahret mich in seinen Wunden. Ich bin durch sein Blut vom Teufel erlöst, und will dessen Sclave nicht aufs Neue seyn. Das Wesen der Indianer in der Wildniß, die den Heiland nicht kennen, ist mir zuwider, ich kann keine Freude mit ihnen haben. Was ich von Jesu gehört, bleibt mir im Herzen. Gedenket an mich vor unserm Heiland."

Nathanael, ein lediger Bruder, drückte sich so aus: „Meine Brüder, ich kenne den Heiland erst wenig in mei-

nem Herzen, aber ich freue mich, daß ich immer von Ihm hören kann, weil ich gern das auch erfahren möchte, was ich von Ihm höre. Darum geht auch mein Herz den ganzen Tag mit der Sache um. Mein Herz ist allein Jesu Eigenthum. Er heilt mich von meinem Verderben. Meine lieben Brüder, ich will euch bitten, daß ihr wollet daran denken bei unserm Heiland, daß Er auch mich ganz in sich hinein nehmen wolle, und ich Lebenslang, so lange ich auf der Erde bin, mich seiner freuen möge. Ich bin kürzlich krank gewesen, und mich verlangte sehr, von der Erde zu gehen. Ich habe ein Mal geweint, weil ich gern zu Ihm gehen wollte, aber Er hat mich noch nicht gerufen. Ich war sehr krank, aber in dem Herzen war Freude."

Christian sagte unter anderm: „Eben jetzt ist mein Herz kalt, darum kann ich nicht vergnügt seyn. Ich will den Heiland bitten, daß Er mir sein Blut ins Herz gebe. Ich sage zu Ihm: Du hast mich mit Deinem Blute gewaschen, so wirst Du mir auch geben, daß ich und meine Frau Deine Kinder seyn mögen. Was Dir zuwider ist, wollest Du wegnehmen durch Dein Blut, und uns vor dem Betruge des Teufels bewahren in Deinen Wunden. Wenn wir beisammen sind, fragen wir einander: Wie ist dir's jetzt in deinem Herzen? daß wir miteinander Ihn bitten können."

Thomas, ein anderer Bruder, ließ schreiben: „Wenn ich's doch so haben möchte, wie unsere Brüder, die lange, lange vor uns den Heiland gekannt haben, ich meine, wie Thomas, da er des Heilands Hände und durchstochene Seite küßte. So wie er möchte ich's gerne haben." Seine Frau Esther dictirte: „Als ich in der Sawanne wohnte, kam Enter in mein Haus und fragte mich: Kennst du deinen Schöpfer? Ich sagte: Wer ist mein Schöpfer? Denn ich kannte Ihn nicht. Hernach war der Bruder mit seiner Frau über eine Woche bei uns. Da fragte ich ihn mehrmals: Wer ist denn der Kururuman? Da sagte er mir von Ihm. Hernach hat mich aber der Jewahu erstaunlich geplagt, und auch meine Kinder. Da sagte ich

zu ihnen: Wir wollen zu den Leuten hingehen. Und da ich hieher kam, so hörte ich deutlich von meinem Schöpfer. Darauf ging ich hin, und nahm hurtig einen Haufen Cassabi aus meinem Felde, um gleich wieder hieher zu kommen, denn ich hatte ein großes Verlangen, von meinem Schöpfer zu hören. Da war aber Thomas widrig, und Gideon (ihr Schwiegersohn) auch und sagte: Hole deine Kinder wieder von ihnen weg. Ich antwortete: Ich muß zu meinem Schöpfer, daß ich Ihn erkennen möge. Hier würde ich sammt meinen Kindern des Teufels seyn. So verlasse ich dich, sagte Thomas. Ich sagte: Riapäi (gleichviel); und kam mit allen meinen sechs Kindern hieher. Thomas war vier Nächte weg, kam aber doch endlich auch uns nach. Nun jetzt kenne ich meinen Schöpfer, und habe Ihn in meinem Herzen, auf Ihn gehet all mein Verlangen. Er ist mir gnädig, und es ist mir wohl bei Ihm. Ich sage zu Ihm: Du kannst mich nicht von Dir werfen, ich fasse Dich mit meiner Hand. Seit meine Tochter zu Ihm gegangen, hab ich auch ein Verlangen, zu Ihm zu gehen. Ueber eins bin ich betrübt, wenn mein Herz nicht brennet gegen Ihn. Ich möchte Ihn gerne recht lieb haben, weil Er für mich am Holze gestorben ist. Ich kann vor Freude darüber nicht mehr fest schlafen. Wenn die Hähne krähen des Morgens, so singe ich vor Freuden über Ihn. Da ich meinen Schöpfer noch nicht kannte, schlief ich wie ein Stück Holz, jetzt kann ich nicht mehr so hart schlafen. Wenn ich des Morgens aufwache, so weine ich auch manchmal vor Ihm, und sage: Ich will gern zu Dir gehen, lieber Heiland, denn Du hast mich erlöset mit Deinem Blute."

Aquila, der damals den Bruder Kaske auf dem Haufen Reisstig über den Fluß Kanjen brachte, ließ schreiben: „Ich habe meinen Schöpfer von ganzem Herzen lieb, und ich freue mich, zu Ihm zu kommen und seine Wunden zu küssen, wenn ich werde von der Erde gehen, denn Er gibt mir das ewige Leben. Er kennt mein Herz. Ich war von meinem Schöpfer verloren, da kam Er und nahm das

unreine, kalte und steinharte Herz von mir weg, und machte es weich durch sein Blut."

Es sey mit diesen köstlichen Herzenserfahrungen genug. Sie lassen uns einen wohlthuenden Blick in das Gemeinleben Pilgerhuts thun. Da aber auch äußerlich die Gemeine zunahm, so war es nöthig, Nationalgehülfen zu gebrauchen. Die Brüder hatten es, ohne sie in eine Stellung zu setzen, ihnen unwissend, schon gethan. Der Graf Zinzendorf hatte sich darüber in einem Briefe an Schumann ausgesprochen. Der Letztere antwortete ihm darauf im August 1753 ausführlich, und gab die Gründe an, warum bisher noch keine förmliche Einrichtung, durch Nationalgehülfen zu arbeiten, getroffen worden sey. Die Brüder fanden nämlich für gut, Keines vor dem Andern förmlich auszuzeichnen. Ein großer Vortheil war es, daß gerade mehrere Familienhäupter die tüchtigsten Brüder waren, so daß sich das Helferamt von selber machte. Durch sie konnten sie dann am besten ausrichten, was sie mit Indianern durch Indianer zu verhandeln hatten. Noch im August hielt der Helfer Jephtha einen Vortrag an die Gemeine. Es war das erste Zeugniß von Jesu Tod, welches ein Arawakke in öffentlicher Versammlung ablegte. In der Folge durften auch andere begabte Indianer-Brüder Vorträge halten. War doch bereits im Februar eine Gesellschaft von 8 bewährten Brüdern und 11 Schwestern zu einer Conferenz gebildet, und wöchentlich mit ihnen geredet worden. Sie gaben Bericht vom Stande des Reiches Gottes in und außerhalb der Gemeine, und empfingen den zu ihrem Gehülfendienste nöthigen Unterricht. Ueberhaupt wehete damals, wie Schumann schreibt, „eine besondere Gnadenluft durch das Indianer-Gemeinlein." 266 waren bereits getauft, 71 zum Genusse des heiligen Abendmahls zugelassen. Den braunen Kleinen wurde täglich eine Kinderstunde gehalten. „Des Heilands Liebe bis in den Tod hat auf ihre zarten Herzen einen tiefen Eindruck gemacht," wurde damals geschrieben. Schumann schreibt weiter: „Das erbarmende Herz Jesu ist auf sein hiesiges Häuflein gerich-

tet; das sieht und fühlt man, und darum kann man in kindlicher Zuversicht thun, was Er befiehlt."

Das erbarmende Herz Jesu durfte man recht offenkundig auch an den Wundern sehen, die Er an Einzelnen that. Ein lieber alter Helfer Elias wurde von einer Kunnukussi, einer 8 Fuß langen Schlange, gebissen. Halbtodt fiel er augenblicklich zu Boden. Zwei Brüder, die gerade dabei waren, hackten der Schlange den Kopf ab, und benachrichtigten die Missionare davon. Man brachte ihm alsbald Arznei, aber es schien, als wolle er unter dem Einflößen derselben verscheiden. Gegen Abend, nachdem ihn vier Brüder nach Hause getragen hatten, kam er wieder zu sich. Gefragt, ob sein Herz bei Jesu sey? antwortete er: „Ja, Er ist mir nahe mit seinen Wunden." Am Morgen des folgenden Tages äußerte er: „Ich war gestern nahe am Heimgehen. So lange ich noch etwas denken konnte, dachte ich: Ei nun, der Heiland ist ja mein, und ich fahre auf in seine Arme." Gott segnete die Arznei so, daß er in einigen Tagen völlig hergestellt war. Bei einem neunjährigen Knaben aber führte der Schlangenbiß den Tod herbei. Der liebe Knabe war wirklich eine auserwählte Seele. Als seine Mutter einen andern Sohn verlor, und sehr weinte, sagte er: „Weine nicht, Er ist ja beim Heilande, zu dem werden wir auch bald kommen, da finden wir ihn ja wieder." Den Tag vor dem Bisse fragte ihn sein Helfer: „Was machst du?" Er erwiederte: „Wenn ich zum Heilande komme, kann ich nichts vor Ihn bringen, als sein Blut." Beim Fischen geschah es, daß eine Schlange ihn biß. „Ich werde nicht bei euch bleiben, ich gehe zum Heiland," sagte er sogleich zu seinen Eltern. Man brachte ihn alsbald nach Hause. Auf verschiedene Fragen seiner Mutter antwortete er wenig, nur das sagte er: „Ich habe keine sonderlichen Schmerzen, aber es ist mir nicht so, vieles zu reden." Und bald darauf: „Nun ist's vorbei, ich fühle keine Schmerzen mehr." Als er das gesagt hatte, nur etliche Stunden nach dem Bisse, verschied er.

Zinzendorf hätte gerne von den Versen gesehen, welche Schumann in das Arawakkische übersetzt hat. Im März 1754 schickte er ihm solche, bemerkte aber zugleich, wie schwierig es sey, unsre Verse in der Arawakken-Sprache zu geben. Z. B. den Vers: „In unser armes Fleisch und Blut verkleidet sich das höchste Gut", getraute er sich gar nicht zu übersetzen, indem er den Nachdruck und die Schönheit darin gar nicht zu geben wisse. In dieser wilden Sprache, die Schumann erst zu zähmen anfing, fehlten manche Wörter ganz. Wörter, wie Vertrauen, Zuversicht, können kaum annähernd gegeben werden. Für das Wort Mensch haben die Arawakken kein Wort. Die Missionare nahmen das Wort, welches einen Arawakken bedeutet, und verbanden damit den Begriff Mensch. Alle Indianer wußten nun, daß bei den Brüdern Lukku Lukkuhu nicht Arawakke, sondern Mensch hieß, und gebrauchten es auch gelegentlich so. Für Glauben, Beifall geben, haben sie keine andere Bezeichnung, als: „Ich sage gern auf deine Reden, es kann vielleicht so seyn." Für Glaube gibt es kein Wort. Wie schwer war da zu arbeiten, täglich mußten die Missionare lernen. Für eine Schwierigkeit erklärte es mit Recht Schumann, daß die Worte der Indianer ungewöhnlich lang sind. Schumann sagt: „Der Heiland hat für alle Schwierigkeiten gesorgt. Von seinem Leiden und Blutvergießen und Sterben an unsrer Statt, was Er da für seine verlorne und im Grund verdorbene Kreatur gethan und wozu Er sie durch sein eigen Blut erkauft, erworben und gewonnen hat, davon sind Worte genug vorhanden und so angemessen bezeichnende, als nöthig, und bei der Erzählung davon entsteht das Vertrauen zu Ihm im Herzen, ohne daß man es nennt und so mit andern Sachen mehr."

Wir haben schon gehört, wie der Aufenthalt der Arawakken-Geschwister in der Ferne, um sich ihren Lebensunterhalt zu erwerben, bedeutende Schattenseiten hatte. Da war es nun von großem Segen, daß Helfer mitgingen, welche die Aufsicht führten und tägliche Andachten mit ihnen hielten. In Pilgerhut entstand seit dem Jahre 1754 Mangel

an Lebensmitteln, namentlich an Cassabi. Die Soldaten und Neger von der Colonie nahmen noch dazu das Genießbare von den Pilgerhuter Feldern hinweg. Die Obrigkeit that keinen Einhalt, und die gläubigen Indianer trugen diese Beraubungen mit Geduld, aber sie waren darum genöthigt, oft mehrere Meilen weit in den Busch zu gehen. Und hier waren die Helfergeschwister recht am Platze, sie thaten ihre Pflicht mit aller Treue. Der Segen floß auf sie selbst zurück. Man sah es, als der in der Brüdergemeine wohlbekannte Visitator Nathanael Seidel auf seinen Visitationsreisen auch nach Pilgerhut kam. Vier Wochen hielt er sich hier auf. Es gab manche köstliche Herzensergüsse. Da sagte ein Arawakke Isaak: „Ich habe gedacht: Lieber Heiland, wir haben so oft gewünscht, daß Brüder aus Bethlehem uns besuchen möchten. Da wir sie nun bei uns haben, so gieb doch, daß der ganze Zweck, warum Du sie hieher geschickt hast, an uns erreicht werde." Zur Erklärung muß beigefügt werden, daß die Arawakken öfters Nachrichten von den gläubigen Indianern Nordamerika's empfingen. Daher ihr Wunsch. Seidel kam nämlich aus Bethlehem in Nordamerika und suchte nach einem Platz in Surinam, wo sich die braunen Geschwister sammeln und die nöthige Pflege haben könnten. Ein andrer Indianer Nathanael äußerte in der Konferenz: „Ich habe zum Heiland gesagt, Du bist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. Beweise dieß auch an mir, der ich mich als einen sehr elenden Menschen kenne." Wieder ein Helfer sagte: „Ich habe viel in diesen Tagen an die Erstlinge aus den Heiden gedacht, und es ist mir dabei so gewesen: Lieber Heiland, diese kamen zu dir mit Gold, Weihrauch und Myrrhen, ich bin von Murrika — einem fernen Wohnorte wilder Indianer — zu Dir gekommen, und habe Dir nichts zu bringen, als ein armes, verderbtes und unreines Herz, aber das sollst Du auch ganz haben und ewiglich behalten und damit machen, was Du willst. Mache es nur hier auf Erden ganz fertig, wie Du es gern hättest, wenn ich zu Dir kommen werde. Jene gingen wieder in ihr Land, nachdem sie

Dich gesehen, ich will bei Deinen Kindern bleiben, bis Du mich zu Deiner Familie droben rufen wirst." Eine Helferin Maria erklärte: „Mir hat wehe gethan, daß meine Kinder noch keine gehorsamen Herzen haben. Das habe ich dem Heiland geklagt, daß ich selbst Schuld daran bin, weil mein eigen Herz nicht immer warm vom Blute Jesu gewesen ist." Andre Helfer bewiesen durch ihre Erklärungen, daß ein Zeugentrieb in ihnen erwacht war. Jephtha z. E. sagte: „Mir hat angelegen und ich habe es dem Heiland gesagt, daß Er mein Herz ganz heilen und mit Seinem Blut entzünden möge, damit ich den armen Leuten von meiner Nation, die Ihn noch nicht kennen, mit einem seligen und warmen Herzen bezeugen könne, was ihr Schöpfer an sie gewendet hat." Ueberhaupt war Seidels Besuch von nachhaltiger Wirkung unter Weißen und Braunen. „Mir ist," schreibt Schumann, „in dem vertraulichen Umgang mit ihm und bei unsern Ueberlegungen über Heidensachen manches Schwere weggefallen, so daß ich jetzt viel getroster seyn kann."

Ueberhaupt hörten die Bedrückungen und Neckereien von Seiten der Weißen immer mehr auf. Der neue Gouverneur von Ryswyk bezeugte sich den Brüdern geneigt. Er kam selbst nach Pilgerhut, sah Alles genau an, unterhielt sich mit den Missionaren recht freundlich und lobte ihre Bemühungen, die armen Heiden im Worte Gottes zu unterrichten. Leid war es ihm, daß es so manche Mißverständnisse von Seiten der Directoren gegeben habe. Doch that er nun auch alles, daß das Werk Gottes nicht mehr gehindert würde, aber den Brüdern war es schon lange ein Anliegen, daß es noch mehr Plätze für die Indianer gebe, das Wort zu hören. Schumann schreibt darüber: „Ich werde dem Heiland mit Freudenthränen danken, wenn ich's erlebe, daß wir an der Saramakka und Corentyn Etablissements für die Indianer bekommen könnten. Saramakka wäre eine bequeme Gegend, wo ein Indianer-Gemeinlein wohnen und gepflanzt werden könnte außer Connexion mit Blanken und andern Indianern. In Corentyn aber würde dem An-

sehen nach der fruchtbarste Platz seyn zur Gewinnung Mehrerer für den Heiland, und es könnte da auch ohne Schwierigkeit ein Häuflein brauner Geschwister bei den Brüdern wohnen. In Berbice könnte dabei allezeit ein schöner Werbeplatz für den Heiland bleiben, weil das Evangelium von hier aus unter die Indianer jenseits des Essequebo kommen kann." Ein andres Mal schreibt er: „Ein eignes Plätzchen am Corentyn zu haben, ist mir etwas Unschätzbares. Ich glaube, wir könnten auf dieser ganzen Küste keinen bequemeren Standplatz finden, das Netz des Heilandes unter hiesigen Heiden auszuwerfen, als da. Wie groß das Stück Land ist, darauf kommt es dort, dünkt mich, nicht an, weil keine Europäer daselbst wohnen, auch gewiß keine kommen werden, sondern nur, daß man einen festen Wohnsitz hat, und die Geschwister nicht verzagt werden können, wenn sie anfangen, die Früchte ihrer Arbeit zu ernten." Im Jahr 1757 durfte er selber mit Hand anlegen zur Verwirklichung solcher Wünsche. Zuerst war er zur Berathung von Missionsangelegenheiten in Paramaribo, und half dann bei der ersten Einrichtung der neuen Missionsposten Saron an der Saramakka und Ephrem an der Corentyn, wohin er 30 Indianer mitgebracht hatte. Gerade als er zurückreisen wollte, wurde ihm die höchst schmerzliche Nachricht des Heimgangs seiner lieben Ehefrau gemeldet. Sie hatte Zwillinge geboren, und starb nach der Geburt derselben am 20. August. Tags darauf wurde sie mit den beiden Kindern in den Armen zu ihrer Ruhekammer gebracht. Als er nach Hause kam, traf er nur einen Leichenhügel. „Die Wehmuth und den Schmerz über diesen Verlust," schrieb er nach Europa, „kann ich nicht ausdrücken, ob ich wohl dem Heiland nicht genug danken kann, daß Er mir ein so treues Herz zehn Jahre lang geschenkt hat. Um so mehr thut es mir weh, daß ich ihr die letzte Liebespflicht nicht habe erweisen können. Ich könnte mir's nicht vergeben, wenn die Reise nicht unumgänglich nothwendig gewesen wäre. Sie willigte auch darein und übergab sich ganz dem Heilande, der es dann so gefügt hat, wie es für sie freilich

am seligsten ist, aber ich habe meinen Verlust schmerzlich zu beweinen, sie fehlt mir überall. Ihr Herz hing am Martermann, und sie war seine Sünderin. Ich werde es nie vergessen, mit welchen Liebes- und Beugungsthränen sie Ihm jedesmal beim Genusse Seines Leibes und Blutes zu Füßen gesunken ist, insonderheit noch das letzte Mal am 24. Juli. In diesem Jahre hatte sie oft Ahndungen vom Heimgehen und manchmal die lieblichsten Träume davon, daß man es ihrem Blicke des Morgens ansah, daß es ihr beim Heilande und bei der Gesellschaft um Ihn herum sehr wohl gewesen war. Unter den Indianergeschwistern war sie als eine Mutter geliebt und geehrt." Ein zweiter Schmerz traf den Arawakken-Apostel, daß ihm noch ein andrer lieber Mensch von der Seite genommen wurde. Noch ehe er nämlich Pilgerhut erreicht hatte, auf dem Fahrzeuge starb der liebe, theure Jephtha. Er hatte ein gar weiches, demüthiges Herz und lebte, sonderlich auf der letzten Reise, in einem vertrauten, innigen Umgange mit dem HErrn. Die Brüder verloren viel an ihm, nicht bloß, weil er ihnen zur Erlernung der Sprache bedeutende Dienste erwiesen, sondern weil er wie ein ächter Patriarch unter seinem Volke wandelte und in großem Segen stund. Keine Klagen vernahm man während seiner Krankheit aus seinem Munde. Wenn die Fieberhitze vorüber war, sang er jedesmal Passionslieder. Sein brechendes Auge zeugte noch davon, daß er geglaubt, und seine entseelte Leiche hatte die selige Freundlichkeit, die er zu haben pflegte, wenn ihm beim Genusse des Leibes und Blutes Christi recht wohl war. Kaum war Schumann zu Hause, wo er über den Verlust seiner theuern Gehülfin genug zu weinen hatte, traf ihn noch ein Verlust, der Indianerbruder Cornelius ging selig heim. Er war im Jahr 1748 durch das Wort vom Kreuze erweckt worden. Weil er auf das Jagen sehr erpicht war, so kam er in Gegenden, wohin nicht leicht das Wort gekommen wäre. Gerne pflegte er seinen Landsleuten die Barmherzigkeit zu rühmen, die ihm wiederfahren war. Er war der Bote zwischen Berbice und Surinam, und machte in Pilgerhut viele

Freude, wenn er gute Botschaften von dort her brachte. Mit Jephtha war er herzlich verbunden. Es ist merkwürdig, daß diese beiden Freunde zu gleicher Zeit heimgingen. Wie ein Lamm lag er auf seinem Krankenlager und wartete mit Sehnsucht auf die Stunde seiner Erlösung. Unter dem Gesange der Brüder schlief er ein.

Schumann hatte bisher die Leitung der Mission gehabt. Nach dem Tode seiner Frau konnte er seinen Dienst nicht länger fortsetzen. Er ordnete noch Alles mit den zurückbleibenden Brüdern an, wie es in seiner Abwesenheit mit der Arawakkengemeine gehalten werden sollte. Mit zwei Töchtern und dem ledigen Bruder Peter Schmidt reiste er im September 1758 nach Europa ab. Schon früher hatte er seinen Sohn Christian Ludwig ins Pädagogium der Brüdergemeine geschickt. Jetzt sah er ihn wieder. Wir lassen ihn in den Gemeinen sich stärken und sehen, wie es an der Berbice gegangen ist. Es waren nur zwei Brüder zurückgeblieben, und diese waren nicht ordinirt, so daß sie sich nicht getrauten, das Abendmahl zu halten, ja nicht einmal die neugebornen Kinder der gläubigen Indianer zu taufen. Von Bethlehem wurde zwar ein ordinirter Missionar nach Pilgerhut beordert, aber er traf nicht ein. Die Noth an Lebensmitteln nahm zu. Dazu kam eine arge Seuche im Jahr 1759, welche Braune und Weiße hinwegraffte. 40 Personen, darunter 6 Helfer, starben aus der Pilgerhuter Gemeine. Oft kamen kaum 12 in die Versammlung, weil die meisten krank darnieder lagen. Das Gemeinlein nahm nicht mehr zu, sondern vielmehr ab. Da richteten sich Vieler Blicke auf ihren geliebten Schumann. Dieser hatte aber auch eine starke Sehnsucht nach seinen Arawakken. In Deutschland hatte er das Interesse für sie durch seine Erzählungen mächtig erregt. Wo er auftrat, da ließ er auch Segen zurück. Besonders wurde seine jüngste Schwester durch seine Zeugnisse geweckt. Nachdem er sich den 31. October 1759 in Zeist in Holland mit der Schwester Anna Katharina Leder verehlicht hatte, reiste er in Gesellschaft mehrerer neuen Missionsgehülfen

nach Berbice ab, und langte am 23. Januar 1760 in Surinam an. Der Gouverneur empfing ihn sehr liebreich, und noch viele Andere freuten sich seiner Rückkehr, denn man hatte seit seiner Abwesenheit gesehen, was man an ihm hatte. Man blickte einem neuen Zeitraume des Segens entgegen, aber auch hier zeigte es sich, wie die Gedanken und Wege Gottes so ganz andere sind, als die der Menschen. Denn nur noch ein halbes Jahr war dem lieben Bruder vergönnt, in dem Ackerfelde der Urwälder zu arbeiten. Er kaufte aber, wie wir dieß von ihm gewohnt sind, seine Zeit treulich aus. Bruder Dähne holte mit 6 Indianerbrüdern die Ankömmlinge in Paramaribo auf dem Fahrzeuge der Brüder ab. Am 4. März verließen sie Paramaribo und langten am 8ten in Saron an der Saramakka an. „Das dortige Gemeinlein," sagt Schumann, „damals aus 43 Seelen bestehend, ist wirklich eine liebliche Blume, die unter des h. Geistes Pflege grünt und wächst, und dem Heiland zur Freude werden wird." Was bisher in Saron geschehen, war nur zum Danken. Schumann sprach mit den europäischen Geschwistern die Punkte durch, welche seine ihm mitgegebene Instruktion enthielt. Am 26. März kamen die 6 nach Berbice bestimmten Geschwister in Begleitung Dähne's in Ephrem an der Corentyn an. Die drei Brüder daselbst waren wohl und ihre Arbeit gesegnet. Man baute gerade ein Wohn- und Versammlungshaus. In dem halbgedeckten Hause feierten sie jetzt ein sehr gesegnetes Abendmahl, an dem auch 12 indianische Geschwister Theil nahmen. Sowohl in Saron, als in Ephrem hatten die Indianer schon Kostgründe angelegt. Es strömten Freunde von allen Seiten herzu, und Bruder Bambey hatte die Gnade, das Evangelium ihnen zu verkündigen.

Am 8. April kamen die Geschwister wohlbehalten in Pilgerhut an; aber wie sah es hier und überhaupt im ganzen Lande so traurig aus! Fast die Hälfte der Kolonie, darunter auch der freundlich gesinnte Gouverneur, war aus der Zeit gegangen. Die Geschwister Beutel und Bruder

Vögtle freuten sich sehr, ihren Vorsteher Schumann mit einem neuen muntern Contingente zu sehen. Da ging es an ein Erzählen; die aus Europa kamen, thaten es von ihren Erlebnissen, und die Pilgerhuter von dem Todtenlande, zu dem das Land in der letzten Zeit geworden war. Aber die meisten gläubigen Arawakken waren selig und mit Freuden aus dem Jammerthale dieser Welt geschieden. Besonders rührend war der Abschied der alten Mutter Hanna. Wir kennen sie schon, die dort unter Thränen als Erstlingsfrucht aus den Arawakken das Gnadensacrament der Taufe empfangen hatte, und am 13. August 1749 unter den Sechsen gewesen war, die das Sacrament des Leibes und Blutes Jesu Christi empfangen durften. Den ersten Eindruck hatte sie durch die Leidensgeschichte bekommen, welche Gräbenstein den Indianern vorlas. Gewöhnlich bat sie ihn, ihr das Gelesene noch einmal zu lesen. Sie war voll Dank über die Barmherzigkeit des guten Hirten, der sie noch in ihrem hohen Alter aus der Finsterniß zu seinem wunderbaren Lichte gebracht hatte. Sie ging auch nicht mehr von Pilgerhut weg; alle die europäischen, sowie die indianischen Geschwister ehrten und liebten sie als eine Mutter in Israel. Sie erlebte von ihren Kindern Enkel und Urenkel; ihr Urenkel Nathanael war schon 40 Jahre alt. Sie selbst muß wenigstens 100 Jahre alt gewesen seyn. Sie verband sich mit ihrer Familie, die aus 30 Personen bestand, unverrückt beim Heilande und seiner Gemeine zu bleiben, und empfing noch das heilige Abendmahl. Ihre letzten Worte waren: „Nun freue ich mich, meinen Heiland zu sehen.“ So ging sie selig heim. Aber noch ein viel härterer Schlag sollte bald das Gemeinlein treffen, als alle die bisherigen Todesfälle. Mit vollem Ernste und seiner bekannten Thätigkeit griff Schumann sein Werk an. Zwar in der ersten Zeit, als der Tod ringsherum mähte, wurde er verschont, aber es sollte kaum ein halbes Jahr währen. In seinem letzten Briefe an seinen Freund Franke vom 19. August 1760 sagt er noch: „Der Heiland ist die Zeit her unter und mit uns gewesen. Ich fühle sein Herz nahe und gnädig. Dieß

und die zärtliche Liebe, die unter den weißen Geschwistern bisher gewaltet, hat mir Alles leicht gemacht."

7. Schumann geht heim.

Mitten in die gesegnete Arbeit der Demuth also, in der sich Schumann ganz dem Dienste seines Gottes hingegeben hatte, erging der Ruf des HErrn, dem seine Seele wohlgefiel, an ihn, seine Arbeit niederzulegen und auszuruhen bei dem, den er so oft verherrlicht hatte. Schon ehe die Geschwister Beutel und Bruder Bambey von Pilgerhut nach Ephrem zogen, hatte Schumann sich unwohl gefühlt. Mit großer Innigkeit redete er am 28. September 1760 von dem Schlaf und der Auferstehung des Lazarus; es war ein Sonntag, an dem die Auferstehungskräfte über die Indianer ausströmten; ein Zeugniß, das seine tiefen Wirkungen auf sie nicht verfehlte. Am Nachmittag dieses Tages bat er die Brüder zur Conferenz zusammen. Er hatte viel mitzutheilen, besonders waren es Einzelheiten aus dem Gange der Indianer. Montags war er mit einigen Indianerbrüdern in dem Kostgrunde eben so eifrig leiblich beschäftigt, wie er Tags zuvor mächtig das Wort gehandhabt hatte. Er griff sich sehr stark bei dieser Arbeit an, und troff von Schweiß; eine Erkältung war die Folge davon. Mittags klagte er über heftiges Unwohlsein, und sagte, daß ihm der Ausschlag, den er bisher gehabt, in den Leib zurückgetreten sey. Ein starker Fieberanfall stellte sich bei ihm ein; man wandte die gewöhnlichen Mittel dagegen an. Gegen Abend fühlte er sich außer Stand, die Versammlung zu halten, obwohl er seinen Indianern versprochen hatte, Etwas von den Engeln, als Dienern Gottes, zu erzählen. Es war nämlich gerade das Engelfest. Da bat er seinen Mitarbeiter Vögtle, an seiner Statt die Versammlung zu halten. Als Vögtle wegen seiner unvollkommnen Kenntniß der Sprache Bedenklichkeiten äußerte, sprach ihm der Kranke Muth ein. Am 30. September ging Schumann wieder aus, und hielt sogar eine Stunde mit

den Kindern, aber das war zu viel. Es erfolgte ein heftiger Fieberanfall mit Erbrechen und Durchfall. Auch die Nacht hindurch lag er in Fieberhitze. Am Morgen des ersten Octobers besuchte ihn Vögtle. Freundlich reichte ihm der Fieberkranke die Hand, sein Herz floß über. Hielt er sonst viel auf die Loosungen und Texte der Gemeine, so war dieß während seiner Krankheit ganz besonders der Fall. „Heut haben wir," sagte er, „einen gar schönen Text: Unser Richter; daß kein Gerichtstag dürfe seyn." Nachmittags äußerte er gegen seine Frau: „Ich habe einen Blick gekriegt, der hat sich durchaus erstreckt. Da war gar nichts Dunkles mehr darin. Ach den Blick möchte ich gern wieder haben!" Als sie bekümmert ihn fragte: „Liebes Herz, willst du mich jetzt schon verlassen und zum Heiland gehen?" erwiederte er: „Ich bitte Ihn just nicht darum; aber diesen Blick wünschte ich wieder zu haben, ich möchte dann heimgehen oder hier bleiben. Am liebsten aber ginge ich zu meinem Heiland." Er war stille, aber nach einigen Stunden reichte er ihr freundlich lächelnd die Hand und fragte: „Willst du mitgehen?" Sie fing an zu weinen; da sagte er begütigend: „Es ist ja nur eine Frage, weinen mußt du deßhalb nicht, ich bin ja nur ein Mensch. Wenn der Heiland mich zu sich nehmen sollte, so halte dich an Ihn, Er ist dein ewiger Mann. Er wird dich nicht verlassen, sondern ferner für dich sorgen, denn Er hat uns ja zusammengeführt." Gar demüthig fuhr er fort: „Vergib mir Alles, wo ich's nicht hübsch gemacht. Ich weiß wohl, daß ich meine Pflicht nicht jederzeit, wie ich gesollt hätte, in Acht genommen, aber der Heiland hat mir jetzt Alles vergeben. Ich gehe als ein armer, aber begnadigter Sünder zu Ihm. Nichts, gar nichts habe ich aufzuweisen, als nur sein Verdienst, sein blutiges Verdienst und seinen Tod am Kreuze." Unter vielen Thränen sagte sie: „Ich kann unmöglich glauben, daß der Heiland dich jetzt schon mir von der Seite nehmen will." „Nun," entgegnete er, „wenn du denkst, so kann's seyn, daß Er mich noch hienieden läßt." Er fuhr fort, noch Verschiedenes mit ihr zu

reden, aber sie war so tief betrübt, daß sie nicht Alles vernahm. „Als ich," sagte er weiter, „in diesem Frühjahr in Paramaribo am Fieber krank darniederlag, war es mir schon ausgemacht, daß ich bald heimgehen würde. Da habe ich aber den Heiland gebeten, mich nur noch so lange hienieden zu lassen, bis ich die mir gegebenen Aufträge würde ausgerichtet haben. Nun aber will ich dir Alles sagen, damit du, wenn ich jetzt heimgehen sollte, gehörig Bescheid wissest." Zugleich übergab er ihr die Briefe, welche diese Aufträge enthielten, und nachdem er sie ihr vorgelesen, fuhr er fort: „Es ist dir zwar Alles bekannt, aber du könntest doch ein und das Andere vergessen haben. Darum ist's nöthig, daß ich's dir nochmals in Erinnerung bringe." Er hatte gleich Anfangs im Sinne, einen schriftlichen Aufsatz zu fertigen, um die Missionsgeschwister über Alles in gehörige Kenntniß zu setzen, aber die große Entkräftung hinderte ihn daran. Trotz heftiger Fieberhitze und Unruhe in der Nacht des 2. Octobers, blieb er doch immer noch bei hellem Bewußtsein. Als Vögtle Morgens sich nach seinem Befinden erkundigte, klagte er über große innerliche Schmerzen. „Vier und zwanzig Stunden liege ich schon in einem ununterbrochenen Fieber, aber," sagte er hierauf, „wir haben einen gar tröstlichen Text: Er ist die Versöhnung für unsre Sünde! Ich komme nicht anders, denn als ein wahrer armer Sünder zu meinem lieben Heiland. Nichts, als nur sein blutiges Verdienst will ich haben, daß Er für mich, an meiner Statt, gestorben ist." Hierauf ließ er ein Streiflicht auf seine Jugendzeit fallen: „Schon in meiner zarten Jugend bin ich vom Heiland ergriffen worden, und habe manche Gnade erfahren. Später aber bin ich in das unglückliche eifrige Studiren hinein gekommen. Da habe ich zwar noch die äußerliche Form der Frömmigkeit behalten und ein gesetzliches Wesen, im Herzen aber bin ich trocken geworden und geblieben, bis ich in Bekanntschaft mit den Brüdern gekommen." Seine frühere Zeit beklagte er ernstlich, er hätte sie besser anwenden sollen und können. Noch besondere kleine Aufträge ertheilte er dem

Bruder Vögtle. Am 3. October hatte es den Anschein, als erhole er sich wieder. „Wir haben heut ein ungemein tröstliches Loosungswort,“ sagte er: „Er war ein Fluch; dagegen verehrt Er uns den Segen. Ei, wenn man mit solch einem Text zum Heiland käme, das wäre ja schön.“ Den Tag über war er recht munter; Alle freuten sich über diesen Hoffnungsstrahl. Doch drang einige Male wieder starke Hitze hindurch. „Aber so weit ist es doch noch nicht gekommen,“ sagte Vögtle, „daß du die Besinnung verloren?“ Er erwiederte: „Nein, denn ich habe den Heiland dringend gebeten, daß Er mich davor bewahren wolle.“ Er hatte eine leidliche Nacht, aber seine unermüdliche Frau, die nicht von seinem Lager wich, fühlte sich sehr erschöpft. Die Geschwister erboten sich, ihr beizustehen, namentlich des Nachts zu wachen. Sie aber wollte ausharren, so lange es ihr nur irgend möglich wäre. Und wirklich hätte auch Niemand den theuren Kranken besser pflegen können. Seine Seele erquickte sich, wie immer, an der Tagesloosung. Der Text hieß dießmal: „Für uns zur Sünde gemacht, damit wir heilig seyen um und um.“ Auf seine Anordnung hielt das Hausgemeinlein ein Sabbaths-Liebesmahl. Für den Abend suchte er ein Stück aus der Leidensgeschichte heraus, und bat den Bruder Vögtle, es arawakkisch vorzulesen. Am 5ten hatten die Geschwister noch die Hoffnung, daß er sich erholen könnte. Auch an diesem Sonntage sollte Vögtle den Indianern aus der Passion vorlesen. „Ich weiß,“ sagte Schumann, „aus vieljähriger Erfahrung, daß die Leidensgeschichte einen ganz besondern Segen an den Herzen habe.“ Doch meinte er, solle nicht alles vorgelesen werden. „Die ersten Christen,“ fügte er bei, „sind hierin sehr vorsichtig gewesen, und haben den Heiden nicht sogleich Alles ohne Unterschied bekannt gemacht.“ Es war ihm eine Freude, daß er von seinem Bette aus lesen und singen hören konnte. Als Vögtle von der Versammlung zurückkam, redete ihn der Kranke an: „Es ist ja recht gut gegangen, ich habe hier Alles verstehen können. Es hat mir auch sehr wohl gefallen, daß du in der Communion den

deutschen Vers angestimmt hast: Dein Seufzen und Dein Stöhnen und die viel tausend Thränen, die Dir geflossen zu, die sollen mich am Ende in Deinen Schooß und Hände begleiten zu der ew'gen Ruh."

Die Anstrengung und die Kümmerniß hatte auf Schumann's theure Frau und unermüdliche Pflegerin so übel gewirkt, daß sie sich niederlegen mußte. Es war ebenfalls das Fieber, von dem sie angegriffen war. „Sieh, mein Bruder," sagte Schumann zu dem ihn am Sonntag Nachmittag besuchenden Bruder Vögtle, „da liegen wir nun alle Beide krank darnieder. Ich kann dir nicht beschreiben, wie mir war, als ich bemerkte, daß sie auch erkrankt sey. Wäre es nicht gar sehr schön, wenn wir Beide zusammen zum Heiland gingen?" Vögtle erwiederte: „Ja, das könnte wohl recht schön seyn für euch, nicht aber für uns. Du wirst uns doch nicht so allein hier zurücklassen wollen? Du weißt ja, was für arme, verlassene Kinder wir seyn würden, wenn du von uns scheiden solltest." „Ja," sagte der Kranke, „um euertwillen wäre es vielleicht wohl nöthig, daß ich noch etwas bei euch bliebe. Nun, der Heiland mache es, wie es Ihm wohlgefällt! Auch jetzt bot sich ihm Vögtle zum Dienste an, der Kranke nahm das Anerbieten an, und bat ihn, seine Hängmatte bei ihm aufzuhängen, seine Frau solle zu Schwester Grünbeck ziehen. Als Vögtle wachen wollte, sagte er: „Nein, mein Bruder, du mußt den Tag über arbeiten, da kannst du es nicht aushalten. Lege dich nur in deine Hängmatte. Wenn ich Etwas bedarf, so werde ich dich schon rufen." Gegen Abend sagte er: „Wenn ich heimgehe, so begrabt meine Hütte den folgenden Tag neben unsern seligen Bruder Enter. Meinen Abendmahlstalar könnt ihr mir anziehen, und wenn ich beerdigt bin, so zeigt meinen Heimgang den beiden Herren an, die gegenwärtig des Gouverneurs Stelle vertreten." Noch andere Anordnungen traf er, aber Vögtle's Herz war so schwer, daß er vor Thränen kaum reden konnte, und nur fragte: „Lieber Bruder Schumann, willst du uns denn wirklich verlassen? Du weißt ja, wie lieb wir Alle

dich haben.“ Liebreich erwiederte er: „Ich danke euch auf das herzlichste für eure Liebe und für Alles, was ihr an mir thut.“ Vögtle hielt die Abendversammlung, und als er wieder zurückkam, forderte ihn Schumann auf, sich zur Ruhe zu begeben, da es schon gar spät sey. Noch vor Mitternacht stand Schumann, um seinen Pfleger nicht in seiner Ruhe zu stören, etliche Male allein auf, um Arznei zu nehmen. Um Mitternacht rief er dem Bruder Vögtle, ihm Mandelmilch zu reichen. Sie war etwas sauer geworden, er bemerkte es. Nach Mitternacht wurde er ruhiger, doch konnte er nicht schlafen. Am Morgen des 6. Octobers verlangte er Thee, Vögtle brachte ihm. Obwohl sehr schwach, kam doch auch seine Frau herbei, um ihn zu bedienen. Wie freute er sich, sie zu sehen, klagte aber über die schlechte Nacht, die er gehabt habe, und äußerte, die innere Hitze martere ihn unablässig. Noch manches sprach er mit seiner Frau, sonderlich von seinem Heimgehen. Er aß Etwas zu Mittag und war sich selber ganz bewußt. Aber bald änderte es sich, da war er seiner Gedanken nicht mehr recht mächtig, doch fühlte man ihm seine große Liebe und Herzlichkeit ab. In der Fieberhitze redete er meistens arawakkisch, zuweilen lateinisch und griechisch, selten deutsch. „Ach, du lieber Heiland,“ rief seine Frau in ihrem Schmerze aus, „was wird doch noch werden!“ worauf er erwiederte: „Jetzt gleich gehen wir zu Ihm!“ Er wollte bald hier, bald dahin ausgehen; wenn man ihm aber bedeutete, daß er sehr krank sey und nicht ausgehen könne, fand er sich zurecht und war ganz gelassen. Einmal stand er auf, sie halfen ihm den Schlafrock anziehen; er ging nach dem Tische zu, aber überaus schwach und wankend. „Lieber Bruder, du bist sehr krank,“ sagten ihm die Freunde, „wir wollen dich lieber wieder zu Bett bringen.“ Er war alsbald willig dazu. Obwohl in der Fieberhitze, war er doch so geduldig, wie ein Lamm, so daß Vögtle sagt: „Es hat auf mich einen unaussprechlichen Eindruck gemacht, der mir stets unvergeßlich bleiben wird.“ Jetzt ward er stille und schien zu schlummern, seine Zunge stammelte noch. An-

derthalb Stunden lag er stille und mit gefalteten Händen da. Er wollte sie noch zum Gebet erheben, ohne es zu vermögen; da merkte man, daß sein letztes Stündlein sich nahe. Es war eine ernste Stunde — seine liebe Frau im tiefsten Schmerze, die weißen und braunen Geschwister in Thränen um das Sterbelager. Sie hielten ihm eine Sterbensliturgie. Als sie den Vers anstimmten:

> Wenn mein Mund wird erblassen
> In Jesu Arm und Schooß,
> Will ich sein Blut auffassen,
> Das Er für mich vergoß.
> Das wird auch mein Gebeine
> Mit Lebenskraft durchgehen,
> Dann fahr' ich zur Gemeine,
> Mein Leib wird auferstehen;

da schlug er seine Augen auf, und sah mit Herzlichkeit die Anwesenden an. Es war sein letzter Blick, um halb 7 Uhr verschied er still und sanft. Nur 41 Jahre hatte seine Pilgerfahrt gewährt.

8. Ende der Mission unter den Arawakken.

Der Tod Schumanns war für die Mission unter den Arawakken ein großer Verlust. Einige Wochen nachher folgten ihm die Brüder Gerstacker und Sebald, welche er aus Europa mit sich gebracht hatte, in die Ewigkeit nach, so daß Vögtle und Ritschmann eine Zeit lang in Pilgerhut allein stunden. Freilich kamen ihnen im folgenden Jahre die Geschwister Beutel und Meiser, sowie bald hierauf noch einige ledige Brüder zu Hülfe, aber für Pilgerhut hatte die Stunde geschlagen. Die äußere Noth stieg zu einer solchen Höhe, daß die armen Indianer mit Pflanzen und Baumfrüchten, die man sonst nicht aß, ihr Leben zu fristen genöthigt waren. Auch die Missionare mußten sich kümmerlich durchbringen, wenn sie auch von Zeit zu Zeit die allernöthigsten Bedürfnisse aus Paramaribo erhielten. Da riß die ansteckende Krankheit aufs Neue ein, und die Brü-

der, ich meine die Missionare, wurden auch ergriffen, so daß die Versammlungen eine Zeitlang ganz ausgesetzt werden mußten. Das Alles zusammen hatte auf das Gemeinlein den nachtheiligsten Einfluß. Nicht kläglich genug können die Berichte der Brüder solchen Zustand schildern. „Es ist," schreiben sie im Jahr 1762, „als wenn Alles um uns herum todt wäre. Der Besuch von Indianern hört ganz auf, und wenn auch einige noch kommen, so eilen sie aus Furcht vor der Krankheit bald wieder weg. Fast alle unsere Leute sind theils schon fort, theils wollen sie noch wegziehen; und wer jetzt noch hier bleibt, der muß gewiß einen ganzen Sinn zum Heilande haben." Nur noch 22 Arawakken waren am Ende des Jahres in Pilgerhut. Die beiden Schwestern Schumann und Meiser fanden jetzt auch dort ihr Grab. Und doch hatten, trotz dieses jammervollen Zustandes, die Missionare den Entschluß gefaßt, in Hoffnung besserer Zeiten auszuharren; aber der HErr der Kirche hatte andere Gedanken. Pilgerhut sollte aufhören.

Es war in der Nacht des 28. Februar 1763, da hörte man in der Ferne Gewehrfeuer, dazu noch einige Tage nachher das dumpfe Brüllen der Kanonen. Nur zu bald wurden die Brüder aus ihrer ängstlichen Ungewißheit herausgerissen. Eine europäische Familie hatte die Flucht ergriffen; von ihr hörten sie, daß die Neger im vollen Aufstande wären, und schon mehrere Weiße umgebracht, auch daß die meisten Europäer die Flucht ergriffen hätten. Die Neger hatten bereits das Fort zu Wasser und zu Land gesperrt. Am 2. März erfuhren die Brüder, daß die Rebellen nur noch eine Stunde von Pilgerhut stünden. Da machten sie sich auf den Weg nach Demerary. In das erste Fahrzeug luden sie ihre wichtigsten Sachen, und Meiser, Vögtle und Ritschmann setzten sich hinein. Im andern Fahrzeuge war Bruder Vester mit dem jungen Mulatten Gottlieb. Die Geschwister Beutel, Eliman und die Wittwe Bambey blieben zurück, um wo möglich Pilgerhut im Besitz zu halten. Drei Stunden davon hielten die flüchtigen Brüder an einem kleinen Flusse und schlugen ihr Lager im

Busche auf. Die Zurückgebliebenen kampirten auch des Nachts im Gebüsche. Am 5. März ging Beutel nach Mattare, um von dortigen Negern Erkundigungen einzuziehen. Diese erklärten, von ihnen hätten die Brüder nichts zu fürchten, man kenne sie ja, wie sie den Negern nichts zu leid thäten; aber die erzürnten Neger wollten keinen Weißen leben lassen und kämen heute noch nach Pilgerhut, um Alle zu morden. Mit solchem trostlosen Berichte kehrte Beutel zurück. Darauf zogen sich die Brüder eine halbe Stunde tiefer in den Busch hinein; allein am 7. März kamen 5 Neger, welche wild aussahen, aber alsbald erklärten, sie wollten solchen guten Leuten, wie die Brüder wären, nichts zu leid thun. Doch nahmen sie den Missionaren die zwei besten Flinten ab. Da hielten die Brüder für gerathener, sich zu denen zu machen, welche bereits schon vor etlichen Tagen abgereist waren; Beutel und Climan holten noch ein Paar Mal Cassabi in Pilgerhut. Noch am 14. März fanden sie ihr Haus unbeschädigt, aber einige Sachen waren weggekommen, woraus man schließen konnte, daß die Neger da gewesen seyn mußten. Da entschlossen sie sich, wie sie selber sagen, „mit der gewissen Ueberzeugung, daß es des HErrn Wille sey, unser liebes Pilgerhut gänzlich zu verlassen, und nach Demerary, als den einzigen Ort, zu welchem uns der Weg noch offen war, zu ziehen. Wie uns aber um's Herz war, Pilgerhut mit dem Rücken anzusehen, weiß Er am besten." Sie büßten sehr vieles ein, und noch unterwegs nahmen ihnen die Neger manches weg. Ein bedeutender Verlust war die arawakkische Grammatik und das Wörterbuch, noch von Schumann mit der größten Sorgfalt ausgearbeitet. Diese zwei Schätze sammt etlichen Uebersetzungen waren verloren gegangen. Am 14. April kam die Missionsgesellschaft in Demerary auf eines Herrn Finnets Plantage an, der sie sehr freundlich aufnahm. Auch die mitgekommenen Indianergeschwister fanden hier ihr Unterkommen.

Das war das Ende Pilgerhuts, eines Missionsplatzes, welcher ein wahrer Garten Gottes gewesen war. Was für

eine Freude mag solch tragisches Schicksal dem Feinde der Seelen bereitet haben! Die meisten Geschwister gingen nach Europa zurück, Climan und Vester blieben in Demerary, um auf Nachrichten über ihre künftige Stellung aus Europa zu warten. Die wenigen Indianer, die ausgeharrt hatten, begaben sich zu den Brüdern nach Surinam. Doch das Werk Gottes unter den Indianern war damit noch nicht zu Ende. Wir haben schon oben gehört, wie es dem seligen Schumann eine Angelegenheit seines Herzens war, an der Saramakka und Corentyn zwei Missionsplätze erstehen zu sehen, und er hatte auch noch die Freude, Saron und Ephrem in ihren ersten Anfängen zu begrüßen. Bruder Dähne, dessen Treue und Geduld wir schon kennen lernten, hatte den Auftrag erhalten, mit Markus Ralfs die neuen Indianerposten zu gründen. Die Regierung, welche jetzt freundlicher gesinnt war, gab auch ihre Einwilligung. Besonders half dazu der surinamische Gouverneur van der Meer, welchen der ehemalige Gouverneur Lößner für die Brüder freundlich gestimmt hatte. Eine Reihe Brüder, besonders ein ehemaliger Schiffskapitän Nikolaus Garrison, waren bei der Anlegung der Missionsposten sehr thätig. Das ging durch viel Ungemach, Noth und Gefahr. Mit der Station an der Corentyn machten sie den Anfang. Hier verloren sie bald den theuren, thätigen Gräbenstein, der plötzlich erkrankte. Garrison erzählt von den Schwierigkeiten bei Bestimmung der Stationen Einiges: „Schwierigkeiten fanden sich sehr viele; und wenn Etwas ausgerichtet worden ist, so ist's nicht meine Weisheit, denn ich war unerfahren, und konnte Niemand finden, der mir in diesem Geschäfte zu Hülfe gekommen wäre; doch eine unsichtbare Hand half mir sichtbarlich. Wenn wir in der Mündung der Flüsse waren, mit denen ich unbekannt war, schwebten wir in der größten Gefahr, unser Fahrzeug und damit alle unsre Provision und Geräthschaften zum ganzen Etablissement zu verlieren. Alle Brüder, außer mir und dem Bruder Dähne, waren krank. In der äußersten Gefahr dachte ich, ob ich etwa den unrechten Weg eingeschlagen

oder mir zu viel zugetraut hätte, daß ich eine so wichtige Sache ohne Steuermann und sorgfältigere Veranstaltungen unternommen. Ich schrie dann zum Heiland, bat Ihn, mir zu vergeben, wo ich gefehlt, und wieder gut zu machen, was ich versehen hätte, wir wären ja seine und die Sache wäre auch sein. Er tröstete und stärkte dann meinen Muth aufs Neue, und ließ uns Errettung erfahren, die ich nie vergessen werde. Sehr beschwerlich war, daß unsre Verrichtung gerade in der Regenzeit geschehen mußte, und die war heuer so außerordentlich streng, daß wir beim Ausmessen beständig im Wasser stehen mußten. Bruder Dähne und ich saßen ein Paar Mal auf der Saramakka in einem kleinen Kanoe 48 Stunden lang in beständigem Regen. Wir wurden aber zuletzt des Regens so gewohnt, daß wir nichts mehr achteten." Unter solchen Anstrengungen und ausharrender Geduld gelang es ihnen, auch an der Saramakka eine beträchtliche Indianergemeine zu sammeln. Der Boden war sehr gut. Man konnte da Zucker, Kaffe, Kakao, Baumwolle und dergleichen pflanzen. Garrison legte dem Gouverneur Cromelin die Risse der beiden Missionsplätze vor. Darauf wurde den Brüdern der eigenthümliche Besitz derselben schriftlich zugesichert. Rührig waren die Brüder Ryberg, Bräuer, Zander, Dähne und Mente, welche Saron zu gründen hatten. Ryberg war Zimmermann und ein besonders wackerer Bruder. Er war bei Borjo in Finnland geboren. Voll Bekümmerniß über seine Seligkeit kam er im Jahr 1742 nach Kopenhagen und wurde daselbst mit den Brüdern bekannt. Diese sprachen ihm viel von Herrnhut. Er ging dahin, und sein Sinn wurde entschieden, dem HErrn zu leben und zu dienen, wo Er ihn brauchen wollte. Im Jahre 1756 träumte ihm einmal, er solle hurtig einpacken, denn er wäre berufen, unter die Heiden zu ziehen. Eben wollte er des Morgens an seine Arbeit gehen, da erfüllte sich schon der Traum, denn er erhielt den Antrag, der Mission in Surinam zu dienen. Er war es, welcher an der Saramakka den ersten Busch umgehauen hat. Auch der Feier der Einweihung

des ersten Versammlungsplatzes wohnte er noch bei. Da erging an diesen thätigen, unverdrossenen Bruder der Ruf zur himmlischen Ruhe. Es war die erste Leiche, welche in Saron niedergelegt wurde. Man wählte dazu einen schönen Platz, der mit Aloebäumen umschlossen war.

So gut auch Gegend und Boden von Saron war, wurde doch viele Mühe zur Urbarmachung erfordert. Die Brüder hatten einen schweren Anfang. Sie mußten viele Lebensmittel von Paramaribo holen lassen. Daselbst saß der liebe Ralfs in einem Häuslein, und suchte nicht bloß für sich, sondern auch für die Mission überhaupt Etwas auf seinem Handwerke zu verdienen. Und der HErr segnete auch seinen Fleiß und seine Treue. Aber der Transport der Bedürfnisse für die Brüder war mit großen Anstrengungen verbunden, so lange die Brüder kein eigenes Fahrzeug besaßen. Gemiethete Neger mußten die Sachen tragen. Der Weg führte durch einen langen Sumpf. Kam die Regenzeit, so mußten die Träger bis mitten an den Leib durch Wasser gehen. Sie wurden einmal bei einer solchen Tour so unwillig, daß sie die Mehlsäcke und die andern Lebensmittel in den Busch warfen und nach der Stadt zurückkehrten. Jetzt mußten die Brüder ihre Indianer zum Aufsuchen der Sachen ausschicken und sie nach Saron tragen lassen. Zum Jagen und Fischen waren der Indianer doch zu wenige und von ihren Kostgründen konnten sie erst etwa in einem halben Jahre ein Erträgniß hoffen. Von Pilgerhut bekamen sie zwar späterhin ein Fahrzeug, aber auch da gab es manches Abentheuer. Als sie einmal mit ihrem beladenen Fahrzeuge am Seeufer landeten, kamen spanische Kreuzer auf einem Boote, in keiner andern Absicht, als zu rauben. Der Indianerbruder Stephan, welcher spanisch reden konnte, sagte freimüthig zu ihnen: „Ihr müßt uns nichts nehmen, es gehört den Brüdern an der Saramakka, die uns den Weg zur Seligkeit lehren, die brauchen's, und unser Schöpfer sieht Alles, was ihr thut!“ Dieses Wort scheint das Gewissen der Räuber so getroffen zu haben, daß sie Alles stehen ließen und sich auf ihr Schiff zurück-

zogen. Saron, wo solche Leute, wie Stephan, manche waren, glich einer blühenden Pflanze. Gnade, Friede und herzliche Liebe waltete in dem braunen Gemeinlein. Etwas über dreißig Indianer waren am Schlusse des Jahres 1757 daselbst.

Noch im Jahre 1757 hatte Dähne den Entschluß gefaßt, das Land an der Corentyn in Besitz zu nehmen; einige Indianer begleiteten ihn dahin. Er erzählt selber, daß er „die ausnehmend seligen Tage" nie vergessen werde, welche er hier in dem wilden Busche zugebracht. Die Indianer halfen ihm, und bald stand eine Hütte da; doch verließen sie ihn bis auf Christoph. Christoph erkrankte nach einigen Monaten, und wenn durchziehende Indianer, besonders Zauberer, hieher kamen, so sagten sie zu ihm: „Du wirst bei diesem Blanken nimmer gesund, denn der Teufel hat zu viel Gewalt bei ihm, und du wirst sehen, daß der Blanke auch noch krank werden wird." Als es nun mit Christoph ein wenig besser ward, verließ auch er den Missionar Dähne, so daß dieser nun allein dastand. „Ich habe dann die meiste Zeit mit meinem liebsten Heiland allein Haus gehalten," schreibt Dähne, „und mit einem vergnügten, seligen Herzen gethan, was ich konnte." An einem andern Orte sagt er: „Der Heiland tröstete mich durch seine liebe Nähe in dieser Wüste so kräftig, daß ich recht selige Zeiten hatte." Solche Arbeit, die er in seinem Leben nie gethan hatte, verrichtete er hier, ein großes Stück Busch hieb er um, und hätte in der trockenen Zeit alles verbrannt, wenn er nicht das Fieber bekommen hätte. Schumann lebte damals noch, und suchte den Einsiedler an der Corentyn auf. Die Arznei, welche derselbe mitbrachte, half ihm unter göttlichem Segen von seinem Fieber. Der Eindruck, welchen Schumann mitnahm, schildert er gar treffend: „Unser lieber Dähne gemahnt mich da an einen der alten Patriarchen, z. E. an Abraham im Hain Mamre, und hat auch fleißigen Besuch daselbst von dem Heilande. Ich habe ihn noch nie so vergnügt gekannt, als er da ist. Es ist auch ein auserwähltes Oertchen und für die Heidensache sehr

bequem. Es vergeht fast kein Tag, da nicht Indianer dahin kommen, meist Kalepina und Warauen, und sie bezeugen viele Liebe zu ihm, ob er gleich mit ihnen nicht sprechen kann." Die besuchenden Indianer konnten nicht begreifen, warum Dähne sich hier ein Haus gebaut habe; sie wollten andere Beweggründe herauswittern, aber er legte ihnen dann frei seinen eigentlichen Zweck dar. Oefters theilten sie ihm dann mit, daß die Indianer im Sinne hätten, ihn umzubringen, selbst die Soldaten auf den nächsten Posten befürchteten dieß und luden ihn zu sich ein. „Ich redete darüber," schreibt er, „mit dem Heiland, der mir den Trost seiner Durchhülfe gab, und so hielt ich im Glauben aus." Ja wohl, der HErr Jesus half ihm durch, das erfuhr er einmal, als sich eine Schlange um ihn geschlungen hatte, und vor Menschenaugen keine Hülfe zu erwarten war. Doch das berichte er uns selber: „Als ich mich eines Abends zur Ruhe legen wollte, fiel eine ziemlich große Schlange von einer Latte des Daches auf mich, schlang sich zwei bis drei Mal um den Hals und Kopf herum, und zog immer fester zusammen. Ich dachte, das könne mein Ende seyn, und schrieb daher die Veranlassung desselben mit Kreide auf den Tisch zur Nachricht für meine Brüder, damit sie nicht glauben möchten, die Indianer seyen Schuld an meinem Ende. Indem aber fiel mir ein, die Schlange im Vertrauen auf das Wort des HErrn (Mark. 16, 18) von mir abzustreifen; und ich that es mit solcher Geschwindigkeit, daß etwas von meiner Haut im Gesicht mit abging." Es war finster, er wußte nicht recht, wohin er die Schlange geschleudert hatte, und doch legte er sich ruhig in seine Hängmatte nieder. Auch beunruhigte ihn öfters ein Tiger, der sich an den Abenden hören ließ; zur Vorsicht machte er wohl ein Feuer in seiner Hütte, welches diese Thiere fürchten; es ging oft des Nachts aus, „aber ich fürchtete mich nicht vor diesem sonst so grimmigen Thiere," erzählt er, „und es hat mir nie etwas gethan."

Im Frühjahr 1757 war Dähne nach der Corentyn gekommen, im Herbste hatte er die Freude, von Schumann

mit mehreren Indianerbrüdern besucht zu werden. „Wir freuten uns wie Kinder," schreibt Dähne, „und hatten das erste Abendmahl an diesem Orte unter einem unbeschreiblich seligen Gefühl." Solcher Besuche gab es wenige. Dagegen erhielt er Besuche, vor welchen auch ein gläubiger Mensch sich entsetzen kann. Wir haben schon vorhin bemerkt, daß die Indianer dem weißen Manne nicht trauten und politische, für sie schädliche Absichten bei ihm argwöhnten. Da beschlossen die Karaiben, die, wir wir wissen, zu den grausamsten Stämmen gehörten, den Einsiedler aus der Welt zu schaffen. Im November 1757 sollte der Mordanschlag ausgeführt werden. Hören wir ihn selber in seiner lebhaften Darstellung darüber: „Als ich Mittags beim Essen war, kamen 50 Mann in ihren Canoes angerudert und umringten meine Hütte. Das war mir ein grausamer Anblick. Einige hatten eiserne Hacken oder Hauer, andere hölzerne Schwerter und dergleichen Instrumente mehr. Ich ging zu ihnen hinaus und bewillkommte sie arawakkisch aufs freundlichste; sie antworteten mir hart, ich sollte karaibisch reden. Indeß gab ich wohl Acht, wer das Kommando führte. Als sie unter einander karaibisch redeten und merkten, daß ich's nicht verstand, mußte ihr Dollmetscher hervortreten, und mich arawakkisch fragen: „Wer hat dir erlaubt, hieher zu bauen und zu wohnen?" Antwort: „Der Gouverneur." „Warum bist du auf unser Land gekommen?" Nun trat ich zum Oberhaupt dieser Leute und sagte ihm mit Freimüthigkeit: „Ich habe Brüder jenseits der See, die haben gehört, daß in diesem Lande Indianer wohnen, die ihren Schöpfer nicht kennen; mich haben sie aus Liebe zu euch hergeschickt, damit ich erst eure Sprache lerne, und euch dann das Weitere sage. Auch werden künftig noch mehrere zu dem Zwecke herkommen." „Du bist wohl ein Spanier?" Nein. „Oder ein Franzose?" Nein. „Bist du denn ein Holländer?" Ich komme wohl von Holland, aber noch weiter her. Genug ich bin einer von den Brüdern, die euch lieb haben, und jenseits der See wohnen. „Hast du denn nicht gehört, daß dich die Indianer haben

todtschlagen wollen?" Ja, aber ich habe es nicht geglaubt, und du hast selbst unter deinen Indianern Leute, die bei mir gewesen sind, und wissen, daß ich euch lieb habe. „Das ist wahr, und sie haben mir auch gesagt, du seyst ein anderer Christ, als andere Blanke." „Nun, wenn du weißt, daß ich dich lieb habe, wie wolltest du mich todtschlagen können?" Er sagte mit Lachen: „Das ist auch wahr!" Nun änderten alle ihre Mienen, und der Kreis ging auseinander. Nur der Anführer blieb noch bei mir, fragte mich um mancherlei, worüber ich ihm Erklärung gab, und da er hörte, daß keine andern, als Brüder, hier wohnen würden, wurde er freundlich, und beim Weggehen gab er mir auf mein Ansuchen von seinen Lebensmitteln, versprach auch, mich mehr zu besuchen. So half mir der Heiland von Tag zu Tag gnädig durch, daß ich beim Schluß des Jahres gar viele Ursache fand, Ihn zu loben und Ihm zu danken."

Mehr brauchte man eigentlich nicht zu lesen, um den HErrn anzubeten, welcher die Seinen, besonders seine Diener, in der genauesten Aufsicht hält. Wie Er dort im Graben den Löwen den Rachen zugehalten hat, daß sie seinen Daniel nicht antasten durften, so hat Er auch an der Corentyn seine Hand über Dähne gehalten, daß die mordlustigen Karaiben wie sanfte Lämmer geworden waren, welche ihn sogar in seiner Noth unterstützen mußten. Wir haben doch einen Wundergott, der vom Tode errettet und unser Leben krönet mit Gnade und Barmherzigkeit. Ihn kannte auch Bruder Dähne, und führte unter mancherlei Noth und Ungemach in dieser Wildniß sein Leben getrost in der Hoffnung fort, daß bald Brüder aus Europa zu seiner Unterstützung ankommen würden, um den Missionsposten zur Sammlung eines Indianergemeinleins zu besetzen. Seine Hoffnung wurde freilich hingehalten, denn erst im Jahre 1759 kam die erwartete Hülfe. Während der Wartezeit that er, was er konnte. Allen, getauften und ungetauften Arawakken, die ihn in seiner Einöde aufsuchten, pries er die Sünderliebe Jesu an. Oft wenn er am Morgen nicht

wußte, womit er an diesem Tage seinen Hunger stillen sollte, brachten ihm durchreisende Indianer von ihrem Cassabi. Er hatte es, wie er das selber bekennt, nicht anders, als Elias am Bache Crith. Die Indianer halfen ihm auch öfters beim Pflanzen oder auch beim Fällen der Bäume. Trotz seiner Dürftigkeit ging es ihm doch recht gut, denn er pflegte des innigen Umgangs mit dem unsichtbaren und doch so nahen Seelenfreunde. Er hatte die Freude, daß einige Indianer Anstalt machten, sich in der Nähe seiner Hütte anzubauen, und bekam zur Unterstützung Brüder, nachdem er zwei Jahre lang treulich in seiner Einöde ausgehalten hatte. Weil wir doch bei Dähne stehen, so wollen wir auf sein Leben noch einen Blick werfen. Er begab sich von hier zur Gemeine Saron, die eben am Aufblühen war. Als im Jahre 1761 diese liebliche Station von den Negern zerstört wurde, mußte er nebst allen Einwohnern mit Lebensgefahr entfliehen. Drei Jahre hielt er noch im Lande aus, und half Saron wieder herstellen. Nachdem er sich hierauf in Europa gestärkt hatte, kehrte er im Jahre 1765 nach Surinam zurück. Jetzt begegnet man ihm in den Urwäldern, um die Mission unter den Buschnegern*) zu beginnen. Von den vielen Strapatzen, die er hier und früher bei Gründung der Missionsstationen unter den Indianern durchzumachen hatte, entkräftet, zog er sich nach Zeist in Holland im Jahre 1768 zurück. Er behielt aber ein Herz voll Liebe zu den Heiden und ließ viele Gebete für sie zu dem Könige derselben aufsteigen, bis ihn der HErr am 6. Februar 1769 zur Ruhe kommen ließ, die dem Volk Gottes vorhanden ist. Was Garrison von ihm sagte, das ist volle Wahrheit: „Dähne ist gar sehr treu für die Sache des Heilands.“

Was eigentlich die Brüder an der Saramakka veranlaßt hat, ihr Oertchen Saron zu nennen, das steht Jes.

*) Wer Ausführliches darüber lesen will, findet es in dem Büchlein: „Die Mission unter den freien Buschnegern in Surinam,“ von Karl Fr. Ledderhose. Zweite Auflage. Heidelberg bei Karl Winter 1854. Preis 24 Kreuzer.

16, 10: „Saron soll ein Haus der Heerde werden.“ Sie hatten beim Anbau die Aussicht, daß sich hier eine zahlreiche Indianergemeine sammeln werde. Es ließ sich auch Alles aufs lieblichste an. Besonders unter den Kindern war die Arbeit des heiligen Geistes zu spüren. Statt vieler Beispiele nur eins. Ein liebes Mädchen war mit seinen Eltern vom Orinokoflusse nach Pilgerhut gekommen und wurde im Jahre 1757 in Saron getauft. Jedermann hatte eine Freude an dem siebenjährigen Kinde. Wenn es sang, mußte man sich freuen. Der Missionar Zander war noch im November dieses Jahres nach Paramaribo gegangen, um die europäischen Missionsgehülfen abzuholen. Da war das Töchterlein noch munter, aber bald darauf erkrankte es, und vor seinem Verscheiden sagte es: „Nun gehe ich, meines lieben Heilandes Wunden zu küssen. Ich freue mich sehr darauf. Gern hätte ich's dem Bruder Zander gesagt, daß ich zum Heiland gehe, aber er holt die Brüder und Schwestern ab, die über die See zu uns kommen. Die werde ich mit diesen Augen wohl nicht sehen. Liebe Mutter, sage ihnen doch, ich sey zum Heiland gegangen. Da werde ich sie schon einmal sehen, und mich mit ihnen bei seinen Wunden freuen.“ Gleich darauf starb das liebe Kind.

Die Missionsfamilie in Saron mehrte sich. Zu Zander kamen noch die Geschwister Schirmer, sowie die ledigen Brüder Vögtle, Grim, Eleve, Strüby und Foyter. Strüby, ein Schweizer, sollte, weil hier fette Weide war, die Viehzucht besorgen. Mit Emsigkeit wurde gebaut und gepflanzt, und dennoch ging es schwer, denn die Indianer konnten nicht viel Hülfe leisten, weil sie für ihren und der Ihrigen Unterhalt zu sorgen hatten. Zwei Brüder gingen an die Corentyn, Foyter starb schon am 17. Juni 1759. Auch Bruder Peter Drews, der die Fahrzeuge der Brüder zu besorgen hatte, wurde auf einer Reise krank und starb an der Wajombe. Der Tod dieses nützlichen Mannes war sehr empfindlich. Der innere Gemeingang lieferte viel Erfreuliches. Von Außen kamen die Karaiben in ganzen Gesellschaften von 10 bis 20 Personen herbei, und hörten

begierig zu, wenn ihnen die Brüder von der Liebe ihres Schöpfers und Erlösers sprachen. Nur durch Dollmetscher konnten sie freilich mit den Karaiben reden; manche Arawakken-Brüder verstanden die Karaibensprache und bezeugten aus Erfahrung, wie sie durch die Kraft des Blutes Christi von aller Furcht des Todes befreit und selige Menschen geworden wären. Das machte einen guten Eindruck auf diese sonst wilden Heiden, die immer zutraulicher und stiller und bescheidener wurden. Einmal kam ein Adeigahi oder Oberster mit einem ziemlich großen Haufen nach Saron. Sie verstanden etwas Arawakkisch, und wohnten allen Versammlungen mit Segen bei. „Ich will auch meinem Schöpfer gehorsam werden,“ sagte der Häuptling beim Abschiede, „und mich von meinem Ungehorsam waschen lassen. Nach vier Wochen komme ich wieder und will bei euch bleiben, denn hier ist es gut.“ Im schönsten Gange traf Schumann im Jahre 1760 die Gemeine, wie wir schon gehört haben. Im August kamen über 100 Karaiben, um das Wort des Lebens zu hören und sich in Saron anzubauen. Ein Erstling aus ihrer Nation wurde sogar getauft. Nur ging es schwer mit ihrem Lebensunterhalte, weil sie zu ihren Kostgründen weit hatten. „Indessen glauben wir,“ schreiben die Missionare, „daß Er, der sie gesammelt hat, sie auch speisen und kleiden wird. Wir helfen ihnen, so viel als möglich ist.“ Sie hatten aber auch eine Bitte nach Europa, ihnen einen gelehrten Bruder zu schicken, der die karaibische Sprache lernen könne. Inzwischen stammelten sie ihnen das Wort von Christi Tod und Leiden, so gut es ging. Die Direktion der Brüderunität war auf solche Nachrichten alsbald darauf bedacht, Gehülfen aus Europa zu schicken. Das Werk in Saron ging erfreulich vorwärts, da trat mit einem Male ein höchst betrübendes Ereigniß ein. Nicht alle Buschneger hatten nämlich mit der holländischen Regierung Friede gemacht, die an der Saramakka willigten nicht ein. Wenn daher Negersclaven aus der Kolonie entflohen, so fanden sie bei ihnen willige Aufnahme. Die Karaiben aber fingen viele der

entronnenen Sclaven auf, und brachten sie um 60 Gulden Fanggeld zurück. Da faßten die Buschneger den Entschluß, Saron zu zerstören, weil dann die Indianer diese Gegend zu verlassen gezwungen wären. In den letzten Monaten hatte man auch schon Neger in der Nähe von Saron bemerkt, aber sie fürchteten sich vor den Karaiben. Da geschah es, daß die Karaiben im Jahre 1761 auf ihre alten Wohnplätze gingen, um Lebensmittel zu holen. Diese Entblößung Sarons benützten die rachegierigen Buschneger zur Ausführung ihres Planes. Sie hielten sich erst einige Tage in der Nähe versteckt auf und beobachteten Alles genau. Während die Geschwister am Sonntag den 25. Januar in der Predigt waren, rückten die Neger herbei, aber erst nach der Versammlung, als sich der eine Indianer dahin, der andere dorthin begeben hatte, brachen die erbitterten Feinde Sarons aus ihren Gebüschen hervor und schoßen nun mit Gewehren und Pfeilen. Drei alte Indianer wurden erschlagen, andere arawakkische Brüder flohen in den Busch, andere in das Missionshaus, um sich von dort aus zu vertheidigen. Weil die Neger sich vor denen im Hause, die theilweise mit Flinten versehen waren, fürchteten, so stellten sie sich hinter die Bäume und schossen auf das Haus. Bruder Odenwald wurde durch eine Kugel am Arme verwundet. Endlich steckten die Neger das Haus in Brand. Die Brüder entflohen sammt den Indianern in den Busch, Zander wurde noch von einem Pfeile an der Stirne gestreift. Die Missionare gingen nach Paramaribo, die Indianer zogen theils nach Ephrem, theils zerstreuten sie sich. Saron wurde von den Negern geplündert und zerstört. Weil sie aber die rückkehrenden Karaiben fürchteten, machten sie sich eiligst davon. Die Brüder Schirmer und Cleve kehrten jedoch bald wieder mit einer Anzahl Indianer zurück, und weil man nirgends mehr Neger sah, so beschlossen sie, bei der kleinen schüchternen Heerde zu bleiben und sie mit dem Evangelium zu weiden. Der Gouverneur hatte ihnen einen Offizier mit 14 Mann Soldaten zum Schutze gesandt, aber diese waren nur zur Last und den Indianern

durchaus nicht zur Erbauung. Die Entflohenen hatten viel durchzumachen. Bruder Bambey traf den Indianerbruder Sebastian mit seiner Familie und einigen andern Familien in zwei Fahrzeugen an der Mündung der Copename. Das war ein Elend! Nackt und bloß, ohne Essen und Trinken zogen sie umher, acht Tage lang hatten sie nichts, als die wilden Früchte des Waldes zu essen. Und doch wie getrost hielten diese Seelen an ihrem Heilande! Es war eine Freude neben dem Schmerz, der das Herz Bambey's erfüllte. Schirmer und Cleve hatten es aber auch in Saron recht schwer. Das halb abgebrannte und nur zur Noth gedeckte Haus schützte sie kaum gegen Wind und Wetter. Am Boden krochen die Frösche, und oben schwärmten die Fledermäuse herum. Es fehlte den Brüdern öfters an den nothwendigsten Bedürfnissen. Hatten auch die Indianer etwas gepflanzt, so nahmen es die Soldaten weg, ohne nur zu fragen. Mehrere wurden krank, und im Juli mußten sich auch die beiden Missionare legen. Da lagen sie in ihren Hängmatten, meistens hatten sie nichts, als Cassabi und Wasser; fünf Wochen lang konnten sie keinen Gottesdienst halten, und dankten Gott, wenn nur Einer einmal einen fieberfreien Tag hatte, um dem Kränkeren dienen zu können. Zur Stärkung gereichte es ihnen, daß unter den Indianern, die meistens selbst krank darnieder lagen, viele Lust hatten, abzuscheiden. Ein Bruder kam eines Tags zum Indianer Jonas, der zu den Erstlingen gehörte, welche in Berbice getauft worden waren und zum heiligen Abendmahl gelangten. Im Anfange seiner Krankheit wollte er vom Tode nichts hören, jetzt aber bezeugte er dem besuchenden Seelsorger: „Nun will ich gerne zum Heiland gehen. Ich weiß, daß ich seine bin, und meine Augen werden Ihn bald mit allen seinen Wunden sehen." Den letzten Tag und die letzte Nacht sang er viele Verse, und ging, so zu sagen, singend heim. Solche Dinge dienten den Missionaren zur Aufrichtung, und jetzt erfuhren sie auch, daß frische Brüder und Schwestern zu ihrer Hülfe in Paramaribo angekommen wären.

Wir haben schon gehört, wie ein Theil der Saronsleute nach Ephrem geflohen war. Da nahm man sie mit offenen Armen auf. Freilich hätte man dort gerne ein Liebesmahl gehalten, aber es war kein Brod da. „Wir leben bloß von dem," berichten die Missionare von Ephrem, „was uns die Hand unseres lieben Vaters von einem Tage zum andern aus dem Busche und durch unsere lieben Indianer bescheert." Ging es auch im Aeußern sehr knapp, so war doch für Ephrem eine Gnadenzeit angebrochen. „Das Wort vom Kreuze," schreiben die Brüder, „dringt mit Gotteskraft in die Herzen, und man kann nicht ohne Rührung ansehen, wie den Indianern dabei die Thränen von den Wangen laufen."

Noch ehe die Nachricht von der Zerstörung Sarons nach Europa gelangt war, wurden die verheiratheten Geschwister Weber, Millins und Bubolz nach Surinam abgefertigt. In Zeist erhielten sie die Trauerkunde, aber sie schreckte sie nicht ab, im Gegentheil glaubten sie, ihre Reise wäre jetzt nur um so nöthiger. Millins, der bestimmt war, die Sprache der Karaiben zu lernen, schrieb von Texel aus am 13. Juni 1761: „Ich kann bis diese Stunde keinem andern Gedanken Platz geben, als daß der Heiland nach so großen Erschütterungen in Surinam noch recht was Seliges unter den lieben Indianern herausbringen wird. Ich gehe in seinem Namen getrost, und wär's auch in den Tod hinein." Mit welcher Liebe und Freude sie von den Indianern empfangen wurden, konnten sie nicht genug sagen. Millins machte sich gleich an das Karaibische, denn der arawakkische Dollmetscher brachte den Karaiben andere Dinge bei, als was die Brüder von Christo sagten. Das merkten sie wohl. Sowohl ihm, als den Brüdern Weber und Bubolz war es ausgemacht, unter allen Beschwerden getrost aushalten zu wollen. Aber wie dunkel sind doch die Wege Gottes! Binnen Jahresfrist starben mehrere Missionare, auch Ralfs und Bubolz entschliefen, und als die Nachricht von dem Heimgange des Bruders Bubolz in Saron eintraf, lag Millins auf den Tod krank, und einen

Tag nachher erinnerte er sich an seine Erklärung in Europa, daß er bereit sey, in den Tod zu gehen. „Und das," fügte er bei, „wird nun geschehen!" Unter dem Gebete und den häufigen Thränen der Geschwister verschied er. Als die Brüder darüber Bericht erstatteten, sagten sie: „Wir können bei aller Ergebenheit in den Willen des HErrn uns des Gedankens nicht erwehren: Warum Er nicht lieber uns arme Kinder, als solche brauchbare und geschickte Diener seines Hauses zu sich nimmt?" Sie sprachen abermals den Wunsch aus, daß doch ein Bruder herkommen möchte, welcher die karaibische Sprache erlerne. — Jetzt waren Schirmer und Eleve wieder allein, nachdem Weber und Mente, die sich nur zum Besuche in Saron aufgehalten hatten, abgereist waren. Die hinterlassene Wittwe des Bruders Millins besorgte die Haushaltung. Seit zehn Monaten hatten die Brüder keinen Bissen Brod gesehen, jetzt fingen sie wieder an, Brod aus Mehl zu backen. Sie hatten sich zu diesem Zwecke einen kleinen Backofen hergerichtet.

Von Saron ging Weber, dem das Ganze der surinamischen Mission übertragen war, nach Ephrem. Hier fand er Alles an dem herrschenden Fieber krank, und nach wenigen Tagen lag er selber todtkrank darnieder; doch erholte er sich wieder, und konnte mit den Brüdern noch die nöthige Berathung pflegen. Auch das seinem Ende zueilende Pilgerhut besuchte er noch, und munterte die Brüder zum Ausharren auf. Im März 1762 kam er mit den Brüdern Dähne und Grimm nach Saron zurück. Auch dieser Knecht Gottes sollte nicht länger hier auf Erden dienen, denn nach langen Leiden ging er im Mai heim, und nach acht Wochen folgte ihm seine Frau. Um so rüstiger blieben Schirmer und Eleve. Letzterer hatte sich ganz erholt, und schildert uns den Zustand Sarons von einer erfreulichen Seite: „Wir leben in einem stillen Gottesfrieden, der Heiland macht uns durch seine liebe Nähe das elende Leben erträglich. Der Geist Gottes hat eine so selige Gnadenarbeit an den Herzen unserer Indianer angefangen, daß wenn dieselbe

so fortgehet, wir uns in Saron eine Gnadenzeit versprechen, dergleichen wir noch keine gehabt haben. Wenn ich sie in ihren Häusern besuche und mit ihnen vom Heiland rede, so weint mein Herz vor Freuden, weil ich gewahr werde, daß es Eingang findet. Einige, welche seit Jahr und Tag vom Abendmahle wegbleiben mußten, kommen jetzt auf ihr Herz, und beklagen mit Thränen, daß — um ihren eigenen Ausdruck zu brauchen — ihr Schöpfer so lange vor ihnen vorbeigegangen, ohne bei ihnen einkehren zu können." Arawakken und Karaiben besuchte er fleißig, und rühmte ihnen den Tod Jesu an. Er hatte sogar einmal Gelegenheit, dem Oberhaupte der kupenamischen Freineger das Evangelium zu verkündigen. „Ei, das habe ich ja in meinem Leben noch nicht gehört," sagte dieser. „Warum haben mir denn die Christen nie ein Wort davon gesagt?" Der Bruder wird ihm wohl Aufschluß gegeben haben. Denn Christen, die nur den Namen führen, wissen und wollen nichts davon, wovon Andern das Herz so voll ist, daß ihnen der Mund übergeht. Sowohl die Brüder in Saron, als die in Ephrem, faßten aufs Neue Muth, als Bruder Andresen aus Europa zur Visitation anlangte, und vier Brüder zur Verstärkung mit sich brachte. Doch Einer davon starb bald und ein Anderer ging nach Europa zurück. Andresen hielt sich 8 Wochen in Paramaribo auf, die Brüder kamen zu ihm, und hörten manches Wort der Ermunterung. Cleve wurde von ihm mit der Wittwe Millins zur Ehe verbunden. Die Missionare gingen aber noch schweren Dingen entgegen. Die Sclavenrebellion hatte verderblichen Einfluß auf die Missionsplätze geübt, namentlich mußten die Brüder in Ephrem weichen. Als jedoch im Jahre 1764 der Aufruhr gedämpft war, gingen die Missionare wieder auf ihre Stationen zurück, aber sie fanden ihr Haus in Ephrem so verderbt, daß es nur mit Mühe bewohnbar gemacht werden konnte. Doch fanden sich getaufte und ungetaufte Indianer ein. Weil aber Ephrem in mancher Beziehung nicht günstig lag, und die Indianer doch zu einer Gemeine gesammelt werden sollten, so zogen

es die Brüder vor, vier Stunden weiter hinauf an der Corentyn ihr Standquartier aufzuschlagen. Hier war gutes Land, und noch dazu ein gutes Proviantshaus, welches sie von der Regierung käuflich an sich brachten und für ihre Zwecke einrichteten. Nicht weit davon war der Mepennafluß, wo sich viele der von Pilgerhut geflüchteten Indianer aufhielten. Diese konnten jetzt um so besser bedient werden, und eine Bedienung that noth, da sie sehr verwildert waren. Schirmer, der selbst hinfällig geworden, besuchte sie dennoch öfters und fand Anklang. Er hatte manchmal 80 bis 100 begierige Zuhörer. „Es ist hier ein großes Feld," schreibt er um jene Zeit, „wenn nur recht muntere Helden da wären, die das Land durchreisen könnten. Ich kann nicht mehr viel auf mich nehmen, weil meine Kräfte immer mehr abnehmen. Indessen will ich thun, so viel ich kann, nach dem Vermögen, das der Heiland darreichen wird. Ich bete, seufze, weine vor meinem lieben HErrn für dieses arme Volk, und dann preise ich ihnen ihren Schöpfer und Erlöser, der sein Blut für sie vergossen hat, unablässig an, und unter den Getauften gibt es recht liebe Leute, die das Wort mit begierigem Herzen aufnehmen." Weil die Brüder Hoffnung hatten, Pilgerhut hier wieder aufleben zu sehen, so nannten sie den Missionsplatz Hoop, was im Holländischen Hoffnung heißt. Hier, sowie in Saron, hatte es den Anschein, als ob das Werk des HErrn noch recht lange fortgeführt werden könnte. Namentlich ging es auch in Saron recht erfreulich. Man konnte wieder aus den Indianern Helfer und Helferinnen mit Segen gebrauchen. Als eine Frau von Saron fortziehen wollte, weil sie da immer unruhig und mißvergnügt wäre, sagte eine Helferin zu ihr: „Das wird dir nichts helfen, denn du nimmst ja dein böses Herz mit. Gib es lieber hier dem Heilande, daß Er es wasche und reinige mit seinem Blute, so wirst du auch hier ruhig und vergnügt werden." Die Unruhe bei manchen Indianern kam freilich auch von der Furcht vor den Negern her. Der Friede war zwar geschlossen, aber die durchziehenden Neger benahmen sich oft so unverschämt, daß die

Indianer wirklich Ursache zur Betrübniß hatten. Da verliefen sich wieder manche derselben; aber die Brüder ließen den Muth nicht sinken, sondern bauten sogar im Jahr 1766 ein neues Haus zu Versammlungen. Sie bedienten sich zu manchen Andachten ihrer Helfer, und nicht ohne Segen. In einer Früh-Versammlung sagte einst der Helfer Silas: „Was wollen wir heute einander erzählen? Das Einige, wovon wir immer reden, und woran wir immer denken sollen, ist der Heiland und sein Tod am Kreuze, der soll uns niemals alt werden. Wenn wir immer auf Ihn hinsehen, wie Er am Kreuze für uns gehangen hat, so bleibt uns auch immer neu, daß Er uns dadurch aus der Nacht der Finsterniß erlöst und aus der Gewalt des Satans losgekauft hat. Sehen wir aber nicht immer auf sein Todesbild am Kreuze, so kann gar leicht ein böser Geist kommen und uns betrügen, daß wir uns von Jesu verlieren. Darum ist es gut und nöthig, daß wir alle Tage mit unserem verdorbenen Herzen zu Ihm gehen und Ihn bitten, daß Er es aufs Neue mit seinem Blute reinige. Er verlangt nichts, als unsere Herzen, die sollen der Lohn für seine Schmerzen seyn. Und wenn Er solcher Herzen viele bekommt, so freut Er sich, daß sein Sterben und Blutvergießen an ihnen nicht vergebens ist.“ Andere Helfer redeten in anderer Weise recht erbaulich. Doch konnte bei alle dem nicht gesagt werden, daß, wenn auch manche Seelen nach dem Worte des lebendigen Gottes fragten, die Gemeinen zugenommen hätten. Nur selten war Einer geneigt, sich bei den Brüdern häuslich niederzulassen. Das mußten sie besonders in Hoop erfahren. Die Brüder gaben sich alle Mühe, die von Pilgerhut zerstreuten Indianer zu sammeln; aber wenn sie auch kamen und Hunger nach dem Worte zeigten, so gingen sie doch bald wieder weg. Manche kamen auch nur wegen leiblicher Bedürfnisse. Einmal sagte der Anführer einer Gesellschaft Indianer, er habe an dem Orinokoflusse gewohnt; die dortigen Patres — katholische Missionare — hätten auch von dem Schöpfer geredet, aber nach der Versammlung hätte jeder Zuhörer etwas Branntwein bekom-

men. Ob es hier auch so wäre? Als die Brüder darauf antworteten, daß dieß nicht der Fall wäre, wollten sie weder in die Versammlung gehen, noch etwas Weiteres hören. Manchmal machten die Indianer sonderbare Einwendungen. Eine Frau sagte einmal zu den Brüdern, die sie zur Bekehrung aufforderten: „Es gefällt mir wohl nicht, zu sterben, und nicht zu wissen, wo ich hinkommen soll; es wäre mir lieber, unser Schöpfer käme zu uns und wohnte unter uns, daß wir nicht sterben und begraben werden müssen." Der Tod war diesen armen Leuten ein furchtbares Schreckbild; um so erfreulicher durfte auch die Sinnesänderung derer genannt werden, welche diese Furcht in Christo überwanden und ihrem Tode mit Verlangen entgegensahen. Saron, diese vormals so liebliche Blume, fing an, zu welken. Statt zuzunehmen, verringerte sich das Gemeinlein. Auch starb der liebe, treue, thätige Schirmer, welcher ihre Sprache und ihre Lebensart so gut kannte. Am 5. Juli 1768 entschlief er. In Hoop dagegen regte es sich wieder. Dazu halfen die öfteren Besuche des Bruders Cleve unter den in den Wäldern zerstreuten Indianern. Die Reisen waren mit vielen Beschwerden verbunden; doch entschädigte die oft sehr freundliche Aufnahme, welche er fand. Mit zwei Indianern kam er einmal auf seinem Korjar zum Attallikulliflusse und kehrte in einem Hause ein, wo 13 Personen beisammen waren. Was sie nur in ihrer Armuth zusammenbringen konnten, tischten sie auf, um ihre Freude über diesen Besuch zu bezeugen. Nicht genug konnte ihnen Cleve vom Heilande erzählen. Besonders waren drei alte Mütterchen gar aufmerksam. Wenn Cleve seinen Gastfreunden auch sagte, als es Nacht geworden war, daß sie sich jetzt zur Ruhe begeben sollten, so gingen sie doch nicht. In einem andern Hause fand er einen von den spanischen Missionaren getauften Indianer. Als Cleve mit ihm reden wollte, sagte er: „Das haben mir die Patres auch gesagt, ich weiß alles." Als ihn Cleve weiter fragte, ob er auch wisse, daß er als ein armer Sünder zu Jesu kommen, an Ihn glauben und sein Herz von Sünden abwaschen lassen

müsse, wenn er selig werden wolle? so konnte er nur sagen: „Das haben mir die Patres nicht gesagt; aber sagst du den Christen auch solche Worte?" Bruder Cleve bemerkte ihm, daß er nur zu den Arawakken geschickt sey; und als der Indianer weiter fragte, ob er ein Verlangen habe, zu taufen? erhielt er die Antwort, daß diese Nation erst ihr Verderben erkennen und an Den glauben müsse, der aus Liebe zu ihnen gestorben sey und unsern Ungehorsam gebüßt habe. Nur wer das annehme, könne getauft werden. Da sagte er: „Deine Worte sind gut und sind Wahrheit, ich werde euch bald besuchen." Jenseits des Flusses fand Cleve einen kranken Indianer, welcher ehedessen in Pilgerhut gewohnt hatte. Als der Kranke den Missionar sah, fing er an zu weinen, bezeugte seine Liebe zu Christo und daß er nur bei Ihm Hülfe suche, nicht bei dem Semetti (dem Zauberer). In einem andern Hause setzten sich die Männer gleich um ihn herum. Da that Cleve seinen Mund auf und redete mit Freudigkeit von der Liebe des Heilandes zu den Menschen. „Wir hören deine Worte sehr gerne," sagten sie ganz erstaunt und erfreut darüber. Der Hauswirth ließ gleich zwei Cassabikuchen backen, den einen zum alsbaldigen Essen, den andern auf den Weg. Wo noch Cleve hinkam, in den meisten Häusern fand er Eingang. Manchmal erfuhr er aber auch Spott und Widerspruch. Einmal sagte ein Zauberer zu ihm: „Ich wollte wohl deines Sinnes werden, wenn du mir nur versprechen könntest, daß ich nicht erst sterben, sondern lebendig von der Erde in den Himmel auffahren sollte. Denn was haben deine Leute mehr, als ich? Schumann ist gestorben und seine Leute auch. Was willst du nun hier?" Was er hier wolle, beantwortete ihm Cleve gründlich; aber da er anfing, zu spotten, fuhr Cleve in feierlichem Ernste fort: „Jetzt kannst du der Kinder Gottes zwar spotten, aber siehe dich vor, wie du dereinst zurecht kommen wirst. Denn der Heiland wird einmal wieder kommen in den Wolken, und seine Kinder mit Ihm; da wird Er einem Jeden den Lohn seiner Werke geben, und auch du wirst deinen

Lohn bekommen!" Wie vom Blitze gerührt, verstummte der Spötter und schlich sich davon. Ein anderes Mal war der Missionar bei einem Kranken. Als er aus dem Busche kam, begegnete ihm des Kranken Mutter. „Hast Du meinem Sohne Medizin gebracht?" fragte sie. „Nein, ich hatte keine bei mir, aber ich habe ihm gesagt, wie er selig werden könne." „Ei, sage mir das auch," fuhr sie fort, und als er nun von dem Leiden und Sterben Christi für die Sünderwelt sprach, und beifügte: „Auch du hast einen Erlöser nöthig," hielt sie das für eine große Beleidigung. „Das ist nicht wahr, ich brauche keinen Erlöser, denn ich habe kein Böses gethan, meine Sünden brauchen nicht weggenommen zu werden, denn ich habe keine, ich bin gut." Ja sie gerieth in solche Wuth, daß sie ein Gefäß mit Cassabiwurzeln zur Erde warf, ihre eine Hand in die Seite stützte und mit der andern dem Bruder den Mund zuhielt. „Du mußt ein recht unverständiger und ungehorsamer Mensch seyn, der einen Erlöser braucht. Du hast alle Ursache, zu *beten*," und Aehnliches sagte sie weiter. Wo solche Feindschaft der Selbstgerechtigkeit sich offenbart, da fehlt es auch nicht an Seelen, welche nach der Wahrheit verlangen. Wir haben es schon gehört. In Hoop standen schon im Jahre 1768 zehn Indianerhütten. Täglich konnte man jetzt Versammlungen halten, aber immer traten hier, so wie in Saron, neue Schwierigkeiten in den Weg. Die Missionare und ihre Frauen waren oft mit Krankheiten heimgesucht. In nicht zehn Jahren gingen zehn Geschwister heim, darunter die tüchtigsten Männer, wie Lawatsch, Wohn und Frommelt. Jedoch der empfindlichste Verlust in dieser Zeit war wohl der Heimgang des lieben Bruders Johann Konrad Cleve. 16 Jahre hatte er auf den drei Missionsplätzen mit Treue und in wahrhaft apostolischem Geiste gedient. Im November 1774 brachte er seine Frau zur Heilung eines Brustleidens nach Paramaribo. Die vielen Strapatzen und auch mehrere Krankheitsanfälle hatten ihn äußerst geschwächt; dennoch unternahm er noch im Mai 1775 in Begleitung Mente's eine Reise nach der Stadt,

um seine kranke Frau zu besuchen; aber als er an die Mündung des Wajombeflusses gekommen war, überfiel ihn auf dem Fahrzeuge eine Schwäche, der Vorbote des Todes, welcher auch am 17. Mai selig erfolgte. In der Nähe war das Grab des vor sechs Jahren hier entschlafenen Bruders Drews. Dahin wurde er bestattet. Der Verlust war nicht leicht zu ersetzen, indem die jährlich aus Europa ankommenden Gehülfen lange Zeit zur Erlernung der schweren arawakkischen Sprache brauchten. In Saron verminderte sich die Zahl der Indianer immer mehr. Furcht vor den Negern, Mangel an Nahrung, besonders aber Gleichgültigkeit gegen das Wort Gottes waren die Hauptursachen solcher Abnahme. Da entschlossen sich die Brüder, gewiß mit schwerem Herzen, diesen ganz unfruchtbaren Posten aufzugeben, und alle ihre Kraft auf Hoop zu verwenden, welches jetzt die einzige Indianergemeine war.

Um jene Zeit fand sich ein thätiger Bruder unter den Arawakken, Jakob Erdmann Burkhard. Er stand fast allein, denn die zwei weiteren Brüder in Hoop konnten ihn wenig unterstützen; einer mußte Kränklichkeits halber nach Europa zurückkehren, der andere, Vögtle, welcher schon viele Jahre unter den Indianern gearbeitet hatte, konnte wegen Altersschwäche wenig mehr leisten. Daß Burkhard sich nach Hülfe sehnte, begreift sich, und der im Jahr 1784 neu angekommene Bruder Samuel Wagner, der das Ganze der surinamischen Mission unter seine Leitung bekam, brachte ihm eine Gattin, und noch einen ledigen Bruder zu einem Gehülfen für Hoop. Auch diese Gemeine wollte nicht zunehmen, denn am Ende des Jahres 1783 zählte sie nur 167 Seelen. Wir kennen bereits die Hindernisse, die einem geordneten Gemeinleben im Wege standen. Das herumziehende Leben der Indianer war ein hauptsächliches. Nur einige Familien hatten ihren ständigen Wohnsitz in Hoop, die meisten kamen nur alle vier Wochen zum heiligen Abendmahle. Sie nahmen dann ihre Kinder und ihren Hausrath mit hinaus. Oft kam es auch vor, daß die Missionare sie in zwei, drei Monaten nicht

zu sehen bekamen. Die Stellvertretung der Missionare durch Gehülfen erwies sich als ungenügend; denn die Indianer ließen sich wohl von den Missionaren Etwas sagen, von ihren Landsleuten aber nahmen sie nichts an. Trotzdem war Burkhard unermüdlich; er ließ sich durch keine Schwierigkeiten abhalten, den Arawakken, getauften und ungetauften, nachzugehen.

Wir haben schon gehört, daß die Arawakken, Karaiben und Warauen friedlich neben einander wohnten, obwohl sie ihre verschiedenen Sprachen hatten. Gar gerne hätte man sich auch an die Karaiben und Warauen gemacht, auf dieselbe Art, wie man aus den Arawakken Gemeinen sammelte, aber die Sprache stand im Wege. Der Sohn Schumanns, Christian Ludwig, widmete sich lange Zeit der Sprache der Karaiben, um sich zu einer Mission unter dieses Volk vorzubereiten, und verfertigte zu dem Ende eine karaibische Sprachlehre und ein Wörterbuch. Es kam jedoch nicht zur Mission unter ihnen, obwohl die Karaiben immer ein Verlangen bezeugten. Weil sie gehört hatten, daß in Hoop Bücher in ihrer Sprache wären, so kam einmal im Juli 1784 eine Gesellschaft dahin. Man las ihnen daraus vor; es waren vermuthlich Stücke der evangelischen Lehre. Ein anderes Mal wurde einem Karaiben-Häuptlinge mit seinen Leuten auf ihren Wunsch das Bild von der Kreuzigung Christi erklärt. Der Capitän, der Holländisch verstund, dollmetschte es seinen Leuten. „Ueber's Jahr," sagte er, „will ich mit all meinen Kindern (seine Untergebenen meinte er) zu euch kommen und Gottes Wort lernen. Da wollen wir uns nicht mehr mit rother Farbe malen, sondern Hemden anziehen und gläubig werden." Er hielt aber nicht Wort. Um diese Zeit kamen auch solche Arawakken, die vor 20 Jahren vor der Empörung der Neger entflohen waren, nach Hoop. Sie bezeugten, daß sie sich der Gnaden, welche sie vormals in Pilgerhut genossen hätten, noch immer mit Freuden erinnerten, sich aber in Hoop anzusiedeln, fiel ihnen nicht ein. Andere versammelten sich an der Marataffa sonntäglich, um sich

durch Gesang zu stärken. Katharina, die sich mit zwei Söhnen in Hoop eine Zeit lang aufhielt, aber sonst an einem entfernten Orte wohnte, äußerte: „Es ist freilich schwer, so lange von des Heilands Kindern entfernt zu seyn, doch habe ich den Heiland nicht vergessen. Es ist kein Tag vergangen, da ich nicht an Ihn und seinen Tod und Blutvergießen gedacht habe, und oft habe ich mich allein in einen Winkel gesetzt und zu seinen Füßen geweint." Solche herzliche Bekenntnisse fielen auch von Andern, und nährten in den Brüdern immer die Hoffnung, ihre Arbeit werde unter dieser Nation nicht ohne Erfolg seyn. Aber da starb der theure Burkhard, und Niemand war da, der seine Stelle ausfüllen konnte, denn Felix Gutherz, welcher seine Wittwe ehlichte, hatte viel mit der arawakkischen Sprache zu thun, so daß er erst im Jahre 1789 die Bedienung des Gemeinleins übernehmen konnte. Vögtle, der allein die Sprache verstand, that noch, was sein vorgerücktes Alter gestattete. Die Gemeine nahm ab; schon im Jahr 1787 hatten 29 Getaufte sich an den Essequebo gezogen; andere wohnten an dem Flusse Mepenna. Auch erstarb das innere Leben bei vielen. Besuchte man sie, und wollte ihnen das Evangelium verkündigen, so lenkten sie ab, und konnten sagen: „Das ist ja eben das, was ich von dem alten und jungen Schumann, Quandt, Vögtle, Burkhard so oft gehört habe, wir haben es ja noch nicht vergessen." Lauheit, Sicherheit und Selbstgenügsamkeit riß ein. Bestrafte man sie, so wurden sie böse und sagten: „Wir wollen lieber von der Kirche wegbleiben." Der HErr griff aber selbst unter dieses Volk hinein: Blattern, Ruhr und hitzige Fieber räumten bedeutend auf. Da schien es, als wolle noch einmal die Gnadensonne in die Urwälder der Indianer hineinscheinen. Ein sehr begabter Mann aus Würtemberg, Johann Jakob Gottlob Fischer, erhielt die Berufung, unter den Arawakken zu arbeiten. Im März 1789 kam er nach Hoop. Er verstand die Sprache bald, und zwar lernte er von den Kindern, die er um sich zu einer Schule sammelte. Er hatte im Sinne, sie im Lesen

und später auch im Schreiben zu unterrichten. Die getauften Arawakken suchte er zu einer steteren und thätigeren Lebensart zu gewöhnen. Seine Mitarbeiter fühlten sich dadurch in ihrem gesunkenen Muthe belebt. Schon im März waren 30 Schulkinder da, und sie zeigten sich lernbegierig. Die meisten Eltern, welche entfernt von Hoop wohnten, versprachen, ihre Kinder einige Wochen da zu lassen und sie mit Lebensmitteln zu versorgen. Fischer selber hatte sich die schwere Sprache so schnell angeeignet, daß er schon im September einen Vortrag darin halten konnte. Weil er sah, daß der Boden in Hoop zum Cassabibau nicht geeignet war, suchte er zwei Stunden davon in Aulibissi taugliches Land. Der dortige Kapitän der Indianer überließ es den christlichen Indianern zum Anbau. Am Ende des Jahres 1790 baute man ein großes Schulhaus. Es erstanden auch neue Häuser hinter Apfelsinen- und andern Fruchtbäumen. Fischer ging auf manche Gebrechen los; dem Müssiggang und Bettel steuerte er, und suchte Kinder und Alte zu allerlei Arbeiten und Fertigkeiten zu gewöhnen. Ende Octobers 1791 wurden ihnen Ordnungen vorgelesen, die sie zu halten versprachen. Es sollte damit das heidnische Wesen abgeschnitten und eine gesittete Lebensart durchgeführt werden. In den Versammlungen mußten sie ordentlich gekleidet erscheinen. Die Zahl der beständigen Bewohner Hoops betrug damals 108. Eine solche geordnete Gemeine hatte für die Wilden eine Anziehungskraft, und Manche entschlossen sich, hin zu ziehen. Selbst Karaiben und Warauen stellten sich noch immer zum Besuche ein. Freilich wollte solche Ordnung ihnen in die Länge nicht behagen, und sie hatten daher im Sinne, sich wieder zu zerstreuen; die liebreichen Vorstellungen der Missionare thaten Einhalt. Es traten aber bald ernste Prüfungsjahre ein. Dahin war die Eroberung von Berbice durch die Engländer im Jahre 1796 zu rechnen, die allen Verkehr mit Surinam hinderten, so daß die Indianer ihre Balken, Bretter, Schindeln und dergleichen nicht mehr absetzen konnten. Dazu kam eine Mißernte. Mehl, Butter und Salzfleisch

gingen in Hoop ganz aus. Einmal geriethen Bruder Kluge mit sechs Indianern in Gefangenschaft der Engländer; aber auf Vorstellung erhielten sie wieder ihre Freiheit nebst ihrem weggekaperten Schiffe mit seinem Inhalte und 700 Gulden. Man ertheilte ihnen sogar Erlaubniß, ihren Verkehr ruhig fortzusetzen. Dieser Verkehr wurde aber durch Fischers Unvorsichtigkeit unterbrochen. Mit Genehmigung des holländischen Posthalters beförderte er nämlich die Mannschaft eines gestrandeten Schiffes nach Berbice, und behielt als Belohnung für seinen Dienst so viel Güter, als er bergen konnte. Die Mannschaft hatte sich für Nordamerikaner ausgegeben, allein es stellte sich heraus, daß es Engländer waren. Da ertheilte ihm die Regierung den Befehl, unverzüglich seinen Missionsposten mit seiner Familie zu verlassen. Die Indianer sahen ihn nur zu ihrem großen Schmerze scheiden. Er begab sich hierauf nach Nordamerika. Es scheint, daß dieser Mann zu sehr auf seine Gaben vertraute. Den Rath seiner Mitarbeiter kann er nicht hoch angeschlagen haben. Bruder Kluge setzte jetzt mit Eifer das Werk in Hoop fort, und im Jahr 1800 trat Theodor Schulz in den Dienst der arawakkischen Mission. Er erlernte die Sprache mit dem besten Erfolge. Wenn nun auch das Werk noch einige Zeit fortgeführt wurde, so brannten im Jahre 1808 übelgesinnte, boshafte Leute Hoop nieder.

So endete das einst so viel versprechende Werk unter den Arawakken nach siebzigjähriger Dauer. Man machte später noch kurze, vergebliche Erneuerungsversuche. Wir aber stehen jetzt an dem Grabe der Arawakkenmission, und erquicken uns an der Geschichte ihrer Vergangenheit. Die Wege Gottes sind wunderlich, aber wir dürfen auch sagen, seliglich, und zuletzt triumphirt doch sein hoher Rath. Gibt es auch eine Auferstehung für das arawakkische Missionsgrab? Wird die Stimme des Menschen- und Gottessohnes hineintönen? Oder sind die Akten geschlossen? Wir fragen, und der HErr möge in Gnaden ein herrlicheres Hoop, Ephrem, Saron und Pil-

gerhut erstehen lassen! Das wissen wir aber gewiß, daß, wenn der Morgen des Tages ohne Ende gekommen seyn wird, das Posaunengeschmetter der Erzengel, die Stimme dessen, der da ist, der da war und der da kommt, auch in jene Urwälder dringen wird, und Gräber sich aufthun werden, aus denen selige, herrliche Indianer mit ihren Lehrern und Lehrerinnen hervorgehen. Da wird von vielen Seiten ein fröhlicher Lobgesang erschallen, der wird heißen: „Gelobt sey, der da kommt in dem Namen des HErrn!"

Wegen mehrmonatlicher Krankheit des Herrn Redakteurs der Bibelblätter wird Nro. 1 der Bibelblätter zugleich mit Nro. 2 erscheinen und mit dem nächsten Heft ausgegeben werden.



Lith. v. E. Kaufmann in Lahr.

AUDIENZ DES Dr. IRWING & MISSIONARS HINDERER BEI DEM KÖNIG VON OFIN

Jahrgang

1856.

Zweites Quartalheft.

I. Quartal-Uebersicht über die neuesten Ereignisse auf dem Gebiete der Mission. — II. Predigtreise des Missionars Zimmermann in das Kroboland (West-Afrika). — Dr. Irving's Bericht über seine Reise mit Miss. D. Hinderer in das Idschebuland (West-Afrika). — Die Religion des Negers. — Zwei Abhandlungen über die chinesische Sprache. — III. Bibelblätter.

Mit einem Bilde von der Audienz des Dr. Irving und des Missionars Hinderer bei dem Könige von Idschebu.

Basel,
im Verlag des Missions-Institutes.

Verantwortliche Redakteure: Inspector Josenhans und Pfarrer Peter.
Druck von Felix Schneider.

Inhalt

des zweiten Heftes 1856.

I.

Quartal-Uebersicht

über die

neuesten Ereignisse auf dem Gebiete der Mission.

---

1. Die neuesten Ereignisse auf dem Gebiete der Basler Mission.

(1. Oct. bis 31. Dec. 1855.)

A. Nachrichten aus Basel.

Committee. Sitzung vom 3. Oct. Ostindische Angelegenheiten. Südmahratta-Distrikt. Die Annahme von circa 70 Colonisten auf der Station Malasamudra, die Versetzung des Katechisten Christian Sudschi von Guledgudd nach Malasamudra, die Aufnahme von 10 Waisenkindern in das neuzuerrichtende Waisenhaus ebendaselbst wird genehmigt. Malabar-Distrikt. Die Errichtung einer Außenstation in Edatscheri bei Tschombala, und die Bitte Bruder Hebichs um Aenderung in der Art und Weise des Geldbezugs wird abgelehnt. Die Baunoth in Cannanur wird erörtert. Miss. Diez erhält die Erlaubniß, sich mit Jgfr. El. Blandford zu verheirathen. Canara-District. Eine Nachverwilligung für die

Mädchenanstalt in Mangalur und die Reparatur des Gemeindeschulhauses wird beschlossen. Der Waisenhausvater Daniel Ammana wird unter die Katechisten aufgenommen. Einige persönliche Bitten der Brüder Lehmann, Hoch und Mögling in Haushaltungs- und Familien-Angelegenheiten werden genehmigt. — Sitzung vom 10. October. Die am 1. Oct. in die Voranstalt eingetretene Präparandenclasse wird von der Committee begrüßt. Br. Baums Instruction wird berathen. — Sitzung vom 24. Oct. Briefe von Hrn. Pastor Treviranus in Bremen und Br. Seybold im Islington-College werden mitgetheilt. Berathung über die der Gesellschaft gegen den seligen Pastor Dittrich in Moskau noch obliegenden Verbindlichkeiten. Herr Apotheker Scholl in Stuttgart meldet, daß Hr. Secretär Stroh daselbst die von Hrn. C. Kübler bisher besorgte Versendung unserer Missionsschriften übernehmen will. Auf des Bischofs Gobat in Jerusalem Vorschlag wird der Zögling Fleischbacker zum Judenmissionar für Palästina designirt. Die von dem Präses und Secretär der General-Conferenz unserer ostindischen Brüder über Miss. Kullen wegen schwerer Versündigung an seinen Zöglingen ausgesprochene Entlassung aus dem Missionsdienst wird von der Committee bestätigt. — Sitzung vom 31. October. Bericht einiger Committee-Mitglieder über verschiedene Missionsreisen. Hr. Carl Sarasin theilt der Committee mit, daß die Zahl der Kreise unserer Halbbatzen-Collecte auf 400 angewachsen sey, welche 40,000 Geber repräsentiren; die Arbeiten der Kommission und des Comptoirs nun aber auch in entsprechendem Maaßstab sich vermehren. Miss. Huber erbietet sich, vorerst allein, ohne seine immer noch kranke Frau, auf seinen Posten in Ostindien zurückzukehren; die Committee nimmt diese Erklärung mit Dankbarkeit hin, kann sich aber nicht entschließen, das Anerbieten anzunehmen, so lange so wenig gewisse Aussicht auf völlige Wiedergenesung der Frau Miss. Huber vorhanden ist. — Sitzung vom 7. November. Der Zögling Baum wird für Afrika verabschiedet. Berathung über die Reorganisation der ihres Vorstehers beraubten Katechistenschule in Mangalur. Miss. Gundert in Tschirakal soll

die Leitung derselben übernehmen. Zur Ausfüllung der im Kreis unserer ostindischen Missionare entstandenen vielen und schmerzlichen Lücken sollen vorerst die drei verfügbaren Brüder ausgesandt werden. Beschluß über die Stellung, welche Miss. Mögling in unserer ostindischen Mission in Zukunft einzunehmen gebeten werden soll. — Sitzung vom 9. November. An die Stelle des von den englischen Aerzten als zum Missionsdienst in einem Tropenland untauglich bezeichneten Br. Seybold's im Islington-College beschließt die Committee, im April 1856 den Zögling Hofer nachrücken zu lassen, während jener Erlaubniß erhält, als Prediger nach den vereinigten Staaten sich zu begeben. Die Committee bestätigt die von der Districts-Conferenz Malabar aus persönlichen Gründen angeordnete Versetzung der Schwester Kegler, Lehrerin in Calicut, nach Tschirakal. — Sitzung vom 14. November. Ein Legat aus Chatillon wird angezeigt. Zögling Illg wird auf seinen Wunsch vom Erlernen der alten Sprachen dispensirt und für einen technischen Missionsberuf bestimmt. Die englische Bibelgesellschaft lehnt den Antrag auf zeitweilige Uebernahme der Brüder Zimmermann und Christaller als Bibelübersetzer in dieser Form ab. In Betreff der Bitte unserer chinesischen Missionare, eine Mädchenschule in Pukak errichten zu dürfen, beschließt die Committee, eine genauere Darlegung des Planes zu fordern. Aus Veranlassung der Erklärung unserer chinesischen Brüder hinsichtlich der früher besprochenen Uebergabe unserer chinesischen Mission an die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft, gibt die Committee denselben die Zusicherung, sie habe sich durch den Gang der Dinge überzeugt, daß der Zeitpunkt, die chinesische Mission an eine andere Gesellschaft abtreten zu müssen, noch nicht gekommen sey, die Basler Missionsgesellschaft dieselbe demnach fortführen werde, so lange der HErr nicht durch klare und deutliche Fingerzeige auf eine andere Maaßregel hinweise. Die Districts-Conferenz Canara bittet um 500 Rup. zu einem Katechistenhaus, Versammlungssaal und Missionarszimmer in Kalianpur; die Committee verwilligt für dieses Jahr nur 50 Rup. zu einer Wohnung für den Katechisten.

Sitzung vom 21. November. C. F. Lars Wilhelm Strömberg aus Schweden wird als Zögling ins Missionshaus aufgenommen. Die Zöglinge Fleischbacker und Hofer erklären sich mit der ihnen zugedachten Bestimmung einverstanden. Eine Reihe von Vorschlägen und Bitten der Districts-Conferenz Canara, das Waisenhaus in Mulki, die Stationen Udapi, Schimoga und Mangalur und Miss. Lehmanns Verehlichung betreffend, werden erledigt. Der Antrag der Station Cannanur auf Ordination des Katechisten Jacob Ramawarma wird vorläufig gutgeheißen, aber eine förmliche Prüfung desselben durch die General-Conferenz und ein Gutachten der Letzteren über seine Befähigung zum Amt eines ordinirten Missionars angeordnet und erbeten; ferner das Nöthige in Betreff der Ordination selbst vorgeschrieben. Der Station Cannanur, welche eine neue Außenstation in Tschowwa aus Mitteln ihres Kirchenfonds gegründet hat, soll bemerkt werden, daß die Committee gewünscht hätte, es wäre ihr der Plan dieser Unternehmung vor der Ausführung zur Genehmigung vorgelegt worden. Miss. Greiner in Udapi erhält Erlaubniß zur Wiederverheirathung. — Sitzung vom 28. November. Die indische Verwilligungstabelle wird genehmigt. Anfrage der engl.-kirchl. Missionsgesellschaft in Betreff der ostafrikanischen Mission. Miss. Mögling in Almanda theilt der Committee seine Verhandlungen über verschiedene umfassende literarische Plane, theils mit dem Generalgouverneur von Indien, theils mit dem Unterrichtsminister der Madras-Präsidentschaft mit und bittet dieselbe um Erlaubniß für Miss. Kaundinja, zum Behuf der Ausführung dieser Plane sich mit ihm im Kurglande zu vereinigen. Miss. Kaundinja unterstützt diese Bitte. Die Committee schenkt den Absichten Miss. Möglings in materieller Beziehung zwar im Allgemeinen ihren Beifall, erklärt es aber für durchaus unstatthaft, daß dem Generalgouverneur von Miss. Mögling im Voraus erklärt worden ist, Miss. Kaundinja stehe zur Verfügung, die Committee dagegen erst hintennach von allen diesen Verhandlungen in Kenntniß gesetzt und um ihre Zustimmung gebeten wurde. Sie mißbilligt dieses Verfahren um so mehr, weil

sie außer Stande ist, die Bitte zu gewähren. — Sitzung vom 12. December. Br. Rottmann in Christiansborg wird zum General-Cassier der afrik. Stationen bestellt. Die Vereinigung der beiden afrik. Katechisten-Institute, auf welche von Seiten der Vorsteher und Lehrer derselben angetragen wird, wird besprochen. — Sitzung vom 19. December. Die Aeußerungen und Gutachten der Malabar-Conferenzen und Brüder über Miss. Dr. Gunderts beabsichtigte Versetzung von Tschirakal nach Mangalur werden erwogen und beschlossen, daß der an ihn ergangene Ruf in Kraft bleiben solle, weil kein anderer Ausweg zur Besetzung der Stelle des verstorbenen Miss. Weigle zu finden ist. Zugleich aber wird dem Inspector der Auftrag gegeben, sich um einen tüchtigen Theologen umzusehen, der in Miss. Weigle's literarische Arbeiten einzutreten befähigt und dessen Nachfolger zu werden Willens wäre.

Verwaltungs-Commission. Sitzung vom 5. November. Besprechung über eine nothwendig erscheinende Reorganisation des Comptoirs. Der Inspector erhält den Auftrag, seine Ansicht über die geäußerten Gedanken zu Papier zu bringen und in Circulation zu setzen. Uebergang der Agentur unserer Gesellschaft in London von Hrn. Charles Young an das Haus Mallalieu u. Comp. Hr. Dr. Barth benachrichtigt den Inspector davon, daß die Bremer Missionsfreunde damit umgehen, ein Missionsschiff für Westafrika zu acquiriren. In den Sitzungen vom 19. und 26. November wurde die ostindische, in der Sitzung vom 5. December die chinesische und afrikanische Verwilligungstabelle bearbeitet. — Sitzung vom 10. December. Das Referat des Inspectors über die Reorganisation des Comptoirs wird berathen und vor der Hand von derselben abgestanden.

Kinder-Erziehungs-Commission. Sitzung vom 15. October. Berufung der Jgfr. Auguste Burk, Tochter des Hrn. Diacon Burk in Stuttgart, an die Stelle der von ihrer Mutter Kränklichkeit halber zurückerbetenen Jgfr. Sophie Dolmetsch zur zweiten Lehrerin des Kinderhauses. — Sitzung vom 15. December. Das neue Haus soll

von dem Eigenthümer, Hrn. Mechanikus Epple, dem Miethcontract gemäß so hergestellt werden, daß es am 1. April bezogen werden kann. Dabei soll es bleiben. Ueber die Einrichtung eines Holzschopfs und einer Waschküche soll eine Commission mit Hrn. Epple sich besprechen. Die Vorsteherin soll dem Präses der Commission und dem Inspector von den einlaufenden Briefen die wichtigeren von Zeit zu Zeit vorlegen und jedes Vierteljahr einmal der Commission über den Gang der Anstalt und jedes Kindes Bericht erstatten. — Sitzung vom 27. December. Die Besprechung mit Hrn. Epple über die noch fehlenden Einrichtungen im neuen Local führt zu dem Antrag, das Haus nicht zu miethen, sondern zu kaufen. Nach reiflicher Erwägung der Umstände und Verhältnisse beschließt die Commission, im Vertrauen auf den HErrn, der in der Kindersache über Bitten und Verstehen bisher gethan, das Haus zu dem im früher abgeschlossenen Vertrag stipulirten Preis (Fr. 34,000) jetzt schon käuflich zu übernehmen.

Chronik der Missionsanstalt. 1. October. Verabschiedung und Einsegnung des Zöglings Baum in der Kirche zu St. Elisabeth durch Hrn. Dr. Ostertag. Baum spricht über Jac. 4, 17; Hr. Dr. Ostertag über Apoc. 2, 10. 5. Oct. besucht Hr. W. Mallalien aus London die Anstalt. 7. Nov. langt Igfr. Ernestine Binder, Braut Miss. Maders in Akropong, von Kornthal hier an. 11. Nov. verabschiedet die Committee im Brüdersaal Br. Baum und Br. Herzog, der sich als Freiwilliger an den Ersteren anschließt, für Afrika. Inspector spricht mit Beziehung auf ihre eigenthümliche Stellung in Afrika (sie sollen, weil sie sich selbst ernähren, auch mehr Freiheiten haben als unsere anderen Missionare) über Gal. 5, 13—22; dann liest Herr Carl Sarasin als Mitglied der Industrie-Commission, welche Br. Herzogs Ausrüstung und Reisekosten bestreitet, diesem seine Instruktion vor. Zum Schluß stimmt der Brüderchor ein Abschiedslied an und Inspector empfiehlt die Reisenden dem Schutz und der Gnadenleitung des HErrn. 12. und 14. Nov. Abreise der drei Geschwister. 16. Nov. kommt Pastor

König aus Karaß, ehemaliger Zögling des Hauses, nach 31-jähriger Wirksamkeit in Kaukasien, im Missionshause krank aber wohlbehalten an. Er ist entschlossen, nach Bern in seine Heimath sich zurückzuziehen. 20. Nov. begibt sich Zögling Mader wegen längeren Unwohlseyns auf einige Zeit in seine Heimath nach Mägerkingen. 29. Nov. Die Zöglinge Traub, Böhner und König erkranken. Auch Hr. Pfr. Peter, der seit seiner Rückkehr von einer 7wöchigen Missionsreise leidet, legt sich am Schleimfieber. 1. Dec. geht Inspector zu einer Missionsfeier nach Mülhausen. 3. Dec. schriftliches, 7. Dec. mündliches Examen. Nachmittags theilt Inspector die Geschichte der Gründung der Anstalt mit und knüpft daran seine Bemerkungen über Unterrichtsplan, Unterrichtsmethode und Hausordnung der Gegenwart. 15. Dec. Der neuaufgenommene Missionszögling Strömberg aus Schweden, bisher Steuermann auf einem schwedischen Kauffahrer, trifft ein. 18. Dec. reist Zögling Traub zu seiner Erholung nach Kornthal. Zögling Fleischhacker erkrankt an einem gastrischen Fieber. 31. Dec. Jahresschluß. Inspector spricht über Jes. 54, 4 und 1. Joh. 2, 17. Beim Rückblick auf das verflossene Jahr hebt er vorzüglich folgende fünf Punkte hervor: 1) Die auffallend große Zahl von Erkrankungen unter den Bewohnern des Hauses. 2) Die wunderbar gnädige Errettung aus den Bedrängnissen des Winters 1854/55. Sie soll uns eine Mahnung seyn zu gläubigerem Vertrauen auf den HErrn und fordert uns auf, uns der Armuth in der Nachfolge Christi niemals zu schämen. Die Armuth der Mission ist ein getreues Nachbild der Armuth Jesu. 3) Das oft vernehmlich werdende Knarren der Räder unseres Missionswagens, das uns auffordert, nach der Salbe uns umzusehen, welche das Tragen aller Lasten erleichtert. 4) Die Siege auf dem Missionsfelde und die Sündenfälle, welche einen tief einschneidenden Contrast bilden. 5) Die merkwürdigen Zeichen der Zeit, welche deutlich verkündigen, daß wir der Aufrichtung des Königreichs Jesu entgegengehen.

Cassenstand. Die Einnahme der Casse in den Monaten October bis December betrug: 103,325 Franken.

B. Nachrichten aus Ostindien.

I. Provinz Canara.

1. Station Mangalur.

Die Missionare Bührer und Plebst sind in ihrer Gesundheit immer noch so sehr angegriffen, daß an ihrer Wiederherstellung gezweifelt werden muß. Dieß versetzt die noch gesund auf dem Plan stehenden Brüder in beständige Sorge und Unruhe. Zum Glück langt Miss. Richter am 15. Dec. endlich nach einer langen Seereise wohlbehalten in Mangalur an und konnte Miss. Hoch, den beängstigende Nachrichten über den Gesundheitszustand seiner Gattin zu einer eiligen Reise nach den blauen Bergen genöthigt hatten, am 4. Oct. Käty wieder mit Beruhigung verlassen.

Unter dem 9. Nov. meldet Hoch die Vollendung der canaresischen Evangelienharmonie mit Anmerkungen, welche der sel. Miss. Weigle bearbeitet hatte, im Druck. Nach einem Schreiben vom 21. Nov. war der Director of public instruction in der Präsidentschaft Madras, Hr. Arbuthnot, die Woche vorher in Mangalur eingetroffen, visitirte unsere Schulen, nahm die Bittschrift unserer Mangalore School Sub-Committee *) um Regierungs-Unterstützung in Empfang und versprach die Befürwortung derselben bei dem Gouverneur der Präsidentschaft. Wirklich wurde dann auch nach einem Brief vom 28. Dec. die erbetene Unterstützung für unsere Schulanstalten in Mangalur von dem Governor in council unter dem 8. Dec. genehmigt und eine Summe von 62 Rup. per Monat und von Rup. 450 für Einmal von der Regierung verwilligt.

---

*) Diese Mangalore School Sub-Committee in connection with the Basle Evangelical Missionary Society ist ein nach bestimmten Normen, welche zwischen der Committee in Basel und den englischen Freunden der Basler Mission in Mangalur vereinbart wurden, erwählter Ausschuß von Missionaren und christlichen Freunden, dem die Localleitung unserer Heidenschulen in Mangalur unter der Oberleitung der Committee zu Basel anvertraut worden ist.

Der Protokoll-Auszug lautet:

Nro. 1543. Protokoll-Auszug. **Dat.** 8. Dec. 1855.

„Gelesen folgender Brief des Directors des öffentlichen Unterrichts.

„Here enter 21. Nov. 1855.

„Der Director des öffentlichen Unterrichts legt ein Gesuch der **School** „**Sub-Committee** in Mangalur um Verwilligung von Unterstützungen für „die von der evangel. Missionsgesellschaft in Basel in dem genannten District „unterhaltenen Schulen vor. In Bezug auf ihre englische Schule, welche „Herr Arbuthnot persönlich inspicirte, berichtet er, daß sie von den europäi„schen Beamten des Districts hoch geachtet wird und er nicht zweifle, daß sie „die Errichtung einer Regierungs-Zillah-Schule in Mangalur überflüssig mache.

„Da die Committee sich anheischig gemacht hat, die in der Erziehungs„Verordnung rücksichtlich der Verwilligung von Unterstützungen ausgesproche„nen Bedingungen zu erfüllen, so gefällt es Sr. Excell. dem **Governor in** „**Council**, auf die Empfehlung des Directors hin, als Beitrag zu den Leh„rerbesoldungen eine Verwilligung von 62 Rup. monatlich (vom 1. December „1855 an laufend) zu genehmigen, wobei bemerkt wird, daß die Fortsetzung „derselben vom Bericht der Regierungs-Inspectoren abhängen wird. Auch ge„nehmigt derselbe einen Beitrag von 450 Rup. zur Anschaffung eines physika„lischen Apparats für die englische Schule, sowie zu dem Ankauf des Grund „und Bodens, auf welchem eine der canaresischen Schulen der Gesellschaft „steht, sowie zur Hausmiethe und ersten Einrichtung einer Brahminen-Mäd„chenschule.

„Der Collector wird diese Summen an die Mangalur **School Sub**„**Committee** ausbezahlen und sie der Abtheilung des öffentlichen Unterrichts „in seiner Rechnung debitiren."

„Wahrer Auszug"

„Gezeichnet J. Pycroft, Haupt-Secretär."

„Dem Director des öffentlichen Unterrichts"

„Treue Abschrift"

„A. J. Arbuthnot."

„Director des öffentlichen Unterrichts."

„An den Präsidenten und Secretär"

„Der **Mangalore School Sub-Committee**"

„in Verbindung mit der Basler evangelischen Missionsgesellschaft"

„zur Nachricht."

Nach dem Jahresbericht von 1855 begannen die Mangalur-Missionare im verflossenen Jahr das Zuchthaus wo möglich alle Sonntage zu besuchen und eine Ansprache an solche Gefangene zu halten, welche sich freiwillig hiezu ver-

sammeln. Auch die Katechistenschüler nahmen an diesen Vorträgen Theil.

Census der Mangalur-Gemeinde am Schluß des Jahres 1855:

Gemeindeglieder 501, darunter Neubekehrte 33.
Katechumenen 16.
Gemeindeschule, Knaben: 27.
Mädchen: 58, davon Zöglinge der Districts-Mädchen-Anstalt 49.
Englische Schule. Schüler: 182, darunter Zöglinge des Indobriten-Instituts 5.
Canaresische Schulen (Heidenknaben) 55.
Katechistenschule. Zöglinge 9.

2. Station Udapi-Mulki.

In Mulki war Missionar Deggeller mit Erbauung des Distrikt-Waisenhauses und einer Kapelle, welche aus Mitteln der eingeborenen Gemeinde und freiwilligen Beiträgen englischer Freunde erbaut werden soll, beschäftigt.

Die Uebersiedelung des Distrikts-Waisenhauses von Mangalur nach Mulki erweist sich, von einigen ökonomischen Nachtheilen abgesehen, günstig für die Anstalt. Die Knaben sind hier mehr abgeschlossen und sehen und hören weniger Verderbliches. Es kann ihnen ebendeßwegen auch größere Freiheit der Bewegung verstattet werden.

Den Stand der Knaben im Ganzen bezeichnet Miss. Deggellers Bericht als einen im Ganzen guten und hoffnungsvollen. Man kann zwar an den Kindern eine Macht der Sünde wahrnehmen, welche man nicht erwartet und kaum begreift; der Gehorsam und der Wahrheitssinn hat jedoch die Oberhand und das Schlechte bleibt nicht verborgen, nicht bloß weil die Thäter ertappt werden, sondern auch deßwegen, weil immer solche Knaben da sind, welche das Böse ans Licht ziehen. In Beziehung auf den Unterricht bricht allmählig eine Lehr- und Lernweise sich Bahn, bei der mehr der Geist als das Gedächtniß in Anspruch genommen wird. Es ist ein himmelweiter Unterschied zwischen dem gedankenlosen Geplapper

einer Hinduschule und dem nachdrucksvollen fließenden Lesen der Anstaltsknaben und ihren verständigen Antworten auf die an sie gerichteten Fragen. Dennoch wird der Missionar stets daran erinnert, daß die Anstalt ein Rettungshaus auf dem Grund und Boden des Fürsten der Finsterniß ist.

Die Christengemeinde in Mulki steht unter der Zucht und Bearbeitung des Geistes, was sich darin kund that, daß sie, zwei Personen ausgenommen, die von Mangalur nach Mulki versetzt worden waren, um sie ihren verderblichen Verbindungen zu entreißen, vor groben Sünden bewahrt blieb und auch eine in der Familie Abrahams drohende Spaltung glücklich beseitigt wurde.

Aus Udapi schreibt Miss. Camerer unter dem 19. December Folgendes:

„Wieder endet sich ein Vierteljahr; doch ehe es völlig zu Ende ist, sehe ich mich im Auftrage des l. Br. Greiner genöthigt, Ihnen von einem Vorfall Bericht zu erstatten, der unsere ganze indische Missionsfamilie in Betrübniß versetzte, und leider auch Sie auf's Neue tief schmerzen wird.

„Schon in meinem letzten Bericht habe ich Ihnen unsern schweren Stand hier inmitten des Tulubrahmanismus geschildert. Inzwischen ist der Groll der Priesterschaft zu weiteren Thaten fortgeschritten.

„Die tiefgesunkenen Brahminen befürchteten, durch die Duldung der Padres in ihrer Mitte und am Heerde ihrer hundertjährigen Herrlichkeit selbst ihren Sturz herbeizuführen und zu beschleunigen. Deßhalb wehrten sie sich gleich anfangs auf's Aeußerste und suchten uns jedmöglichen Platz zur Erbauung eines Bangalows streitig zu machen. Sie machten eine Eingabe um die andere an das Collectorat, um dasselbe zu bewegen, den von unserer Conferenz ausgewählten Platz uns abzusprechen. Schon zuvor hatten sie durch Niederhauen eines Stück Waldes, auf das wir, wie sie meinten, ein Auge hatten, uns den Muth zu nehmen gesucht, in ihrer Nähe unsern Wohnsitz aufzuschlagen. Allein ihre beiden Wege führten zu keinem Ziel; denn das Gouvernement erkannte uns den schönsten Platz um Udapi her zu, und wir bauten auf

Ihre werthe Weisung bin im Glauben neben des Teufels Kapellen (denn das sind fürwahr die hiesigen Klöster der Swamis) unser Bangalow und unsere Kirche. Natürlich steigerte sich dadurch der Grimm des Feindes, und er suchte nun durch Drohungen und alle Arten von Lügen uns zu bekämpfen. Nur Einmal war ich in der Stadt, um zu predigen, und da benützten es die Brahminen, um wenigstens einen der Padres los zu werden. Sie zielten, und zielten gut, denn ein Stein traf mich an die Schläfe, aber zum Preise des HErrn ohne besondere Verletzung zu verursachen. Die Sache kam wegen des entstandenen Aufruhrs zur Untersuchung; aber obgleich die Leute sahen, aus welchem Kloster der Stein herausflog, so erfolgte doch keine Entscheidung der Sache, weil aus einem so schlau gesponnenen Lügengewebe selbst ein kluger Richter nicht klug werden kann. Um dieselbige Zeit ereignete sich's in Calicut, daß der Collector ermordet wurde, und leider die Untersuchung nicht das Resultat einer exemplarischen Bestrafung lieferte. Das war, wie mir mein eigener Munschi, ein sehr bigotter Brahmine, sagte, eine Freude unter der Bevölkerung von Udapi, und stärker und lauter als zuvor hörte man auf's Neue die Drohung, daß es den Padres auf die gleiche Weise ergehen müsse. „Das Bangalow brennt man nieder, und die Padres jagt man davon, oder bringt sie um; dann wird sich zeigen, wer den Sieg davongetragen hat.“ Solche und ähnliche Reden, welche die Leute in den Klöstern gehört haben wollen, cursirten. Natürlich waren solche Gerüchte nicht hinreichend, um irgend Jemand darüber zur Rede zu stellen. Wir dachten vielmehr manchmal, all dieses Gerede sey nur Marktgeschwätz. Es war der Vorabend vom dritten Advent, am 15. December, als unser Katechist auf's Neue die Nachricht brachte, daß die Sage gehe, vor dem Januar müsse noch das Bangalow niedergebrannt und einer der Padres getödtet seyn. Bruder Greiner, dem der Katechist diese Nachricht überbrachte, war aber dabei nicht besonders unruhig; denn er dachte an die tausend Lügenreden, die seit unserm Hierseyn von Mund zu Mund gingen. Doch der Katechist versicherte, die Sache sey wahr und

man höre allgemein davon reden. (Ich war an diesem Abend nicht hier, befand mich aber gerade auf der Hieherreise von Mangalur, wo ich zur Erholung einen Besuch von einigen Tagen gemacht hatte.) Br. Greiner war deßhalb, nachdem der Katechist in sein Haus gegangen, nicht ganz ruhig, lief vielmehr bis Nachts 11 Uhr auf der Verandah umher. Als aber nirgends ein Laut sich hören ließ, ging er in sein Zimmer, wo er noch bis 12 Uhr auf war.

„Endlich legte er sich etwas hin, und fing gerade an zu schlummern, als er ein Krachen und Prasseln hörte. Mit Blitzesschnelle ergriff er die Lampe und eilte hinaus auf die Verandah, um zu sehen, und siehe, schon hatte das Feuer meine beiden Zimmer ergriffen. Der Mond war soeben untergegangen, und Alles schlief fest in den etwas entfernt stehenden Häusern unserer Knechte; denn es war Morgens 1 Uhr. Br. Greiner eilte zu rufen, und doch, bis die Knechte kamen, war das Feuer schon im 5ten Zimmer, und ergriff schnell das ganze Haus, da der Landwind gerade in die Flammen hinein blies. An die Rettung von irgend etwas Werthvollem war nimmer zu denken, denn die Hitze war zu groß, und der Mangel an Wasser zu bedeutend. Der kleine Samuel von Br. Greiner wurde von der Wärterin aus dem Schlafe gerissen und aus dem zusammenstürzenden Zimmer noch gerettet, was uns ein besonderer Gegenstand des Dankes ist. Aber von unseren Effekten wurde nichts mehr den Flammen entrissen, als was Br. Greiner selber aus den Flammen holte. Doch ist dieses so unbedeutend gegen den großen Verlust, daß es nicht in Anschlag zu bringen ist. Mit einem Socken und einem Paar Hosen eilte Br. Greiner davon; am andern Morgen hatte er die nöthigen Kleidungsstücke nicht, um sich anziehen zu können. Br. Deggeller in Mulki mußte ihm Einiges schicken. Natürlich konnte auch aus meinem Zimmer nicht ein Fetzchen gerettet werden; denn bis irgend Jemand kam, war schon Alles niedergebrannt. Weinend sah ich hinüber auf die Trümmer meiner Habe; ärmer als arm stand ich da, als ich von meiner Reise Sonntag Nachts um 1 Uhr ankam; und jetzt noch will mich's manch-

mal eine Thräne kosten, wenn ich unsere traurige Lage betrachte, nicht sowohl den Verlust, als den Ausbruch des höllischen Hasses der Brahminen, die allein die Anstifter des ganzen Unglücks sind, und ihre Rache noch nicht gestillt haben; denn sie lachen, trotz der ernsten Untersuchung, zu der der Collector selbst hiehergekommen ist. Wir sind sehr betrübt, wenn wir bedenken, wie vielen Schweiß und Sorge der Bau unseres Bangalows gekostet hat. Die Kirche ist jetzt unser Wohnhaus und Alles zusammen, und wird es bleiben, bis wir wissen, was weiter zu thun, oder das Bangalow wieder unter Dach gebracht ist, was aber eine Zeit von mehreren Monaten erfordert, zumal uns allerseits gerathen ist, nun kein Strohdach mehr, sondern ein Ziegeldach zu machen, was freilich einen bedeutendern Geldaufwand erfordern wird. Leider haben wir neben dem großen Verlust von Mobiliar, Kleidern, Büchern, auch einen Geldverlust zu beklagen. Bruder Greiner rettete nach dem Brand noch sein gehabtes Geld, theils geschmolzen, theils geschwärzt; aber mein Geld von circa **300** Rup. ist spurlos verschwunden.

„Was die Behörde über die Brandstiftung selber ausfindig machen wird, ist sehr in Frage gestellt; denn man hat es mit einem Volk zu thun, das, obgleich von der Obrigkeit zu Eid und Zeugniß aufgefordert, doch tausend Mal falsch schwört und falsch Zeugniß ablegt, ohne einmal zu zittern. Der Collector des Canara-Districts kam selbst hieher, um den Fall der offenbaren Brandstiftung zu untersuchen. Die allgemeine Stimmung ist, daß hauptsächlich einer der Swamis, als unser mächtigster Feind, die Sache angestiftet habe. Man sucht nach Zeugen, und es finden sich solcher eine Menge; aber wenn sie vor dem Gericht zeugen sollen, da entfällt ihnen der Muth und sie leugnen Alles hinweg, nur um nicht in die Ungnade der Swamis zu fallen.

„Wir harren auf die Hülfe des HErrn, der, obgleich Er das Unglück nach seiner wunderbaren und unerforschlichen Weisheit zugelassen hat, doch uns nimmermehr verlassen sondern seinen Namen auch in diesem Fall verherrlichen wird. Das große Januarfest rückt heran, und da wollen die Swamis

mit ihrem Krischnagott vor den Tausenden von Großen und Kleinen, die ihre reichen und armen Geschenke dem Gotte, oder vielmehr den Swamis darbringen, nicht als Besiegte dastehen; aber auch der HErr wird sich nicht unbezeugt lassen an diesem Tage. Die Feinde sollen nicht jubiliren; denn es muß sich zeigen, wer Gott ist, Krischna oder Jesus Christus hoch gelobet in Ewigkeit! Aber wir lassen unsern großen König machen. Er vertritt uns vor hohen und niederen Gerichten; und hat Er uns auch zu züchtigen für unsere manchfaltigen Fehler, die wir uns als Haushalter an seiner Statt in seinem Reiche zu Schulden kommen lassen, so züchtigt Er doch mit Maaß, und wird ebendeßhalb auch aus dieser ernsten Prüfungsstunde uns nicht ungesegnet hervorgehen lassen. Ihm ist's ein Kleines, den bedeutenden Schaden durch milde Gaben unserer und seiner Freunde wieder zu ersetzen, was wir im Glauben hoffen. Wenn uns aber durch diese mächtige Stimme und große Noth eine Thüre geöffnet wird in die Häuser und Herzen, dann freuen wir uns mit unaussprechlicher Freude sogar über die schwere Wunde, die uns geschlagen worden ist."

Census der Station Mulki-Udapi vom Ende des Jahres 1855:

1) Südliche Hälfte des Kirchspiels (Mulki):
   Gemeindeglieder 148.
   Katechumenen 2.
   Waisenhaus. Knaben 40. Schullehrerzöglinge 4.
   Gemeindeschulen. In Mulki: Knaben 43.
   " In Kadike: Knaben und Mädchen 10.
2) Nördliche Hälfte des Kirchspiels (Udapi):
   Gemeindeglieder 144.
   Katechumenen 31.
   Gemeindeschulen. In Udapi 9 Kinder; in Gudde 16 Kinder; in Utschilla 8 Kinder.

3. Station Honor.

Miss. Ammann machte im November und December eine Missionsreise nach Sagara, Schimoga, Schikarpur, Soruba, Siddapur, Sircy und Comta. Fast überall fanden sich willige

und oft zahlreiche Zuhörer. In Honor selbst und den umliegenden Dörfern sind die Leute ebenfalls zugänglicher als früher.

Der Katechist Christian Kamsika wächst immer mehr in seinen Beruf hinein. Seine Frau ist für die eingeborenen Christenweiber ein Muster durch ihren stillen, fleißigen, häuslichen Wandel und ihre gute Kinderzucht.
Zahl der Gemeindeglieder (am Ende des Jahres 1855) 11.

Anhang.

Station Almanda.

Miss. Mögling schreibt unter dem 20. October: „M. Arbuthnot, „der Director des öffentlichen Unterrichts, ist gekommen, um sich mit „mir zu besprechen. Er scheint mit seinen Arbeiten ganz auf uns zu „rechnen und entschlossen zu seyn, Alles zu thun, um sich unsere „Hülfe zu sichern. Er hat keine Einwendung gegen die Abfassung aller „Bücher, welche Religion und Moral berühren, in christlichem Geist, „und ist ganz willig, alles Schlechte aus heidnischen Werken, welche „gedruckt werden, auszuschließen zu lassen."

Auch über das Schicksal seiner an den General-Gouverneur von Indien gerichteten Eingabe hat er Einiges vernommen. General Cubbon, der Regierungsbevollmächtigte für das Kurgland, ließ ihm schreiben, daß sein Antrag ihm zur Begutachtung zugesandt worden sey und er ihn so kräftig als möglich unterstützen werde. Ferner meldet er unter dem 9. November, daß Miss. Sanderson in Mysore ihm für den Fall der Gewährung seiner Bitte an den General-Gouverneur seinen kräftigsten Beistand zu Vollbringung des von ihm zu Stande zu bringenden Werks zugesagt habe. Bei diesen Aussichten bittet er die Committee, ihm den Katechisten Chr. Kamsika für Almanda zuzuweisen, weil die Ausführung des literarischen Plans ihn nöthige, von Almanda nach Mercara, der Hauptstadt des Kurglandes, überzusiedeln.

II. Provinz Südmahratta.

1. Station Hubli.

Nach dem Jahresbericht der Station hat sich die Gemeinde im verflossenen Jahr nur um 3 Seelen vermehrt. Dagegen war der Gang und Stand derselben im Allgemeinen befriedigend. Wir durften, schreibt Miss. Müller, erfahren, daß wir eine Gemeinde des HErrn sind. Die kleine Gemeinde-

schule unter des Schulmeisters Christian Tschinappa's Leitung gedeiht immer mehr. Die Heidenschulen, wiewohl sie keine sichtbaren Früchte trugen, haben gewiß viel dazu beigetragen, den heidnischen Aberglauben zu untergraben. Thatsache ist es wenigstens, daß die Priesterherrschaft geringer wird, die Kastenunterschiede weniger streng beobachtet werden und der Götzendienst von Vielen als eine Erniedrigung betrachtet wird. Dagegen hat die Abneigung gegen die Predigt des Evangeliums in der Umgegend von Hubli eher zu- als abgenommen. Dem ungeachtet wird unter dem Volk viel über das Christenthum gesprochen und disputirt.

„Daß der Katechist Paul Nagappa und der Schulmeister Christian Tschinappa sich öfters über Scenen im Leben Muhammeds mißbilligend aussprachen, hat die muhammedanische Bevölkerung um so mehr in Bewegung gesetzt, je weniger die Leute bei ihrer völligen Unwissenheit etwas Stichhaltiges zu entgegnen wissen."

Census der Station am Schluß des Jahres **1855**:

Gemeindeglieder	**27.**
Gemeindeschule	7 Kinder.
Heidenschulen	**170** Schüler.

2. Station Dharwar.

Der junge, auf seinem Posten ganz einsam stehende und oft verlassen sich fühlende Miss. Kaufmann arbeitet sich, zwar mit Anstrengung und Mühe, aber mit gesegnetem Erfolg immer mehr in seinen Beruf hinein. Obgleich durch äußere Geschäfte vielfach am Studiren gehindert, hat er tüchtige Fortschritte im Canaresischen gemacht. Seit einigen Monaten hat er nun angefangen, seine englischen Predigten für die europäische Einwohnerschaft selbstständig auszuarbeiten. In der Arbeit an dem eingeborenen Gemeinlein und bei der Predigt in den Straßen der Stadt und auf den Dörfern umher wird er durch den Katechisten Jacob Kamsika und den Schulmeister Johann Bonnawaß unterstützt. Dennoch bemerkt er am Schluß seines Jahresberichts: „Wenn „ich das verflossene Jahr überblicke, kann ich mich freuen

„und dem HErrn danken, daß es vorübergegangen ist; denn „es war für mich, ich kann Sie dessen versichern, in mancher „Beziehung ein hartes Jahr, und ich möchte und könnte nicht „viele solcher durchmachen. Wollte ich auch von meiner eige„nen Noth und Arbeit absehen, so wäre es gewiß ein großer „Nachtheil und Schaden für Gemeinde und Station, lange „auf diese Weise vernachlässigt zu seyn. Das Arbeitsfeld „hier ist hart und umfangreich und erfordert Leute zum „Umbrechen und Bearbeiten des Bodens, wenn man auf eine „Ernte hoffen will; das Gemeinlein bedarf einer rechten „Pflege, damit es ein Licht werde unter den Heiden und ein „Salz für andere, die sich, wenn Gott Gnade gibt, noch „herzuthun werden. Die Kinder, deren Häuflein zunimmt, „und die in Gefahr sind zu verwildern, bedürfen der Zucht und „besonderen Aufmerksamkeit. Auch der äußerlichen Arbeiten „in diesem Mittelpunkt des Oberlandes sind ziemlich viele. „Für dieses Alles reicht die Kraft eines einzeln stehenden „schwachen Missionars nicht aus."

Census der Station von 1855 am Jahresschluß:

Gemeindeglieder	27.	
Katechumenen	1.	
Gemeindeschule:	Kinder	5.
Heidenschulen:	Kinder	90.

3. Station Bettigeri.

Dem Jahresbericht entnehmen wir folgende Mittheilungen. Miss. Würth schreibt: „Missionsreisen sind in diesem Jahre 4 gemacht worden; außer diesen waren auch die Präparanden einige Male allein fort. An größern Orten, wie Gadschandragada, Hampsagara und Mundergi, hatten wir viele und oft sehr aufmerksame Zuhörer, namentlich unter den Webern. Diese Classe von Leuten verdient unter unserer Bevölkerung am meisten Aufmerksamkeit. Ihr Gewerbe ist sehr herabgekommen, weil europäische Fabrikwaaren in Menge in Indien eingeführt werden. Daher kommt es, daß sie meist in Schulden stecken und oft große Noth haben, durchzukommen. Noth und Elend macht sie der Predigt des

Evangeliums geneigter. Was wie Proselytenmacherei aussieht, stößt sie ab, wenn es auch noch so gut gemeint ist; wo sie aber ein redliches und aufrichtiges Verlangen erkennen, das Heil der Seelen in Christo Jesu ihnen nahe zu bringen, kommen sie näher. Es ist mir auf diesen Reisen wieder aufs Neue der Eindruck geworden, daß die Leute uns zuerst, bis sie uns näher kennen gelernt haben, mit einem gewissen Verdacht ansehen, als ob wir Sendlinge einer Regierung wären, deren Auftrag es sey, ohne Weiteres die alten Sitten ihrer Voreltern zu ändern und sich überall herrschend zu machen. Es ist darum schon viel gewonnen, wenn sie durch persönlichen Verkehr mit uns diese Vorurtheile fahren lassen. Der ungeheure Stolz, daß sie selbst Gott seyen, und der daraus fließende arge Irrthum, daß es in Wahrheit weder Gutes noch Böses gebe, der in dem Kopfe des gemeinen Mannes ebensowohl wie in dem des Gebildeten spuckt, sind große Hindernisse, die das Innere dieses Volkes zu einer schauerlichen Wüste gemacht haben, in der sich alle Lüste und Leidenschaften des gefallenen Menschen wie unreine Geister herumtummeln. Mancher denkt: „ich sollte Christo dienen; aber die Fleischeslust hat mich so tief gefangen, daß ich fürchten muß, ich falle wieder, und habe nicht, den angefangenen Thurmbau zu vollenden. Da wäre ich ja weder ein Heide noch ein anerkannter Christ, und nur ein Gegenstand des Spottes.“ — Aber das reine und lautere Wort Gottes, wo es nur verkündigt wird, wird da und dort eine Seele lehren, daß durch die Gnade Gottes es auch wahr ist, was schon Viele erfahren haben: „Es ist nicht schwer, ein Christ zu seyn.“

„Unsere zwei Präparanden stehen unserem Werke hier gut an und haben sich als gute Aushülfe erwiesen, die sonst schwer zu bekommen wäre. Des Morgens sind sie meistens in den Schulen beschäftigt. Hernach erhalten sie einige Stunden biblischen Unterricht von mir. In diesem Jahre habe ich ihnen die Briefe Pauli an die Römer, Korinther, Galater, Epheser und Kolosser erklärt. Daneben haben sie sich noch in der Arithmetik mit meiner Hülfe und in der Erd-

kunde auszubilden gesucht. Abends sind sie in der Regel meine Begleiter auf den Markt oder in die Nachbardörfer, und helfen mit zur Kundmachung des Evangeliums. In meiner Abwesenheit ist der Zurückbleibende gewissermaßen mein Stellvertreter, indem er die täglichen Andachten und die sonntäglichen Gottesdienste mit der Gemeinde hält. Nur weil ich in ihnen solche Leute habe, auf die ich mich verlassen kann, und die Achtung und Ansehen, ihres äußerlichen untadelichen Wandels wegen, unter Christen und Heiden haben, kann ich öfter fort.

„In den Schulen mußten im Laufe des Jahres neue Schulmeister angestellt werden. Der Lehrer der obern Knabenschule, Basawa, wurde allmählig so trotzig, unverschämt und feindselig gegen uns, daß ich an seine Entfernung denken mußte. Gerade zu rechter Zeit bekamen wir einen jungen Mann von der Blaufärberkaste, der durch seine solide Schulbildung, die er in einer Regierungsschule erhalten hat, der Aufgabe, diese Schule wieder in Aufnahme zu bringen, gewachsen ist. Wir müssen ihm seiner größern Kenntnisse wegen auch etwas mehr Gehalt geben. Die Schülerzahl ist nun wieder zu 70 angewachsen. In der untern Knabenschule war bis daher Nagappa, ein hinkender aber treuer und wohlgesinnter junger Mann, als Lehrer angestellt gewesen. In der letzten Regenzeit wurde er von einem hartnäckigen Fieber befallen, das ihn nicht wieder verließ und endlich in Auszehrung überging, an der er vor einigen Monaten starb. An seine Stelle konnte sein Amtsverweser, Adiwiappa, ein hiesiger Weberjüngling und guter Bekannter unsrer Präparanden, neben denen er einst in der Schule saß, berufen werden. Mit den obern Classen wird die biblische Geschichte und Bunyans Pilgerreise gelesen. Das die Woche über Gelernte wird an den Samstag Vormittagen im Missionshaus repetirt und dabei werden die Schüler geprüft, ob sie Alles verstanden haben. Der Einfluß, der durch unsere Missionsschulen auf die Jugend und durch sie auf ihre Angehörigen verbreitet wird, von denen manche sonst nicht vom Lichte des Evangeliums berührt werden könnten, ist von nicht geringer

Wichtigkeit für die Mission. Einer unsrer ältesten Schulknaben erzählt Abends Alles, was er in der Schule vom Missionar gehört hat, und dann entspinnt sich ein Streit in seinem Hause, welches die wahre Religion seyn möge. Der Knabe vertheidigt die christliche Lehre und überzeugt am Ende äußerlich seine Eltern, die sich als besiegt ansehen und sagen: es sey wahr, was der Missionar sage, aber eine andere Frage sey, ob man auch darnach leben könne.

„Die Gemeinde hat sich leider in diesem Jahre nicht ausgebreitet, wenn man die angenommenen Waisenkinder nicht dazu rechnet. Auch das Wachsthum einer Gemeinde hat seine höhern Gesetze. Ein Baum, wenn er, emporgeschossen, Wind und Sturm aushalten soll, muß erst unter sich wurzeln. Ein Haus muß einen festen Grund haben, wenn das auf ihn gebaute fest stehen soll. Eine Gemeinde muß sich nach innen vertiefen; es müssen einzelne Gemeindeglieder wenigstens bis auf einen gewissen Grad lebendige Steine werden, wenn Heiden durch den Anschluß an sie wahren Segen und Gewinn haben sollen. Mehrere Glieder unsrer Gemeinde sind durch starke Kämpfe und Schwankungen hindurch gegangen; einige sind, wie wir hoffen, fester geworden; für andere ist das Gericht, in dem der unfruchtbare Feigenbaum umgehauen wird, verschoben worden, damit sie sich noch besinnen können. Verlassen hat uns also Niemand. Die im letzten Jahresberichte erwähnten Abtrünnigen, Mark Makodschi mit seiner Frau Hanna, sind seit letztem Juli, weil sie Buße thaten, wieder aufgenommen worden. Ihre Ehe wird vielleicht durch das Kind, das ihnen der HErr geschenkt hat, fester, und das wilde und unstete Wesen verliert sich allmählig. Eben so ist Aaron (Nilakantha), der wieder ins Heidenthum gesunken war, nach vielem Umherirren vor einem Monate wieder zu uns gekommen. Er wohnt nun mit seiner Familie wieder bei uns, und hat die Gelegenheit, die Gnadenmittel wieder zu gebrauchen. Ob aber ein so von Haus aus krummer Mann, nachdem er sich so weit verirrt und dem Dienste des Teufels übergeben hatte, wieder ganz hergestellt werden kann, ist mir noch zweifelhaft. Weil er

bekannte, sehr gesündigt zu haben, und versprach, sich in Alles fügen zu wollen, so mochte ich ihn, besonders auch um seiner 4 Kinder willen, nicht zurückweisen, und entschloß mich, es wieder mit ihm zu versuchen. Die Gnade Gottes ist ja mächtig genug, auch das Verdorbenste wieder herzustellen, und in diesen Tagen geringer Dinge müssen wir eben sehen, ob wir nicht auch aus so losem, wenig versprechendem Material etwas machen können. Sind auch unsere Christen nicht untadelhaft und noch lange nicht die Lichter, die die Finsterniß umher vertreiben können, so ist doch immerhin ein großer Unterschied zwischen ihnen und den Heiden, die ohne Schranken, ohne Strafe, sich in allen Lastern und Sünden wälzen können. Je mehr man zu klagen hat, daß unter unseren Christen so wenige ein Salz und Licht sind, desto mehr fühlt man den Verlust eines redlichen Jüngers Jesu, wie wir ihn zu erleiden hatten. Johann Tschannawirappa nämlich, der sich in einer schweren Zeit unter starken Versuchungen als einen treuen Nachfolger des HErrn erwiesen hat, starb in Guledgudd, wohin er zum Schulmeister der Gemeinde berufen worden war, schnell am Fieber in einem Alter von nur 20 Jahren.

„Im Dorfe hier und in Gadag haben wir in den Häusern und auf den Straßen, wo wir gerade willige Zuhörer fanden, das Evangelium gepredigt. Gehört werden wir meistens ohne viel Einreden; aber die gränzenlose Gleichgültigkeit und Lauigkeit für's Geistliche ist der große Feind, der unsere Predigt nicht eindringen läßt. Beim letzten Götzenfeste, das die Weber hier veranstalteten, und zu dem eine große Menge Menschen von nahe und fern gekommen war, hatten wir von Morgen bis Abend viele Besucher im Missionshaus und konnten das Wort des Lebens auf diese Weise weit hin kund werden lassen. Die Tiefen des Satans, die uns bei diesem Verkehr hie und da angähnen, machen uns immer wieder dankbar für die — wenn auch wenigen — Seelen, die Gottes unergründliche Barmherzigkeit uns geschenkt hat, und die sich doch, so viel man auch sonst unzufrieden mit ihnen seyn könnte, immer wieder vom Worte

Gottes züchtigen und ermahnen lassen. Unsere Arbeit unter den Heiden ist eine schwere, weil die Frucht derselben scheinbar in keinem Verhältniß zu ihr steht. Das will unsere Freudigkeit oft herabstimmen. Aber auf der andern Seite ist sie gleichwohl ein nothwendiges Glied in der Reihe der göttlichen Versuche, dieses Volk zu sich zu bekehren. Hätte man es nicht schon erlebt, daß aus einem schwachen, vom Sturm und Regen vielfach geknickten Grashälmchen ein schöner Halm mit einer vollen Aehre gekrönt werden könne, man würde es kaum für möglich halten. So auch hier.

„Mit unseren 4 Katechumenen, die sämmtlich Weber sind, und ausnahmsweise länger in der Probezeit festgehalten werden müssen, hoffen wir im nächsten Jahre zu einer Entscheidung für oder wider zu kommen. Der HErr stärke uns den Glauben, daß wir fest und unbeweglich seyen und immer zunehmen in seinem Werke, da wir wissen, daß unsere Arbeit nicht vergeblich ist in dem HErrn."

Census der Station am Schluß des Jahres 1855:

Gemeindeglieder	20.
Katechumenen	4.
Mädchenanstalt:	10 Kinder.
In der Erziehung:	1 Knabe.
In den Heidenschulen:	117 Schüler.

4. Station Malasamudra.

Um über die wahren Absichten der hergezogenen Ansiedler möglichst bald ins Klare zu kommen und alle diejenigen, welche das Verlangen nach der Taufe etwa nur zum Vorwand fleischlicher Wünsche und Bestrebungen nehmen möchten, kennen zu lernen und sie wegweisen zu können, wurde von der Districts-Conferenz unserer Südmahratta-Missionare denselben aufgegeben, die ihnen angewiesenen Häuser, welche Missionseigenthum aber sehr baufällig sind, gegen Erstattung des halben Arbeitslohns (das Material soll ihnen dargereicht werden) auszubessern und in Stand zu setzen.

Miss. Leonberger befand sich am Ende des Jahres auf's Neue sehr leidend.

Census der Station von 1855:

Gemeindeglieder	28.
Katechumenen	31.
Gemeindeschule	15.
Waisenhaus	12 Knaben.

5. Station Guledgudd.

Der Präses des Districts, Miss. Müller in Hubli, schildert uns in einem Bericht vom 7. Dec. die Außenseite der Station Guledgudd folgendermaßen:

„Die Missionsniederlassung, die ich in Guledgudd vor 3 Jahren in ihrem ersten unansehnlichen Anfang sah, ist nun während dieser Zeit sehr lieblich und erfreulich herangediehen. Das Missionshaus, von dem damals der untere Stock noch ganz roh und unausgearbeitet dastand und nicht den besten Eindruck zurückließ, steht nun gänzlich vollendet da; und der erste Eindruck, den der Anblick desselben auf mich machte, war ein sehr angenehmer. Der obere Stock des Hauses, welchen Geschwister Kies bewohnen, enthält zwar bloß 2 nicht gar große Zimmer, aber dieselben sind, weil sie hoch liegen, sehr angenehm, hell und luftig. In diesen beiden Zimmern könnte es den l. Geschwistern in nicht gar langer Zeit zu enge werden, aber da kommt dann die obere Verandah zu Hülfe. Dieselbe ist äußerst angenehm und vortheilhaft. Man hat auf derselben nicht nur eine freie Aussicht über einen guten Theil des Dorfes, sondern auch in die nahe Umgegend, was im untern Stock rein unmöglich ist; und die niedern Dünste des Dorfes finden ihren Weg kaum auf die obere Verandah. — Die Kirche oder Betsaal im unteren Stockwerk ist lieblich, hell und luftig, versehen mit einer niedlichen Kanzel gänzlich aus Stein. Ueberhaupt das ganze Gebäude macht einen freundlichen Eindruck auf einen. Außer den Thüren und Fenstern und dem Gestell ist alles aus Steinen erbaut; auch die obere Verandah ruht auf steinernen Säulen, die je eine aus einem Stück bestehen. Wenn die Erbauung des Hauses auch mehr gekostet hat, als anfänglich geglaubt wurde, so läßt sich doch nirgends ein Luxus oder etwas Unnöthiges erblicken; es steht alles niedlich, solid und

zweckmäßig aus, und was bei allem Theuren das Wohlfeilste ist, ist das, daß das Haus wohl lange keiner bedeutenderen Reparatur bedürfen wird.

„Das Schulhaus mit Katechistenwohnung, sammt den Christenwohnungen sind alle höchst einfach und bieten nur den nöthigsten Raum für eine Familie. Das Gemeindeweberhaus faßt 18 Stühle und ist ebenfalls hell und luftig und geräumig. Der Brunnen nächst dem Missionshaus ist ziemlich groß und hat viel Wasser, aber leider ist dasselbe nicht ganz süß.

„Die Christen wohnen nun alle, außer Nizagunappa und seiner Familie, im Missions-Gehöfte; Nizagunappas Haus ist aber so nahe am Missions-Gehöfte, daß er bloß einige hundert Schritte zu gehen hat um in der Kirche zu seyn. Das äußere Ansehen der Guledgudd-Gemeinde ist im allgemeinen ein liebliches. Aber Br. Kies hat im letzten Jahr auch seinen Theil von schweren Erfahrungen durchzumachen gehabt. Ich enthalte mich hier derselben zu erwähnen, weil er selber darüber berichten wird. Während unseres fast 4tägigen Aufenthalts in Guledgudd suchten Br. Würth und ich der Gemeinde zur Erbauung zu dienen."

Missionar Kies selbst macht uns über das innere Leben der Gemeinde und die Arbeit an den umwohnenden Heiden in seinem Jahresbericht eingehendere Mittheilungen. Die Zahl der Gemeindeglieder ist durch die Taufe von 2 in der Gemeinde gebornen Kindern und 4 ihr von armen Müttern übergebenen Waisen um 6 Personen gewachsen. Dagegen mußten 2 Weiber und ein Mann, welche durch unheilbaren ehlichen Zwist den Frieden der Gemeinde störten und lange vergeblich getragen, ermahnt und seelsorglich bestraft worden waren, endlich ganz aus der Gemeinde ausgeschlossen werden. Sie gingen zu den Muhammedanern über, geriethen aber in großes Elend und unsäglichen Jammer, so daß eines der Weiber bereits in sich gehen zu wollen scheint. Diese sehr betrübenden Ausscheidungen dienten aber nur dazu, die Gemeinde zu läutern. Miss. Kies schreibt in dieser Beziehung in seinem Bericht: „Sind „es der Entschiedenen und durch längere christliche Erfahrung „Befestigten bis jetzt auch nur Wenige, so bilden dieselben

„doch einen Kern in der Gemeinde, der ein entschiedenes Ueber„gewicht behauptet, so daß die zweideutigen und minder Ent„schiedenen keinen nachtheiligen Einfluß auf das Ganze mehr „ausüben können, sondern sich entweder vollends bekehren oder „am Ende wieder ausscheiden müssen." Was die Heidenpredigt betrifft, so war Miss. Kies vielfach an derselben verhindert; im Anfang des Jahrs durch die Vereinigung äußerer Gemeindeangelegenheiten, später durch den Abgang des Katechisten nach Malasamudra, dann durch die oben genannten Zwistigkeiten und Krisen, im Innern der Gemeinde endlich durch das demselben immer fühlbarer werdende Bedürfniß der Aneignung einer veränderten Predigtweise, welche er durch sorgfältiges Betrachten der Reden des HErrn Jesu und Seiner Apostel sich anzueignen wünschte.

Census der Station am Ende des Jahres 1855:

Gemeindeglieder 37.
Katechumenen 6.
Gemeindeschule 10 Kinder.

III. Provinz Malabar.

1. Station Cannanur.

Miss. Gundert spricht unter dem 28. Oct. seine Bereitwilligkeit aus, dem an ihn ergangenen Ruf der Committee zufolge auf des sel. Miss. G. Weigle's Stelle nach Mangalur zu ziehen. Dagegen enthalten die Cannanur-Briefe vom 8. Nov. viele seit jener Zeit gegen diese Aenderung erwachte oder wenigstens mehr ins Bewußtseyn getretene Bedenken, welche zwar alle ihre volle Wahrheit haben, aber einen anderen bessern Weg, die in Mangalur entstandene Lücke auszufüllen, nicht angedeutet haben.

Ein deutscher Brief des eingeborenen Katechisten Jacob Ramawarma vom 5. Nov. erstattet uns Bericht über den Fortgang seines Studiums der deutschen Sprache, deren Erlernung ihm schon vor 4 Jahren als Bedingung der Ordination zum eigentlichen Missionar im Dienste der evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel aufgegeben worden ist.

Miss. Diez schreibt unter dem 24. Nov.: „Ich bin ge„genwärtig mit Bauen vollauf beschäftigt, so daß ich den „Tag über nur mit Mühe an eine andere Arbeit komme. „Wir sehnen uns sehr, einmal in Ordnung zu kommen, und „möchten gerne ein neues Werk des Geistes unter diesem „Volke sich anbahnen und die Gemeinde sich mehren und er„bauen sehen. Die Aufsicht über die Handwerker und Oeko„nomie nimmt uns viele Zeit weg; aber solche Arbeiten sind „ein nothwendiges Uebel. Je früher es der HErr gelingen „läßt, daß die Eingeborenen für sich selber sorgen, desto „besser; denn die Wirkung der Predigt wird oft aufge„halten, wenn man dem Hindu wegen seiner Handarbeit „eine Rüge geben und durch Fixirung des Arbeitslohns „seine Trägheit bekämpfen muß. Da denkt der schwarze „Bruder: „„Du (Missionar) hast wohl schwätzen, hast ja, „was du brauchst; gib uns was wir bedürfen, dann predige „uns."" Ja es bleibt bisweilen nicht beim Denken, sie „sagen es auch. Ein Weib schalt mich neulich öffentlich „aus und schrie, daß man's auf zwei Straßen zugleich „hören konnte: „„Die Seele retten sie, heißt es, und den „Leib zerstören sie."" Solche Reden muß man eben auch „tragen und nichts für ungut nehmen. Die Leute ver„stehen das Evangelium nicht. Wenn uns der HErr mit „solch bösem Sauerteig verschont, dürfen wir Ihm danken. „Zwar scheint es dann oft, daß wir vergeblich gesäet haben; „aber dafür läßt Er den Samen bisweilen da aufgehen, „wo wir es am Wenigsten erwartet haben und am meisten „mißtrauisch waren."

Miss. Hebich durchzog auf einer Palghat-Reise vom 19. Nov. bis 22. Dec. wiederum die Märkte des Landes und predigte mit 4 seiner Katechisten dießmal vorzüglich den Tausenden aus dem schwarzen Volk. Den jungen Najer Thasamenon fand er dießmal abermals vorangeschritten in der Erkenntniß Jesu Christi und noch entschiedener als früher.

Nach dem Jahresbericht betheiligte sich Miss. Dr. Gundert an der Ausfertigung von Schulbüchern im Auftrage der Regierung. Die Katechisten, welche durch den Ueberfall in

Taliparambu und die dabei erlittenen Mißhandlungen etwas eingeschüchtert waren, namentlich der in Taliparambu selbst stationirte Paul Ittiraritschan, ermannten sich vollständig wieder und stehen fest im Glauben. Von Sebastian Furtado wird bezeugt, er wachse zusehends. Er zeige sich in seinen schriftlichen Arbeiten sehr pünktlich und gesegnet im Bibelstudium. Er ist vielleicht der theologischeste Geist unter unseren Leuten, dem man die bengalische Schule in Allem anmerkt. Die Gemeinde hat sich nicht ausgebreitet. „Wir wissen zwar," heißt es in dem Bericht, „von hoffnungsvollen Bewegungen, besonders in der Familie Mulils; sie können aber durch unser Thun kaum beschleunigt werden, da unser Auftreten nur Argwohn erregt."

Census der Gemeinde am Ende des Jahres 1855:

Stadt Cannanur: schwarze Gemeindeglieder . . . 70.
Katechumenen . . . . 5.
Englische Gemeinde . . . . . 75.
Talapuschule. Schüler . . . . . 25.
Filial Tschirakal: schwarze Gemeindeglieder . . . . 75.
(Darunter neugetauft 5.)
Katechumenen . . . . 21.
Mädchenanstalt . . . . 65 Kinder.
Filial Andscharkandi: schwarze Gemeinde . . . . . 162.
Katechumenen . . . . 10.
Gemeindeschule . . . . 25 Kinder.
Filial Tschowwa: schwarze Gemeinde . . . . . . 24.
Katechumenen . . . . 7.
Außenstation Taliparambu: schwarze Gemeinde . . 14.
Außenstation Palakadu (Palghat): Gemeindeglieder . 57.
Zusammen 402.
Englische Gemeinde 75.
477.

2. Station Tellitscheri.

Miss. Irion berichtet unter dem 3. Nov., daß die lithographische Presse zu Tellitscheri im verflossenen Jahr so viele Aufträge zur Anfertigung lithographirter Arbeiten von Seiten

der Regierung erhielt, daß die Rechnung eine Einnahme von Rup. 905 ausweist, nicht gerechnet das, was der verehrten Bibelgesellschaft zu Basel für den Druck des N. Test. in Malajalim zu berechnen war. Unter diesen Umständen kann dieselbe wenigstens das Jahr 18⁵⁵/₅₆ ohne Unterstützung der Missionscasse fortbestehen.

In demselben Schreiben spricht Miss. Irion die bestimmte Hoffnung aus, daß es ihm gelingen werde, eine englische Schule nach dem Muster derjenigen zu Mangalur mit Hülfe englischer und eingeborener Beamten in Tellitscheri zu errichten, wenn die Committee einen tüchtigen Mann zu senden sich entschließen könne, der die Leitung der Schule zu übernehmen im Stande wäre.

Unter dem 13. Dec. meldet Miss. Aldinger seine Landung zu Cannanur am 3. Dec. und seine Ankunft auf der ihm angewiesenen Station Tellitscheri am 5. Dec.

Nach dem Jahresbericht sollte die neue englische Schule in den ersten Tagen des Januar 1856 eröffnet werden. Die Gemeinde hatte sich, obgleich 14 Taufen im Lauf des Jahres stattgefunden hatten, nicht vermehrt, weil eine Reihe Gemeindeglieder weggezogen und einige weggelaufen waren. Dagegen gewährte der innere Zustand der Gemeinde um so mehr Befriedigung. Zur Predigt in weiterem Umkreis fehlte nach dem Abgang Miss. Müllers nach Europa Miss. Irion die Zeit. Dieser Theil der Missionsarbeit mußte fast ausschließlich den Katechisten überlassen werden.

Census der Gemeinde am Schluß des Jahres 1855:

Zahl der Gemeindsglieder	141.
(Neugetaufte 14.)	
Katechumenen	9.
Waisenhaus: Zöglinge	40.
Heidenschulen in der Stadt: Schüler . .	60.
" auf den Außenstationen: Schüler	75.

3. Station Tschombala.

Das Missions-Eigenthum wurde nach dem Jahresbericht nicht erweitert; dagegen wurde im Compound eine Anzahl

Cocosnußbäume, 500 Dschäckbäume und 500 Pfefferreben neu eingelegt. Der arme Compound muß eben, er mag wollen oder nicht, einen großen Theil der Gemeinde ernähren. Große Freude machte der Umstand, daß etliche der jungen Cocospalmen die ersten Blüthen trieben. Zwei neue Wohnungen für eingeborene Christen wurden erbaut; ferner wurde eine Bude für den Kleinhandel errichtet, welche Johann Matti seinen Unterhalt sichern soll. Miss. Müller kommt, wie er schreibt, immer weniger dazu, von der Station sich zu entfernen, weil die geistliche und leibliche Bedienung derselben ihn immer mehr in Anspruch nimmt. Gern hätte er in Kuttiadi oder Edatscheri Außenstationen errichtet; die Zeit scheint aber dazu noch nicht gekommen zu seyn. Die Katechisten machten häufige Ausflüge in die Umgegend, um durch Predigt und Tractatvertheilung das Wort Gottes zu verbreiten. Der Schullehrer Abel Mannen beweist sich treu in seinem Beruf. Die Gemeinde nahm um 21 Seelen zu. Rücksichtlich des Kirchenbesuchs, des Gebrauchs der Gnadenmittel, der Privatbetstunden und des Hausgottesdienstes hat sich der größte Theil der Gemeinde gut gehalten; auch in ihrem äußeren Verhalten machte sie dem Evangelium keine Unehre. Dennoch fühlte es Miss. Müller nie tiefer als im verflossenen Jahr, daß der Gemeinde eine Ausgießung des h. Geistes dringend Noth thut, wenn sie wahrhaft lebendig werden soll. Das äußere Fortkommen der Gemeindeglieder macht dem Missionar je länger je größere Noth. Während die Fischer auf dem Meere ihr kärgliches Brod finden, finden die übrigen Gemeindeglieder bei den Heiden keine Arbeit und kein Brod. Es muß deßwegen auf irgend eine Weise Rath geschafft werden. Die Gemeindeschule gewinnt immer mehr an Umfang und Bedeutung. Es wurde gerade ein Schulzimmer für die Knaben erbaut.

Census der Station am Ende des Jahres 1855:

Zahl der Gemeindeglieder . . . . 106.
(Neubekehrte 8.)
Katechumenen . . . . 9.

Gemeindeschule: Frauen . . . . 25.
Größere Knaben . . . 10.
Kleinere Knaben u. Mädchen 30.
Heidenschule: Schüler . . . . 40.

4. Station Calicut.

Miss. Sauvain bittet unter dem 6. Nov. um Versetzung nach einer andern Station, weil die Verhältnisse in Calicut seiner Einarbeitung in das Amt eines Missionars besondere Schwierigkeiten entgegensetzen.

Am 20. Dec. wurde die aus Beiträgen englischer Freunde neu erbaute Kirche eröffnet und eingeweiht, und mit diesem Act die Feier des ersten Missionsfestes für den Malabar-District verbunden, bei welcher Miss. Sauvain seine erste Ansprache in der Landessprache hielt.

Nach dem Jahresbericht hat Herr Dixon, Eisenbahn-Ingenieur, der Filial-Gemeinde Codakal ein Stück Reisland übergeben, das er in Cautionspacht genommen hatte, und Herr Collector Conolly noch kurz vor seiner Ermordung das von ihm ursprünglich für die Najadis erkaufte Land gleichfalls dieser Gemeinde geschenkt.

Census der Station am Schluß des Jahres 1855:

Stadt Calicut: Gemeinde . . . . Seelen 129.
Katechumenen . . . . 12.
Mädchenanstalt: Schülerinnen 49.
Gemeinde-Knabenschule: Schüler 10.

Filial Koilandy: Gemeinde . . . . . Seelen 27.
Katechumenen . . . . . . 4.
Schule: Schüler . . . . . 30.

Filial Kodakal: Gemeinde . . . . . Seelen 109.
Katechumenen . . . . . 18.
Gemeindeschule . . . . . 15.

265.

Heidenschulen: Schüler . . . 95.

IV. Nilagiri District.

1. Station Käti.

Nach einem Bericht Miss. Mörike's vom 5. Nov. befand sich Miss. Metz wegen seiner zunehmenden Uebelhörigkeit seit mehreren Monaten in der Behandlung des Arztes in Konnur; er selbst litt an den Folgen einer heftigen Erkältung. Ein eingeborener Christ Namens Martin wurde zum Gemeindeschulmeister bestellt. Mit der Gemeindeschule wurde eine kleine Mädchenerziehungsanstalt verbunden, welche 5 Tamulenmädchen zählt.

Ebenso wurde von Herrn Orme, einem englischen Freunde, den Missionaren eine Knabenschule übergeben, welche 10 bis 12 Knaben zählt.

Die schon länger in der Erziehung unserer Missionare sich befindenden 4 Badaga-Jünglinge wurden theils mit Feld- und Handarbeit, theils mit Unterrichtsstunden im Lesen und in der Bibelerklärung beschäftigt und halten sich ordentlich. Sie haben eine gute Erkenntniß der Wahrheit und denken, wie Miss. Mörike meint, gewiß manchmal an Taufe und öffentliches Bekenntniß des Heilandes, sind aber noch durch Menschenfurcht gebunden. Der Stand der kleinen Gemeinde war im Ganzen befriedigend und besonders unter den Weibern zeigte sich bei Gelegenheit ächt christliche Liebe und Selbstverleugnung. Die eigentliche Heidenpredigt wurde in Folge der körperlichen Schwachheit der Missionare vielfach unterbrochen. Dennoch fehlt es nicht an Beweisen dafür, daß das gepredigte Wort nicht spurlos verhallt ist. Die Opposition nahm bei Vielen zu, bei Anderen kam es zum innigsten Anschluß, wenn auch noch nicht zum Uebertritt.

Census der Station am Schluß des Jahres 1855:

Gemeindeglieder		25.
Gemeindeschule,	Knaben	5.
	Mädchen	9.
Heidenschule,	Knaben	10—12.

C. Nachrichten aus Afrika.

Die General-Conferenz behandelt in ihrer Sitzung vom 22—24. Oct. 1) die Frage, ob ein in grobe Sünden gefallener aber bußfertiger Katechist wieder angestellt werden könne. 2) Einen Antrag Miss. Zimmermanns, behufs der Förderung des Missionswerks die Hülfe der eingebornen Christen mehr als bisher in Anspruch zu nehmen. 3) Den Entwurf einer von einer Commission vorgelegten Katechisten-Ordnung. 4) Die Einführung des Brenzischen Katechismus auf unseren afrikanischen Stationen.

1. Station Christiansborg.

Unter dem 12. Oct. schreibt der arme Thompson an Inspector Josenhans, daß er von einem reichen Holländer von Elmina als (kaufmännischer) Agent in Ringo angestellt sey und bittet, als einer, der zum HErrn zurückzukehren sich sehnt, um die Fürbitte seiner ehemaligen Freunde.

Miss. Zimmermann in Abokobi wünscht nach einem Brief vom 4. Nov. seinen jüngeren Bruder auf seine Kosten als Lehrer seiner Kinder nach Afrika kommen zu lassen. Derselbe berichtet, daß Miss. Steinhauser die Stelle des Hausvaters am Katechisten-Institut provisorisch übernommen habe.

Nach dem Jahresbericht der Station sind die Missionshäuser und die Kapelle wieder hergestellt, ist aber doch zu fürchten, daß sich immer neue Wirkungen der Beschießung an ihnen offenbaren werden. Das frühere Katechisten-Institutsgebäude hat die neugegründete Missionshandlung aufgenommen. Die Besorgung der seit der Beschießung so weit zerstreuten Christengemeinde konnte neben der unerläßlichen Reparatur der Häuser nur nothdürftig geschehen. Die Heiden nehmen seit dem Krieg eine etwas veränderte Stellung gegen das Christenthum ein; es ist größere Entschiedenheit für oder gegen die christliche Gemeinde eingetreten. Daher wird es denn auch nothwendig werden, daß die eingeborenen Christen aus ihren Stadtabtheilungen (Asafo=Haufen: Bezeichnung der Rotten, in welche die Einwohnerschaft der

Stadt eingetheilt ist) austreten und das Recht, eine besondere Rotte bilden zu dürfen, vom Volk und König sich zu verschaffen suchen. Auf den Außenstationen La und Täschi zeigt sich viele Feindschaft. Die im letzten Jahresbericht gemeldeten Katechumenen sind meistentheils wieder hinter sich gegangen. Dagegen wurden am 26. Dec. 5 neu herausgetretene mit 7 schon länger in der Erziehung der Missionare sich befindenden Kindern getauft. Seit die 4 Evangelien und die biblische Geschichte in der Ga-Sprache gedruckt in den Händen der Leute sich befinden, ist unter Alt und Jung ein großer Eifer, lesen zu lernen, erwacht. Die Schulen dagegen haben sich noch nicht von den Folgen der politischen Unruhen erholt.

Auf dem Filial Abokobi herrschte das verflossene Jahr hindurch rege Thätigkeit, die Trümmer des Bestehenden zu retten und etwas Neues zu gestalten. Der HErr gab auch Gnade, 22 Seelen der Gemeinde neu hinzuzufügen. Auch in Abokobi brachten die neuen Bücher eine große Veränderung hervor. „Es ist einem oft recht wohl zu Muth," heißt es in dem Bericht, „wenn man diese neu erwachende Lese-„welt ansieht; wenn man bemerkt, wie sie von diesen stillen „Predigern gefesselt wird und man nicht mehr immer selbst „das Wort führen muß. Auch das lebendige Wort unserer „Gehülfen erhält durch dieselben erst die rechte Festigkeit." Die Mädchenschule wurde von der Knabenschule getrennt und von Frau Zimmermann übernommen. In der Katechistenschule befanden sich 7 Zöglinge und 1 Gast. Von Uebersetzungen sind das Calwer Spruchbuch, das erste Buch Mosis und die 3 Briefe Johannis der Vollendung nahe. Die Leidensgeschichte, von der verehrten Bibelgesellschaft in Basel gedruckt, ist bereits nach Afrika hinausgegangen.

Census der Station am Ende des Jahres 1855:

1. Christiansborg.

Gemeindeglieder . . . . 77.
(Neugetaufte 12.)
Mädchenanstalt: Zöglinge 7. Tagschüler 9.
Knabenschule: Schüler . . . . . 12.

2. Filial Abokobi.

a) Abokobi:

Gemeindeglieder theils in Abokobi, theils in den nächst liegenden Dörfern und Höfen ansäßig 68. (Darunter 22 neu in die Gemeinde aufgenommene.)

Katechistenschule: Zöglinge 7. (8.)

Knabenschule: Schüler . . . . 22.

Mädchenschule: Schülerinnen . . . . 8.

Sonntagsschule für Erwachsene: Schüler . . 17.

b) Außenstation Damfa:

Gemeindeglieder . . . . 5.

Katechumenen . . . . 42.

2. Station Akropong.

Die am 2. Oct. gehaltene Stations-Conferenz beschließt mit Rücksicht auf die in Aburi (Abude) sich mehrende Zahl von Taufbewerbern, die Committee dringend um Wiederbesetzung dieses größten Aquapimdorfes durch einen europäischen Missionar zu bitten. Miss. Widmann besucht alle 14 Tage für 3 Tage diesen Platz; diese kurzen Besuche reichen aber um so weniger aus, als die Leute noch nicht lesen können und dem Unterricht also durch das gedruckte Wort noch nicht nachgeholfen werden kann.

Auch in Akropong ertheilt Miss. Widmann 14 Taufkandidaten, unter welchen die beiden Söhne des Königs von Akim sich befinden, gegenwärtig Vorbereitungsunterricht.

Unter dem 30. Oct. erstattet Miss. Mader Bericht über eine im August unternommene Tour durch die Plantagendörfer des Aquapimlandes, welcher später in extenso mitgetheilt werden wird.

Miss. Widmann fordert in einem Schreiben vom 5. Nov. dazu auf, diejenigen Missionare, welche glauben, sich ohne Unterstützung der Heimath ernähren zu können, den Versuch einmal machen zu lassen, indem er glaubt, mancher auf dem Papier schön sich ausnehmende Plan werde in Praxi zerrinnen. Ferner macht er Hoffnung, daß endlich einmal der

erste Familienvater in Akropong, ein angesehener Mann, es wagen werde, an die Gemeinde sich anzuschließen.

Miss. Christaller befand sich nach einem Schreiben vom 12. Nov. immer noch leidend in Christiansborg, hofft aber dort sich zu erholen und dann seine Bibelübersetzungsarbeiten, von denen er sich wegen der Wichtigkeit derselben für das ganze Missionswerk nur mit Schmerzen trennen könnte, mit gestärkter Kraft wieder aufnehmen zu können.

Ein Brief der Katechistenschüler vom 1. Dec. eröffnet uns einen interessanten Blick in den Stand der Dinge in Akropong überhaupt und in der Katechistenschule insbesondere.

Nach dem Jahresbericht war Miss. Christaller am 28. Nov. nach Akropong zurückgekehrt und am 31. Dec. Bruder Baum glücklich daselbst angekommen. Alle Missionsgeschwister litten in Folge von Geschäftsüberladung an größerer oder geringerer Angegriffenheit. Das Volk der Stadt hat sich in Folge der vielen im Lauf des Jahrs vorgekommenen Vergiftungen (ein Nachbar der Missionare Namens Donko soll 30 bis 37 Personen vergiftet haben) zu einem großen Theil auf die Plantagendörfer zurückgezogen. Da das Todtenfragen das Mittel ist, wodurch von den Negern Verbrecher ausgemittelt werden, kam dieser schreckliche Gebrauch, der fast verschwunden schien, auf's Neue in Aufnahme. Dagegen bewirken die Zeitverhältnisse auch immer größere Entschiedenheit für oder wider das Evangelium. Eine merkwürdige Erscheinung ist es, daß mehrere Heiden, ohne selbst Christen zu werden, angefangen haben, die Missionare im Predigen nachzuahmen. Die Zahl der Heiden, welche die Gottesdienste in Akropong besuchen, ist gering; dagegen wären manche junge Leute geneigt, sich an die Gemeinde anzuschließen, wenn ihre Eltern ihre Einwilligung dazu geben würden. Taufunterricht wurde in Akropong 15 Personen ertheilt, in Aburi 17. Der abgefallene William Hoffmann ist ein bitterer Feind der Missionare geworden und benimmt sich nun bei den heidnischen Festen ärger als ein Heide. Seine Thaten haben ihn dem ganzen Volk verhaßt gemacht. Paul Staudt ist wieder in die Gemeinde aufgenommen worden. Der Zustand der Gemeinde

ist, obwohl es bei vielen Gliedern derselben stets durch Fallen und Aufstehen geht, im Ganzen befriedigend. Von den Zöglingen der Katechistenschule sagt der Bericht: „Im Allgemei-„nen darf man ihnen das Zeugniß geben, daß sie alle mehr „oder weniger mit Liebe und Vertrauen uns entgegenkom-„men; daß ein Leben Gottes in ihnen ist und sie trachten, „nicht nur in dieser Welt ein stilles und ruhiges Leben zu „führen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit, sondern auch „in der Ewigkeit ein Plätzchen zu finden, wo ihre Seele sich „freuen kann mit ewiger Freude."

Der Stand der Uebersetzungsarbeiten ist folgender: Das Odschi-Liederbuch wurde bis auf 60 Lieder vermehrt. Die biblische Geschichte in Odschi ist vom verehrten Calwer Verlagsverein gedruckt worden. Die Evangelien des Matthäus, Marcus und Lucas liegen zum Druck bereit und müssen nur noch einmal durchgesehen werden. Vorbereitet ist die Uebersetzung von dem 1., 2., 5ten Buch Mosis, Buch der Richter, 1. und 2. Sam., 1. und 2. Könige, von 60 Psalmen, von 34 Cap. des Jesaja, Daniel, Jona, Micha und vom ganzen Neuen Testament mit Ausnahme des Epheser-, Colosser- und Hebräerbriefs und der Pastoralbriefe.

Census der Station am Ende des Jahres 1855:

Gemeindeglieder	61.
Katechumenen in Akropong 15, in Aburi	17.
Knabenschule: Schüler	29.
Mädchenschule: Schülerinnen	30.
Kleinkinderschule: Kinder	28.
Katechistenschule: Zöglinge	9.

3. Station Gjadam.

Miss. Süß ist nach einem Brief vom 16. Oct. gesund wie ein Fisch im Wasser und kräftig wie ein deutscher Bauer und thut eben gerade kaum weniger Handarbeit als ein solcher. Der englische Collector Bether (ein Neger) war gerade auf der Station, begleitete ihn ein paar Mal auf seinen Predigtgängen, gab seiner Missionsmethode Beifall und sprach

keine Hoffnung für das Gelingen des Unternehmens unseres Missionars aus.

Die Könige Ata von Kjebi und Agjemang standen einander kurz vorher gerüstet gegenüber. Die Krankheit der Mutter Atas und die Einsprache der englischen Regierung verhinderten aber einen Zusammenstoß.

Der Auswanderungsplan Agjemangs wird schwerlich ausgeführt werden.

In einem Brief vom 13. Dec. theilt Miss. Süß manche interessante Erfahrungen mit. Sein Hauptkreuz bestand bisher im Weglaufen seiner Dienstboten. Er kaufte nun einen Sclaven frei, den er durch diese Wohlthat an sich gefesselt zu haben hofft. Seine Bauarbeiten und ökonomischen Unternehmungen verschiedener Art gingen fort und ließen ihn manche Hoffnung für die Zukunft fassen. Mit dem Aberglauben des Königs war er heftig zusammengestoßen aus Veranlassung des jährlichen Jamsfestes, indem er dem Landesgesetz entgegen vor dem König Jams aß. Der König mied sein Haus mehrere Monate; als aber der Missionar nicht starb, wie der Volksglaube meinte, kam er doch von selbst und friedlich wieder, und das Fetischwesen hat durch diesen Vorfall nur einen weiteren Stoß erlitten.

D. Nachrichten aus China.

Station Pukak.

In einem Schreiben vom 11. Oct. sprechen die Missionare wiederholt den Wunsch aus, es möchte ihnen ein weiterer Mitarbeiter gesendet werden, weil die Schwierigkeit der chinesischen Sprache immer eine lange Vorbereitung auf den eigentlichen Missionsdienst erfordere.

Die Gemeinde hat sich, dem Jahresbericht zu Folge, an Zahl nicht vermehrt, trotzdem daß 19 Personen getauft worden sind, weil manche in der Diaspora lebenden Gemeindeglieder nichts von sich hören ließen und nicht mehr gerechnet werden konnten, andere ausgeschieden wurden. Räumlich aber hat sie ihre Grenzen erweitert, indem Maham unter die

Außenstationen aufgenommen wurde. Auch wurde das Wort Gottes im verflossenen Jahr in der Nähe und Ferne mehr Seelen nahe gebracht als je zuvor. Zwar hält sich Pukak selbst hochmüthig und selbstgenügsam ferne von den Missionaren: es erlaubt ihnen nicht, in den Ort selbst hineinzugehen. Dagegen bot sich in diesem Jahr manche Gelegenheit, durch medicinische Hülfe einigen Familien, die außerhalb des eigentlichen Orts wohnen, etwas näher zu kommen. Die Stimmung gegen die Missionare im Allgemeinen ist jetzt günstiger als früher, und sie hoffen durch Freundlichkeit, ärztliche Hülfleistung, durch Wandel und Wort das Vertrauen des Volks immer mehr zu gewinnen. Die Hauptthätigkeit der Missionare war im verflossenen Jahr auf die Gemeinde selbst gerichtet. Dabei haben sie der Widerwärtigkeiten und traurigen Erfahrungen nicht wenige gehabt. Es mangelt den Neubekehrten noch sehr die innere Begründung und Befestigung.

Die Schulen betreffend enthält der Bericht folgende Bemerkungen: Mit dem Betragen der Schüler in Pukak kann man im Allgemeinen zufrieden seyn. Es sind nur 2 unter ihnen, die eigentlich böse Buben sind. Die 4 ältesten wurden am Weihnachtsfest zum ersten Mal zum h. Abendmahl zugelassen. Ihre Fortschritte sind gleichfalls befriedigend. Es bestehen 2 Abtheilungen, wovon die ältere in diesem Jahr hauptsächlich in den chinesischen Büchern geschult wurde. Zuerst wurde der Grund gelegt mit Luthers kleinem Katechismus und der biblischen Geschichte von Dr. Barth. Jetzt müssen sie ihre eigene Literatur kennen lernen, werden aber dabei täglich mit der Bibel beschäftigt seyn. Verstehen sie die Philosophie ihrer eigenen Schriften, dann werden wir das Wichtigste mit ihnen durchgehen und an der Hand der Bibel ihnen das Falsche an denselben nachweisen. Sie finden übrigens jetzt schon von selbst Manches heraus, was nicht richtig ist. Dabei werden wir ferner einen Unterrichtsgegenstand nach dem andern einführen, wie z. B. im laufenden Jahr Geographie. Es hat sich schon das Englische bei den 8 Knaben, die darin Unterricht empfangen, heilsam erwiesen. Verstand und Herz und die ganze Weltanschauung erweitert sich

durch diesen Unterricht. Die Schüler werden zugleich zutraulicher und sind jetzt schon anhänglich. Die Schüler in Lilong sind meist Anfänger. Drei haben an Weihnachten das heil. Abendmahl empfangen. Sie haben in diesem Jahr Luthers kleinen Katechismus und einige andere christliche Büchlein gelesen, ferner einen Theil der biblischen Geschichte. Br. Lechler gab ihnen Unterricht im Gesang. Wir haben im Sinn, die begabteren unter ihnen in die Schule nach Pukak zu verpflanzen.

In literarischer Beziehung meldet der Bericht, daß von Miss. Hambergs Märtyrergeschichte auf Kosten der englischen Tractatgesellschaft **2000** Ex. gedruckt und vertheilt wurden. Ferner wurde das Wörterbuch Miss. Hambergs von der Vulgärsprache des Hakkadialekts noch einmal umgearbeitet. Es wurde die alphabetische Anordnung durchgeführt, statt welcher Miss. Hamberg vorher das Princip der Eintheilung nach Buchstabenclassen in Anwendung gebracht hatte. Ferner wurden alle Beispiele ins Deutsche übersetzt, und schließlich sollen die noch fehlenden Buchstaben vollendet werden. Endlich lasen die beiden Missionare Lechler und Winnes mit einander einzelne Theile der Uebersetzung des N. Test. von Dr. Medhurst und etlichen anderen englischen Missionaren durch und verglichen sie mit dem Grundtext, um diejenigen Stellen zu verbessern, welche unter dem Einfluß der puritanischen Theologie der Uebersetzer unrichtig wiedergegeben wurden und einer Verbesserung bedürfen.

Census unserer chinesischen Mission am Schluß des Jahres **1855**:

Gemeindeglieder in	Pukak . . .	17.
	Lilong . . .	93.
	Hatsun . . .	15.
	Tschonghangkang	13.
	Tungfo . . .	4.
	Moham . . .	6.
	Diaspora . .	13.
		161.

Taufcandidaten . . . . 19.
Schule in Pukak: Knaben 14.
Lilong: " 13.

Anhang.*)

Mittheilungen von Basler Brüdern in fremden Diensten.

Rußland.

Pastor C. H. Bonwetsch in Norka theilt uns unter dem 19. August 1855 über sein Befinden Folgendes mit: „Auch mir trat der HErr in diesem Jahre recht nahe. Am Ostersamstag nämlich erkrankte ich mit heftigem Schmerz im Rücken, der sich zwar in seiner Heftigkeit nach einigen Tagen verlor, obwohl ich noch immer nicht ganz frei bin, aber eine Todesschwäche für einige Wochen zurückließ und überhaupt meinem schon lange geschwächten Körper einen gewaltigen Stoß gegeben hat. Wie Dittrich, so habe ich meine besten Kräfte und Gesundheit in Grusien verzehrt. Zwar kann ich schon längst mein Amt wieder versehen, muß mich aber sehr in Acht nehmen. — Der HErr hat mir für jetzt auch einen Gehülfen gegeben in unserem ältesten Sohn, der seine theologischen Studien in Dorpat vollendet, seine Examen gemacht hat und nun sein Probe- oder praktisches Vorbereitungsjahr bei mir hält." — Durch eine abermalige Beisteuer von Seiten der Gemeine für die Mission sowie eine Gabe von Kindern für die Erziehung der Missionskinder, gibt er uns den Beweis, wie weit es ihm gelungen ist, den Glaubenssinn in seiner Gemeinde zu bethätigen.

Pastor Christoph Hübner in Freudenthal schreibt unter dem 23. September: „Durch Gottes Gnade sind wir auch in diesem Jahre, da der Würgengel, die Cholera, durch unsere Colonien zog, und mehr oder weniger Opfer forderte, verschont geblieben; auch ist keiner der lieben Amtsbrüder eine Beute derselben geworden, was um so wichtiger ist, als

*) Ausnahmsweise umfassen die Mittheilungen dieses „Anhangs" ein halbes Jahr, vom 1. Juli bis 31. December 1855.

stets Mangel an Predigern in Süd-Rußland stattfindet. — Daß unsere älteste Tochter Beata, Zaremba's Täufling, seit 2 Jahren an Pastor Mickwitz in der Colonie Cassel, 90 Werst von hier, verheirathet ist, haben Sie erfahren. Unser einziger Sohn Heinrich, Stud. Theol., befindet sich seit Frühjahr zu Hause, indem er auf den Rath des Arztes seine Studien aussetzen und eine Klimaveränderung suchen mußte. Hoffentlich kann er bis zum Sommersemester in Dorpat wieder eintreten. Unsere jüngste Tochter Katherine ist zu Hause, die einzige Stütze ihrer Mutter, wozu sie sich ganz hergibt."

Nord-Amerika.

Nach fast 20jähriger kampf- und segensreicher Arbeit ist unser lieber Bruder Johann Jacob Rieß, Pastor an der Johannesgemeinde in St. Louis, am fünften Sonntag nach Trinitatis, den 8. Juli 1855, in einem Alter von 44 Jahren vom HErrn abgerufen worden. Ein Lungenschlag machte seinem thätigen Leben ein Ende, nachdem sich nur 3 Tage zuvor eine Erkrankung eingestellt hatte, die nicht bedenklich schien. Die Zionsgemeinde bei Centreville, die Salemsgemeinde bei Columbia wurden durch seinen Eifer gesammelt, und an der Johannesgemeinde in St. Louis war er Einer der Mitgründer. Im Sommer 1835 von Basel ausgesandt, war er der Erste von den gegenwärtigen Gliedern des evang. Kirchenvereins im Westen, welcher den dortigen Deutschen das Evangelium predigte, und zwar anfangs unter viel Mühe und Noth und Verfolgung. Characteristisch für die kirchlichen Verhältnisse dort vor zwei Jahrzehnten ist die Thatsache, daß Pastor Rieß 1836 dreißig Personen confirmirte, von denen etliche über 30 Jahre alt und mehrere bereits verehelicht waren, und daß er einige Male mit handgreiflichen Mißhandlungen, einmal sogar mit vorgehaltener Pistole bedroht worden. Seit 1846 war er Pastor in St. Louis. Im Winter 1851—52 von einem schmerzlichen Brustleiden befallen, mußte er auf ein Jahr seine Gemeinde verlassen und sich zur Stärkung seiner Gesundheit nach Quincy in die Stille zurückziehen. Im September 1853 nach St. Louis zurückge-

kehrt, schien er wieder im Besitz der frühern Kraft zu seyn, und folgte dem Rufe einer unterdessen neu organisirten Gemeinde daselbst, welcher er kaum noch 2 Jahre dienen durfte. In seinem amtlichen und Familienleben ging der Lauf unseres lieben Bruders durch viele Trübsale — in das Reich Gottes.

Pastor Joh. Christoph Jung in Warsaw, Illinois, sagt in seinem Brief vom 16. Juli: „Warsaw hat eine schöne Lage; es vergrößert sich, und somit auch die Gemeinde. Gott gibt mir Kraft und Gnade zur Verkündigung seines heil. Evangeliums.“

Pastor Steiner meldet aus Abbeyville, Medina County, Ohio, den am 13. August 1855 erfolgten Hinscheid des bisherigen Pfarrers daselbst, Georg Wilh. Im. Metzger, nach sechsmonatlichem Kränkeln an der Wassersucht. Metzger wurde im Jahr 1823 von der engl. kirchl. Missionsgesellschaft als Missionar nach Sierra Leone gesandt. Im Jahr 1834 kehrte er mit Miss. Gerber krankheitshalber nach der Heimath zurück, und beide begaben sich hierauf nach den Vereinigten Staaten, wo Metzger in Abbeyville als Pastor eine Anstellung fand.

Br. Steiner ist seit 3 Jahren Pastor an der Gemeinde geworden. Von Feinden des Evangeliums hatte er bisher manche Beschimpfungen zu erfahren, doch konnte er hinzusetzen: „Meine Kirche ist jeden Sonntag sehr gut besetzt und in der Schule unterrichte ich täglich 50 bis 60 Kinder in Gottes Wort.“ — Ueberdieß zeigt er an, er habe ungeachtet des eingetroffenen Fehljahrs 40 Dollars Beiträge für die Mission in der Casse.

Pastor Joh. Will in St. Louis schreibt unter dem 21. November 1855:

„Was meine Stellung anbetrifft, so stehe ich noch als Prediger an der evang. St. Paulskirche in St. Louis, in welcher ich nun 3½ Jahre die Gnade habe, von Jesu Christo zu zeugen. Ich bin, Gott sey Dank, immer noch gerne hier, und ich kann sagen zur Ehre Gottes: „Meine Arbeit ist nicht vergeblich gewesen in dem HErrn.“ — Was mich selbst

betrifft, so muß ich bekennen, daß ich sehr viel Liebe und Zutrauen genießen darf, was mich oft recht demüthiget, weil ich weiß, daß ich nicht werth bin aller Barmherzigkeit und Treue, die der HErr durch seine Kinder mir täglich erweist. — Schon längst wurde das Bedürfniß einer Orgel gefühlt, allein die Kosten waren immer im Weg. In einer Gemeindeversammlung beantragte ich, eine Orgel zu bestellen. Nun hieß es aber: „Herr Pastor, die Gemeinde kommt zu tief in Schulden hinein." Ich sagte: ich wolle die Schulden auf mich nehmen, die nach der Einweihung der Orgel noch übrig seyen. Die Orgel wurde bestellt, und 14 Tage vorher machte ich es nach der Predigt bekannt, daß ich im Vertrauen auf den HErrn die Orgel bestellt habe, in der Erwartung, daß die Liebe meiner Zuhörer meinen Glauben und mein Zutrauen zu ihnen nicht werde zu Schanden werden lassen u. s. w. — Was geschah? in derselben Woche nahm ich 300 Dollar ein: Knechte und Mägde kamen herbei und brachten mir ihre Scherflein, und selten bekam ich weniger als 2½ Dollar, Goldstücke zu 5 und 10 Dollar. Die Orgel wurde aufgestellt; die Einweihung wurde 14 Tage vorher verkündigt, und am Einweihungstage war die Orgel, welche 500 Dollar kostete, bis auf etliche Dollar bezahlt." — Weiter zeigt Pastor Will Missionsbeiträge im Betrag von 94 Dollar an.

An des verstorbenen Pastor Rieß Stelle berief die Gemeinde St. Johannes in St. Louis den Pastor Joh. Christoph Jung, bisher Pastor in Warsaw, der Anfangs December erwartet wurde.

Br. Gottlieb Reim, jetzt Pastor der evang.-reformirten Schweizergemeinde von Ashford, schreibt von da unter dem 6. Nov. 1855: „Fünf Monate sind nun vorüber, seit ich Sie verlassen habe, und 14 Wochen stehe ich nun schon auf meinem Posten. — Auf der Ueberfahrt konnte ich, da ich die Seekrankheit nicht bekam, jeden Sonntag predigen, ein Mal ausgenommen, wo es zu stürmisch war; auch konnte ich, wenige Tage ausgenommen, immer Schule halten des Morgens und des Abends." Ueber die Lage seiner Gemeinde sagt Reim: „Die Gegend, in deren Mitte meine Gemeinde liegt,

ist etwa 24 Meilen lang und fast eben so breit, ist schön, gesund und fruchtbar. Die Leute hier sind zum größten Theil noch in dürftigen Umständen; es ist aber zu erwarten, daß sie in wenigen Jahren zu Wohlstand kommen werden. Außer den Schweizern wohnen auch noch Preußen und Hessen hier."

Asien.

Afghanistan.

Peschawer. Miss. C. G. Pfander, welcher bisher in Agra (Nord-Indien) zufolge einer Weisung der engl.-kirchl. Missionsgesellschaft seit November 1854 in Peschawer arbeitet, schreibt von da unter dem 11. Juli 1855: „Unsere Mission gilt hauptsächlich den Afghanen. Die Stadt ist theilweise und die Dörfer des Thals ganz von denselben bewohnt, und so gehören alle die unabhängigen Stämme in den Bergen umher zu dem selben Volke. Sie sind alle eifrige und fanatische Muhammedaner. Nur Ein Stamm in einem nordöstlichen Thale des Hindukuh sind noch Heiden, „Siahpusch" genannt; es gelang den Muhammedanern nie, sie zu bezwingen. Bis jetzt haben die Engländer noch keinen Verkehr mit diesem Stamm, weil die zwischenliegenden Afghanenstämme dieses noch hindern. Nach und nach aber werden sich diese schon dem europäischen Einfluß und dem Evangelium öffnen. Ein anderer merkwürdiger Umstand ist auch der, daß die Afghanen, oder doch wenigstens einige Stämme derselben, behaupten, von den zehn Stämmen Israels abzustammen. Die Sache ist bis jetzt noch nicht hinlänglich untersucht worden, hat aber die Aufmerksamkeit Vieler erregt und wird bald zu einer Aufklärung gebracht werden. So ist also Peschawer in vieler Beziehung ein wichtiger Missionsposten. Die Sprache in der Stadt ist das Hindustanische; die Gebildeten sprechen Persisch, und die Dorfbewohner alle Afghani oder Puschtu. Die beiden ersten Sprachen reichen für meine Arbeit hin. — Ein englischer Oberst, der seine Zeit ausgedient hat und einen bedeutenden Theil seines Vermögens dieser Mission gegeben, hat sich an uns als Missionsgehülfe angeschlossen und alle die äußeren Geschäfte der Mission über-

nommen. — In der Stadt haben wir eine englische Schule eröffnet, die bereits gegen 100 Schüler zählt, und haben auch mit dem Predigen auf den Marktplätzen den Anfang gemacht. Auch hatten wir verschiedene Male Gelegenheit, die heilige Schrift und andere Bücher nach Afghanistan zu versenden. — In einem Hadschi (d. h. Mekka-Pilger) von Candahar habe ich einen hoffnungsvollen Taufcandidaten. Er ist ein angesehener Mann; sein Bruder ist Muschtahid (muhammedanischer Bischofstitel, bedeutet: Glaubenskämpfer) der Perser oder Schiiten (Anhänger des Ali) in Cabul; seit mehreren Jahren hatte er einen inneren Drang, sich mit dem Christenthum bekannt zu machen. Dieß trieb ihn nach Indien. In Karratschi bekam er von dem dortigen Missionar meine Schriften zu lesen. Auf dieses hin entschloß er sich, mich in Agra aufzusuchen. Da aber die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt war, so kehrte er wieder nach Candahar zurück. Von dort kam er letzten December über Cabul hier an, um nach Agra zu gehen. Zufälliger Weise hörte er von meinem Hierherkommen und blieb dann hier. — Kürzlich hatte ich von einem wilden Afghanen einen Besuch, der ebenfalls den Mizan ul Hak zu lesen bekommen hatte, und von demselben, wie er sich ausdrückte, gefangen genommen wurde, und nun auch um weiteren Unterricht mich ersuchte. Da er aber im Militär dient, so konnte er bis jetzt noch nicht wieder kommen; er steht nämlich auf einem Außenposten. Dieß sind erfreuliche Regungen. Doch wollen wir uns nicht zu großen Hoffnungen hingeben, da ja so manche Blüthe ohne Frucht verwelkt. So hat uns z. B. der Perser „Abdul", der vor zwei Jahren von Teheran zu uns gekommen und in Peschawer getauft wurde, viel Noth gemacht mit seinem unchristlichen Wandel, und war zuletzt genöthigt, Peschawer zu verlassen um der vielen Schulden willen, die er betrügerischer Weise gemacht hatte. — Die Controverse mit den Muhammedanern geht fort. Anfangs dieses und zu Ende des vorigen Jahrs erschienen mehrere Schriften von ihrer Seite gegen das Evangelium und gegen meinen Mizan ul Hak. Ich arbeite gegenwärtig an einer Gegenschrift, die, wie ich hoffe,

bis Ende dieses Jahrs, so Gott will, gedruckt werden wird. Dann habe ich versprochen, meine Bücher im Persischen nochmals zu revidiren und eine vierte Auflage derselben zu besorgen. Einige Freunde haben bereits alles für diese neue Auflage nöthige Geld gesammelt, und da die letzte Auflage vergriffen und beständige Nachfrage ist, so leidet diese Arbeit keinen Aufschub."

Ostindien.

Die Missionare J. M. Lechler und Th. Kübler theilen aus Salem unter dem 10. Sept. 1855 ihre glückliche Ankunft mit, nachdem sie auf dem selben Schiff „Malabar", welches vor 20 Jahren auf seiner ersten Fahrt die ersten Basler Missionare nach Indien gebracht, ihre Reise zurückgelegt hatten. Der „Malabar" bewährte sich als Missionsschiff. Sie hatten nicht bloß regelmäßige Morgen- und Abendandachten und tägliche Privat-Gebetvereine, sondern der HErr begann auch mitten auf dem Ocean unter den Passagieren und einem Theil der Schiffsmannschaft ein Werk der Gnade, welchem damit die Krone aufgesetzt wurde, daß der zweite Offizier voll Glaubensfreudigkeit nach der Ankunft in Indien seinen bisherigen Schiffsdienst trotz glänzender Aussichten verließ und in den unmittelbaren Dienst des HErrn in der Mission eintrat. Wie verlautet, soll dieses Werk Gottes auf jenem Schiff, das einen frommen Capitän hat, noch fortgehen, indem die bekehrten Offiziere jetzt unter den rohen Matrosen missioniren und ein bejahrter indischer Missionar mit ihnen nach Europa zurückkehrt. — Salem ist eine beträchtliche Stadt, zugleich Civilstation der englischen Regierung. Ganz nahe dabei, aber durch einen Fluß geschieden, ist das ebenfalls beträchtliche Dorf Schevapett. In der Mitte dieser beiden, nahe am Fluß, ist der große Missionsgarten, durch Mauer und Thore von der Straße geschieden. Hier ist das nette, einfache Missionshaus, die 3 Missionsschulen: Knaben-, Mädchen- und Industrieschule, nebst den Wohnungen der dazu gehörigen Lehrer und Schüler. Hier sind ferner die Häuschen der Familien der Gemeindeglieder.

Dort an der Straße ist Haus und Laden eines trefflichen Gemeindegliedes, Manikam mit Namen, welcher als Kaufmann mit Madras (gegen 90 Stunden von Salem entfernt) und mit London in Verbindung steht, und den größten Theil seines Gewinnes der Mission überläßt. Dort ist ferner das Armenhaus, wo etwa 10—12 arme alte Weiber Zuflucht gefunden. Hier ist die alte Capelle, jetzt Gott Lob! zu klein und in eine Schule verwandelt; nicht weit davon die schöne neue Kirche, von den eingeborenen Christen gebaut. In den 3 Schulen sind 120 Kinder, die da nicht bloß unterrichtet und erzogen, sondern auch gespeist und gekleidet werden, also ganz hier daheim sind. Ein besonders wichtiger Zweig der Missionsarbeit ist die Industrieschule. Sie steht unter Leitung von Br. Rahm, einem deutschen Handwerker, der schon 5 Jahre hier ist und die Hindujünglinge zu Zimmerleuten, Schreinern, Schlossern, Schmieden, Maurern heranbildet. — Am Sonntag ist kein Mangel an Gottesdiensten. Morgens 5 Uhr Betstunde einer Anzahl von Gemeindegliedern, die des HErrn Segen für Seinen Tag erflehen. Um 7 Uhr englische Predigt. Um 10 Uhr tamulische Predigt. Nachher Sonntagsschule. Um 4 Uhr tamulische Katechisation. Abends eine Sprechstunde wie in Kornthal. — Sobald Miss. Kübler die Sprache erlernt hat, wird auch außerhalb des Missionsgartens ein Predigtlocal errichtet werden. Auch einige Außenstationen sind mit Katechisten besetzt. — Ein großer Theil des Werks, namentlich die Industrieschule, bezieht keinen Beitrag von der Londoner Missionsgesellschaft, welcher die Station gehört, sondern ist ganz auf die unmittelbare Versorgung des HErrn angewiesen.

Afrika.

Miss. D. Hinderer in Ibadan (Joruba-Land) freut sich in seinem Brief vom 26. Dec. 1855 der Ankunft der neuen Basler-Brüder Hoch und Bühler und sagt: „Sie haben wohl bereits von ihrer glücklichen Ankunft in Lagos am 26. Nov. gehört. Ich war gerade mit meiner Frau in Lagos, theils um einer kurzen Luftveränderung, theils um

anderer Angelegenheiten willen. Besonders wohl that uns ihre Frische und Munterkeit. Am 5. dieses begleiteten wir sie auf dem Ogun (Fluß) nach Abbeokuta; dort hatten wir eine Conferenz mit einander und waren Bruder Maser's Gäste. In der Conferenz beschlossen wir, daß Bühler in Abbeokuta und Hoch in Ibadan stationirt werde, daß aber vorerst keinem eine Arbeit zugetheilt werde, außer der Erlernung der Sprache. Hoch ging dann sogleich am 13. dieses mit uns nach Ibadan, wo wir am 15. nach sechswöchentlicher Abwesenheit wieder glücklich ankamen. Hoch bekam schon am 18. sein erstes Fieber; aber durch sogleich angewandte Mittel wurde es sehr erleichtert und verkürzt."

Süd-Afrika.

Nach 5½jährigem Stillschweigen hat uns Br. Gottlob Schreiner auch wieder einmal Nachricht von sich gegeben. Sein Brief ist datirt Wittebergen, District of Albert, Cap der guten Hoffnung, Nov. den 15. 1855. Er wirft in demselben einen Rückblick auf seine Erlebnisse seit seiner Abreise von Basel im Jahr 1836. — Nachdem er von der Londoner Missionsgesellschaft in die Dienste der Wesleyanischen übergetreten war, arbeitete er von 1846 bis Sept. 1850 zu Umpukane, welche Station zu dieser Zeit von dem Häuptling Molatzane zerstört wurde. Hierauf wirkte er auf mehreren anderen wesleyanischen Stationen, bis die brittische Regierung nach beendigtem Kaffernkrieg ihre Oberherrschaft über den Freistaat nördlich vom Orangefluß aufgab, worauf ihm dann seine jetzige Station in der Capcolonie angewiesen wurde. Von 9 Kindern, die ihm im Lande der Fremdlingschaft und Trübsal geboren wurden, sind 3 bereits heimgegangen. Der älteste Sohn ist in England, und 5 sind also noch bei den Eltern. Es ist ihm vergönnt, seinem Berichte beizufügen: „Gott war bisher mit uns und ließ uns seine unaussprechliche Gnade erfahren, daß seit meiner Ankunft hier nicht weniger als 59 Seelen dem HErrn zugethan wurden, deren viele recht in der Gnade zu wachsen scheinen."

2. Die neusten Ereignisse auf dem Gebiete anderer Missionsgesellschaften.

Hinter-Indien und asiatischer Archipelagus.

(Amerikan. Baptisten.) Einer der Missionare unter den Karenen hebt folgende Eigenthümlichkeit dieses merkwürdigen Volkes hervor. Er sagt: „Es ist zum Erstaunen, wie rasch sich die Geistesfähigkeiten in dem neubekehrten Karenen entwickeln. Mit der Gotteserkenntniß erwacht sogleich auch ein Durst nach jeder andern Kenntniß, — und zwar nicht nur nach Kenntniß überhaupt, sondern Erkenntniß der Wahrheit, von der der Karene instinctmäßig angezogen zu werden scheint. Man halte einen Magnet in eine Masse Sandes, so werden beim Herausziehen alle eisenhaltigen Theile daran hängend erscheinen, während aller übrige Sand zurück bleibt. Mit derselben Sicherheit wird der Geist des Karenen, wenn er in der gehörigen Vorbereitung steht, alle Wahrheitskörner aus der Masse von Irrthümern an sich ziehen und festhalten."

Miss. Bixby in Maulmain erzählt in seinem Tagebuch von der Jahresversammlung des dortigen Missionsvereins: „Den 31. Jan. 1855. Diesen Morgen eröffneten wir unsere jährliche Versammlung unter sehr günstigen Anzeichen. Es sind 40 Mitglieder von der Dingjahn-Gemeinde zugegen, und fast alle Gemeinden sind zahlreich vertreten. Einige der Abgeordneten sind aus weiter Entfernung mit großer Aufopferung und Ungemach hieher gekommen, da ihr Weg über Flüsse und Berge hinging, durch Walddickicht, in Booten, auf Elephanten und zu Fuß, unter Gefahren zu Wasser und Land. Besonders wohlthuend war es, ihre herzlichen Begrüßungen zu sehen. Alte langgetrennte Freunde umarmten und küßten einander auf's herzlichste. Die Karenen sind warmherzig; auch haben manche schon unzweideutige Beweise herzlicher Liebe zu Christo und seiner Sache an den Tag gelegt. Die kleine Pwo-Gemeinde hier hat in der Zubereitung für das Fest eine edle Thätigkeit kund gethan. Sie hat die Kirche um beinahe das Doppelte vergrößert, und geräumige, bequeme Wohnungen für die Abgeordneten errichtet,

außer Herbeischaffung, mit beträchtlichem Kostenaufwand, von verschiedenen Küchengeräthschaften und Lebensmitteln. — Den 3. Februar. Die letzten 3 Tage waren mit den Versammlungen des Vereins völlig ausgefüllt. Sechs Predigten in drei verschiedenen Sprachen wurden gehalten, und zwar alle, mit Ausnahme einer, von Eingeborenen. Beschlüsse wurden einmüthig gefaßt über verschiedene wichtige Gegenstände, wie den Unterhalt von Pastoren, Kirchenbauten, Unterhaltung von Buschschulen und Auswahl tüchtiger Jünglinge für das theologische Seminar in Maulmain. Bei Allem herrschte der würdigste Anstand, die lieblichste Einmüthigkeit. — Zum Schluß hatten wir noch das Vergnügen, einen Karen-Gehülfen zu ordiniren, einen thatkräftigen hoffnungsvollen Mann. Der Pastor von Newton, S. Pahpu, zugleich Lehrer in der theologischen Schule, hielt die Predigt. Pahpu ist ein vorzüglicher Prediger und in drei Sprachen ganz zu Hause. Er ist ein junger Mann von ausgezeichneten Gaben, von Natur ein Redner, ein tiefer Denker und wahrer Christ, durch Fleiß und Beharrlichkeit gleich ausgezeichnet. Es sind aber auch noch andere Karenprediger, die, wenn auch weniger begabt, mit nicht weniger Treue und sichtlichem Erfolg arbeiten. — Der Verein besteht aus 18 Gemeinden mit nahe an 1000 Mitgliedern. Im verwichenen Jahr starben 18. Durch die Taufe wurden 59 hinzugethan.

Die Birmanen-Gemeinde in Rangun schrieb folgenden Brief an die Karen-Christen im Bassein-District: „Der Pastor der Birmanen-Gemeinde zu Rangun, die Gehülfen und Lehrer, senden den Karen-Pastoren und Lehrern und den Jüngern im Basseingebiet, welche im Dorfe unseres geliebten Bruders, des Pastoren Po Ona zu Gebet und Berathung versammelt sind, einen christlichen Gruß. — Geliebte Brüder! groß ist die Gnade Gottes, die sich an euch kund gethan hat. Nur wenige Jahre sind es, daß ihr in der Finsterniß, ohne Gott und ohne Hoffnung waret. In seiner Barmherzigkeit sandte euch Gott den Lehrer Abbott, zu predigen die frohe Botschaft des Heils, was er viele Jahre lang that mit dem heiligen Geist vom Himmel gesandt. Er liebte eure Seelen

und arbeitete hart, pflanzte Gemeinden, unterwies eure Kinder und lehrte euch das Wort Gottes. Er hat seinen Lauf vollendet und trägt nun die Siegeskrone. Er starb in Amerika, und sein letztes Gebet war für euch. Er betete für euch alle, für die Pastoren, Prediger und Gemeinden von Bassein, und gab dann den Geist auf. Liebe Brüder, gedenket an das, was er euch lehrte; betrachtet das Wort Gottes, das er euch in die Hände gegeben hat, und hanget dem HErrn Jesu Christo, dem lebendigen Gott, dem alleinigen Heiland an. — Wenn auch Wölfe eure Schafheerden umschleichen, sie können euch keinen Schaden thun, wenn ihr Christo dem wahren Hirten anhanget. Möget ihr in allen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe wachsen und vor Gott heilig werden. Christus gebietet seinen Jüngern, einander zu lieben. Möge brüderliche Liebe in euern Gemeinden reichlich wohnen, und möget ihr Friede unter einander haben. Merket auf die, so unordentlich sind und Zwietracht unter euch anrichten, und habt keine Gemeinschaft mit ihnen. Ihr Hirten, weidet die Heerde Gottes; ihr Evangelisten, prediget als solche, die da Rechenschaft von Seelen zu geben haben; und ihr Glieder der Gemeine des lebendigen Gottes, seyd lebendige Christen. Möget ihr alle die göttliche Waffenrüstung anziehen, damit ihr am bösen Tage bestehen könnet. Bedenket, daß die Zeit kurz ist und arbeitet so lange es Tag ist. Bald werden wir, wenn wir treu sind, uns vor dem Throne des ewigen Gottes wieder finden. — Die Gemeinden Amerika's lieben euch und beten für euch und können und werden euch nicht vergessen. Ihr könnt darum beten und erwarten, daß Gott euch Lehrer senden wird, die euch in den Wegen des HErrn weiter unterweisen. Seyd stark in dem HErrn und in der Macht seiner Stärke. Der Lehrer Ingalls wünscht sehr, eurer dießmaligen Zusammenkunft beizuwohnen, fürchtet aber, er werde nicht können der überhäuften Geschäfte wegen. Achtet auf die Lehrer von Bassein und berathet euch mit ihnen allezeit, denn Gott hat sie gesetzt, über euch zu wachen. — Möge die Gnade Got-

tes und die Liebe unsers HErrn Jesu Christi und die Wirksamkeit des heiligen Geistes auf euch allen ruhen. Amen."

Bassein. Am 27—29. Juli 1855 hatte in Bassein die vierteljährliche Conferenz statt, wozu sich 33 Prediger einfanden; mehrere, die nicht kommen konnten, sandten Briefe, worin sie ihr Bedauern ausdrückten, verhindert zu seyn. — Ueber die Schulen wurde Folgendes berichtet: „Die Schulen haben einen schönen Anfang gemacht. Man weiß von 31 Dörfern, welche Schulen haben, und zwei haben außerdem Akademien. Die Zahl der verzeichneten Schüler ist 839. Von 2 oder 3 Schulen wird erst noch Bericht erwartet und mehrere sind noch nicht völlig eingerichtet. Wir glauben, die ganze Schülerzahl werde 900 übersteigen. In einem Ort, Ko-so, wo die erste Akademie errichtet wurde, sind 130 Schüler, deren mehrere die Kost bezahlen. — Außer diesen sind 21 Zöglinge von Bassein im theologischen Seminar in Maulmain, und 10 oder 12, welche in Rangun Englisch u. s. w. lernen."

Java. — Batavia. (Goßner'sche Mission.) Miss. Aug. Mühlnickel berichtet unterm 8. Sept. 1855 von der Taufe der Erstlinge aus den Muhammedanern, ihrer drei mit Namen Johannes Mingoe, Paulus Sarma und Christian Abdallah.

Der mit andern Goßner'schen Missionaren zu Gründung einer Mission auf der Aru-Insel oder Sangir bei Neu-Guinea bestimmte Bruder Kelling schreibt von seinem Besuch in Java unter Anderm: „In Surabaia fand ich Aufnahme bei dem alten ehrwürdigen Emden, der nun 81 Jahre alt — in Waldeck geboren, als Mechanicus viel gereist ist, und da er von Indien hörte, daß dort allezeit Sommer und es immer grün sey, es selbst sehen wollte, weil es der Bibel widerspräche, wo es heißt: so lange die Erde steht, soll Sommer und Winter nie aufhören. Um sich zu überzeugen, hatte er auf einem Kriegsschiffe, das nach Indien ging, Dienste genommen, die aber durch 7 Jahre sich hinzogen, während welcher Zeit ihn der HErr ernstlich in die Erziehung nahm, da sie so lange gegen Seeräuber kreuzen

mußten. Im Jahr 1809 kam er hin und ließ sich in Surabaia auf Java als Uhrmacher nieder. Durch sein Wort und Wandel wurden erst viele Christen und dann noch mehr Heiden bekehrt, so daß oft 150 vor oder in seinem Hause sich lagerten, um das Evangelium zu hören, und um die Taufe baten. Wöchentlich hielt er vier Mal Erbauungsstunden — 2 Mal malayisch und 2 Mal holländisch — manchmal in beiden Sprachen zugleich. Des Sonntags Nachmittags hielt er in seinem Hause katechetischen Unterricht. Vormittags nach der Kirche versammelten sich gewöhnlich einige bei ihm, um gemeinschaftlich zu beten und vom Worte Gottes sich zu unterhalten. Alle Morgen vor Tagesanbruch und Abends bis 10 Uhr betet er mit seinen Hausgenossen; um 7 Uhr ist dann wieder gemeinschaftliche Morgenandacht, wo aus der Bibel vorgelesen und gesungen wird. Die Tochter des Vaters Emden hilft ihm getreulich im Missionswerke: sie hält Schule. Eben jetzt ist eine alte muhammedanische Frau durch sie zum HErrn bekehrt worden und hat sich taufen lassen, so sehr ihr Mann und alle Muhammedaner widerstanden haben. Sie hat feierlich bekannt: „Jesus Christus ist der Sohn Gottes, der mich erlöset und mir Ruhe und Frieden geschenkt hat. Muhammed kann mir nicht helfen: er ist ein Sünder wie ich.“ Ich hatte die Freude, das Taufbecken dabei zu halten. Die Fragen, die der Prediger an sie richtete, beantwortete sie vortrefflich.“

Mongolei.

(Brüdergemeine.) Bekanntlich wurde die Brüdergemeine im Jahr 1851 durch den damals in Europa weilenden Chinesenfreund Dr. Gützlaff veranlaßt, in der unter chinesischer Botmäßigkeit stehenden Mongolei einen Missionsversuch zu machen. Nachdem die hiezu auserseheneu Brüder Pagell und Heyde in Sarepta die mongolische Sprache erlernt hatten, schifften sie sich nach Calcutta ein und langten von dort aus am 7. April 1854 in Kotghur am Himalaia an, wo sie von dem dort stationirten englisch-kirchlichen Missionar Prochnow brüderlich aufgenommen wurden. Hier beschäftigten

sich die Brüder mit Erlernung der tübetischen Sprache bis zum 26. Merz 1855, an welchem Tage sie nach Leh, der Hauptstadt des vom Maharadscha Gulab Singh beherrschten Reiches Ladhak aufbrachen, welche sie, nachdem sie noch mehrere Wochen in Sultanpur die Eröffnung des durch Schneemassen versperrten Gebirgspasses abgewartet, am 30. Juni erreichten. Von hier aus hofften dieselben in das Innere von Asien vorzudringen; allein alle Versuche, welche sie an 3 verschiedenen Orten machten, mißlangen. Das Verbot von Seiten der chinesischen Regierung ist zu bestimmt, als daß die Grenzbewohner es wagen dürften, Europäer ins Land einzulassen. Die Brüder beschlossen daher, nach Kotghur zurückzukehren, um sich mit Miss. Prochnow auf's Neue zu berathen und einen andern Plan zu entwerfen. Nach siebenmonatlichem beschwerlichem und theils gefährlichem Herumreisen kamen sie am 17. Oct. 1855 in Kotghur wieder an.

Nieder- und Nordindien.

(Goßner'sche Mission.) Aus Tschapra schreibt Miss. Rippentrop im Oct. 1855: „Unser Trost und unsre Freude sind die Schulkinder, von deren Besuch wir fast immer vergnügt nach Hause kommen. Wir möchten das ganze Land mit einem Netz von Schulen überziehen. Wenn die Alten uns höhnen, so grüßen uns die Jungen freundlich; wenn wir sie fragen, so beschämen sie die Klugen und schießen uns die Breschen in die Festungen des Starken. — Wir haben jetzt 6 Schulen in Tschupra und Umgegend; aber wir müssen noch mehr anlegen."

Peschawer. (Afghanistan.) (Engl.-kirchl. Mission.) Der Oberst Herbert Edwards, Commissär in Peschawer, schreibt unter dem 21. Nov. 1855: „So wenig ermuthigend der Versuch zu seyn schien, in einer muhammedanischen Stadt eine Schule nach Missionsgrundsätzen zu beginnen, gab sich gleichwohl Miss. Clark in der letzten heißen Zeit sehr viel Mühe hiefür, und zwar mit mehr Erfolg als man hätte erwarten sollen. Herr Pfander lehrt und predigt jetzt in dieser ultramuhammedanischen Stadt, ohne Empörung anzurichten, was

an sich schon ein Sieg ist. Jeden Tag gewöhnt man sich mehr an die Neuerung, und bald wird es eben so wenig befremden, daß öffentlich das Christenthum gelehrt wird, als daß Hindus Götzen anbeten, und kein ächter Moslem sie daran hindert."

Vorderindien.

Madras. (Lutherische Mission.) Miss. Kremmer in Madras berichtet von der am 5. Oct. 1855 stattgehabten feierlichen Grundsteinlegung zu einer Kirche für die dortige lutherische Gemeinde.

Miss. Schwarz in Tritschinopoli nahm am 15. Juli vorigen Jahrs 6 Personen aus der römischen Kirche in die dortige Missionsgemeinde auf. Dann auf einer Reise am Sonntag den 29. Juli in Ammasattiram ferner 24 römische Katholiken. In Muttunadu auf derselben Reise 14 Personen aufgenommen und 6 getauft. — In Pudukotta 5 Heiden getauft und 8 Personen aus der römischen Kirche aufgenommen.

Madras. Das bestehende Kastengesetz, welchem gemäß ein Christ gewordener Hindu seiner Kaste unwiderbringlich verlustig wird, war vielen Hindus schon lange ein Dorn im Auge und sie sannen je und je auf Mittel, abtrünnigen Hindus den Rücktritt in ihre Kaste zu ermöglichen, indem sie sich vorstellten, daß alsdann Schaaren ihrer frühern Glaubensgenossen reuig in ihren Schooß zurückkehren würden. (Vergl. Jahrg. 1851. H. II. S. 284.) Von einem solchen Versuch berichtet neuerdings Miss. Blyth von der freien Kirche Schottlands in Madras unter dem 13. Nov. 1855: „Vor einigen Tagen wurde in einer Straße, welche den Mittelpunkt der Bigotterie in Madras bildet, eine sehr wichtige Versammlung gehalten. Der Gegenstand der Verhandlung war die Wiederaufnahme Abgefallener in ihre Kaste. Es wurden einige Gesetzeskundige herzu gebracht, welche Stellen (wirkliche oder erdichtete) aus den Schastras und Puranas zu Gunsten der Wiederaufnahme anführten. Hierauf wurden dann Beschlüsse gefaßt, nach welchen jeder, der nicht über

20 Jahre sich zu einer andern Religion bekannt hat, wieder aufgenommen werden kann. Will sich einer unbedingt und ohne Vorbehalt den herkömmlichen Religionsgebräuchen wieder unterziehen, so muß er seinen Leib mit einer eckelhaften Masse beschmieren und dann waschen. Dann muß aus drei verschiedenen Erdarten, von den Wurzeln drei verschiedener Baumarten genommen, ein Teig gemacht werden, von welchem sein Leib bemalt und dann abermals gewaschen werden muß. Hierauf folgt eine Zeit der Reinigung, die für einen Sudra auf 15 — für einen Kschetri auf 30 — und für einen Brahminen auf 45 Tage festgesetzt ist. Dann folgt das gewöhnliche Zungenbrennen nebst einigen andern Ceremonien, nach deren Verrichtung die Wiederaufnahme stattfindet. Es sind die Freisinnigen von Madras, die diesen Beschluß gefaßt haben; ihnen steht aber eine starke Partei derer entgegen, welche sich für die Rechtgläubigen halten; und am Schluß eben dieser Versammlung vertheilten diese letztern unter die Anwesenden gedruckte Einsprachen, welche sie für diesen Anlaß in Bereitschaft hatten."

Armenier.

(Amerikanische Mission.) Die Missionare Everett und Parsons besuchten anfangs December 1855 von Constantinopel aus das Dorf Baghtschejuk, welches letzterm als Station angewiesen worden ist. Everett meldet von diesem Besuch: „Am Montag Abend zeigte ich an, daß ich predigen werde, und zu meinem großen Erstaunen war die Kirche zur bestimmten Zeit fast voll: 150 Personen fanden sich ein und beinahe alle von der Wahrheit überzeugt und begierig auf das Wort merkend. Auf gemachte Anzeige, daß ich am Dienstag Nachmittag 2 Uhr wieder predigen werde, füllte sich die Kirche mit 250 Zuhörern. — Die Bibelträger und die Brüder haben freien Eingang im Dorf. Der Bibelträger geht mit seinem Büchersack von Kaffeebude zu Kaffeebude und von Haus zu Haus bis spät in die Nacht. Er hat die 40 Bibeln und 60 Testamente, die ich ihm vor einigen Wochen sandte, verkauft und hat nun 60 Bibeln und 100 Testa-

mente bestellt. Die Priester toben und drohen und predigen gegen das Wort Gottes, aber Niemand kümmert sich darum." — Nach Constantinopel zurückgekehrt, erhielt Everett einen Brief von einem der Gläubigen in Baghtscheink vom 22. Dec. datirt, worin dieser unter Anderm sagt: „Jeden Tag wird in Häusern, Kramläden und Kaffeebuden Christus verkündigt als der Heiland der Sünder. Gestern war ich sehr erfreut, als ich in eine Kaffeebude ging und die dortige Gesellschaft in der Bibel lesend traf. Bald wurde alles ganz still. Man brachte mir ein Neues Testament und bat mich, ihnen das aufgeschlagene Kapitel zu erklären. Ich sprach beinahe eine Stunde. Alle hörten ganz stille zu. Es mochten wohl gegen 40 Personen seyn. — Als Sie hier waren, hatten wir etwa 20 Schüler, jetzt sind es gegen 40. — Mit unserm Bücherverkauf geht es gut. Amuga ruft furchtlos von Gasse zu Gasse: „Heiliges Buch!" Eine große Zahl von Männern und Frauen haben angefangen lesen zu lernen. Die Kaffeebuden sind Schulen gleich geworden. Jedermann liest mit dem Abcbuch in der Hand."

Syrien.

(Amerikanische Mission.) Dr. Rufus Anderson, einer der Abgeordneten der Gesellschaft zur Visitation ihrer Missionen in Indien, kam auf seiner Rückreise auch nach Syrien und wohnte in Abeih einer Conferenz der Missionare bei, von welcher er unter dem 15. Oct. 1855 schreibt: „Es war eine herrliche Zusammenkunft. Die Brüder handelten mit völliger Einmüthigkeit und die Ergebnisse waren wichtig. Vor Allem war ich über die Reife des Feldes erstaunt, im Vergleich mit der Zeit meines vorigen Besuchs (vor 11 Jahren). Der ganze Libanon südlich von Kesruan, das Maronitenland, ist zur Besetzung reif, und die Mission hat es wirklich in 7 Districte eingetheilt, von denen jeder von einem Missionar mit eingebornen Predigern und Pastoren zur Seite, besetzt und bearbeitet werden soll. Tripoli, nördlich von Beirut, und Homs, zwischen Damaskus und Aleppo, bilden die Mittelpunkte zweier weiterer Districte. Von diesen

wird jeder für jetzt 2 Missionare bedürfen, so daß wir also für diese Mission 11 Missionare bedürfen."

Dr. Anderson besuchte auch Aintab und schreibt davon, nachdem er des feindseligen Widerstandes erwähnt, den die Missionare noch gegen Ende der vierziger Jahre hier erfahren, Folgendes: „Was hat Gott gethan! Die Gemeinde zählt jetzt 157 Glieder, worunter 49 weibliche. Der Besuch des Gottesdienstes ist meist 6—700. Die protestantische Gemeinschaft, die im Jahr 1848 nur 50 Erwachsene oder Besteuerte zählte, beträgt jetzt 249. Trunkenheit, früher ein herrschendes Laster, ist aus dieser Gemeinschaft verschwunden. Die übermäßigen Ausgaben bei Hochzeiten, wodurch die Familien in Schulden zu gerathen pflegten, werden unsrer Regel gemäß unterlassen. Fünf Gemeindeglieder melden sich zur Ordination als Pastoren, und eine schöne Anzahl sind im letzten Jahr in Aintab, Marasch, Adana, Kilis, Bitias, Antioch, Kessab, Aleppo und Biridschik zum Predigen angestellt worden. Etwa 40 Kinder, welche lesen gelernt, gehen zu verheiratheten Frauen in ihre Häuser, um sie lesen zu lehren und empfangen für jede Lection von einer halben Stunde ein Para (½ Centime). Auf diese Weise verdienen einige 4—5 Para des Tags. Die Kinder klagen aber, daß ihre Schülerinnen sie manchmal zu lange behalten."

West-Afrika.

(Norddeutsche Mission.) Der erste Versuch einer Missionsniederlassung in Malfi (siehe H. I. S. 76.) durch die Missionare Plessing und Brutschin ist an der gleich bei ihrer Ankunft daselbst am 26. Oct. 1855 zu Tage tretenden grenzenlosen Habgier der Eingebornen, welche wohl auch bei der beim ersten Besuch dort kundgegebenen Bereitwilligkeit zur Aufnahme von Missionaren im Hinterhalt lauerte, gänzlich gescheitert, und die Brüder mußten unverrichteter Dinge, aber nicht ohne vorher ein kräftiges Zeugniß der göttlichen Wahrheit abgelegt zu haben, wieder abziehen.

Süd-Afrika.

(Rheinische Mission.) Bethanien im Namaqualande. „Fünf Jahre lang war diese Station und Umgegend wie von Gott verlassen und dem Fluch anheimgegeben. Wie das Land von Dürre heimgesucht und verödet war, so waren die früher Gott geweihten Bewohner diesem entfremdet und feind geworden. Aber gegen Ende des Jahres 1854 erquickte der HErr das Land mit fruchtbaren Regen; im neuen Jahr 1855 kehrten die entfremdeten Bewohner sammt dem Häuptling David Christian auf die Station zurück, die verwaiste Kirche und Schule füllten sich wieder und in Vielen erwachte ein neues geistliches Leben, so daß die Wüste wieder blühte wie eine Rose."

Eschobotini. (Berliner Mission.) Miss. Rein schreibt unter dem 10. Sept. 1855 von dieser neuen Station (s. 1855. H. IV. S. 50.): „Vor einigen Tagen kamen die ersten Briefe von meinen Kafferzöglingen Paul und Jakob aus Gnadenthal an. Das war ein Freudentag für die Eltern und Verwandten. Wohl niemals früher haben sie gefühlt, was für eine große Sache ein Brief ist. Nachdem sie den Inhalt gehört hatten, machten sie ihren Gefühlen in heißem Dankgebete Luft. Sie dankten für die große Gnade, daß sie, einst rohe Heiden, die nicht gewußt was ein Brief sey, nun so große Dinge sähen. Sie dankten, daß die Gesellschaft Lehrer zu ihnen gesandt, und daß diese Lehrer, die ihnen das Wort Gottes sagten, auch das Papier gelehrt hätten, zu ihnen zu sprechen. Das seyen Wunder vor ihren Augen."

(Wesleyanische Mission.) Miss. W. Shaw machte vom April bis Juli 1855 eine Rundreise zu den verschiedenen Missionsstationen in Brittisch Kaffraria und das eigentliche Kafferland. An einem Orte, wo Miss. Hulley stationirt war, wurde er von den benachbarten Häuptlingen dringend gebeten, ihnen einen Missionar zu senden, so daß Miss. Hulley sie nach einer schönen Gegend weiter nördlich begleiten könnte, um dort eine neue Station zu gründen. Als er ihnen sagte, daß sie die nöthigen Baukosten nicht aufzubringen vermöchten, wenn auch ein Missionar da wäre, erboten sie sich sofort, zu

Bestreitung aller Unkosten dieser Art eine hinlängliche Menge Vieh beizutragen. — Auf der Station Middledrift, dem Wohnort des Häuptlings Kama, hielten sie am 3. Juli eine Missionsversammlung, welcher mehrere Missionare anderer Gesellschaften beiwohnten. Viele Kaffern wohnten der Versammlung bei, und außer den Missionaren hielten auch mehrere Eingeborne Ansprachen. Unter anderm sprach der Häuptling Kama wie folgt: „Als ich getauft wurde, sagten viele meiner heidnischen Freunde: er ist ein rechter Narr; er hat nun seine Hauptmannschaft weggeworfen. Er wird hinfort im Kafferland nichts mehr gelten, da er ein Christ geworden ist." — „Nun aber" — sprach Kama — „ist dieß wahr? Habe ich meine Hauptmannschaft eingebüßt? Im Gegentheil, ihr wißt, ich habe einen Namen im Lande und meine Anhänger haben sich bedeutend vermehrt. Ich weiß, daß ich das nicht zu Stande gebracht habe, der HErr hat's gethan." Und noch mit vielen andern Worten suchte er es seinen Leuten eindrücklich zu machen, daß sie dem Evangelio und den Missionaren den größten Dank schuldig seyen. — Am Schluß von seinem Reisebericht bemerkt Miss. Shaw: „Während meiner eilfwöchentlichen Abwesenheit bin ich im Ganzen etwa 1100 Meilen gereist, ungefähr die Hälfte zu Pferd und die andere Hälfte in meinem Reisewagen. Zu den mancherlei Verbesserungen im Lande gehört auch das, daß das Reisen weniger schwierig geworden als früher. Auf einem großen Theil meiner Reise fand ich jetzt Straßen, wie in der Colonie, wo vormals bloße Fußsteige waren. Vormals war ich oft genöthigt, unter einem Baum auf dem Boden zu übernachten, oder wenn es gut ging, in einer elenden Kaffernhütte; auf dieser Reise konnte ich meistens in meinem Reisewagen schlafen; nur zwei Mal mußte ich mich bequemen, in einer Hütte zu übernachten. Aber besser als dieses alles ist das, ich fand überall mehr oder weniger deutliche Spuren, daß Gott mit uns ist."

Guiana und Westindien.

Surinam. (Brüdergemeinde.) Viele Jahre lang hatte die Negerbevölkerung auf den Pflanzungen an der Para,

einem Nebenfluß des Surinam, der Einladung des Evangeliums durch die Missionare den hartnäckigsten Widerstand geleistet, und es schien, als habe der Satan in dieser Gegend eine unüberwindliche Stellung eingenommen. Doch auf einmal trug die Kraft und Gnade Gottes einen unerwarteten Sieg davon, so daß die Missionare schreiben konnten: „Die Gebete und Thränen der Brüder, welche lange Jahre den Samen des göttlichen Wortes hier auf Hoffnung und im Glauben, wo nichts zu sehen war, ausgestreut haben, sind erhört, der Same geht auf, über Erwarten herrlich. Das Wort des HErrn, welcher dem Abraham Kinder aus den Steinen erwecken kann, hat auch hier endlich die Felsenherzen zerschlagen und erweicht. Am 16. September wurden 6 Personen nach gehöriger Vorbereitung des Bades der heiligen Taufe theilhaft. Die Kirche war gestopft voll, und Viele standen vor Thüren und Fenstern. Erst predigte ich, sodann folgte die Taufe unter einem mächtigen Gefühl des Naheseyns des HErrn. Groß war die Andacht, Stille und Aufmerksamkeit. Nachher meldeten sich nicht weniger denn 22 Seelen mit der Bitte, ihre Namen aufzuschreiben, weil sie sich der Kirche anschließen wollten. Der erste Sclaventreiber dieser Pflanzung, ein Hauptgötzendiener, fehlte auch nicht, sondern schloß sich den Andern an, zu Aller Verwunderung. Eine alte graue Negerin, Mutter einer zahlreichen Familie, die in großem Ansehen steht, aber stets sehr feindselig gesinnt war, kam nun auch als Sünderin und beugte ihr greises Haupt unter das Scepter der Gnade. — Seit ungefähr 18 Jahren haben wir im Ganzen 14 Kirchleute in der Para gehabt; nun werden an einem Tag 22 hinzugethan und viele andere sind nicht mehr fern vom Reiche Gottes. Das ist vom HErrn geschehen und ein Wunder vor unsern Augen."

Antigua. (Brüdergemeinde.) Bei Anlaß des nun hundertjährigen Bestehens dieser Mission wird von der Brüdergemeine über deren Erfolg bemerkt: „Wenn wir von irgend einer unsrer Missionen sagen können, daß sie reiche Früchte getragen hat, so gewiß von dieser. Ein öffentliches Zeugniß dafür war die in Anerkennung ihres so geförderten christlichen

und sittlichen Zustandes schon im Jahr 1834 erfolgte völlige Freigebung der dortigen, hauptsächlich von uns und den Methodisten bedienten Negersclaven, während in allen andern brittischen Colonien erst noch eine mehrjährige Vorbereitungszeit für dieselben für nöthig erachtet wurde. Wir haben jetzt auf dieser Insel 7 Gemeinen mit etwa 8200 Personen in unsrer Pflege, und außer den allgemeinen Schulen 2 Institute zur Bildung von Lehrern und Lehrerinnen."

Australien.

(Brüdergemeine.) Von der Mission am Bogasee schreibt Miss. Täger am 28. Juli 1855: „Fünf Familien, an Zahl 22 Personen, halten sich nun meistens hier bei uns auf und werden zum Theil auch von uns beschäftigt, während die übrigen auf benachbarten Colonisten-Plätzen arbeiten, aber doch die Nacht über hier sind. Durch den beständigen Umgang mit ihnen ist es uns endlich gelungen, ihr Vertrauen zu gewinnen, wenn sich gleich bisweilen noch Spuren des alten Argwohns, der ihnen von den feindlichen Weißen beigebracht worden ist, kund geben."

Neuseeland.

(Norddeutsche Mission.) Miss. Honore ist am 22. Sept. 1855 mit Frau und Kind von der kleinen Insel Ruapuki nach der Stuartsinsel übergesiedelt. Von der Veranlassung hiezu sagt er: „In der dortigen Niederlassung, Neck genannt, sind mehrere Familien mit etwa dreißig Kindern, welche wie wild aufwachsen, ohne die geringste Bildung zu empfangen oder ein Wort Gottes zu hören; denn die Väter sind alte Seeleute, welche weder schreiben noch lesen können. Diese Leute wünschten nichts mehr, als daß ich unter ihnen mich niederlassen, ihre Kinder unterrichten und das Wort Gottes ihnen predigen sollte. Sie sind willig, mich beim Hausbau und mit Lebensmitteln zu unterstützen. Mit einem kleinen Boot kann man von der Stuartsinsel aus in anderthalb Stunden Port-Adventure erreichen, wo beinahe eben so viele Maori zusammen leben als auf Ruapuki, und

eben so weit entfernt nach der andern Seite liegt das kleine Maori-Dorf Port-Williams. Diese Alle sind ohne geistliche Pflege. Ich fand sie aber sehr hungrig und durstig nach Gottes Wort. Ich habe mich also entschlossen, mit Gottes Hülfe und Segen am Neck mich niederzulassen."

Südsee-Inseln.

Sandwichsinseln. (Hawaianische Mission.) In Kohala wurde am 11 Oct. 1855 die neuerbaute Kirche eingeweiht. Ueber die Errichtung derselben schreibt Miss. Lyons: „Dieser Bau hat uns viel Mühe und Sorgen gemacht. Schon vor 5 Jahren fingen wir an, die Materialien dazu zu sammeln, und vor 3 Jahren legten wir den ersten Stein dazu. Von unsern eigenen Leuten betrugen die Beiträge 3912 Dollars (à fl. 2½) und von andern Theilen der Gruppe 902 Dollars. Alle nicht eigentlich mechanische Arbeit wurde von Gliedern unsrer Gesellschaft verrichtet. Sie thaten alle Maurerarbeit; sie sammelten und brachten auf ihren Schultern Sand und Korallenkalkstein, Holz um selbigen zu brennen, Bausteine u. s. w., während das Bemalen, außen und innen, die Glaserarbeit und noch vieles andere mir zufiel. Der Sand mußte unter den Felsblöcken am Ufer hervorgescharrt werden."

Mare oder Nengone. (Londoner Mission.) (S. H. I. S. 92.) Miss. Jones schreibt am 20. Juni 1855: „Nachdem wir 14 Tage in Guama, an der westlichen Seite der Insel, zugebracht hatten, kam eine Gesandtschaft von Suaeke, der vom Samoa-Lehrer Mika besetzten Station, mit der Bitte, es möchte einer der Missionare sich unter ihnen niederlassen. Es schien Allen wünschenswerth, daß einer von uns dort hinzöge, da es seit mehreren Jahren eine Station war und nahe bei der heidnischen Bevölkerung der Insel ist; und da beschlossen wurde, daß die Presse unter der Aufsicht Creaghs in Guama bleiben sollte, so hielt ich es für meine Pflicht, die nordöstliche Seite der Insel zu unserm künftigen Aufenthalt zu machen. Die Bevölkerung dieser Insel wird auf 8000 geschätzt, von denen 5000 noch finstere Heiden sind. Erst

vor wenigen Wochen wurde noch ein Mann ermordet und aufgefressen, weil er beim Aufsuchen seiner Frau die Grenze seines Stammes überschritten hatte; und dergleichen ist leider nichts Ungewöhnliches unter ihnen. Etwa 3000 haben das Christenthum angenommen, von denen gegen 2000 im District von Guama wohnen und etwa 1000 diesseits von Suaeko, alle sehr begierig zu lernen und Kleider zu erhalten. Alles, was aus unserer Presse kommt, ist sehr geschätzt. Früher hielt sich die ganze Bevölkerung meistens im Innern der Insel auf und ging nur gelegentlich an die Küste, um zu baden und zu fischen. Seit aber das Christenthum eingeführt ist, lassen sich die Christen meistens am Gestade nieder und legen nur ihre Pflanzungen im Busch an. Sie begeben sich gewöhnlich am Montag dahin und kehren am Freitag zurück."

Katholische Mission.

China. Der Miss. Pourquié in Pakia-tze erzählt in seinem Schreiben vom 5. Nov. 1854 die Bekehrung eines chinesischen Arztes, um die er sich geraume Zeit viel vergebliche Mühe gegeben hatte; selbst eine tödtliche Krankheit, in die der Heide verfiel, konnte ihn nicht mürbe und den Zusprüchen des Missionars und seines Gehülfen zugänglicher machen. Indeß gab er die Hoffnung nicht auf und fährt in seiner Erzählung also fort: „Was mich betrifft, so konnte ich nur beten für diesen armen, verstockten Sünder. Mehrere Male brachte ich das heilige Meßopfer dar, um von dem lieben Gott die Gnade seiner Bekehrung zu erbitten. Und, o Wunder! während ich betete, fühlte ich, daß ich nicht erhört sey; allein ich war zugleich auch heftig angetrieben, immer mehr zu beten. Während ich diese zwei Empfindungen, welche mir einander ganz entgegengesetzt schienen, zu vereinigen suchte, fiel mir plötzlich ein, daß ich mich zuerst an Maria, die Zuflucht der Sünder, hätte wenden sollen, um durch Ihre mächtige Fürbitte den Arm ihres mit Recht erzürnten göttlichen Sohnes zu entwaffnen. — Dieser Gedanke war wie ein Lichtstrahl, der in einem Augenblicke die Dunkelheit, die

meinen Geist umhüllt hatte, zerstreute. — Sonntag Abends, während wir unsre Andacht zum heiligen Herzen Mariä verrichteten, kam mir derselbe Gedanke abermals ein, und zwar so eindringlich, daß ich ohne Rücksicht auf die Furcht, meine Christen möchten dadurch betrübt werden, das Heil eines Menschen, dessen gottlose Reden sie so sehr geärgert hatten, der Mutter der Barmherzigkeit anempfehlen zu müssen glaubte. Zu diesem Zwecke verrichteten wir sogleich die Gebete der Erzbruderschaft; meine Christen thaten es mit größter Andacht, und alsobald war ich innerlich überzeugt, daß endlich das Licht der Wahrheit diesem unglücklichen Blinden die Augen öffnen und ihn erleuchten werde. Sogleich entschloß ich mich, den andern Morgen meinen Baccalaureus (seinen Gehülfen) zu ihm zu schicken, damit dieser Neophyt Zeuge seyn möge von der mächtigen Fürsprache Mariä bei ihrem göttlichen Sohne. — Allein bevor ich ihm diesen wichtigen Auftrag geben konnte, kam ein Mann, der ihn im Namen des Arztes dringend bat, in aller Eile zu dem Kranken zu kommen. Kaum war mein Neophyt in das Zimmer des Sterbenden getreten, als er ihn schon häufige Thränen vergießen sah. „Muth gefaßt!“ sprach der Baccalaureus zu ihm, „wo Leben, ist auch noch Hoffnung zur Wiedergenesung.“ — „O mein guter Freund!“ antwortete ihm der Kranke mit einer durch Schluchzen erstickten Stimme, „um das handelt es sich jetzt nicht. Geschwind, geschwind, eile zu dem Vater und bitte ihn inständig, er möge mich taufen; ich will als Christ sterben.“ — „Ja,“ erwiederte der Professor, „ich zweifle stark daran, daß sich der Vater entschließen werde, Ihnen, nach dem so großen Aergernisse, das Sie der ganzen Pfarrei gegeben, diese Bitte zu gewähren.“ Auf diese Worte floß ein neuer Strom von Thränen aus seinen Augen; seine keuchende Brust schwoll vor Schmerz auf und kaum hatte er noch Kraft genug einige Worte auszusprechen. „Lieber Bruder,“ ruft er schluchzend aus, „bleibt dir noch ein Funken Liebe für meine arme Seele übrig, so eile geschwind zum Vater, wirf dich zu seinen Füßen, bitte ihn für mich um die heilige Taufe, und stehe nicht auf, bis er dir eine bejahende Antwort gegeben hat.“ — Ich halte

für unnöthig, Ihnen hier zu beschreiben, mit welchem Glück ich dieses Begehren vernahm, das mein Neophyt nur angstvoll an mich richtete. Jedoch, nachdem ich mich nach seinem Zustande genau erkundigt und die moralische Sicherheit erlangt hatte, daß er nicht vor 8 oder 10 Tagen sterben würde, benutzte ich diese Zeit, um ihn vor seiner Wiedergeburt gehörig zu unterrichten. Am folgenden Sonntage, dem Tage seiner Taufe, wollte er sich durchaus in die Kirche tragen lassen, um dort in Gegenwart der Christen, denen er so viel Aergerniß gegeben, dieses heilige Sacrament zu empfangen. Vergebens widersetzte ich mich seinem Vorhaben; ich mußte, übel oder wohl, seinen inständigen Bitten nachgeben. So taufte ich ihn denn mitten unter meinen Neophyten, die durch seine unerwartete Bekehrung nicht minder, als durch seinen lebhaften Glauben gerührt wurden. Während der heiligen Messe, die auf die Taufe folgte, und am Abend bei der Andacht der Erzbruderschaft ertönte unsre arme Kapelle bis spät in die Nacht von unsern Gesängen, die wir als Danksagung für die empfangene Gnade zu Ehren des heiligsten Herzens Mariä verrichteten. So erstreckt sich, theure und geehrte Mitbrüder! der mächtige Arm Mariä bis in die eiskalten Gegenden der Mandschurei. Danken Sie derselben für mich und für den Neugetauften."

II.

Beiträge

zur Kenntniß des neueren Missionswesens sowie der Heidenvölker.

1. Reise-Berichte:

a. Predigt-Reise des Missionars Zimmermann in Abokobi (Goldküste, West-Afrika) nach Krobo und auf dem Wolta hinunter nach Ada, im August 1855.

Von Missionar Zimmermann,*)

im Dienst der Basler evangelischen Missionsgesellschaft.

Abokobi, im October 1855.

Dienstag den 14. August, nachdem Bruder Locher von Ussu hieher gekommen war, brachen wir von hier auf. Wir waren zusammen 27 Personen. Nachdem wir in nordöstlicher Richtung am Gebirge hin die Dörfer Pantang und Duahjew (der brennende Baum), nur ¼ Stunde von hier, passirt hatten, machten wir in dem großen Dorf Ojarefa, 1 Stunde von hier, zum ersten Mal Halt, und ich verkündigte den versammelten Dorfbewohnern das Evangelium, das sie willig aufnahmen. Es mochten etwa 100 Personen seyn. Ich legte Apostelgeschichte 17 zu Grunde. Hier und in den benachbarten Dörfern überhaupt luden wir die Leute

*) Mit Zusätzen aus Missionar Locher's Bericht.

zum Sonntagsbesuch in Abokobi ein. Nach einer weitern Stunde kamen wir in das ebenfalls große und schöne Dorf **Amrahia**, wie das vorige zur Stadt La (Labudai) gehörig, wo wir uns unter den herrlichen Schattenbäumen der Straße lagerten. Die Leute waren eben im Fetischdienst begriffen („der Fetisch aß neuen Jams") und waren nicht sehr willig zu hören; doch gelang es zuletzt Br. Locher, einige aufmerksame Zuhörer zu bekommen, mit denen er einige Zeit sprach. ¼ Stunde nachher kamen wir in den La-Hof Buademang, fanden aber fast Niemand zu Hause; dagegen sprachen wir eine Weile mit den Leuten des nächsten Dörfleins **Odomiabra** (= „liebst du mich, so komm!"), das zu Täschi (Tesching) gehört, und in dem wir Verwandte von unsern Christen trafen. Br. Locher wollte den Straßentopf (einen Topf auf einer Gabel stehend und dem Fetisch geweiht) zerschlagen, da sie ihre Verachtung desselben ausdrückten; allein ein Mann griff nach dem Topf und trug ihn in den Busch, wo er ihn „weggeworfen" habe. Nach einer weitern halben Stunde kamen wir nach dem Tesching-Dorf **Ojibi**, wo ich mit einigen Leuten blieb, um zu predigen, während Br. Locher und die meisten Leute nach dem nahen Ningoa-Dorf Sasabi hinüber gingen. In Ojibi fanden sich kaum einige Leute, und ich ließ mich daher in ein Gespräch mit ihren Aeltesten ein, indem ich ihnen vorhielt, wie groß ihre Verantwortung sey, wenn sie durch ihr Festhalten am Fetischdienst und an den alten Sündenwegen nicht nur ihre eigenen Seelen verlieren, sondern auch das jüngere Geschlecht vom Heil zurück halten. Etliche Aeltesten-Complimente gab ich ihnen geradezu als Lügen zurück. Der Zögling Meier sollte ihnen etwas verdeutlichen, that es aber so oberflächlich, daß einer meiner heidnischen Träger, einer der leichtsinnigsten jungen Männer Ussus, herbeikam und es besser machte. Es ist dieser Zögling einer der begabtesten; aber sobald sich's ums Geistliche handelt, ist es aus mit ihm. Die Alten faßte ich deßwegen so scharf an, weil hauptsächlich sie es sind, die mit ihrem großen Einfluß die jungen Männer zurück halten und schon manche schöne

Blüthe erstickten. „Ihr Herz ist wie Schmeer!" In Sasabi traf ich unser Häuflein unter einem Baum, da es regnete. Br. Locher hielt den Leuten, die scheint's zum Theil kränklich waren, den wahren Arzt und die wahre Arznei vor. Von Sasabi gingen wir vollends in das eine halbe Stunde entfernte Bawaleschi (Bawale, Name eines Bachs, schi = Land) hinüber, wo unser Katechist Christian Obobi schon längere Zeit krank lag. Wir gingen in sein Haus. Ich kannte den sonst so schönen kräftigen Mann kaum mehr, so übel hatte ihn seine Krankheit (eine Art Rheumatismus) zugerichtet. Er wies uns 2 niedliche Zimmer an, deren eines wir den Zöglingen anwiesen, während wir in dem andern unsre Hängmatten aufhingen und uns einrichteten. Bawaleschi ist ausnahmsweise in einem rechten Winkel gebaut und ziemlich groß. Es liegt nahe am Gebirge und hat fruchtbare Umgebungen. Die Häuser bestehen aus einem Viereck, das einen geräumigen Hof einschließt. Da sind ein oder zwei Zimmer für den Hausvater bestimmt; erwachsene Söhne haben auch ein jeder sein Zimmerchen; rechts und links sind die Weiber, so wie die Vorräthe, und gegenüber Küche und Platz zum Kornmahlen. Alles sieht reinlich und nett aus; natürlich darf nirgends der Hausfetisch fehlen. — Nachdem wir ein wenig ausgeruht und etwas genossen hatten, gingen wir im Dorf herum spazieren und sprachen da und dort mit den Leuten, unterhielten uns auch noch eine Weile mit Christian. Von ihm hörten wir, daß zwischen und neben den Dörfern der Ga- und Adangme-Leute dieser Gegend auch eine Anzahl Otschi- und Kjerepong-Dörfer, zu den Gebirgsstädten gehörig, liegen; so z. B. eines von Abude, eines von Obosomase und eines von Amanu (Dodowa), sowie mehrere Late-Dörfer. — Abends setzten wir uns unter einen der Bäume und sangen einige Lieder, bis sich eine Anzahl Leute versammelt hatte, denen Br. Locher eine Predigt hielt und mit denen wir nachher noch sprachen. Bawaleschi, zu Kpong (engl. Pony) gehörig, ist bereits das erste Adangme-Dorf an dieser Straße; doch wurden wir noch ziemlich verstanden, obwohl schon an

diesem ersten Tage unsre Leute, besonders Kwatei und die Zöglinge thätigen Antheil an Predigt und Gesprächen nahmen. Ihr Ga wurde durch das ganze Adangme-Land hindurch verstanden, unseres aber immer weniger, je näher wir Krobo kamen. Nachdem wir Abends noch mit unsern Leuten Andacht gehalten hatten, kletterten wir in unsre Hängmatten hinauf und legten uns schlafen. Aehnlich war unsre Tagesordnung auf der ganzen Reise.

Mittwoch, den 15., brachen wir, nachdem wir vorher öffentlich Morgenandacht gehalten und uns der Leitung und dem Segen des HErrn empfohlen hatten, bei Zeiten auf und gingen zuerst, um einigen Kjerepong-Dörfern auszuweichen und mehrere Ga-Dörfer noch mitzunehmen, in östlicher Richtung weiter, bis wir in Suta, einem zu Kpakpra (Prampram) gehörigen Klumpen kleiner Dörfer und Höfe, dessen Mittelpunkt Blofonjomang (= Europäerstadt, auch Friedrichsstelle genannt) ist, wieder auf die von Südwest nach Nordost ziehende Krobo-Straße kamen. In diesen Dörfern sprachen Locher und ich, sowie Isaak und Alama. In Blofonjomang legte ich Joh. 3, 16 zu Grunde, und als sie, wie gewöhnlich, sagten: „die Europäer sind unsre Herren" rc. so zeigte ich ihnen an ihrem eigenen Dorfe, daß einst eine europäische Niederlassung war, die aber längst verschwunden ist, daß sie das noch nichts helfe: Gott in Christo müsse ihr Herr und ihr Dorf eine Njongmomang (d. i. Gottesstadt) werden, wenn sie ewiges Leben erlangen wollen. — Im nächsten Dorf Opesika (= „du liebst Gold") oder Asrema genannt, sprachen wir nicht, dagegen in Kwabinja hielt Th. Kwatei eine Predigt. Beide Dörfer gehören ebenfalls zu Kpakpra, wo unsere wesleyanischen Freunde einige Gemeindeglieder haben. Hier verließen wir die Straße wieder und gingen nördlich nach dem abseits gelegenen Schangtschä hinüber. Wir fanden es ziemlich öde, da Frederik Dowuona jetzt in Papao, zwischen Ussu und Abokobi wohnt. Dagegen predigten Locher und ich Abends in 2 benachbarten Ringo-Dörfern vor aufmerksamen Zuhörern. Im ersten derselben bildete die Galerie

eines sehr schönen Negerhauses, das 4 ledigen Brüdern gehörte, unsre Kanzel. Ich sprach über Apostelgesch. 14. Den jungen Männern, die uns ihr Haus zur Predigt eingeräumt hatten, schenkten wir je ein passendes Stuttgarter Bildchen für ihr Zimmer. Im zweiten Dorf erinnerten sich die Leute noch gar wohl meines frühern Besuchs und unsers damaligen Gesprächs; besonders ein altes Mütterchen mit weißgrauem Haar. Sie hörten aufmerksam und begierig zu und gaben Br. Locher ganz recht, sagten, sie glauben Alles u. s. w.; als aber Br. Locher einen dastehenden Fetisch, der aus Federn, Haaren u. drgl. bestand, nahm und ins Feuer steckte, da zog einer der Männer mit großer Furcht an demselben zurück. Dessen ungeachtet lachten wieder Alle herzlich, als er die Luft mit Gestank erfüllte. Es ist dieß charakteristisch für den Neger. Wäre in Schangtschä ein Missionar oder Katechist, der diese Leute täglich oder wöchentlich besuchte, so würden sie nach und nach auf ihn hin es wagen, den Götzen aufzukünden; so aber überwiegt noch die Furcht. Dieß ist mit Hunderten von Leuten der Fall; daß sie aber aus eigenem Antrieb dem Missionar nachgehen und weiter forschen, dazu kommt's schwer und höchst selten. — Interessant war es uns zu sehen, wie mit der Gegend auch der Charakter der Leute, der Wohnungen und Dörfer sich ganz änderte. Jeder Landstrich hat seinen eigenthümlichen Baustyl, hier so gut wie in civilisirten Ländern, und ich bedaure nur, daß wir Ihnen nicht durch treue Skizzen diese und andere Dinge anschaulich machen können. Am niedlichsten sind die Wohnungen in dieser Gegend und in Schai und Krobo.

Donnerstag, den 16., zogen wir immer am Akwapim-Gebirge hin weiter; das Schai-Gebirge ließen wir rechts und zogen durch den Palmenwald der Schaipflanzungen, wo wir aber in den zahlreichen Höfen fast Niemand trafen. Bald ging's wieder in das mit Fächerpalmen spärlich besetzte freie Feld hinaus. Der Krobo-Berg, dem schwäbischen Asperg nicht unähnlich, kam rechts ebenfalls zum Vorschein; den Schai, den Osudoko, den hohen Noja bei Asadschale

und einige kleinere Vorberge, darunter die Zwillinge, Akwätä und Akuäte, hatten wir längst gesehen. Ferner trat jetzt der Jogaga (im Adangme'schen = hoher Berg), der da, wo das Akwapim-Gebirg mit dem Wolta zusammenstößt, gleichsam einen Eckpfosten bildet, in der Ferne hervor. Während das Akwapim-Gebirge aus mehr gleichmäßigen Parallelreihen besteht, haben diese Vorberge desselben diesseits und jenseits des Wolta, meist eine sargförmige Gestalt; so der Krobo, Jogaga, Rosa, Adaglu, Adagja und eine Menge kleinere bis zu 100 Fuß Höhe herab. — Bald waren wir im Palmenwald von Krobo, und die Krobo-Höfe, wie die Schaier meist von einem Mann, seinen zwei Weibern und Kindern bewohnt, fingen an. Nachmittags 2 Uhr kamen wir in dem Dorf des Oelfürsten Oloko Patu an, wo wir zu bleiben gedachten. Das Krobo-Land mit seinen Palmen, den vielen verschlungenen Wegen, Höfen, Dörflein, seiner niedlichen Bauart, selbst seinen Leuten, mahnt mich immer an die Gegend um Zofingen her, an Niederwyl und Bornwald ꝛc., nur daß hier statt der Tannen und Fichten Palmen stehen und die Leute schwarz sind. — Wir hatten lange auf den alten Mann, den Oelfürsten, zu warten, da er gerade im Feld war; und bis wir uns dann, wie gewöhnlich nicht in seinem Hof, sondern in dem entferntern Hofe eines seiner Söhne einlogirt hatten, war es fast Nacht geworden. Oloko Patu selbst nahm uns nicht so freundlich auf wie früher, schlug uns auch unsre Bitte um einen seiner Söhne rund ab: „der Fetisch tödte sie; der, den er Hrn. Wharton gegeben habe, sei jetzt aussätzig" ꝛc. Ueberhaupt scheint es mit ihm seit unserm frühern Besuche rückwärts zu gehen, weßwegen er sich nur um so mehr der Herrschaft der Fetischpriester hingibt. Abends besuchten wir die Gehöfte einiger seiner Söhne, sehr verständiger junger Männer, wo wir freundlich aufgenommen wurden und aufmerksame Zuhörer fanden. Mehrere Leute kamen auch zur Abendandacht.

Morgens den 17., nachdem der Gehülfe Kwatei, an den Abschnitt der Morgenandacht (Joh. 3, 1 u. ff.) an-

knüpfend, noch eine Ansprache an die versammelten Leute, worunter auch der Alte war, gehalten hatte, ging's in östlicher Richtung einem benachbarten Markte zu. — Diese Krobo-Märkte, die auf freiem Felde an bestimmten Tagen gehalten werden, und zu denen Händler von allen Enden zusammen strömen, sind eine Eigenthümlichkeit dieser Gegend, wahrscheinlich ihren zerstreuten Wohnungen entsprechend, und müssen deßwegen auch vom Missionar im Auge behalten werden. Ehe wir den Markt erreichten, kamen wir noch durch ein von Agotimern bewohntes Weberdörflein. Die Agotimer wohnen bekanntlich jenseits des Wolta im Norden von Keta (Quitta), wohin sie vor 100 Jahren und später noch aus der Gegend von Ningo und Ada ausgewandert sind. Ihre Sprache (Adangme) ist ein dem Ga viel näher liegender Dialekt, als der der Krobo-Leute. Wir sahen hier sehr schöne und theure Webereien der Eingebornen, die in Riemen von 3 Zoll Breite gewoben und dann zusammen genäht werden. Für ein einziges Kleid (etwa 15 Fuß lang und 5 Fuß breit) forderten sie 60—70 Fr. Auf dem Markte fanden wir, wie auf allen Märkten, Alles im hitzigsten Marktgeschäft. »Dscha no ewo!« „der Markt hat sich erhoben," d. h. hat angefangen, sagten unsre Leute. Da wurde gegrüßt, dort gehandelt, da ausgepackt, dort gemessen; Palmwein und Landesbier war in Menge da und trug nicht zur Verminderung des heißen Eifers bei. Ga und Otschi, Adangme und Kjerepong, Ajigbe und Donko — und durch uns auch noch Englisch und Deutsch — konnte man hier hören. Die stolzen Ga-Händler, Neger und Mulatten beiderlei Geschlechts, in ihren schönen weiten Kleidern, die Kroboer mit ihrem wunderlichen Kopfschmuck, und dem beliebten Roth an der Kleidung, die Schai- und Krobo-Weiber mit ringsum sorgfältig abgeschnittenem Haar, was ihnen ein gutmüthiges Aussehen gibt, die vielen fast nackten, aber mit Glasperlen und anderm Schmuck überladenen Otufu-Mädchen (eine Art weiblicher Nasiräer, deren Nacktgehen aber zu ihrem Keuschheitsgelübde nicht stimmt), die mehr türkisch gekleideten Muhammedaner vom Innern und

der Küste, und endlich unsre bunte Karawane boten einen interessanten Anblick dar. — Die Waaren waren ziemlich gut geordnet; sie bestanden hauptsächlich in Palmöl und Palmwein, Korn und Mehl davon, Kornbier, Früchte aller Art, Landeswebereien und europäische Zeuge, Flinten, Säbel, Messer, Schlösser, Ackerwerkzeuge, Eisen, Blei, Pulver, Glasperlen, Specerei, Pfeffer, getrocknete Fische, Matten, Körbe, Säcke und Flechtwerk u. drgl. ausgelegt. Allenthalben boten uns Ussuer Bekannte Palmwein an. — Nachdem wir uns ein wenig umgesehen hatten, suchten wir durch Singen einiger Verse eine Zuhörerschaft zu gewinnen, was aber vergeblich war; weßhalb wir unverzüglich zum zweiten Krobofürsten Odonko Aso weiter zogen. Der Weg ging wieder durch ununterbrochenen Palmenwald, auch über mehrere starke Bäche, deren einer von Oloko Patu's Dorf herkommt. Nach etwa anderthalb Stunden, in denen wir wieder eine Menge Höfe passirten, erreichten wir Odumase, die Residenz Odonko Aso's (im Otschi = Odumland), hart am Gebirg, eine Stunde vom Wolta und dem Jogaga, 2 Stunden vom Kroboberg und 2 von Oloko Patu's Dorf gelegen. Der Fürst, ein Mann von etwa 60 Jahren, von verständigem und einnehmendem Aussehen, nahm uns äußerst freundlich auf, und da er gerade an einem schlimmen Fuß darniederlag, so ließ er uns durch einen seiner Söhne ein Logis anweisen und bat uns, wir möchten, wenn wir's uns bequem gemacht hätten, wieder zu ihm kommen. Odonko Aso wohnte in einem langen, sehr baufälligen Hause. Diesem gegenüber war ein ausgedehnter Schoppen, worunter seine (18) Weiber kochten, Korn mahlten u. s. w. Es wimmelte von Weibern und Kindern, von welch letzteren uns eine große Zahl auf Schritt und Tritt folgte. Mit der größten Bereitwilligkeit und Zuvorkommenheit räumten uns 2 seiner Söhne ihr niedliches Häuschen ein und errichteten vor demselben eine Art Zelt aus einigen Tüchern und Teppichen. Die ganze fürs Kroboland große Bevölkerung kam zusammen, um uns anzustaunen; denn selten kommt ein Weißer in diese Gegend. Doch ist einmal Br. Widmann vor etwa 7 Jah-

ren, als er nach Peki reiste, da gewesen. Nachdem wir etwas genossen hatten, begaben wir uns zum König und brachten beinahe den ganzen Nachmittag bei ihm zu. Er war umringt von seinen Aeltesten und etlichen erwachsenen Söhnen, so wie von der genannten Schaar Weiber und Kinder. Wir setzten ihm den Zweck unsres Kommens auseinander, indem wir ihm durch den Dolmetscher erklärten, wir seyen weder Regierungsmänner noch Kaufleute, sondern Gesandte des Sohnes Gottes mit der Aufforderung an ihn, daß er und seine Unterthanen vom Götzendienst ablassen und dem HErrn Jesu Christo dienen (dienen und lieben ist Ein Wort im Ga). So verkündigten wir die Hauptstücke des Evangeliums. Er antwortete durch seinen Otschame (Redner) sehr verständig: es thue ihm leid, daß wir nicht früher gekommen seyen; gegen das Gesagte habe er durchaus nichts; es könnten jetzt, wären wir früher gekommen, schon viele von ihnen an unsre Lehre glauben; es stehe Jedem ganz frei, und wer nicht glaube, habe es selbst zu verantworten. Daß die Weißen Recht haben, habe er längst geglaubt. Was die Fetischpriester und das Fetischwesen betreffe, so können seine anwesenden Leute bezeugen, daß er oft anhaltend mit ihnen disputire und Zweifel in ihr Vorgeben setze; aber bisher habe es ihm und seinen Leuten ganz an Belehrung gefehlt. (Hier erfuhr ich, daß er einem Erzfetischpriester, einem in England erzogenen Mulatten, James All, einmal eine gute Tracht Schläge geben ließ, als dieser ihn mit Fetischmachen zu betrügen suchte, so daß er genöthigt war, seine Bosheit zu bekennen und um Gnade zu bitten.) Daß es ihm nicht um bloße Complimente zu thun war, zeigte er sogleich, indem er uns, auf unsre Bitte, einen seiner Söhne, einen netten gescheidt aussehenden Knaben von 12 Jahren, der sich gleich bei unsrer Ankunft zu uns gehalten hatte, auswählen ließ, um ihn zur Erziehung mitzunehmen. Wir baten ihn, mit Eintritt der Nacht, wenn die Männer vom Felde zurück seyen und sich gewaschen und gegessen hätten, alle seine Leute zur Predigt zu versammeln, was er versprach. Da er uns selbstgepflanzten schönen Kaffee

zeigte, zu dem er den Samen von Ga mitgebracht hatte, so ließen wir im Beisein seiner Leute etwas davon rösten, mahlen und kochen, und tranken dann mit ihm, was ihn sehr freute. Alle seine Aeltesten mußten ihn kosten. Nachher machten wir einen Spaziergang durch das ziemlich große und schöne Dorf, wo wir unsre Leute in den Höfen zerstreut fanden, indem sie verschiedenen Gruppen das Wort Gottes verkündigten. Es scheint der Hunger der Leute öffnete auch unseren Zöglingen das Herz, denn leider waren sie nicht überall so eifrig. Als es Nacht war, hatten sich im Hof des Königs eine Menge Leute versammelt, und Br. Locher und ich hielten Ansprachen, er über Joh. 3, 16, ich über Apostelgesch. 17. Nie auf der ganzen Reise ging mir das Herz so auf. Nach der Abendandacht hatten wir, wie gewöhnlich, vor einer Versammlung Neugieriger in unsre hochaufgehängte Hängmatte in der offenen Veranda hinaufzuklettern.

Den nächsten Morgen, den 18., nahmen wir Abschied von dem Könige; er sagte, wir sollen bald wieder kommen, er werde Heimweh nach uns haben. Der Abschied seines Sohnes Tei gab Thränen auf seiner und seiner erwachsenen Brüder Seite. Der König nahm seine Hand und legte sie in die meinige, während er ihm zum Abschied die Ermahnung gab: „Folge deinem Meister, und wenn du etwas herumliegen siehst, so nimm es nicht, sondern bring' es deinem Herrn." Wir versprachen, Odumase (d. h. hinter dem Odumbaum) nicht zu vergessen. — Nun ging's rasch dem Wolta zu. Wir passirten mehrere Bäche und ein Dörflein und kamen dann auf den letzten Krobo-Markt hart am Fuße des Jogaga (= langer Berg). Hier war es uns leicht, eine Versammlung von mehrern hundert Personen zusammen zu bringen, denen Kwatei eine Predigt hielt, die der Redner des Odonko Aso, der uns begleitete, recht nett in Adangme wiederholte. Wir kamen nun durch hohes Gras nach Kpong oder Krobofa am Wolta. Kaum hatten die Träger ihre Lasten abgesetzt, als Alles fortrannte. Ich fragte: „Was gibt's?" „Sie gehen den Fluß zu grüßen!"

Ich ging auch, und da standen wir an einem reißenden Arm des Wolta und freuten uns wie Kinder. Ich hatte, seit ich den Rhein und die Themse verließ, nur noch halbjährige Bäche gesehen. Was unsre Freude noch vermehrte, war, daß er uns 3 Tage „auf seinem breiten Rücken tragen" sollte. »Se dschi onukpa!« „Das ist der alte," sagten meine Träger, als sie den Fluß sahen. Neu und interessant war mir Styl und Bauart der Wohnungen und Städte dem Wolta entlang. Das war nun einmal ein recht afrikanisches Bild, wie man's von Zeichnungen und Reisebeschreibungen her erwartet. Europäische Anklänge verschwanden hier ganz; nur an ein aus grauen Zelten bestehendes Kriegslager erinnern die Städte, wenn man sie von Weitem sieht; kommt man nahe, so bestehen sie aus lauter großen mit Grasmatten eingezäunten Gehöften, zwischen denen sich in Schlangenwindungen ohne Regel und ohne Winkel die engen 2—3 Fuß breiten Gäßchen, hie und da sich zu einem freien mit Bäumen besetzten Platz erweiternd, hindurch ziehen. Die Häuser sind gebaut wie alle hiesigen Negerhäuser, mit Ausnahme des Daches, das rund, spitzig und hoch ist. Früher scheint diese Bauart allgemein gewesen zu seyn. Wenn eine solche Stadt vom Fluß aus gesehen, zwischen hohen Palmen halb versteckt da liegt, so ist es ein sehr netter Anblick. — In Kpong fielen mir die großen Salzmassen auf, die in Säcken verpackt wie Holzstöße allenthalben herum liegen. Kpong selbst ist ein verdorbener Ort, eine Freistadt, wo entlaufene Sclaven und anderes Gesindel sich ansiedeln. Es war uns nicht wohl da; auch konnten wir nur wenig thun, einige Gespräche mit den Leuten in ihren Häusern ausgenommen. Einem Fetischmacher, der sich beim König (einem Hauptmann von Odonko Afo) angesiedelt hatte, machte ich Nachts noch die Hölle heiß, wobei mich Prinz Tei unterstützte und der König zuhörte. Der alte Fuchs, der mir wie Simon der Zauberer vorkam, bat endlich, ich solle Gott für ihn bitten, daß er Geduld mit ihm habe.

Da wir nicht gern den Sonntag hier zubrachten, so setzten wir uns Sonntag Morgens den 19. in 2 Canoes, die wir für 8 Dollars bis Ada gemiethet hatten, und fuhren weiter. Es waren 2 schöne Fahrzeuge, sehr dünn aus Einem Baum gefertigt, und faßten uns, 31 Personen (4 Ruderer eingerechnet), sammt Gepäck recht gut. Zuerst ging es rasch durch Gebüsch hindurch, über einen im Wasser liegenden Baum weg; aber bald fuhren wir in den großen schönen Strom hinaus. Das war ein majestätischer Anblick: der Fluß etwa so breit als der Rhein bei Straßburg, — hinter uns der Jogaga, der hart vor dem Akwapim-Gebirge wie ein Zuckerhut, gleich dem Hohenzollern, sich aus dem Fluß erhebt, — vor uns der Roja, sargförmig quer über den Fluß gelagert, — in der Ferne an N.-O. das Akwamu-Gebirge, eine jenseitige Fortsetzung des Akwapim-Gebirgs gegen Peki hin, und im Westen der Krobo. Das Herz ging uns weit auf und wir stimmten Lieder an, bald in europäischen, bald in afrikanischen Zungen. Die Ufer sind schön mit Busch und Palmen bewachsen und dicht bevölkert. Von Kpong bis Asadschale, eine Strecke von 5—6 Stunden, zählte ich gegen 15 bewohnte Plätze auf beiden Seiten. Die Leute sind überall gut mit Canoes versehen; es begegneten uns viele, bald von Männern, bald von Weibern gerudert. Ueberall wurde »in due forma« gegrüßt. Wir erreichten nach etwas über 2 Stunden das lieblich am Fuß des Roja gelegene Städtchen Asadschale, wo wir ausstiegen, um zu bleiben. Es ist ein schöner geräumiger Ort mit guten, großen Häusern und viel Verkehr auf dem Fluß. Sprache Adangme. Politisch gehört es zusammen mit dem nahen Osudoko, dem Mutterort Ussu's (besser Osu oder Owusu) zum Ga-Reich. Wir bezogen ein geräumiges Logis hart am Fluß, von dessen hohem Ufer man eine wunderschöne Aussicht auf diesen, das gegenüberliegende niedere Uferland, Akwamu mit seinen Bergen, den Jogaga und das Akwapim-Gebirge hat. Ich möchte diese Aussicht mit der auf der Pfalz in Basel vergleichen. — Zuerst sahen wir uns die Stadt ein wenig an; dann hielten

wir eine Bibelstunde mit dem Lehrer und den Zöglingen über Apostelgesch. 5. Sie hatten uns durch ihre Gleichgültigkeit, mit der sie in der Stadt herum lagen, ohne sich um uns oder das Werk zu kümmern, tief betrübt, gestanden aber ihr Unrecht zu. — Abends versammelte der König auf unsre Bitte seine anwesenden Leute in seinem Hof, und Br. Locher setzte ihm und ihnen in einer Predigt den Zweck unsres Kommens und den Hauptinhalt der heil. Schrift auseinander. Nachher hatten wir noch eine lange Unterredung mit ihnen, bis es Nacht war. Der König ist ein verständiger Mann von 40—50 Jahren, und gab uns eine ähnliche Antwort, wie Odonko Aso, indem er um fernere Besuche und weitern Unterricht bat. Ehe wir gingen, beschenkten wir einige seiner Kinder mit passenden Stuttgarter Bildchen, die wir ihnen erklärten und die große Freude machten. Noch lange gingen wir am schönen Flußufer spazieren, wo die Jugend von Asadschale sich bis in die späte Nacht herumtummelte. Wie gewöhnlich hielten wir mit unsern Leuten die Andacht im Freien.

Montag Morgens den 20., nachdem der König noch unsern Besuch erwiedert hatte, stiegen wir wieder ins Boot und fuhren singend weiter. Der Fluß wird immer breiter und schöner. Ueberall sind Dörflein, Boote und Landungsplätze zu sehen. Hinter uns liegt das Akwapim-Gebirge mit der Gegend von Akropong, näher der Krobo und Asadschale (Noja). Erst jetzt erfuhren wir sicher, daß die 10 Wolta-Städte, die wir noch zu passiren hatten, ehe wir nach Ada kommen, nämlich Doso und Bulo links, und Bato, Mesi, Mlamsi (oder Masi), Oblagba, Whume, Sukpe (Karte: Atia koi), Tofri und Agrasi rechts, sämmtlich Krepe oder Wegbe (im Ga=Ajigbe) reden; wie es allerdings die oft nur zu viel verachtete alte Karte richtig angibt. Die Bauart der Häuser in diesen Städten ist von der unsrigen verschieden. Die Dächer sind meistens rund, nach oben in eine Spitze auslaufend, haben somit keine First. Dieß bedingt mehr gleichseitig viereckige Häuser, während unsere länglich sind. Allein ein Hof fehlt nir-

gends, welcher durch Hecken gebildet wird, die die Häuser verbinden und oft kleine zu Waschplätzen dienende Hinterhöfe einschließen. Auch fanden wir große Stücke Landes mittelst Stackten eingezäunt und mit den Wohnungen verbunden, wodurch die Städte eine große Ausdehnung bekommen. Die Gassen werden dann sehr schmal und schlängeln sich, wie schon oben angedeutet, zwischen den Gehöften durch. Der Silk-cotton-Baum, bombax pentandrum (Seiden-Baumwollenbaum) bildet auch hier den Fetischbaum, unter welchem man in Einzäunungen allerlei Muscheln und Gerippe findet, die dem Fetisch geweiht sind. Die genannten Orte alle leiden mehr oder weniger von Ueberschwemmungen des Wolta, wovon wir viele Spuren fanden. — In Dofo, einer ziemlich großen und wie es scheint wohlhabenden Inselstadt, gingen wir an's Land und besuchten den König und einige Aeltesten, denen wir durch einen unsrer Christen, der Ajigbe versteht, den Zweck unsrer Reise auseinander setzten. Wir wurden freundlich aufgenommen und mit Landesbier beschenkt. In Bulo, das unter Palmen halb versteckt ebenfalls auf einer Insel liegt, gingen wir nicht an's Land. Zwischen Bulo und Bato, als der Fluß eine nordöstliche Richtung nahm, sahen wir den schönen sargförmigen Adaglu, den unsre Kwita-Brüder nur etliche Tage zuvor besucht hatten, und einige andere Berge von gleicher Gestalt im Nordosten. In Bato, einer ziemlich bedeutenden Stadt, hielten wir uns eine Weile auf; es waren aber wenig Leute zu Hause. Ein Gaer erzählte mir dort, daß er eben von Peki komme. Das Missionshaus dort sey halb eingefallen. — In Mefi gingen wir abermals nicht an's Land, sondern fuhren nach Mlamfi hinab, wo wir übernachteten. Mlamfi ist die Hauptstadt von Volta-Krepe und mag 3—4000 Einwohner haben. Wir logirten uns im Hause des Königs ein. Er läugnet aber, daß er der König sey, aus Furcht, wir möchten wegen politischer Angelegenheiten gekommen seyn, da gerade ein ernstes Palaver zwischen König Noe Frederik und den Bato-Leuten vorlag. Wir machten ihn aber bald mit dem

Zweck unsrer Reise bekannt. Bei einem Spaziergang durch die geräumige weit zerstreute Stadt sprachen wir auch bei einem Hauptmann ein, wo sich bald ein Haufe Leute sammelte und wir Gelegenheit hatten, ihnen das Evangelium zu verkündigen. Sie hörten willig zu und baten, wir möchten länger bleiben und morgen das ganze Volk versammeln und ihnen unsre Sache vortragen, was wir aber ausschlugen, indem wir schon entschlossen waren, die Kwita-Brüder mit diesem bedeutenden Theil ihres Sprachgebiets bekannt zu machen. Wir sagten ihnen deßhalb, daß dort unsre Brüder seyen, die ihre Sprache sprechen; wir wollen sie bitten, Mlamfi einmal zu besuchen; wer aber vom Worte Gottes noch mehr hören wolle, solle morgen früh an's Ufer kommen, ehe wir abfahren, da wollen wir noch predigen. — Mlamfi machte weitaus den besten Eindruck unter den Volta-Krepe-Städten auf uns. Es ist eine wichtige Stadt, an der Handelsstraße von Peki und Agotim an der Küste gelegen, während es Wasserverbindung mit dem obern Wolta, sowie mit den Städten von Ada bis Kwita hat. Daß es eine bedeutende Fremdenherberge ist, sahen wir selbst; denn während wir landeten, landeten mit uns mehrere Boote mit Händlern von Peki und Agotim. Abends hatten wir noch eine Unterredung in Ga mit unserm Hauswirth und mehrern Aeltesten. — Auf dem ganzen Weg hatte ich Gelegenheit zu bemerken, daß das Otschi, Adangme und Ajigbe, besonders aber letzteres, weit melodischer ist als das Ga. Jene 3 Sprachen werden eigentlich gesungen. Ich hörte in Mlamfi eine Todtenklage. In Ga klingt diese schauerlich; in Ajigbe fand ich sie sehr melodisch. Das Adangme ist das Mittelglied zwischen Ga und Ajigbe.

Dienstag den 21sten versammelte sich nach gehaltener Morgenandacht noch eine schöne Anzahl Leute am Ufer, denen ich mittelst obgenannten Dolmetscher eine Predigt hielt. Wir machten sodann mit unsern Leuten einen Spaziergang nach dem nahen Fetischnest Gblagba und ließen die Canoes nachkommen. Gblagba ist etwas kleiner als

Mlamfi und von diesem 10 Minuten entfernt. Es wohnt, wie auch die Karte angibt, ein Hauptfetisch dort. Nachdem wir uns etwas umgesehen hatten, hielt Br. Locher eine Ansprache an das versammelte Volk. Ein alter Mann mit einem Fuchsgesicht antwortete: sie sehen Gott nicht und kennen Ihn nicht und wollen deßhalb zu ihrem großen Fetisch halten. Daß sie von Gott nichts wissen, gab ihnen Br. Locher als eine Lüge zurück, für die sie einst Ihm Rechenschaft zu geben hätten; worauf sie sagten: es sey ihnen recht, und uns auslachten und ausschrieen. Betrübt stiegen wir in unsre Boote und fuhren weiter. Um so freundlicher wurden wir in dem netten Städtchen Whume und in dem freundlich gelegenen Sukpa aufgenommen, wo wir je eine Stunde anhielten und die Plätze ansahen und predigten. Die Leute luden uns ein, wieder zu kommen. — Eben so thaten wir in Agrafi, der letzten Krepe-Stadt gegen die See zu, wo Kwatei predigte. Einem blinden Seiler kauften wir für 1 Franken 100 Klafter von einer Palmenart bereitete Seile ab. Nachmittags 3 Uhr fühlten wir starken Gegenwind von der See her, so daß die Fahrt bei dem Gegendruck des Flusses etwas gefährlich wurde und wir uns sehr ruhig verhalten mußten. Wir sahen mehrere Krokodile im Lauf des Tages. Eine halbe Stunde später passierten wir links den Eingang zur Awongla-Lagune (Weg nach Kwita auf dem Fluß) und den Ausfluß des Wolta in die See, während wir in den rechten Hauptarm des Flusses, der die Lagune zwischen Ada und Ringo speist, einbogen und um 4 Uhr in dem rechts an diesem Arm gelegenen Ada landeten. — Der Fluß ist hier voll Inseln und bildet ein fruchtbares Delta, während die Küste vom Ga-Land sonst öde ist. Fünf Palmenarten kommen in Ada bis an die See vor: Oelpalme, Kokospalme, Dattelpalme und zwei Arten Fächerpalmen. Ada ist eine bedeutende Negerstadt von 6—8000 Einwohnern. Es spricht den, Ga am nächsten liegenden, Dialekt des Adangme. Ga wird selbst von Kindern verstanden. Das Volk ist kräftig, aber wild und ungebunden. Droht ihnen Gefahr, so ist

6*

ihnen ihr Fluß mit seinen Inseln und Schlupfwinkeln eine sichere Zufluchtsstätte, sicherer noch als den Oberländern ihre Berge. — Das Fort Prinzenstein, das die Dänen mit auf Schiffen herbeigeführten Steinen hier bauten, ist, wie fast alles der Regierung angehörige, eine Ruine, jedoch noch in einigermaßen ordentlichem Zustande. Die Wohnungen in Ada sind zum Theil ganz europäisch eingerichtet, viele ziemlich geräumig. Viereckige Dächer herrschen wieder vor. Abends nahmen wir zum ersten Mal ein Bad im Fluß, da hier die Krokodile weniger zu fürchten sind. — Den Tag darauf statteten wir dem König und den Aeltesten unsern Besuch ab, machten sie mit dem Zweck unsrer Reise bekannt und legten ihnen im Lauf des Gesprächs die Hauptzüge der Heilsgeschichte dar, was Alles mit gewöhnlichen Aeltesten-Complimenten erwiedert wurde. Hierauf giengen wir in der Stadt spazieren und sprachen, wie es Gelegenheit gab, da und dort mit den Leuten, luden sie aber Alle ein, Abends auf einen der Marktplätze (den Schießplatz) zur Predigt zu kommen. Mehrere Kranke gingen mich um Hülfe an. Ich schnitt ihnen die Fetischschnüre und Amulete ab und wies sie zu Jesu, dem Arzt für Leib und Seele, was sie freundlich annahmen. Namentlich sagte ein Mann, dessen Frau krank war, zu mir: „Ich will's mit Gebet probiren, und wenn meine Frau gesund wird, so komme ich mit ihr zu dir nach Ussu!" Abends predigte Br. Locher auf dem Schießplatze. Die Leute waren aufmerksam. Nur Ein Mal wollte ein Betrunkener eine Störung machen, wurde aber mit Verachtung abgewiesen. — Nachher sprach Gottfried Alama noch auf einem andern Markte zu einer kleinen Versammlung.

Donnerstag Vormittags den 23sten machten wir wieder etliche Hausbesuche in der Stadt. Abends 3 Uhr kam ein Bote von den Brüdern in Kwita, von denen wir in Ada einen Besuch hofften, mit der Nachricht, daß keiner von ihnen kommen könne, und der Einladung an uns, vollends nach Kwita zu kommen, der wir aber nicht entsprechen konnten. Da sie gerade damit umgingen, eine

Station im Innern zu beginnen, so that es uns leid, keinen von ihnen zu sehen, um sie mit dem Wolta-Krepe-Gebiet näher bekannt zu machen. Auf Mondschein rechnend brachen wir noch Abends 4 Uhr nach Ringo auf. Vor der Stadt hatten wir an einem Flußarm eine Stunde auf den Fährmann zu warten. Dann ging's über Sumpfgegend und durch mehrere kleine Arme des Flusses, die aber von Krokodilen wimmelten, nach dem 1½ Stunde entfernten, in einem Palmenwald an der See gelegenen Fute hinüber. Beim Schein der Laterne hielt ich eine Ansprache an die versammelten Leute, die dankbar angehört wurde. Dann ging's der See entlang im Sande weiter. Eine Zeitlang ging ich; aber bald sank ich schweißtriefend nieder, während die Leute ziemlich leicht über den Sand wegrannten. Die See war voll, der Sand nicht naß und fest. Ich mit den schweren Stiefeln sank jedoch tief ein; die Leute mit bloßen Füßen trippelten leicht weg. Ich legte mich mit Widerstreben in meine Hängmatte, fand aber bald, daß es meinen Trägern gar nicht schwer ging. Hier hat man ein kleines Bild der Sahara oder der Wüste am rothen Meer. Auf der einen Seite ist die See, auf der andern die noch salzigere Lagune und dazwischen ein schmaler Streifen Sand, der nur hie und da von einigen Palmbäumen unterbrochen wird; und um mich recht lebendig an Israel in der Wüste zu mahnen, ließen mich meine Träger auf einmal aussteigen, scharrten unter einigen Palmen in der Nähe des Fischerdorfs Gavlewu im Sand und fanden eine süße Quelle. — Im nächsten Fischerdorf Lalonja schliefen wir einige Stunden. Ich schlief bald ein; dagegen Br. Locher verkündigte noch einigen Männern das Evangelium. Unsre Reisegesellschaft ließ sich's hier gut schmecken, denn die Leutlein hatten eine große Menge Fische gefangen. Diese Fischerdörfer, von denen wir im Lauf des Tages noch mehrere sahen, haben die schlechtesten menschlichen Wohnungen, da es in diesen Sandmassen an Erde und Holz zum Bauen fehlt. Um so größer scheint dagegen hier der Fischreichthum zu seyn; denn wir sahen eigentliche Rostöfen zum Dörren

derselben. — Als wir Morgens weiter gingen, wollten die Weiber auch noch eine Predigt hören, und Kwatei willfahrte ihnen. In Sakunja hielten wir nicht an; dagegen sprach ich in Wekumagbe zu einigen Leuten. Von hier aus sahen wir im Norden und Nordnordwesten den Roja, Jogaga, Osudoko und Schai wieder. Die See schwemmt hier vom Wolta herabgeführte Baumstämme ans Land. Durch die Fischerdörfer Lai und Otschite führte uns der Weg einem halbvertrockneten Arm des Wolta oder der Lagune entlang bis Ringo, wo wir bei großer Hitze Nachmittags 2 Uhr ankamen. — Eine große Todtenkostüme tönte uns entgegen, und da auch politische Wirren die Köpfe füllten, so nahmen wir noch einige Träger und ließen uns die mondhelle Nacht hindurch nach Ussu hinauftragen. Unterwegs besuchten wir Samstag Morgens noch einen unsrer Christen in Täschi. Samstags den 25sten kamen wir ziemlich müde in Ussu an, von wo ich Abends noch nach Abokobi zurückkehrte. Kwatei mit den Zöglingen blieb den Sonntag über in Täschi.

Blicken wir auf diese Reise zurück, so können wir mit Dank gegen den HErrn sagen, daß sie nicht nur für die Kenntniß des Landes und Volkes und für unser Werk höchst interessant, sondern auch reich gesegnet war. An 30 verschiedenen Orten durften wir das Evangelium verkündigen und vor vielen hundert Zuhörern, die es noch nie gehört. Einer der Fürsten eines sehr zahlreichen Stammes gab uns seinen hoffnungsvollen Sohn zur Erziehung. Ueberall, Einen Ort ausgenommen, fanden wir offene Thüren, und öfters wurden wir eingeladen, wieder zu kommen, uns niederzulassen, die Leute weiter zu lehren. Es ist ferner diese Reise ein schlagender Beweis, daß wir mit der Ga-Sprache nicht nur zu allem Volk, das zwischen dem Sakumo flo, der See, dem Wolta und dem Akwapim-Gebirge wohnt (mit Ausnahme der 8 westlichen Krepe-Städte) Zugang haben, sondern auch zu den zahlreichen Ga- und Adangme-Städten jenseits des Wolta bis gegen Dahomey hin. — Die Stellung, die der HErr uns und unsern Bremer-Brüdern in

Beziehung auf die Lage unsrer Sprachstämme angewiesen hat, weist uns darauf hin, daß unsre Kirchen einst nicht getrennt seyn dürfen. Denn während 8 Krepe-Städte noch diesseits des Wolta liegen und politisch zu Ga gehören, 2 oder mehr jenseits des Wolta (Bulo und Doso) aber zu Akwamu (Otschi-Sprachgebiet) halten, liegt ein ganzer Volksstamm des Ga mitten im Krepe-Gebiet, gehört aber politisch noch zu Ga und hat sich sogar theilweise (die Agottmer) England unterworfen. Die Wegbe oder We (auch Ewe)-Sprache ist auch die von Dahomey und wird selbst in Lagos und Badagry gesprochen, wo aber unsere englischen Brüder das Aku (Joruba) einführen (?). — Unser Besuch galt hauptsächlich dem Krobo-Stamm und der Gegend des Wolta, so weit er durch unser Sprachgebiet fließt, da wir immer noch der Ueberzeugung sind, daß nur mit einer weitern Hauptstation unter diesem mächtigen und zahlreichen Stamm das Ga-Gebiet im weitern Sinne (Adangme eingeschlossen) evangelisirt werden kann. Das Ga kann, wie das Hochdeutsche, Schriftsprache bleiben. So wenig wir auch jetzt gerade an die Errichtung einer Station denken dürfen, so nöthig ist's, ehe die Zeit kommt, sich über das ganze Land und über die besten Plätze klar zu werden, und so wenig dürfen wir die Hoffnung aufgeben. — Krobo ist nun nach der letzten „Schätzung" der zahlreichste unter allen Stämmen der Gegend (Akim, Akwapim, Akwamu, Ga sammt den Adangme-Seestädten), und nicht minder energisch; er ist am fernsten von Ussu und bildet ein zweites Centrum im Lande. Die Leute laden und luden uns ein. Besonders aber ist die Wasserstraße des Wolta in einem so wasserarmen Lande, wo ferner das Reisen und der Transport so schwer ist, ein Fingerzeig des HErrn, der vielleicht bisher von den Basler- und Bremer- (oder Hamburger-)Brüdern zu wenig beachtet wurde. Welche Schwierigkeiten und Opfer das Reisen, der Transport, die Wasserarmuth und ähnliche Dinge uns immer machen, ist sattsam bekannt. Hier besteht eine Communication zu Wasser bis ins Donko-Land (Marowa) hinauf, die

mehrere Tagereisen durch Ga-, Krepe-, und Otschi-Gebiet geht, und nirgends sah ich noch eine solche Fülle aller zum Leben nöthigen Dinge in Afrika, wie dem Wolta entlang. Speise und Trank und Material zu Wohnungen ꝛc. sind nirgends besser zu haben. In einem Kanoe führen 2 Männer 40 Lasten (1 Tonne) von Ada nach Akwamu hinauf oder den Fluß hinab, während wir Jahr aus Jahr ein auf den Köpfen und Schultern der Leute nicht nur unsre Sachen, sondern auch uns selbst, falls wir nicht zu Fuß gehen können, transportiren müssen. Nach dem kräftigen Menschenschlag und den zahlreichen Hausthieren zu schließen, ist das Land gesund, am obern Wolta, Krobo und Asadschale, auch nicht sumpfig. — Unsere Bremer-Brüder haben nun bereits ihr Wolta-Gebiet auf einer 14tägigen Reise besehen und gründen eine Station in Mlamfi (nach Schlegel: Mafi), 2 Tagreisen (zu Wasser) von Kwita, eine von Ada und der See, 2 von Krobo, 3 von Akropong und 2½ von Ussu. In den Adangme-Seestädten, Ada ausgenommen, haben sich unsre das salzige Element mehr als das Binnenland liebende englischen Freunde, die Wesleyaner, niedergelassen; das Akwapim-Gebirg ist durch Akropong besetzt; eine Ga-Station schlösse die Kette am obern Wolta schön ab.

Nach unsern frühern Krobo-Reisen sowohl, als nach der letzten, wären es hauptsächlich 3 Punkte, die sich zu einer Missionsstation empfehlen: 1) Odumase, Landsitz von Odonko Aso, schön am Gebirg gelegen, 8 Stunden von Akropong, 16 von Abokobi, 18 von Ussu, 1½ vom Wolta (am Jogaga), 2 von Kpong am Wolta, 2 von Oloko Patu's Landsitz, 2 vom Krobo mit seinen 3 Bergvesten, 8 von Schai, 8 von Asadschale, 8 von Osudoko und 24 von Ada (zu Wasser). Es hat nichts gegen sich, als daß es nicht am Fluß liegt. — 2) Eine Niederlassung am Fluß, am Fuß des Jogaga, bei dem dortigen Markte, an der Straße nach Akwamu, (Akradi ist schon Akwamu). Diese hätte für oder gegen sich, daß die Niederlassung neu wäre, Kpong ½ Stunde, Odumase 1½ Stunde entfernt, dagegen zahlreiche Dörfer, der Fluß und der Markt in der

Nähe und eine gesunde und wunderschöne Lage (etwa wie Grenzach am Rhein. — 3) Asadschale, eine Stadt von circa 2000 Einwohnern, mit freundlichem Volk, hart am Fluß, am Fuß des Roja, 2 Stunden von Osudoko (Ussus Mutterort), 6 von Krobo (auf dem Fluß), 8 von Schai ꝛc., entfernt. Es hätte nur das gegen sich, daß es zuweit vom Kern des Krobo-Stamms abliegt, aber näher an der Küste. Doch würde es bereits ordentliche Wohnungen und eine zahlreiche Bevölkerung darbieten. — Kpong empfiehlt sich weniger; noch weniger der Krobo-Berg oder eine andere Station nicht am Wolta. Jedenfalls brächten es die Zustände des Landes mit sich, daß der Missionar viel außen wäre. In Ada, das man auf dem Wasser häufig und leicht besuchen könnte, müßte man Jemand haben, etwa einen eingeborenen Agenten, der die Spedition den Fluß hinauf besorgte.

---

b. † Dr. Irving's Bericht über seine mit dem englisch-kirchlichen Miss. D. Hinderer unternommene Reise in das Idschebu-Land (im Westen der südlichen Niger-Distriete) im December 1854 und Januar 1855.

Zweck der Reise — Aufbruch von Ibadan — Character der Gegend — Ruinen der Bagurah-Städte — Ruinen von Owu, Orun und Ibomapa — das ostindische Rohr auf afrikanischen Ruinen der europäische Ephen — Ikija, Ogubonna's Stadt — ihre Ruinen — Lager am Bach Omi — Idschebu-Reisende — Agidbi-Speise — treffende Pflanzen-Namen — schöne Gegend auf dem Weg nach Ikeku — Menge von Palmen — Näheres über den Fall von Ikeku — Ogubonna's und Abraham's, eines Landwirths, Mittheilungen über die früheren Zustände im Jorubalande — durch Ipara, die erste Idschebu-Stadt, nach Ode — schöne Gegend — Abweisung vor den Thoren Ode's — schädlicher Einfluß Kosoko's — Rückkehr nach Ipara — gastfreundliche Aufnahme daselbst — Missionsarbeit — Beschreibung der Stadt — botanische Bemerkungen — Abreise von Ipara — Weg nach Ode — prächtige Allee von Ode nach Iperu — Ankunft in Iperu — herzliche Aufnahme daselbst — Abreise von Iperu und Gang nach Ofin. —

Unterbrechung des Tagebuchs von Dr. Irving — Besuch S. Crowther's von Lagos her in Ikorodu, Ofin, Iperu und Makun im December 1855.

Ist es immerhin der erste und letzte Zweck der Mission, unter einem in sich abgeschlossenen, abergläubischen und durch Menschenopfer sich selbst zerstörenden Volke das theure Evangelium zu verbreiten: so muß es doch für ein höchst zweckmäßiges Unternehmen gelten, auch nur zunächst den Weg dahin zu bahnen, weil damit der erste Schritt zu der ganzen Reihe innerer und äußerer Segnungen des Wortes Gottes geschieht. Durch ein solches Land auch nur hindurchgehen, seine Bewohner sehen und sich selbst ihnen zeigen, die Städte besuchen, mit den Königen und Häuptlingen sich besprechen, mit dem Volke vertraulich und freundlich umgehen, und zum ersten Mal ihnen die Kunde bringen: „Ehre sey Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen das Wohlgefallen," — das bezeichnet einen unauslöschlichen Abschnitt in der Geschichte eines solchen Volkes. Ein weiterer Zweck, der sich mit dem Besuch im Idschebu-Lande erreichen ließ, war der, einen kürzeren Weg in das Innere, und besonders nach Ibadan aufzufinden, wo eine noch junge Mission ist, der aber ohne allen Zweifel eine große Zukunft bevorsteht. Würde der Weg zwischen dieser großen Stadt und Lagos in gerader Linie hergestellt, so würde die jetzige Entfernung zwischen beiden Punkten um wenigstens zwei Tage verkürzt, was von bedeutendem Gewinn wäre. Rein persönlich angesehen, muß es als etwas nicht unwichtiges erscheinen, der Erste zu seyn, welcher ein bisher unbekanntes und nur durch Aussagen der Eingeborenen etwas zur Kenntniß gebrachtes Land auf Grund seiner eigenen Anschauung zu beschreiben unternimmt. Und obwohl bei einem so eiligen Durchgang, wie der unsrige war, nur Weniges genau wissenschaftlich sich beobachten und ausmachen läßt, so sind doch die allgemeinen Umrisse des Landes, seine Producte, der Stand der Landwirthschaft und des Handels, der Character und die Art seines Volkes, das Aussehen seiner Städte, und ganz besonders von un-

serem Gesichtspunkt aus die für Anlegung von Missions-stationen geeigneten Punkte — lauter Gegenstände von hohem Interesse. Die ersten Mittheilungen über das Land gab Missionar Gollmer in Lagos, welcher einen oder mehrere Boten mit mehr oder weniger Erfolg dahin sandte. Der junge König von Ode — der eigentliche König von Idschebu — welcher kürzlich seinem Vater auf den Thron nachgefolgt ist, schickte darauf zwei freundliche Briefe an den Ojibo (den weißen Mann) in Ibadan, worauf Missionar Hinderer antwortete. Miss. Gollmer machte sodann, im Vertrauen auf die Versprechungen der Häuptlinge in Ikorodu, einen Besuch, in der Absicht eine Schule zu errichten, so viel ich weiß, und einen Lehrer oder besuchenden Arbeiter zu postiren, hatte auch bereits den Boden zu klären angefangen, als er genöthigt wurde, in Folge von Einwendungen von Seiten mehrerer Häuptlinge, es wieder aufzugeben; und wie er und seine Leute sodann durch die Stadt gingen, waren sie angegriffen, sogar geschlagen worden von Anhängern des Kosoko, bei welchem Miss. Gollmer im schwarzen Buche stand wegen seiner unverdrossenen Bemühungen, womit er die einmal befürchtete Rückkehr dieses Häuptlings nach Lagos verhindert hatte. So hatten sie das Land verlassen müssen. Ein Eingeborener, welcher auf einige Zeit der Mission in Lagos als besuchender Arbeiter beigegeben war und der mit Bewilligung des Königs von Ofin, des Beherrschers eines Theils von Idschebu, von einem Boten begleitet gewesen, wurde auch mit einem Briefe nach Ibadan geschickt. Aber beim Eintritt in das Idschebu-Thor von Ibadan, das zu dem Stadtviertel gleiches Namens führt, wurde dieser Mann und sein Begleiter verhaftet, da keinerlei Anzeige von dem Eintreffen eines solchen Botschafters vorausgegangen war. Nachdem man sie vor den Richter Bale gebracht, übergab sie dieser dem Missionar Hinderer zur Aufsicht, da er von dem Ojibo gekommen; und so unterblieb die wirkliche Eröffnung einer Verbindung mit dem Idschebu-Lande bis auf Weiteres. Das war der Stand der Dinge, als Missionar Hinderer dem König von

Ofin einen Boten zusandte mit dem ausdrücklichen Verlangen, sein Land zu besuchen; und als eine günstige Antwort zurückgekommen, ward ich durch einen Brief nach Abbeokuta hievon in Kenntniß gesetzt. Schon lange zuvor war es unter uns ausgemacht, daß ich ihn auf dieser Reise begleiten würde. Ich traf daher alle nöthigen Anstalten, reiste am 11. December nach Ibadan und erreichte diesen Ort am folgenden Tag Nachmittags. Ich übergehe in meinem Bericht den Weg von Abbeokuta nach Ibadan, und wende mich sogleich zur Erzählung von unserem Ausflug.

Nachdem wir die Träger mit unseren Koffern und Kisten, mit Zelten, Vorräthen u. dgl. vorausgeschickt, und unseren Freunden im Missionshause Lebewohl gesagt hatten, setzten wir zu Pferde über einen kleinen Fluß am 15. December, betraten das Idschebu-Quartier der Stadt, welches wir zu einem kleinen Theil durchritten, und nahmen sodann durch das Thor desselben Quartiers am südwestlichen Ende der Stadt unseren Ausgang. Ich konnte Ibadan nicht ohne Schmerzgefühl verlassen. Es hatte sich so gefügt, daß ich mehrere Besuche dort gemacht. Bei meiner ersten Ankunft in Afrika nach einem kurzen Aufenthalt in Lagos und Abbeokuta besuchte ich Ibadan und darnach Idschaji, theils aus Neugierde, die Orte zu sehen, von denen ich schon so viel gehört, theils um Missionar Hinderer und seiner Gattin meine Ehrerbietung zu bezeigen, da ich sie noch nicht gesehen und ihre Gesundheit nur in einem leidlichen Zustande war. Missionar Kefer's beunruhigende Krankheit, von welcher ich nur eine ganz kurze Notiz empfangen und die man zugleich für lebensgefährlich angesehen hatte, hieß mich zum zweiten Mal einen Besuch machen. Ich trug mich auch mit Hoffnungen, Ijescha zu besuchen, die sich jedoch wieder zerschlugen. Meine eigene Erkrankung hier verzögerte meine Abreise, bis ich aufgefordert wurde, zu Abbeokuta mit dem Bischof von Sierra Leone zusammen zu treffen, der auf Besuch zu uns gekommen war. Nach einigen Rasttagen begleitete ich ihn nach Ibadan und Idschaji, kehrte darauf nach Abbeokuta zurück, von wo ich zum vierten Mal auf-

brach, als ich von Miss. Hinderer hörte, daß er im Begriff sey, Idschebu zu besuchen, und mich bitte, ein früheres Versprechen zu erfüllen und ihn zu begleiten. Bei allen diesen Besuchen genoß ich viele Liebe und Gastfreundschaft, und ich hatte daher Ursache, mit Bedauern mich von einem Orte zu trennen, an dem ich mich heimisch gefühlt wie nirgends seit meinem Weggang von England.

Die Gegend um Ibadan ist sehr schön, wellenförmig, durch zahlreiche klar dahin fließende Ströme bewässert, welche in ihrem Lauf durch angebaute Strecken mit einer üppigeren Vegetation an ihren Ufern geschmückt sind. Ueberall erheben reizende Palmbäume ihre hohen geraden Stämme und ihre belaubten Wipfel-Kronen gen Himmel; und wo auch immer höhere Puncte eine erweitertere Aussicht bieten, erblickt man dieselbe liebliche in die Ferne sich dehnende Gegend, bis sie sich in dem matten Blau des Horizonts verliert. Der Weg jedoch, welchen wir nun zurücklegten, war, obwohl von der gleichen wellenförmigen Gestalt und von großem Wasser-Reichthum, doch völlig nackt und leer, da der Boden durch ein Uebermaaß von Anbau ausgemergelt worden, und die Flüsse alles Buschwerks und aller Bäume baar waren. Weiterhin führte unser Weg durch einsame mit Gras bewachsene Meierhöfe, die brach da lagen, und im weiteren Verlauf durch angebaute Gefilde, welche bald wieder durch hervortretende traurige Beweise der früheren in diesem unglücklichen Lande herrschenden Bürgerkriege unterbrochen waren. Auf beiden Seiten waren mitten unter den Halmen des türkischen Weizens eine Menge Ruinen, Gräben, Thorfahrten, die in den Hof der zerstörten Häuser führten, Wände, Fundamente, Thürgänge, Reste früherer Wohnungen von bloßen Spuren an bis zu 8 oder 10 Fuß hohen Mauern. Dieses waren Bagurah-Städte. Eine beinahe ununterbrochene Reihe kleiner Städte dehnte sich früher meilenweit in dieser Richtung aus, — eine ganze Straße von Städten, wie es mir Jemand beschrieb, der sich ihrer erinnerte, Ogubonna, der Häuptling von Abbeokuta; ihm verdanke ich auch die Namen der Orte, in die man der

Reihe nach von Ibadan bis zum Fluß Oana kommt. Es waren 1. Ira, 2. Ikreku iri, 3. Ilusakodi, 4. Idschaji kekere, 5. Igbegbo, 6. Orun, 7. Idomapa.

Nordöstlich von Ibadan und nahe dabei sind die bedeutenden Ruinen von Owu. Sie sind auf freiem Felde und gut erhalten, da ihr Lehm-Stoff dauerhaft ist. In großer Ausdehnung liegen diese Ruinen da zur Rechten und Linken: vom Eingang in das eine Thor bis zum Ausgang aus dem andern brauchten wir zu Pferd 25 Minuten, wobei unsere Richtung in beinahe gerader Linie ging und unsere Pferde rasch liefen. Hier in dieser Stadt nahm der Bürgerkrieg seinen Anfang, welcher so viele einst große und volkreiche Städte in Schutthaufen verwandelte. Etwa fünf Jahre lang belagerte ein mächtiges Heer von Ife, Idschebu und Joruba die dem Untergang geweihte Stadt, bis ihre Einwohner, deren Zahl durch Hunger, Krankheit und durch die Kriegsfälle geschmolzen war, als leichte Beute in die Hände ihrer triumphirenden wilden Eroberer fielen. Owu ist jetzt eines von den größten Gebieten von Abbeokuta, und der Häuptling wurde jüngst zum ersten Mal seit der Zerstörung der Stadt mit seinem alten Titel „Oluwu — oni owu," d. h. er hat Owu, oder „der Besitzer von Owu," gewählt, jedoch nicht gekrönt aus Rücksicht auf den Alake, ihren alten Häuptling, dessen Vertreter der jetzige König aller Egbas ist, den man unter seinem früheren Namen Sagbua besser kennt. Von der Stadt Owu zogen die Eroberer nach Ikija, wovon weiter unten die Rede seyn wird, der man den Vorwurf machte, Owu während der Belagerung mit Vorräthen versehen zu haben. Ich erwähne dieß, um zu erklären, warum man an diesen Bagurah-Städten — Egba-Agura, Ira, Ikreku iri u. s. w. vorüberzog und sie nicht zumal zerstörte, obwohl sie auf dem Weg nach Ikija lagen. Es ist ein trauriger und schmerzlicher Anblick um diese Ruinen. Die Gegend vor uns wurde nun sehr malerisch und schön; nachdem wir zwei kreisförmige Hügel in einer Vertiefung zur Linken gelassen und einen in der nämlichen Richtung fließenden herrlichen Strom überschritten

hatten, erreichten wir ungefähr eine Stunde von Ibadan die Trümmer einer andern Bagurah-Stadt, Orun, die ihren Vertreter auch in Abbeokuta hat, wohin die Ueberlebenden flohen und wo sie später anlangten, als die Bewohner vieler anderen Städte, deren Loos es war zuerst zu fallen. In 10 Minuten hatten wir die Stadt durchgangen, und schritten dann durch die zweite Mauer. Etwas weiterhin kamen wir an einen Ruheplatz (oder Aroje) für Reisende, deren es gewöhnlich an den Hauptpuncten einer Route mehrere gibt, wo Jams, gesottenes Korn, Bananasfeigen, Palmwein, Bier u. dgl. zu haben und unter einem Wetterdach oder außerhalb desselben zum Verkauf ausgelegt sind. Diese haben, wie auch andere Ruheplätze, ein jeder seinen Namen oft von einem Baum oder etlichen Bäumen in der Nachbarschaft. Der Name des gegenwärtigen war Alapa oder Alaka, ich konnte es nicht recht verstehen, von dem hier wachsenden Apa- oder Aka-Baum. Zur Linken war ein Weiher und Wasserpflanzen.

Indem wir in ein gewölbtes schattiges Waldsträßchen eintraten, mit gut ausgetretenem Weg, kamen wir bald zum zweiten Ruheplatz, setzten über den Fluß zur Linken, in dessen Nähe der Weg in gleicher Richtung nach Idschebu Ode führt: da bot sich unserem Anblick auf beiden Seiten eine ganz treffliche Strecke Landes dar, welches mit Baumwolle, Korn u. a. angebaut und mit Palmen bedeckt war, und weithin in wellenförmigen Erhöhungen und Niederungen sich ausdehnte.

Wir hatten sodann durch wirres Buschwerk durchzubringen, und in einer Viertelstunde lag eine andere Egba-Stadt vor uns — die Stadt Idomapa, deren Aussenmauer quer über den Weg sich hinzog, da wo er eine Anhöhe hinan und wieder in ein Thal herab ging: wohin man blickte zur Rechten und Linken, hatte man eine nette Aussicht und runde Hügel vor sich. Beim Hinaufsteigen und auf dem Gipfel derselben sahen wir Ruinen in Masse nach allen Richtungen hin mit ihrem gewöhnlichen Zubehör von zerbrochenem irdenem Geschirr oder großen Kochtöpfen

von demselben Stoff, noch unversehrt und augenscheinlich noch an den gleichen Orten liegend im Innern der Häuser wo man sie zuletzt gebraucht hatte. Auf dem Abhang waren zahlreiche Stellen mit einer großen Menge von schönem ostindischem Rohr (Canna Indica) mit seinen reichen grünen Blättern, Stengeln und hochrothen Blumenkronen. Wenn ich von Ruinen rede, darf ich nicht unerwähnt lassen, daß das ostindische Rohr in Wahrheit das afrikanische Sinnbild verwüsteter und verfallener Menschenwohnungen ist. Diese Pflanze ist in Afrika was der Epheu daheim ist: wo man eine zerstörte Stadt trifft, da wird sich auch das ostindische Rohr finden. Es war dasselbe mir so lieb geworden, daß, als ich es einmal auf Trümmern vermißte, ich absichtlich für meinen nächsten Besuch Samen mitnahm und ausstreute. „Sieh' dich um, John," sagte ich zu meinem Knecht beim erstmaligen Besuch einer andern Stadt, „sieh dich um nach ostindischem Rohr" — als ich meinen alten Bekannten nicht sah. „Nein, mein Herr," sagte er mit zuversichtlichem Kopfschütteln, „hier gibt's keines." — „Ei, sehen Sie, Herr," rief er plötzlich aus, „da steht welches," indem er auf eine abgelegene Stelle hindeutete, wo die Pflanze hinter dem Scherben eines Topfs in der Nähe ehemaliger Wohnungen in die Höhe ragte. Idomapa muß mit seinen doppelten Mauern und Gräben eine Stadt von ansehnlicher Größe gewesen seyn, und trägt noch, gleich den übrigen Städten, seinen Namen in Abbeokuta, in welchem als in einem Mittelpunkte Repräsentanten aus allen zerstörten Egba-Städten sind. In einer Viertelstunde hatten wir sie durchwandert. In einer kurzen Entfernung von der Außenmauer am Fuß des Abhangs setzten wir über den Onna, einen breiten und ziemlich schnellen klaren Fluß, welcher zur Linken sich wendete mit südöstlicher Richtung. Um diese Jahreszeit ist er in der Mitte nur 2 bis 3 Fuß tief, und 12 bis 14 Fuß breit. An drei Stellen habe ich ihn überschritten, nämlich auf dem Weg nach Idschaji, nach Abbeokuta, und jetzt nach Idschebu, von Ibadan aus als dem Ausgangspunct dieser

Wege. An einem freien Platze jenseits des Flusses machten wir Halt, frühstückten und brachen in einer halben Stunde wieder auf.

Der Weg wurde breiter, meistens eben und bei den heißen Strahlen der Sonne wohlthuend schattig, theils eine wahrhaft schöne Allee, theils nur ein enges Gäßchen durch Buschwerk. Nachdem wir einen runden freien Platz passirt, der mit üppig wucherndem hohem Gras bewachsen in den glücklicheren Zeiten der Egba-Städte ein Ruheplatz für Reisende gewesen, wo wir einige stattliche Bäume von hochrothen blätterlosen Blüthen ganz bedeckt sahen, wurde die Waldung immer prächtiger, und man sah da und dort einige leichte Flechtwerke aus Weiden zum Schutz der Reisenden bei Nacht. Der Weg zog sich, wie früher, nach Süden und Westen; und als wir eine Felsenanhöhe mit einem etwas jähen Abhang, zu dessen Füßen eine fast eingetrocknete Rinne war, überschritten und den darauf folgenden Hügel bestiegen hatten, sahen wir vor uns die äußere Mauer und den Graben der verwüsteten Stadt Ikija, und auf dem Gipfel der Anhöhe die innere Mauer und einen sehr tiefen Graben. Ruinen und zerbrochenes Hausgeräthe, abwechselnd mit mächtigen Bäumen, waren auch hier unser Anblick. Eben so wenig fehlte das ostindische Rohr, das frisch und grün dastund und mitten aus der Stätte der Zerstörung die Reisenden freundlich grüßte.

Ikija war die Stadt von Ogubonna, dem jetzigen Häuptling von Ikija zu Abbeokuta. Die Egba's, ihre früheren Bewohner, gehörten zu dem Stamm am Egba-See. Sie lag zum Theil auf zwei Hügeln, zum Theil in dem dazwischenliegenden Thal. Der auf der einen Höhe erbaute Stadttheil hieß Ikolo. Die mittlere Stadt bildete der in der Tiefe liegende Theil, welcher von dem Strom Odomu hieß. Der andere Hügel mit der darauf stehenden Stadt hieß Ejiwa. Diese hat sechs Thore: das eine, das östliche, führt nach Idschebu Ode; das zweite, das südliche, nach Ikreku; das dritte, das nördliche, nach Ibadan; das vierte, das Elisa-Thor, nach Ilawo und Abbeokuta; das fünfte,

Onna-egau in das Gebüsch und in den Wald; das sechste, Bode-obba ist das königliche Thor oder das Zollhaus.

Nach dem Fall von Owu, wovon oben, wurde zunächst Ikija angegriffen, aus dem bereits erwähnten Grunde, daß es ersterem während seiner Belagerung Hülfe zugesandt. Liegt ein Heer einmal einige Jahre im Felde, ohne sittliche Schranken, voll Kriegslust, und längst an Plünderung und an ein zügelloses Leben gewöhnt, so ist dasselbe kaum von Gewaltthaten zurückzuhalten. So kam es denn, daß die Stadt, nachdem sie vier Monate lang belagert und in dieser Zeit von den anderen Egba-Städten ohne alle Beihülfe gelassen worden, endlich von dem Joschebu- und Ife-Heer, das durch das Ikreku-Thor eindrang, im Sturm genommen wurde. Wenn ich diese unbedeutenden Einzelnheiten erzähle, so erfülle ich damit ein Versprechen, welches ich unserem Freunde Ogubonna gegeben; denn er wollte mir von Ikija nur unter der Bedingung erzählen, daß ich es in ein Buch niederschriebe; nicht als dächte ich, Ikija sey eben so erwähnenswerth wie das egyptische Theben mit seinen 100 Thoren. Ich muß jedoch hiebei bemerken, daß man in Ikija unter einem Buch nicht bloß ein aus der Druckerpresse hervor gegangenes Werk, sondern überhaupt alles Geschriebene versteht.

Als wir Ikija im Rücken hatten, wurde der Weg beschwerlich, wegen vieler quer daliegender Baumstämme. Unsere Richtung ging südwestlich; und als wir ungefähr anderthalb Stunden durch eine lange Strecke Waldes gegangen, erreichten wir Nachmittags das tiefgelegene felsige Bette des Odo-omi oder des Baches Omi, der fast eingetrocknet war. Auf dem anderen gleichfalls hohen Ufer stiegen wir auf einen freien Platz hinab, der mit einer Menge von Agiddi-Blättern bedeckt war, woran wir erkennen mußten, daß viele Reisende vor uns hier zum Abendessen sich niedergelassen hatten. In der That fanden wir gerade auch einige Reisende, die hier bereits Halt gemacht, und weil wir keinen Grund hatten zu eilen, beschlossen wir die Nacht hier zuzubringen. Man schickte sich alsbald an, das

Zelt zu errichten, Holz zu sammeln, Feuer anzuzünden, den Theekessel beizusetzen; der Rauch stieg auf, und wir gingen einstweilen nach verschiedenen Richtungen längs des versandeten Odo, von welchem da und dort Felsen herausschauten, wuschen uns in einigen stehenden Lachen und kehrten nach diesem Ersatzmittel eines Bades zum Essen zurück.

Als der Abend herbeigekommen war, die Sterne und der Mond aufgegangen, zündeten unsere Träger ihre Feuer an, setzten sich dabei nieder oder streckten sich in ihren eng um sie gezogenen Kleidern auf den Boden hin. Ein Paar mürrische Affen hörte man von den nahen Bäumen herab kläffen, und bald waren die Meisten unserer Reisegesellschaft eingeschlafen.

Während der Nacht kamen fortwährend Idschebu-Leute an. Am Anfang und Ende ihres Zugs wurde eine Lampe getragen, wie man sie hier zu Lande hat. Sie besteht aus einem viereckigen platten Stück Eisen, dessen Ränder umgebogen sind und in die Höhe stehen, um Oel zu fassen, und dessen Ecken zusammengekneipt sind, um Rinnen für vier Dochte zu bilden; an den Ecken sind überdieß vier Drähte befestigt, und das Ganze ist an einer Kette aufgehängt. Mehrere von diesen Leuten setzten ihre Reise fort; wieder Andere, nachdem sie ihre Verwunderung darüber ausgedrückt, ein Zelt und weiße Leute hier zu finden, hingen ihre Lampen an den Zweigen der Bäume umher auf, zündeten ihre Feuer an, aßen ihr Agiddi und legten sich schlafen. Ein Paar tiefe Athemholungen, sowie das Kauen der fressenden Pferde, das Geräusch der eben erwähnten Affen oder das Gebell der Awawas in den Tiefen der Wälder abgerechnet, lag bald Alles in Stille da.

Ich habe schon mehrmals von der Agiddi-Speise gesprochen, ohne näher auseinander gesetzt zu haben, was sie denn ist. Agiddi ist ein Wort aus der Popo-Sprache, entlehnt von den befreiten Popos, welche zuerst diese Speise in Sierra Leone bereitet haben. Der Ausdruck der Jorubasprache hiefür ist Eko. Agiddi oder Eko hat in seiner

ganzen Art und Weise, im Geschmack und in der Zubereitung große Aehnlichkeit mit dem, was man bei uns in Schottland sauern Haferbrei nennt, der dadurch gewonnen wird, daß man die mehligen Theile und Hülsen des Hafers gähren läßt; jedoch mit dem Unterschied, daß Agiddi etwas in jeder Hinsicht vorzüglicheres ist. Man macht es in Afrika auf folgende Weise. Mais wird in einem großen irdenen Topf im Wasser eingelegt und 4 bis 5 Tage stehen gelassen, bis er ganz weich wird, in einige Gährung übergeht und etwas sauer zu werden anfängt. Man nimmt sodann die Masse heraus, zerstößt sie mit einem großen hölzernen Stößel im Mörser, der gleichfalls von Holz ist, bis es einen Teig gibt, den man zwischen glatten Steinen mahlt, und darauf mit Wasser mischt und schüttelt, bis alle Hülsen abgesondert sind. Die mehligen Theile sind auf diese Weise in der Mischung erhalten, die man dann durchseiht. Mit dem Abfall werden Ziegen, Schafe u. s. w. gefüttert, die übrigbleibende milchichte Flüssigkeit bei Seite gethan, um sie sich setzen zu lassen, das helle Wasser meist ausgeschüttet, und der Rest gesotten. Hat es den gehörigen Grad von Dicke, so gießt man einen Theil auf die frischen grünen Blätter einer Pflanze, welche Iran oder Eran heißt, faltet den Blätter-Rand darüber her, und nun kann die Speise gegessen werden. Sie ist fest, zitterig, gallertartig, an den Rändern halb durchsichtig, rein weiß, zart, etwas jedoch nicht unangenehm säuerlich, von schönem Aussehen und sehr nahrhaft. Die Speise gehört, wie der Jams, hier zu Lande zu denen, die man gerne an den Rast- und Ruheplätzen genießt, und an allen solchen finden sich daher alte Agiddi-Blätter in Menge. Auch in Städten besteht ein großer Theil des Abgangs aus diesen Agiddi-Blättern. Sie sind oval oder herzförmig und wachsen am Ende eines langen weichen Stiels, der die Gestalt eines Federkiels hat. Die Iran-Pflanze selbst, welche der Familie der Scitaminen beigezählt wird, erhebt sich einige Fuß hoch über den Boden, findet sich reichlich in Wäldern, an öffentlichen Wegen u. s. f., wird auch sehr häufig zum Dachdecken gebraucht, wie in

Ibadan und einigen andern Joruba-Städten, so daß diese Iran-Dächer beinahe unter die Eigenthümlichkeiten derselben zu rechnen sind. In Abbeokuta sind die Häuser gemeiniglich mit Gras bedeckt.

16. Dec. 1854. Ich erwachte diesen Morgen, als der Tag kaum graute. Der anfängliche Nebel verschwand. Es wurde beinahe 8 Uhr, bevor wir alle reisefertig waren. Ich bemerkte eine niedrige Pflanze mit schönen rothen Beeren oder Früchten am Rand des Buschwerks, und fragte nach ihrem Namen: „Arunkono", war die Antwort; d. h. „wir kauen's aber zermalmen's nicht": so genannt wegen der Rauhigkeit ihrer Blätter. Die Afrikaner haben für ihre Pflanzen oft sehr treffende Namen. „Daguro", d. h. „Kriegführen ist mißlich" ist der Name eines anderen unbedeutenden vielverbreiteten Unkrauts mit scharfen, den Füßen wehthuenden Spitzen an seinen Samen und Samenkapseln. Ein Baum mit harten Aesten führt den Namen: „Will eher bersten als brechen." „Amoye-mo" — „Blut trinken, sieh!" heißt eine Pflanze, deren purpurrothe Blätter gegen das sie umgebende Grün seltsam abstechen.

Wir gingen jetzt einen sehr malerischen reizenden Fußpfad entlang in westsüdwestlicher Richtung. Zahlreiche Napoleonas, eine Pflanzengattung aus der Familie der Passifloren (gewöhnlich „Belvisia"), mit ihren dunkelgrünen Blättern und hübschen Blumen, deren einige mit einander aus dem Stamm oder den Zweigen des Strauchs hervorgebrochen waren, während andere den Boden bedeckten, zierten den Weg auf beiden Seiten. Einsam riesige malerische Baumwollenbäume erhoben ihre mächtigen Stämme. Palmbäume waren in Masse da: wohin das Auge schaute, auf unserem ganzen Weg, da traf es diesen Baum; und es wurde bemerkt, daß, wenn man auch alle anderen Bäume fällte, die Gegend noch immer den Anblick eines Palmenwaldes gewähren würde. Mit Ausnahme der Umgegend von Ibadan habe ich noch nirgends diesen Baum in gleich großer Zahl vorhanden gesehen. Der Weg wurde weiterhin breit, malerisch, schattig und gewölbt, mit einem hie und da durch-

brechenden Strahl der Sonne. Nachdem wir etwa vier vertrocknete Flußbette, immer in der Richtung zur Linken oder nach Südosten hin überschritten, und an einigen Weidenhütten vorbeigekommen waren, ritten wir eine sanfte Anhöhe hinan und erreichten nach einem sehr jähen Abhang ein Thal oder Amphitheater, welches dem von Ikija genau glich, mit dem selben langen schilfigen Gras, mit Winden (convolvuli) und Iranpflanzen ꝛc. Mitten durch ging ein Fluß zur Linken. Wir stiegen die Gegenseite hinan zwischen Mauern auf beiden Seiten, passirten eine zerstörte Mauer und einen tiefen Graben, und traten oben auf einen freien Platz mit Trümmern und zerbrochenem irdenem Geschirr auf allen Seiten. Dieß war einst die Stadt Ikreku — „Ikreku ula", Ikreku die große! Wie anderwärts, war es auch hier das ostindische Rohr, das uns aus den Ruinen heraus seinen Gruß zuwinkte. Von Herrn Barber, einem eingeborenen Katechisten zu Ibadan, welcher uns begleitete, erhielten wir viele Auskunft. Als Eingeborener von Idschemo wurde er hier bei der Zerstörung des Platzes gefangen genommen und folgte seinem neuen Herrn in das Idschebuland. Er war in dem Heer, welches Ikreku belagerte. Die Stadt wurde nach seiner Angabe im Jahr 1826 zerstört, was er daraus schloß, daß dieses Ereigniß in das Jahr unmittelbar vor seiner Befreiung in Sierra Leone fiel, welche im Jahr 1827 ihm zu Theil geworden.

Es ist bereits oben gesagt, daß Owu die zuerst zerstörte Stadt war. Darnach fiel Ikija, dessen Ruinen wir beschrieben haben. Von da zog die aus dem Ife-, Idschebu- und Joruba-Stamm zusammengesetzte Eroberungsarmee gegen andere Egba-Städte. Kesin und Emere fielen bald. Sie ließen sich dann in den Egba-Städten Erunwon und Idschemo nieder, und ein Theil lagerte sich auf dem Weg nach Itoko. Hier fanden sie Anlaß zu einem Streit mit Idschemo und zerstörten es. Darnach fiel Itoko. Auf dem Rückweg über die Ruinen von Idschemo zogen sie hierauf durch Oba und Itoku nach Idscheun (Schokenus Stadt) — auch Egba-Städte, wo sie Halt machten. Die Id-

schebu-Leute, welche aus den Bewohnern der zu erobernden Städte Sclaven machen und zu diesem Behuf das Heer in ihrer Nähe haben wollten, luden sie ein, in ihre Gegend zu kommen. Zu gleicher Zeit brach Zwist aus unter den beiden Hauptanführern des Heers, Laboscheid und Maye. Die Armee theilte sich. Laboscheid an der Spitze seiner Partei ging zu den Idschebu's, und der König gab ihnen die Stadt Ipara zum Lagerplatz, während die Bewohner von Ipara sich in die benachbarte Stadt Ischara zurückzogen. Maye ließ sich in Iporo nieder. Aus diesen beiden Lagern machten die zwei getrennten Heerhaufen täglich Einfälle in die kleineren Egba-Städte, verwüsteten sie, raubten Menschen, und die Sclavenhändler in Idschebu hatten immer offenen Markt zum Verkauf der Gefangenen. Die Egba-Städte Igbore, Imo, Igbein u. s. f. vereinigten ihre Kräfte und versuchten, das Lager von Ipara aufzuheben. Sie marschirten die ganze Nacht und kamen vor Tagesanbruch an — eine in Afrika besonders beliebte Zeit zum Angriff des Feindes. Sie drangen in die Stadt ein und fingen an zu tödten. Aber der Feind sammelte sich wieder, richtete unter ihnen ein groses Blutbad an, und in Folge dessen fiel Igbore, Imo, Igbein der Reihe nach. Ungefähr ein Jahr darnach suchte man Streit mit Ikreku und fand ihn auch. Eine Abtheilung nämlich von Maye's Heer in Iporo ging wie gewöhnlich nach Ikreku, um Lebensmittel zu kaufen. Nachdem sie einige Artikel eingekauft, verweigerten sie die Zahlung, und schlugen die Frau, welche sie mit der Waare nicht weggehen lassen wollte. Die Verwandten ihres Mannes griffen nun Maye's Leute an, und endlich trieben die Häuptlinge sie aus der Stadt. Das war hinreichend Ursache für die Streitsuchenden. Man sandte Boten nach Ipara zu Laboscheid mit der Bitte um Hülfe. Er belagerte Ikreku im Süden, Maye im Norden, aber beide wurden geschlagen. Nun versöhnten sich die beiden Anführer. Maye brach auf von Iporo, wo er nach seiner Niederlage auch zu nahe an Ikreku war, und vereinigte sich mit Laboscheid in Ipara. Von da aus —

im Süden — belagerten sie Ikreku zum zweiten Mal; und obwohl die Stadt von den Egba-Städten Itoku, Oba und Erunwon Hülfe erhielt, fiel Ikreku nach einigen Monaten; und wie sich von selbst verstand, hatten Itoku, Oba und Erunwon das gleiche Schicksal, indem alle drei an Einem Tage mit Sturm genommen wurden. Das Heer zog sich hierauf nach Ibadan zurück, zerstörte alle im Bericht bereits angegebenen Bagurah-Städte und die anderen von ihren Bewohnern verlassenen, so daß nicht Eine übrig blieb.

Es sind mehrere Punkte in dieser Mittheilung über den Bürgerkrieg in Joruba, die zu besonderer Beachtung sich aufdrängen. 1. Das Egba-Land muß viel bevölkerter, die Städte und Dörfer zahlreicher und weit herum zerstreut, und die Bebauung des Bodens ausgebreiteter gewesen seyn. — 2. Obwohl sie dem Namen nach Einem Gebieter, dem Häuptling von Ake, unterworfen waren, behaupteten sie doch in der That ihre Selbstständigkeit gegen einander; und obwohl sie Eine große Familie ausmachten, waren sie doch Alle gegenseitig eifersüchtig und häufig in Fehde miteinander, und, wie sich hernach zeigen wird, sogar stolz darauf, den Andern den Untergang bereitet oder mit dazu geholfen zu haben. Daraus erklärt sich die Niederlassung von Heerhaufen in einigen Egba-Städten und deren Vermischung mit denselben, obgleich dieß auch theilweise aus Furcht geschehen seyn konnte, — ferner das furchtlose, freie Zusammenkommen mit Anderen, wie z. B. Maye's Leute Ikreku besuchten, — und die unbeanstandete, mit keiner Gefahr verbundene Rückkehr arglos Besuchender. — 3. Es läßt sich erkennen, wie der Sclavenhandel den bedeutendsten Einfluß auf die beständige Fortführung dieses Kriegs gehabt hat. — 4. Vielmals geschah es, daß Städte fielen, weil ihre eigenen Landsleute sie ohne alle Hülfe gelassen hatten. Wenn die Bewohner sich verjagt gesehen, ihre Gegend verwüstet, ihre Ernten geraubt oder vernichtet, ihr Leben bedroht oder von den Sclavenhändlern verfolgt war: so suchten sie oft Unterkunft in den Reihen des feindlichen Heeres, und im Schmerz und Grimm über den Ver-

lust ihrer Heimath wandten sie oft genug ihre Waffen gegen die andern Egba-Städte zur Vergeltung für die an ihnen unterlassene Hülfleistung. Ich will dieß mit einem Beispiel kurz erläutern.

Während ich diese Bogen schrieb, besuchte mich der wohlbekannte Egbahäuptling Ogubonna, bewunderte fast jedes einzelne Stück meines Hausgeräthes, verlangte lebhaft, ihm Aehnliches aus England zu verschaffen, und legte mir die Frage vor, was das für ein „Buch" sey, das ich da schriebe. Ich erwiederte, ich schreibe ein Buch nach England über die Stadt Ikija und über den Bürgerkrieg. Als er mir die bereits angeführten Einzelnheiten namhaft gemacht, fuhr ich fort: „Wie kam's doch, daß ihr für diese Stadt so schlecht gefochten habt und sie so schnell genommen wurde?" Er meinte, sie hätten tapfer gekämpft, aber keine der andern Egba-Städte sey ihnen zu Hülfe gekommen, und die Feinde seyen ihnen an Zahl überlegen gewesen. Der Häuptling selbst, damals ein junger Mann, wurde nach Ode im Idschebuland gefangen geführt, wo er einige Monate lang in Ketten lag. Ogubonna's Vater, erzählte er mir, war aus Idschebu. Er ward bald wieder in Freiheit gesetzt. „Wo hast du diese Wunden erhalten an deinem Hals und Arm?" fragte ich und deutete auf einige Narben an diesen Stellen. Er berührte sie mit seinem Finger, wobei sein Auge und Angesicht glänzte, und sagte, er habe die Wunden bei dem Angriff auf Ikreku bekommen. „Ikreku?" entgegnete ich, „was hattest du in Ikreku zu thun? Ikreku war eine Egba-Stadt, nicht wahr?" — „Ja; aber die Ikreku-Leute riefen das Joruba-Heer herbei und halfen ihnen Ikija zerstören." Er erzählte mir dann ganz stolz, er sey es gewesen, welcher nach Anfangs vergeblich gemachtem Versuch, Maye in der Einnahme Ikreku's zu helfen, endlich eine Aussöhnung zwischen ihm und Laboscheid zu Stande gebracht und dadurch den Untergang Ikreku's herbeigeführt habe. Er war voll Bewunderung für Maye, weil derselbe, wie er sagte, ein feiner, gewandter Mann gewesen und ihm einige andere Egba-Städte, die gegen Ikija feindselig waren,

habe verwüsten helfen. Er hatte auch die Zerstörung von Ijoku, Oba und Erunwon mitgemacht.

Als die siegreiche Armee nach Ibadan heimkehrte, begleitete er sie. Das Heer hatte damals zufolge einer stehenden Einrichtung immer eine Abtheilung von Egba-Männern. Wie es sich unter so vielen einander widerstreitenden Elementen erwarten ließ, brach bald ein Bürgerkrieg aus. Der Egba-Häuptling Lamode fiel, und sein Nachfolger Schodeke erhielt, so viel ich weiß, von Maye den Rath, mit seinem Volk sich dahin zurückzuziehen, wo jetzt Abbeokuta steht, da sie sich auf ihrem Boden nicht zu halten vermochten. Schodeke that so. Ogubonna blieb noch bei seinem Freunde Maye, bis letzterer von den Idschebus und Ifes getödtet wurde, als er mit seinen Freunden in Understone seine Heereskräfte vereinigt hatte.

So viel von Ogubonna. Es wirft ein Schlaglicht auf die Zustände und das Leben dieser afrikanischen Stämme.

Auf die Gefahr hin, weitläufig zu erscheinen und meine Erzählung zu sehr in die Länge zu ziehen, will ich zu dem bereits Gesagten ein zweites Beispiel hinzufügen. Ein oder zwei Tage vor des Häuptlings Besuch saß ich auf dem welken Rasen des Missionsgehöftes zu Ake, und unterhielt mich mit meinem Landwirth Abraham, einem Egba-Pächter und Mitglied der Christengemeinde. Ich besitze nämlich etwas Land auf seinem Meiergut Behufs kleiner Versuche, die ich in Baumwollenpflanzung mache. Er sprach mir davon, wie seine Stadt Toko durch die Joruba-Armee eingenommen worden, und gerade der Boden, wo wir saßen, damals ein Toko-Meierhof gewesen und eine Schaar Toko-Leute nach der Zerstörung der Stadt hier Schutz gesucht habe. „Sobald sie hörten," sagte er, „man sey im Begriff, Ikreku anzugreifen, liefen sie Alle in die Reihen der Feinde und brachten ihnen Korn und Jams zu ihrer Stärkung." „Wie kam dieß doch," fragte ich, „daß ihr gegen eure Landsleute strittet?" — „Führte nicht Ikreku die Joruba-Armee gegen Toko?" erwiederte Abraham bitter und leidenschaftlich, „fing nicht Itamballa, der Häuptling von Ikreku,

damit an, daß er ein Plantagendorf bei Toko niederbrannte? San panna-o!" *)

Ich habe mich wohl zu lange bei den Ruinen der Stadt Ikreku aufgehalten. In zehn Minuten erreichten wir Mauer und Graben. Sie war auf einer Anhöhe erbaut mit einem Abhang auf beiden Seiten. Nicht weit davon stand ein schöner Palmenhain. Der Weg war nicht ganz so gut wie bisher, und nach einem etwa halbstündigen Marsch erreichten wir den Osafluß, schritten über sein tiefes Bette, worin hie und da Felsen und einige Sümpfe zu sehen waren, und ließen uns auf dem andern Ufer für einige Minuten auf einem freien Platz nieder. Wir begegneten hier einem Idschebu-Mann mit seinem Weib und Kind, und Missionar Hinderer vertraute ihm ein Paar Zeilen, die er mit Bleistift schrieb, an seine Freunde in Ibadan an, gab ihm auch einige Kauris, um ihn zur pünktlichen Erfüllung seines Auftrags zu bewegen. Der Mann hielt Wort, wie sich später zeigte. Eine jetzt abgebrochene ganz kunstlose hängende Brücke war früher über den Osafluß gegangen, von dem wir nach zehn Uhr aufbrachen. In ungefähr zehn Minuten kamen wir zu einem Weg, welcher in einem spitzen Winkel zur Linken abführte nach der Stadt Ischara, wovon später, einer Idschebustadt jenseits Ipara. Etwa ein Viertel vor elf Uhr passirten wir einen größern Hain von Palmölbäumen, und bald darauf setzten wir über ein tiefes Flußbette mit Pfützenwasser. Die nächsten zwei Stunden hindurch war die Straße mit wenigen Ausnahmen ganz dieselbe wie bisher, seit wir den zweiten Ruheplatz verlassen hatten, wo der Weg nach Ode abgeführt, ungefähr zwei Stunden von Ibadan: es ging durch Buschwerk und Wald bald auf, bald ab, oder über tiefliegende vertrocknete Flußbette; allenthalben Palmbäume

*) San panna-o d. h. Kinderblattern — in Folge der schrecklichen Verheerungen, welche diese Krankheit unter den Joruba's anrichtete, ein Ausdruck des Entsetzens und Grimms, ein afrikanischer Fluch.

in unabsehbarer Menge. Als ich hinter mir viel reden, auch lautes Gelächter hörte, hielt ich einen Augenblick an, mich nach der Ursache zu erkundigen, und sah, daß es von unseren Leuten kam, denen mein Stalljunge eine Reihe wunderlicher Geschichten von gewissen Jorubaleuten erzählte, die sich durch ihre mächtigen Zauberkünste in Thiere und von Thieren wieder in Männer und Weiber verwandeln konnten. Von solchen Fündlein sind die Egba-Leute sowie das übrige Joruba-Volk große Liebhaber; und oft konnten in einer Mondnacht unsere Träger voll Ergötzen und mit schallendem Gelächter derartigen Erzählungen zuhören, während die ganze Gesellschaft mit einigen mehrmals gesungenen Versen in vollem Chor einfiel.

Der Weg bestand jetzt aus steilen Anhöhen und Abhängen, die nach einander sich folgten. Quarzfelsen in Menge waren aus dem Wege geräumt, und eckige Kiesel vom selben Stoff lagen am Boden. Gefällte Baumstämme, hingeworfene Wurzeln, in den Boden bereits gezogene Geleise u. s. w. machten das Reisen nicht angenehm, und eben so hatten wir in den vertrockneten Flußbetten über Felsen hinzuschreiten. Napoleona's in großer Zahl besetzten unsern Weg, der noch immer gegen Südwesten ging. Endlich nach einem größern Abhang und nachdem wir an mehreren netten Pächterwegen zur Rechten und Linken vorübergegangen, erreichten wir kurz nach Mittag eine schöne malerische Allee, die zu einem klaren, ruhigen Strom in der gleichen bisherigen Richtung zur Linken uns hinführte. Das Thermometer stund auf 83° Fahrenheit. Hier machten wir Halt, um etwas zu genießen, und brachen nach 1 Uhr wieder auf. Es lag jetzt eine freie, offene Gegend mit Maisfeldern vor uns. Doch zog sich der Weg wie ein enges Gäßchen durch Hecken, bald auf bald ab. Zur Seite konnten wir Schichten von Glimmerschiefer wahrnehmen. Auf einer niedrigen Fläche waren Stellen mit Iran und Agiddi-Blättern, Bananas, Kola's, Palmbäumen u. s. f. Wir gingen nun eine schöne, sich schlängelnde, schmale Straße hinauf, an deren Seiten viele blühende Kolabäume mit

ihren weißen Stämmen und weißen Aesten und mit ihren dunkelgrünen Blättern standen. Kornfelder waren hüben und drüben. Romantische Wege durch Buschwerk gingen rechts und links ab und führten zu den Höfen von Landwirthen. Zur Rechten hatten wir einen schönen Blick auf das Land, einen frei dastehenden Hügel mit Palmbäumen und das zwischenliegende Thal. Um eine Ecke biegend, befanden wir uns am Ende einer weiten und geraden Allee mit hohem Gebüsch zu beiden Seiten, woraus einige hohe weiße maståhnliche Oro-Bäume sich erhoben, die ihrer Aeste beraubt waren. Den rothen festen Weg hatte man da und dort von einem rauhen rothen löcherigen eisenhaltigen Stein gesäubert, der in seinen Poren Erde und bröcklichen Stoff, auch kleine Krystalle von Quarz hatte, und dem Jangi, einem zum Bauen verwendeten Stein in Sierra Leone entweder ähnlich oder mit demselben einerlei war. Man findet diesen Stein hier zu Land überaus häufig, manchmal an tiefgelegenen Orten; dann aber scheint er auch wieder, wie z. B. in Ibadan, die oberste Partie von den Anhöhen, worauf die Stadt steht, oder den Kern von dem Hügel zu bilden. Dumpfe Donner ließen sich hören und einige Regentropfen fielen, als wir durch die Allee hingingen, an deren Ende wir den mit einem Strohdach versehenen Thorweg und die Mauer von Ipara, der ersten Stadt des Idschebulandes, die wir jetzt erreicht hatten, sehen konnten. Wie man uns daher kommen sah, wurde schnell das bisher offene hölzerne Thor geschlossen, und eine Menge Gesichter blickten uns neugierig an, von den Mauern aus und den Schießscharten und sonstigen Oeffnungen. Da öffnete sich das Thor wieder, und mehrere Männer traten vor, um zu parlamentiren. Sie erklärten, wir hätten sie ohne die nöthige Kenntniß von unserer Ankunft gelassen, und sie wüßten nicht, ob wir Gutes oder Böses im Sinne hätten. Wir antworteten, daß wir auf die Einladung des Akarigbo, des Königs von Ofin, kommen und daß wir nichts Böses vorhaben könnten, da wir unbewaffnet kommen: unsere Absichten wären friedliche, und wir kämen von Ibadan

und Abbeokuta mit einer Mission des Friedens. Nach einigen weiteren Worten nahmen unsere Träger, die während der Unterredung in einiger Entfernung sich niedergesetzt hatten, ihre Last wieder auf, das Thor ging auf, und wir ritten in die erste Idschebu-Stadt ein, die ich je gesehen; und die meisten ihrer Bewohner sahen vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben einen weißen Mann. Der Einnehmer am Thor, der da am Zoll saß, sagte uns, er sey „hungrig und speisebedürftig." Das ist ein stehender Ausdruck unter den Popos, „hungrig und speisebedürftig" seyn, und hier hörten wir ihn wieder. Wir gaben unserem Freunde einige Kauris für Speise, obwohl uns das Gesetz bekannt war, daß die weißen Leute und die Lasten ihrer Träger frei passiren dürften. Wir kamen über mehrere schöne freie Plätze, an einigen wohlgebauten Häusern vorbei mit sauberen Strohdächern und langten so auf dem Marktplatze an, wo wir Aelteste im Halbkreis herumsitzen sahen. Wir nahmen unsere Stellung ihnen gegenüber unter einem Feigenbaum, und es erfolgte eine zweite Unterhandlung. Wir wiederholten das bereits Gesagte in Betreff des Zwecks unseres Besuchs; und darüber befragt, wo denn unsere Geschenke seyen, entgegneten wir, daß wir jetzt keinen längeren Aufenthalt beabsichtigten, aber, da wir unseren Rückweg wieder durch ihre Stadt zu nehmen gedächten, wir dann das in dieser Hinsicht Uebliche nicht versäumen würden: womit sie befriedigt waren. Wir gaben unseren Freunden die Hand zum Abschied, und sie alle eben so uns, mit Ausnahme von zweien, welche sich jedoch, da man sie verlachte, endlich fügten. Nach 3 Uhr Nachmittag verließen wir die Stadt. Ich werde bald wieder in meinem Bericht auf Ipara zurückkommen, kann mich daher hier kurz fassen.

Sogleich außen vor dem Thor, zur Rechten und Linken, waren Orischa-Haine. Der erstere hatte etliche schöne und prächtige Bäume; der zur Linken verschiedene hohe mastähnliche weißstämmige kahle Bäume, die auf mehreren mitternächtigen Streifzügen Oro's ihrer Aeste und Zweige beraubt worden waren. Gleicherweise wie auf der anderen

Seite der Stadt war eben so auf dieser eine schöne weite schattige Allee mit stattlichen Bäumen. Der Weg von Ipara nach Ode besteht abwechselnd aus schattigen Waldsträßchen und Alleen, ist da und dort mit großen Massen von Agidbi-Blättern bedeckt, und führt zunächst durch ödes Brachland und dann durch viele Maisfelder. Wie die Straße auf einer Hochebene hinlief, zeigte sich links eine reizende Landschaft. Während das Auge über ein ausgedehntes Thal schweift, weilt es voll Ergötzen auf einer langen Reihe sanfter wellenförmiger waldiger Höhen auf der anderen Seite, welche mit denen auf der Seite unserer Straße parallel laufen. Malerisch ruht auf dem Gipfel einer dieser Höhen ganz im Walde verborgen die Stadt Ischara, während weit in der Ferne eine sehr liebliche gleichfalls wellenförmige Gegend sich ausbreitete, bis sie sich im Horizont verlor. In meinen Notizen habe ich diesen Weg den schönsten in Afrika nennen müssen. Frei und durch keinerlei Waldung aufgehalten, konnte der Blick sich über das Land ergehen; allenthalben traten die vielen angebauten Gefilde hervor und die Pächterstraßen, die zu diesen führten. Gegen vier Uhr Nachmittags kamen wir bei einer anderen Allee an, die der obenbeschriebenen glich. Rechts ging ein Weg nach Ogiri, wo die Egba's seit etwa sechs Jahren Handel treiben. Als wir Ode nahe kamen, wurde das Thor geschlossen. Einige Leute aus der Stadt kamen herbei und ließen sich mit uns in ein Gespräch ein. Der selbe Einwand wurde uns wieder gemacht, daß wir die gehörige Meldung von unserer Ankunft unterlassen hätten und sie nicht wüßten, ob wir Gutes oder Böses vorhätten. Wir erwiederten das Gleiche wie früher, daß wir auf des Königs Einladung kämen. Da wir aber den Eintritt nicht erzwingen wollten, entschlossen wir uns, nach Ipara zurückzugehen und einen Boten an Akatigbo in Ofin zu senden, welcher die uns entgegen getretenen Hindernisse melden solle. Unsere Träger hatten ihre Lasten auf die Schultern genommen, wir unsere Pferde bestiegen, als sie uns baten, noch zu halten, bis sie wieder mit dem Balogun

gesprochen hätten. Wir willigten in ihren Vorschlag ein, und inzwischen sammelten sich wenigstens 400 Männer und Weiber und Kinder, welche ein vollkommenes Babel von Tönen und Lauten unterhielten, mit einem fast betäubenden Lärm und mit verschiedenen Bemerkungen über die Ojibos. Während wir auf die Antwort warteten, schlenderte ich dem Thor zu, und da es für einige Leute geöffnet wurde, ging ich ruhig hinein, und fing an, mit den Leuten innen zu reden und ihnen vorzustellen, wie unklug sie seyen, ein Paar unbewaffnete Leute zu fürchten, welche nur ihnen zu lieb gekommen seyen. Sie hörten das alles mit an, baten mich aber, wieder hinauszugehen, weil sie sonst Verdruß mit dem Balogun bekommen würden: worauf wir sofort zurücktraten. Eine große Bewegung unter dem Volkshaufen deutete jetzt auf die Ankunft irgend einer ansehnlichen Person, und alsbald stund vor uns ein dicker wohlgenährter gutgekleideter glatter sehr sinnlich aussehender Mann, welchen das Volk aus der Stadt als Kosoko's Bruder bezeichnete. Wir gaben ihm sogleich die Hand, begrüßten uns gegenseitig, und nach einigen Worten fragte er uns, ob wir Portugiesisch verständen, weil in diesem Fall er uns etwas Gutes sagen könne. Nun hatte ich in der Zeit, als ich auf einem königlichen Dampfschiff an der Westküste Afrika's in Diensten war, ohne Lehrer Portugiesisch gelernt, so daß ich zwar die „Lusiade" im Original lesen, jedoch keine vier Worte der gewöhnlichen Umgangssprache sprechen konnte, Camoens daher im gegenwärtigen Augenblick mir nichts nützte. So zog sich denn nach einigen weiteren Worten und nachdem wir uns wieder die Hände gereicht, Kosoko's Bruder zurück, und alle unsere 400 Freunde, Alt und Jung, Männer und Weiber und Kinder gingen mit ihm in die Stadt hinein. Man schloß das Thor wieder, und gerade als wir von dannen ziehen wollten, brach ein Haufe lärmenden Volks aus demselben wieder hervor, worunter augenscheinlich mehrere Trunkene waren. Diese und unsere Leute wechselten nun einige heftige Worte unter einander, und da wir deutlich sahen, es werde auf eine Rauferei hinauslaufen,

so geboten wir unseren Trägern allen Ernstes, aufzubrechen, sagten dem Ode-Volk mit Lachen Lebewohl, und traten den Rückweg nach Ipara an.

Ich bin in der Beschreibung dieses unseres ersten Reisehindernisses darum so genau und ausführlich gewesen, um zu beweisen, wie nachtheilig und gefährlich jener kecke schlimme Kosoko überall wirkt, wohin seine Macht oder seine Agenten reichen. Die Maaßregeln, die er ergriffen hat, um unseren Besuch in der Idschebu-Hauptstadt zu verhindern, werden später an's Licht treten. Er ist verrätherisch, ränkevoll, grausam, und alle Hoffnungen auf friedliche oder gesicherte Zustände sind so lange vergeblich, als er zu schaden im Stande ist.

Bei unserer Ankunft in Ipara stiegen wir am Eingang in das Gehöfte des Balogun ab und waren alsbald von einer kleinen Schaar Leute umringt. Der Balogun kam nach einigen Augenblicken heraus, drückte nach der üblichen Begrüßung sein großes Bedauern über unsere Behandlung in Ode aus, und bot uns an, für uns und unsere Träger von seinem Hause Gebrauch zu machen, was wir sofort gern annahmen. Unser Hausherr machte sich nun auf den Weg nach Ode, um Näheres dort über die Gründe unserer Abweisung zu erfahren. Nach seiner Rückkehr sagte er uns, daß Kosoko's Bruder nicht viel Macht habe, daß er aber seine Leute zum Bösen aufstifte. Er erbat sich jetzt einen unserer Leute zum Begleiter seines Boten, den er zu Akarigbo nach Osin schickte, um Bericht zu erstatten. Wir willfahrten seinem Verlangen. Im Verkehr mit den Eingeborenen, besonders in ganz neuen bisher von dem weißen Mann unbesucht gebliebenen Gegenden, bedarf es große Vorsicht, um die Sache nicht zu übereilen oder erzwingen zu wollen. Denn damit verfehlt man nicht nur seinen Zweck, sondern gibt auch Anlaß zur Erbitterung und Entrüstung, was den nachfolgenden Besuchern das Gelingen ihrer Aufgabe nur um so mehr erschwert. Die beste Verfahrungsweise ist die, ihnen zu sagen, daß wir nur ihr Bestes im Auge haben, nur um des Friedens willen kom-

men; daß wir keine Kaufleute sind, nicht mit den Waffen in der Hand auftreten, und, wenn sie uns nicht aufnehmen wollen, wieder heimkehren und wenigstens als Freunde von ihnen scheiden. Sind einmal Unannehmlichkeiten vorgefallen, so ist es schwer, sie wieder wirkungslos zu machen. Ohne Zweifel war es in Ode darauf angelegt, Verwirrung zu stiften; wäre nur einmal der erste Schlag geführt gewesen, so wäre es sicherlich bis zum Blutvergießen gekommen, und wir hätten dann für lange Zeit jeder friedlichen Niederlassung im Idschebu-Gebiet entsagen müssen.

17. December 1854. Sonntag. Wir hatten, wie gewöhnlich, Morgenandacht mit unseren Trägern; und als wir Nachmittags den Balogun fragten, ob er das Wort Gottes zu hören wünsche, war er sogleich bereit und versammelte eine Anzahl der Aeltesten und Angesehensten im inneren Raum seines Gehöftes unter freiem Himmel, wo dann Missionar Hinderer mehrere für diesen Anlaß gewählte Gebete las, unter anderm das Sündenbekenntniß, die Fürbitte für die Könige und Obrigkeiten, wobei er die Namen der Könige von Ofin, Ode, — Akarigbo und Awojalle — und den Balogun von Ipara und andere Baloguns und Aelteste von Idschebu namentlich anführte. Als biblischen Abschnitt hatte er die Bergpredigt ausgesucht, die er vorlas, worauf eine Ansprache über die Beweggründe unseres Besuchs und über den Zweck des Evangeliums folgte. Man hörte ihm sehr aufmerksam zu, und gab verschiedene Zeichen von Beifall nicht bloß durch bestimmte Aeußerungen, sondern auch durch einen eigenthümlichen kluckenden Laut, womit man hier zu Land theils seine Verwunderung, theils seine Zustimmung auszudrücken pflegt. Der Balogun bezeugte den lebhaften Wunsch, daß seine Kinder unterrichtet werden möchten.

Spät am Abend machte Missionar Hinderer einen kleinen Spaziergang außerhalb des Gehöftes, und angelehnt an einen halb gebrochenen Feigenbaum mit knotigen gekrümmten Aesten sah er sich in Kurzem von einer Menge Neugieriger umgeben. Es hält in diesem Theil Afrika's

nicht schwer, Leute um sich zu sammeln: der Djibo darf sich nur sehen lassen, so steht in einigen Secunden eine Schaar um ihn her. Er begann mit der Frage, was sie am liebsten hätten. Es antwortete Einer: „Alafia," d. h. Frieden. „Woher kommt der Friede?" Antwort: „von dem weißen Mann." „Nein! er kommt von Gott" u. s. w. Auch hier herrschte die gleiche Aufmerksamkeit, wie früher, und Missionar Hinderer drückte mir nachher seine Freude darüber aus, wie nahe sie zu ihm herzugekommen und seine Reden verstanden hätten, wovon er dadurch sich überzeugt hatte, daß Fragen ihrerseits erfolgt waren und sie das ihnen Gesagte oft mit großem Ernst wiederholt hatten.

Ipara ist die erste Idschebu-Stadt, wenn man von Ibadan kommt. Es ist eine kleine Stadt von 900 bis 1000 Einwohnern. Sie liegt auf einer Höhe, mitten in einer schönen wellenförmigen Gegend, und von schirmendem Buschwerk umgeben. Die Häuser sind meist nett gebaut und mit Strohdächern versehen. Es ist da viel offenes Land, nur hie und da mit einer Art Feigen-Nüssen — Obotuje oibo — besetzt, welche ein Paar Fuß hoch sind mit weißen Stämmen und purpurichten handförmigen Blättern. Die Idschebu-Städte sind großentheils unreinlich, besonders auch zufolge der gar großen Zahl von Schweinen, die der gewöhnlichen Sauberkeit derselben viel benehmen. Zahlreiche Ueberreste zerstörter Häuser fanden sich überall — die leidigen Spuren der Arbeit der Egba-Leute, von deren Rachebesuchen in Idschebu eine Reihe von Beweisen sich beibringen ließen. Der Marktplatz ist ein weiter freier Raum, hübsch und von einigen wilden Feigenbäumen beschattet. Diese wilden Feigenbäume oder Banianen mit ihren glänzenden frischen grünen Blättern und langen Zweigen erscheinen als eine besondere Gottesgabe für diese Gegenden: sie schlagen ihre Wurzeln in den harten trockenen sandigen lehmigen Boden, der verbrannt und wie gebacken ist, ja fast felsicht wird, und die Sonnenstrahlen blendend zurück fallen läßt. Der wilde Feigenbaum zieht seine Nahrung, seine milchichten Säfte, reichlich aus einem Boden, welchen man

auf den ersten Blick gar nicht hiefür geeignet hält; und unter dem erquicklichen Schatten seiner beinahe doldenförmigen Zweige, die sich stracks von der Spitze seines kurzen Stamms ausbreiten, sitzen viele Gruppen, die einen plaudernd, die andern eifrig oder gar hoch spielend. Dieß ist auch der Platz für die Marktweiber.

Von diesen wilden Feigenbäumen und Banianen sind mir sechs oder sieben verschiedene Arten bekannt: eine mit großen breit-herzförmigen zugespitzten Blättern — Ibo, d. h. Breite oder Weite — eine Frucht, dem Marbel eines Knaben ähnlich, bedeckt die Zweige: diese Art ist sehr gewöhnlich. Eine zweite — Odau — hat kleinere ovale Blätter und eine sehr kleine Frucht: von ihr gibt es zwei Abarten: Odauko die wilde, und Odaurere die sich ausbreitende: diese findet man meist in den Straßen gepflanzt Behufs des Schattens. — Die dritte Art, die den Namen Opotto führt, hat eine große eßbare, jedoch nicht gar gute Frucht und gezähnte Blätter. — Die „Aba" mit dunkelgrünen elliptischen Blättern hat eine kleine braunrothe Frucht. — Die fünfte Art „Ipin" oder Polirpapier-Feige, mit rauhen ungetheilten und buchtigen Blättern und einer mit einem Stiel versehenen Frucht, wird zum Reinigen der Kürbißflaschen und der Tische gebraucht. Alle diese Arten werden von den Ziegen und Schafen gern gefressen. — Ein kleiner sehr niedlicher Feigenbaum findet sich gemeiniglich als Schmarotzerpflanze an den Stämmen der Palmen. — Außerdem gibt es noch einen rauhblätterigen, ruthenförmig gerankten Busch mit bestielter Frucht, eine Feigenart an Flußufern und namentlich häufig am Ogun. Eine „Neger-Flora," obwohl ein großes Bedürfniß, ist fast noch ein todter Buchstabe für diejenigen, welche in diese Lande kommen. Vorbereitungen zu einer solchen begann ich damit, daß ich Pflanzensammlungen anlegte, ihre inländischen Namen, ihre Standorte, ihren ökonomischen oder ärztlichen Gebrauch u. s. w. kennen zu lernen suchte; und auf diese Weise hoffte ich, nach Erkundung ihrer wissenschaftlichen Namen, irgend Jemand im Lande, ob Missionar oder nicht, in den Stand

zu setzen, die Pflanzen, die man fände, zu ermitteln und so fortwährend ihre Zahl zu vermehren. Aber ach! all meine Sammlungen, an denen ich mit unsäglicher Mühe gearbeitet, — Exemplare, Zeichnungen, Berichte und übriges — Alles ging mit dem unglücklichen „Forerunner"*) unter.

Nahe am Marktplatz standen einige mächtige Bäume, und einer davon, eine sehr hohe Adansonia oder Baobab, wurde von Herrn Barber als derselbe Baum wieder erkannt, der bei seiner früheren Anwesenheit noch ganz klein war. Er wies uns auch den Platz, wo so Viele von den Igbore-, Imo-, und Igbein-Egbas bei dem verunglückten Angriff auf das Lager des feindlichen Heeres hier getödtet worden waren.

18. December 1854. Ich stund diesen Morgen frühe auf: es war ein dicker Nebel um uns her. Spät in der Nacht sind unsere Boten von Ofin angekommen mit einer günstigen Antwort und sicherem Geleit. Es dauerte lange, bis wir marschfertig geworden. Der Balogun war, so sagte man uns, in das Oboni-Haus gegangen, um, wie es üblich war, hier wegen weiterer Maaßregeln sich zu berathen. Nur selten bringen uns die Aeltesten und Obonis in Noth und Verlegenheit: in der Regel sind sie für Frieden gestimmt und daher dem weißen Mann günstig. In Ibadan hing einmal die Abweisung oder Aufnahme von den Ifa-Priestern ab und doch lautete die Antwort günstig. Wir spazierten langsam nach dem Oboni-Haus, welches an der Straßenmauer des Gehöftes mit Reihen von Thier-Schädeln und Kinnbacken, die man in die Mauer eingefügt, geschmückt war: was bei solchen Gebäuden etwas sehr gewöhnliches ist. Nach des Balogun's Heimkehr sandten wir ihm einige Geschenke und dankten ihm für seine Güte. Sogleich erschien er, um uns seinen Dank abzustatten. Ich hätte voraus schon sagen sollen, daß er uns mit mehreren Geschenken zuvorgekommen war, und kann Ipara nicht ver-

*) Name eines Schiffs („Vorläufer"), das jüngst bei Madeira scheiterte.

lassen, ohne noch von dem Balogun etwas zu sagen, der ein trefflicher Mann ist. Von Statur klein, in seiner Haltung aufrecht und fest, hat er in seinen Mienen eine Würde und Ernst, die durch viele Milde gemäßigt sind, und gelegentlich in ein angenehmes Lächeln übergehen. Dabei ist er frei von allem gezwungenen, großsprecherischen, gemeinen Wesen, was ihn zu einem der verständigsten Häuptlinge macht, die mir je vorgekommen sind. Nachdem wir den Ofin-Boten etwas zu essen und zu trinken gegeben, welche in üblicher Weise sagten, sie seyen hungrig, bestiegen wir unsere Pferde und verließen zwischen zehn und eilf Uhr die Stadt. In der Nähe sahen wir einige sehr nette und saubere, aber kleine Ochsen von schwarzer Farbe, von der Art, wie man sie an der Küste trifft. Sie kamen vermuthlich von Lagos.

Ich will mich nicht mit dem Weg von Ode aufhalten, da ich ihn bereits beschrieben habe. Wir erreichten bald das Thor, welches zuerst wiederum geschlossen, aber beinahe sofort wieder geöffnet wurde. Rechts vom Thor stand in geringer Entfernung ein viereckiger hochrothfarbiger Thurm mit einem Strohdach, so wie mit Schießscharten zum Musketenfeuer. Nach dem ersten Thor passirten wir ein zweites, durch das es uns möglich wurde, die Stadt zu umgehen. Jedes Haus schien wenigstens ein Bananen-Stacket, wenn nicht gar einen solchen Hain um sich zu haben. Die Häuser waren viel besser gebaut als die von Abbeokuta oder Ibadan, die Mauern höher und außen durch schrägstützende Mörtelwände geschirmt: das Material schien ein zäher rother Lehm zu seyn. Nur wenig Leute gingen umher, und es kam uns vor, als wenn sie sich absichtlich vor uns zurückzögen: nur einige Frauen und Kinder kamen herbei und schauten uns an. Wir verweilten jedoch hier nicht, sondern gingen weiter. Eine prächtige Allee von schönen mächtigen Bäumen führte von der Stadt hinweg, und am Ende derselben hatten wir zwischen zwei Wegen zu wählen. Der eine, der sich an die Allee anschloß, ging in östlicher Richtung nach Ode-Idschebu; der andere südlich nach Iperu und

Ofin. Die Entfernung zwischen Ode und Iperu, der nächsten Idschebustadt, beträgt gegen zwei Stunden. Die ganze Linie kann als eine beinahe ununterbrochene schöne Allee oder Waldstraße bezeichnet werden, mit Schatten und herrlichen Bäumen und großen Kornfeldern auf beiden Seiten. Der ganze Weg bot wenig Abwechslung, nur daß eine und die andere Strecke durch größere Schönheit sich auszeichnete. Wir ließen uns endlich in einer langen geraden Allee nieder, um von inländischen Verkäufern, welche Bananas, Palmwein, Bier u. dgl. hatten, Erfrischungen zu nehmen.

Diese ruhigen Augenblicke benützte Herr Barber, um eine Erinnerung aus seiner Gefangenschaft mitzutheilen. Wenn sein Gebieter, Fasoye, so erzählte er, ein Balogun in dem großen Joruba-Heer, seine Freunde in Iperu besuchte, so war es seine Gewohnheit, um in seine Vergnügungen einigen Wechsel zu bringen und mit dem Angenehmen das Nützliche zu verbinden, daß er sich in dieser nämlichen Allee verschanzte, einen Knaben an deren eines Ende, einen andern an das andere Ende stellte, und eben so zwei in das Buschwerk in der Mitte, um auf irgend einen Vorübergehenden zu lauern. Gaben nun die Wächter das Zeichen, daß keinerlei Gefahr zu besorgen sey, so wurde der Unglückliche, Mann, Weib oder Kind, sofort ergriffen und so lange verborgen gehalten bis sich eine Gelegenheit ergab, sie wegzuführen! Dergleichen gehört unter die täglichen Vorkommenheiten hier zu Land.

Am Ende der Allee dehnte sich die Mauer von Iperu vor uns aus und stand ein mit Stroh gedecktes Thor mit einer netten Thüre, und auf beiden Seiten ein hoher viereckiger Thurm zu Schutz und Trutz, ähnlich den früher genannten, und in gutem baulichem Stande. Durch ein zweites Thor in die Stadt eingehend, waren wir bald von einem dichten Haufen Volks, Alt und Jung, umringt, welche uns gar freundlich und herzlich begrüßten, und Alle, Männer, Weiber und Kinder, ihre Freudenrufe erschallen ließen. Wir rasteten auf einem Marktplatz unter den großen Zweigen eines wilden Feigenbaums. Die niedliche Stadt gefiel uns

sehr. Die Mauern der Häuser waren hoch, glatt, von außen mit schrägen Lehmwänden gestützt: wir glaubten einige regelmäßige Straßen zu erblicken. Die Reinlichkeit der Stadt im Ganzen, welcher nur die armen verachteten Schweine Eintrag thaten, die schönen wohl gebauten Häuser, die hellen freien Plätze, das Aussehen Iperu's im Allgemeinen machten einen guten Eindruck. Hieher kommen die Egbas von Abbeokuta, um Handel zu treiben. In der Nähe unseres Niederlassungsplatzes waren über 100 schön geflochtene Weidenhütten für diejenigen, welche den Markt bezogen, einem Lagerplatz ähnlich, welcher den Missionar Hinderer an die Krambuden eines deutschen Jahrmarkts erinnerte. Nachdem wir unseren ehrerbietigen Gruß dem Balogun hatten entbieten lassen, der, wie man uns sagte, auf seinem Meiergut war, — eine nicht ungewöhnliche Entschuldigung, setzten wir unsere Reise fort. Der dichte Haufen, der uns die ganze Zeit hindurch auf dem Marktplatz umgeben hatte, folgte uns auch zur Stadt hinaus.

Indem wir unseren Ausgang durch ein ähnliches Doppelthor nahmen, wie das war, durch welches wir eingingen, mit zwei Vertheidigungsthürmen, und den Graben auf zwei Bohlen überschritten, traten wir aufs Neue in eine jener schönen weiten und breiten Alleen, deren Schatten wir unterdessen fast täglich genossen hatten. Schöne und dichte Bananenhaine waren auf eine weite Strecke hin auf beiden Seiten unseres Wegs. Die Blumenblätter des Ariri, eines der am häufigsten zum Bauholz verwendeten Bäume des Landes, bedeckten unseren Boden. Wir ritten einem freien, tief ausgetretenen Pfad entlang mit hohen grasigen Rainen und Kornfeldern rechts und links, und wendeten uns endlich in ein schattiges Sträßchen, dessen Weg sich schlängelte und nach Süden, Südwesten und von Westen zu Süden führte. Rechts ging ein Weg nach Ischadda, einem Dorfe, dessen Dächer man in der Ferne sehen konnte. Wir passirten offene Hütten mit angebautem Land, alte verwüstete Meierhöfe, und Kornfelder, erreichten dann wieder eine Waldgasse, und begehrten nun hier Halt zu machen,

weil wir in der Nähe von Ofin waren. Nachdem wir ausgeruht, schritten wir auf das Thor der Stadt zu, das aus einem baufälligen Thurm besteht, der zur Linken mit Flankenwerk und mit Schießscharten versehen ist, gingen an einer von einem Schneider bewohnten Bude vorüber, welcher Mützen und Kleider hier zum Verkauf feil bot, und indem wir ein zweites Thor innen passirten, führte uns dann unser Weg am Rand eines schönen Orischa-Haines hin, in welchem ein ungeheuer großer Baum unsere Bewunderung auf sich zog, und, als wir dann hineingingen, zwei an einen Baum genagelte Schädel uns grüßten. Am Ende eines kleinen Markts vorüber gegangen, wurden wir von einem Grobschmied begrüßt, der eben auf dem Amboß hämmerte, empfingen verschiedene „Acabos" von den wenigen Leuten, die wir sahen, und setzten uns bald unter einem Feigenbaum nieder gegenüber einem offenen Thorweg, der in ein baufälliges Gehöfte führte, — die königliche Residenz zu Ofin, und in einigen Minuten war uns unsere Wohnung in einer engen Säulenlaube angewiesen in einem elenden Gäßchen von Häusern, die den Einsturz drohten. Ein Regen, der schon bei unserem Eintritt in Ofin begonnen hatte, kam jetzt in Strömen herab. Sobald er vorüber war, errichteten wir unser kleines Zelt auf einem freien Platz, stellten unsere Betten zu beiden Seiten, schützten unsere Füße gegen die Nässe durch ein Brett, und so waren wir bald ziemlich wohlgeborgen.

Die interessante Erzählung des seligen Dr. Irving bricht hier plötzlich ab. Bevor er seine Reisenotizen völlig ins Reine schreiben konnte, ereilte ihn der Tod. Die Zeichnung seiner Audienz bei dem König von Ofin, welche unser Titelbild darstellt, ist von ihm gemacht, nebst einigen anderen Skizzen von verschiedenen Gegenden des Idschebulandes.

Das Resultat dieser Reise jedoch war von großer Wichtigkeit. Es wurde zwischen den Egbas und Idschebus Friede

hergestellt, des Akarigbo's (d. i. des Königs) Gunst erworben, und ein besuchender christlicher Arbeiter in Ofin postirt. Kurz vor seinem Tode machte Dr. Irving, unstreitig in der Absicht, den frisch gewonnenen Zutritt offen zu erhalten, einen zweiten Besuch in Ofin, und fand sich genöthigt, den dortigen besuchenden Arbeiter wegen Kränklichkeit seiner Frau wieder nach Lagos zurückzuziehen; und dieser vorgeschobene Posten blieb, ohne daß es sich ändern ließ, unbesetzt, trotz wiederholter Botschaften von dem König, bis zum December 1855, als Missionar Samuel Crowther von Lagos aus einen Besuch in Ofin ausführte. Wir werden einige Auszüge aus seinem Tagebuch anfügen, das die jüngsten Nachrichten aus dem Idschebuland enthält.

17. December 1855. Nachdem ich mich zu einem Besuch in Idschebu entschlossen hatte, brach ich diesen Morgen nach Ikorodu auf. Ich kam ungefähr um 1 Uhr Nachmittags in Ikorodu an, wo ich sie Alle überraschte. Atambala, der Ibalogun, welcher jederzeit Missionars Gollmer naher Freund gewesen und der ein Haus für unsere besuchenden Arbeiter bereit gehalten, hatte große Freude, mich zu sehen. Mit beiden Armen umschlang er mich und sagte, er würde mir entgegen gegangen seyn, wenn er von meinem Kommen gewußt hätte. Die beiden Evangelisten Georg Williams und William Parks waren eben von ihren in der Stadt umher gemachten Besuchen heimgekommen. Ich glaube, diese Männer sind, obwohl nicht unter der unmittelbaren Aufsicht ihres Superintendenten, dennoch in der Erfüllung ihrer Pflicht nach dem Maaß ihrer Gaben treu gewesen. Atambala nahm mich in sein Haus, wo ich eine lange Unterredung mit ihm hatte über unser Missionswerk und im Besonderen über unsere Absicht, in Ikorodu eine Schule anzufangen, worüber er Freude bezeugte. Hierauf besuchte ich den Apena und den Oluwo, zwei der angesehensten Männer der Stadt, mit denen ich in der gleichen Weise sprach. Der Apena ist unserem Vorhaben günstiger

als der Oluwo; aber auch letzterer fand es schwer, dem Ibalogun Atambala und dem Apena zuwider zu handeln.

Da ich nicht länger als eine Woche von Lagos abwesend seyn kann, so gedenke ich, morgen frühe nach Ofin aufzubrechen, um den Akarigbo von Idschebu-Remo zu besuchen, welchen jüngst Missionar Hinderer, und der selige Dr. Irving noch kurz vor seinem Tode, besucht haben.

18. December. Brachen früh Morgens nach Ofin auf. Ich nahm G. Williams und W. Parks mit mir, da sie früher in Ofin gewesen und den dortigen Leuten bekannt waren. Wir kamen hier gegen 5 Uhr Abends an, auf einem sehr schlechten Weg. Die Entfernung von Ikorodu beträgt etwa 8 Stunden, die Ruhezeit nicht gerechnet.

Der Oluwo empfing uns sehr freundlich, beherbergte uns sogleich in der großen Hütte, wo sich das Gericht zu versammeln pflegt, und sorgte für unsere Erquickung. Als es dunkel wurde, führte er mich zum König, der in seinem Privathof eine Unterredung mit uns hatte. Er war sehr froh über meine Gegenwart, sprach sein Bedauern über den Tod des Dr. Irving aus, dessen Dienste er hoch anschlug, und schrieb seinem Einfluß, den er über die Egbas habe, die Erhaltung des Remo-Districts zu. Er sagte, die Egba-Boten hätten eben diesen Nachmittag Ofin verlassen, um den Frieden zum Abschlusse zu bringen. Eben so fragte er nach dem Missionar Hinderer von Ibadan, und wünschte ihn kennen zu lernen, wenn Missionar Gollmer komme. Damit zog er sich für jetzt zurück, und wir kehrten wieder heim.

19. December. Nach dem Frühstück hatten wir eine zweite Besprechung mit dem Akarigbo, worin ich bestimmter auf unsere Missionsarbeit einging: wir seyen unterdessen nicht im Stande gewesen, J. Coker's Stelle wieder zu besetzen, hofften aber, es jetzt thun zu können, und würden versuchen, eine Kinderschule zu gründen, wenn er uns Kinder verspräche. Er erwiederte, er habe die Hoffnung beinahe aufgegeben, wieder Jemand zu ihm kommen zu sehen, und würde sich ungemein freuen, einen anderen Lehrer zu

bekommen; er wolle uns einen Bauplatz geben und sehe jetzt der baldigen Erfüllung unseres Versprechens entgegen. Nach weiterer Unterredung über verschiedene Gegenstände, wie z. B. das Uebel des Sclavenhandels, die Ersprießlichkeit eines geordneten Handels und Ackerbaus, schenkte ich ihm einen seidenen bunt zusammengestückten Mantel, welchen einige liebe Freunde in England durch die Committee mir übersendet hatten. Seine Freude darüber war sehr groß. Nachdem wir in unsere Herberge zurückgekehrt, rieth uns der Oluwo, wir möchten die älteren Häuptlinge der Stadt besuchen, was wir in Begleitung des Boten des Königs thaten. Der König schickte mir hierauf zu unserer Beköstigung ein schönes Schaf und zwei Schnüre Kauris. Gegen drei Uhr erklärte ich dem Oluwo, es sey meine Absicht, diesen Nachmittag mich über Iperu und Makun nach Ikorodu zu begeben, wovon er den König in Kenntniß setzte, welchem meine schnelle Abreise leid that. Er hatte erwartet, ich würde wenigstens drei Tage bei ihm bleiben; es sey ihm Bedürfniß, noch einmal mit mir im Beiseyn der Aeltesten der Stadt zu sprechen. Allein ich mußte erwiedern, wie kurz mir die Zeit zugemessen sey und wie wir die weitere Besprechung bis zu meinem nächsten Besuch aufschieben müßten. Daß ich meinen Weg über Iperu und Makun nehmen wollte, sah er nicht gern, weil man dort dem sel. Dr. Irving und Missionar Hinderer Schwierigkeiten gemacht, bis er seine Boten gesandt hatte, um die weißen Männer zu holen. Sie seyen mit ihm nicht zufrieden gewesen, daß er die Fremden aufgenommen, und seyen es bis jetzt nicht. Er zürne mit ihnen darüber und werde es ihnen seiner Zeit vergelten. Ich solle in Ofin übernachten und Morgen frühe gerades Wegs nach Ikorodu reisen. Der Apena, der alles dieses im Auftrag des Königs meldete, kam in Eifer, als er die Aufführung der Bewohner von Iperu und Makun gegen Akarigbo erwähnte. Ich sagte ihnen, ich hätte die ganze Sache von meinen Freunden vernommen, denen damals auf ihrer Reise Hindernisse in den Weg gelegt worden; seit jenem Vorfall aber seyen die Leute von Makun

und Iperu sehr freundlich gegen sie gewesen, und daher müsse ich es für recht halten, diese Städte zu besuchen, und deren Häuptlingen für die meinen europäischen Freunden erzeigte Güte Dank zu sagen. Diesen Bescheid brachte der sanfte Oluwo wieder vor den König, und kam hierauf mit dessen Gutheißung meiner Iperu-Reise zurück. Was nur von Ofin gesagt werden kann, haben gewiß Missionar Hinderer und der selige Doctor gesagt; nur das mag wiederholt werden: obwohl Ofin im Verhältniß zu andern Städten klein ist, so muß es doch, weil es das Hauptquartier, des Königs Residenz in Idschebu-Remo, ist, zuerst in's Auge gefaßt werden, und darnach können wir erst in Makun und Iperu Fuß fassen, welche beide größer und volkreicher sind und, weil sie an dem geraden Weg nach Ibadan liegen, uns auch förderlicher seyn werden. Ofin als des Königs Stadt ist für Idschebu-Remo was Ake für den Egba-Stamm ist.

Nachdem ich Alles freundschaftlich erledigt, auch den Oluwo vermocht hatte, den besuchenden christlichen Arbeitern, die wir senden würden, eine große Stube und zwei kleine Säulenlauben zur Wohnung einzuräumen, gab ich ihm eine Schnur Kauris zur Anstellung von Arbeitern, welche die Stube glätten und das Ganze binnen dritthalb Wochen in wohnlichen Stand herrichten sollten. Ich gab den alten Häuptlingen als Gegengeschenk vier Schnüre Kauris.

Zwischen zwei und drei Uhr reisten wir nach Iperu ab, hatten guten Weg, und in anderthalb Stunden betraten wir den Boden der Stadt, gingen zum Haus des Beamten, gerade am Markt; er ließ sich jedoch nicht sehen. Boten gingen hin und her; wir hatten bereits über eine Stunde vor dem Hause gewartet, bis wir endlich in den Hof eingelassen wurden, wo man uns ein großes Zimmer anwies. Hernach erfuhr ich die Ursache des Aufhalts und die scheinbare Gleichgültigkeit, womit man uns behandelte. Kurz bevor wir in die Stadt kamen, war ein sehr ernster Unfall geschehen: ein Flintenschuß hatte den Sohn des Beamten getödtet, und dieser war so in großes Leid versetzt; daher

hatten wir ihn nicht sehen können. Die Leute waren freundlich und aufmerksam gegen uns und besuchten uns in unserer Wohnung. Hier schrieb ich an Missionar Hinderer und meldete ihm meine Anwesenheit in Iperu.

20. December. Um 6 Uhr traten wir den Weg nach Makun an, wo ich mit einem der Egba-Boten auf dem Marktplatze zusammentraf, der mir eröffnete, sie seyen bei Awojalle, dem König von Idschebu-Ode, gewesen, und alle Umstände ließen Gutes hoffen. Er sprach seine Befriedigung über die Unterstützung aus, welche ihnen aus unserer Reise durch das Land erwachse. Wir kamen in Ikorodu um 6 Uhr Abends an, nach 9stündiger Reise (die Ruhezeit nicht gerechnet) und auf einem viel besseren Weg als dem, welcher der gerade nach Ofin ist.

Auf einem solchen Eilbesuch ist nicht zu erwarten, daß man Stadt und Volk näher kennen lerne. Aber auch nur unser Durchgang, verbunden mit einem da und dort geäußerten Wort, kann dem Einen und Andern zum Segen geworden seyn.

21. December. Freitag, Markttag in Ikorodu. Atambala mußte den ganzen Tag hier anwesend seyn, um einen Zusammenstoß zwischen Kosoko's Volk und Leuten aus Lagos zu verhindern, da der Handel beide Parteien hieher führt. Auf diese Weise hatte ich einen Tag länger zu warten, um zu sehen, was sich für Errichtung einer Schule hier thun lasse, in welche einige Leute ihre Kinder senden zu wollen versprachen, wie in Lagos. Während der Marktzeit ist in Ikorodu große Betriebsamkeit.

22. December 1855. Nach Erledigung meiner Angelegenheiten mit Atambala, dem Beamten, und zwei anderen angesehenen Häuptlingen verließ ich diesen Morgen Ikorodu, um nach Lagos zurückzukehren.

So dehnt sich der Horizont des Arbeitsfeldes immer weiter aus, die Bitte um Hülfe dringt immer lauter an uns heran und heißt uns vorwärts schreiten und neue Stationen gründen. Des HErrn Gnade verleihe uns Ar-

beiter für die große Ernte und kröne unser Werk mit Seinem reichen überfließenden Segen! —

---

2. Zur Religionsgeschichte der Heidenvölker.

Die Religion des Negers
oder
Das sogenannte Fetischwesen.

Von Missionar A. Steinhauser in Abokobi, im Dienst der Basler Missionsgesellschaft.

Es sagt einer der neuesten Autoren in der afrikanischen Literatur*) bei Beschreibung der religiösen Seite des Negers: „Wenn wir den Afrikaner unter dem Einfluß rein abergläubischer Gemüthsbewegungen betrachten, so können wir uns des Gedankens nicht entschlagen, daß er die materielle Welt als eine athmende beseelte Masse ansehe, die ihn mit einer zahllosen Menge von schlaflosen Augen bewacht, was ihn unter beständiger Besorgniß und Scheu hält. So erscheint uns die Natur des Aberglaubens, der den Europäern unter dem Namen „Fetisch" bekannt ist." Von diesem wahren, weil aus dem Leben und aus der Wirklichkeit gegriffenen, Gedanken ausgehend, möchte ich meine bis jetzt erworbene Kenntniß in dieser Sache kurz darlegen. Je weiter ich kam, desto mehr erschien mir auch dieser Gedanke als ein durch Alles hindurch sich erstreckender.

Die Materie ist's, worauf der Neger fußt. Mit dieser verbindet sein Gottesbewußtseyn eine Menge von geistigen Wesen, die einerseits ohne die Materie gedacht werden können, andrerseits aber, besonders in der Praxis bei der Verehrung, mit ihr eng verbunden sind, so daß schon der Sprachgebrauch sie durchaus als Eins behandelt. „In

---

*) B. Cruickshank „Eighteen years on the Goldcoast." II, p. 169.

diesem Fluß, Baum, Amulet ꝛc. ist ein Wong" (das Gewöhnlichste, was in den europäischen Sprachen neben vielen Andern mit „Fetisch" bezeichnet wird) wird auf Befragen geantwortet; das Gewöhnliche aber ist zu sagen: „Dieser Fluß ꝛc. ist Wong." Ebenso wird der Name des Flusses ꝛc. sowohl dem Flusse, als dem darin befindlichen Wong oder Geiste beigelegt. Gleicherweise wird auch mit einem Leichname geredet und er mit dem Geiste desselben (Sisa) als Eins behandelt. Dieser geistigen Wesen oder Beseelungen, die man gewöhnlich ins Allgemeine Fetische, Geister, Naturgeister, Götter des Negers nennt, sind, wie wir sehen werden, mancherlei. Ich werde sie zur größeren Deutlichkeit mit dem Landesnamen aufführen oder diese wenigstens beifügen.

A. Geistige Wesen oder Beseelungen.

I. Njongmo*) — Himmel und Himmels-Beseelung.

Man wundert sich vielleicht, warum ich nicht zuerst von dem einen (wahren!) Gott rede, der nach den meisten anderweitigen Beschreibungen dieser Art wenigstens dem Namen und der Existenz nach allgemein über das Land hin geglaubt und anerkannt werde; allein nach Ablegung vorher gefaßter Meinungen läßt gerade hier die genauere Untersuchung, auf's Wenigste gesagt, eine bedeutende Modification eintreten. Dem Accra-Neger ist nämlich dieses allerdings erhabene Wesen die Beseelung des unendlich hoch und unendlich weit über seinem Haupt sich ausdehnenden Himmels (Njongmo), der ihn in seinem heißen Lande mit Wasser, dieser Haupttriebfeder des Lebens und Gedeihens und deßhalb des Segens, versorgt, von dem bei Tag und Nacht das Licht ausgeht, der sich als der überall vorhandene erweist, der seit Menschengedenken (Nanjongmo, Großmutter-Himmel) da war, jetzt noch derselbe ist und es auch in Zukunft seyn wird. Diesen majestätischen Theil der We-

*) Dieß das für „Gott" gebrauchte Wort.

sen zum Obersten der übrigen zu machen, wie der Neger auch wirklich thut, hat in der That wenig Schwierigkeit. Auch als Schöpfer ihn anzusehen, fällt ihm nicht schwer. „Man sieht's ja täglich," sagte in Bezug darauf ein Fetischmann zu mir, „wie durch den von Njongmo gesandten Regen, Sonnenschein ꝛc. das Gras, das Korn, der Baum entsteht, wie sollte er nicht der Schöpfer seyn?" Allgemein wird er als der Schöpfer der übrigen Dinge, so wie ihrer Beseelungen, deren Nukpa (Haupt, Oberster, Aeltester) er ist, angesehen. Auch der Wolkenhimmel ist sein Geschöpf. Die Wolken sind der Schleier, den er zuweilen vor sein Angesicht zieht. Die Gestirne sind Zierden, die auf seinem Gesichte glänzen.

Aecht afrikanisch unnahbar und in majestätischer Ruhe sitzt dieser Höchste da, umgeben von seinen Kindern, den Luftgeistern (Wong), die ihn bedienen und die von ihm herabgesandt werden auf die Erde, wo sie theils Befehle und Verordnungen Njongmo's an die Menschen überbringen, theils in eigner (göttlicher) Macht Njongmo förmlich vertreten, die Menschen strafen, schützen, krank und gesund machen ꝛc. und dafür dann Verehrung, Dank und Geschenke der Menschen hinnehmen. Doch findet von Seiten der Menschen ein directer Verkehr mit Njongmo statt. Man wendet sich an ihn im Gebet ꝛc. und zollt ihm dadurch, daß man ihn schlechthin zum Onukpa (Höchsten, Größten, Meister) macht, in afrikanischer Weise die höchste Verehrung.

Andere äußere Zeichen und Beweise dieser Verehrung sind bei Fetischmännern, daß sie alles von ihm herleiten, daß sie ferner, wenn sie ein Gesetz oder Verbot sehr wichtig machen wollen, sagen: „Höret, was Njongmo durch meinen Wong (Fetisch) euch sagen läßt." Geben sie Medicin, die ihnen ihr Wong gezeigt oder gegeben hat, so heben sie dieselbe vor dem Geben gen Himmel und sagen: „Ata (Vater) Njongmo! segne diese Medicin, die ich jetzt gebe." Morgens nimmt der Fetischmann nicht selten Wasser in den Mund, spritzt es aus und spricht: „Njongmo, gib, daß ich heute etwas zu essen haben werde." Manche fromme Hei-

den haben sich's zur Gewohnheit gemacht, Morgens beim Aufstehen zu sagen: „Njongmo!" anzudeuten, daß sie ihm für dieses Aufstehen zu danken haben und danken. Opfert einer an einem Jahresfeste seinem Kra (darüber später) ein Opfer von neuem Jams ꝛc., so nimmt er im Verlauf der Ceremonie ein Blatt aus einem Topf voll Wasser, hebt es gegen den Himmel und spricht: „Ata Njongmo, segne mir dieses Blatt, und es sey Friede über Friede." Nachher wascht er sich mit dem Wasser und den Blättern. Bekannt sind die Alltagssätze: „Njongmo ist der Aelteste, Höchste." „Ich bin in Njongmo's Hand." (Ausdruck der Ergebung in das Schicksal bei Krankheiten ꝛc.). „Njongmo kann man ja nicht entfliehen, deßhalb harre ich ꝛc." Eine Antwort auf einen Morgengruß ist: „He, Njongmo öffnete unsern Kopf." Ferner öffnet er des Morgens das große Thor für die Sonne. Ein Sprüchwort sagt: „Njongmo schuf die Welt und ist müde." (Ein Wort des Lobes für Njongmo: er, der so groß ist, hat bis zur Müdigkeit gearbeitet, deßhalb hat er so große Werke gethan, daß Niemand es ihm nachthun kann.)

Geschenke erhält Njongmo von den Menschen nicht. Diese haben ihm die zwischen Njongmo und den Menschen stehenden Wonge (Luftgeister), die Njongmo's Kinder genannt werden, zu geben. Die Geschenke der Menschen nehmen die in der modernen Sprache als Geister bezeichneten Wesen oder Beseelungen in Empfang.

II. Wonge (Luftbeseelungen.)

Während bei dem Wort Njongmo eine etymologische Bedeutung für jetzt noch nicht mit Wahrscheinlichkeit angegeben werden konnte, so ist das Wort Wong ziemlich wahrscheinlich von wuo „bewahren, hüten" abzuleiten und die Bedeutung wäre dann: „Hüter, Wächter."

Diese Classe von geistigen Wesen sind als die s. g. „Fetische" den Europäern am meisten bekannt. Ihr Wohnplatz ist im Allgemeinen die Luft, d. h. der Raum zwischen Himmel und Erde: wo sie einerseits Njongmo bedienen und

andrerseits ihr Wesen in verschiedener Weise auf der Erde haben. Sie werden sämmtlich „Njongmo's Kinder" genannt. Den Namen „Wong" erhält Njongmo dagegen für gewöhnlich nicht; nur einmal hörte ich ihn demselben beilegen und zwar von einem Taufcandidaten, der mir sagte: „Die Wonge sind alle nichts. Auch Njongmo ist Wong." Aber wegen seiner hohen Würde wird Njongmo nicht so genannt. Diese Ehre kommt ebenso dem höchsten dieser Luftgeister, dem bekannten Fetisch zu Mankasim*) (Nananim genannt) [Magaz. 1852 II. pag. 86] zu, der Njongmo's erstgeborner Sohn genannt und Njongmo gleichgeachtet wird.

Die Menge dieser Wesen geht in's Unzählbare: ebenso ist auch die Bedeutung derselben unendlichen Abstufungen unterworfen. Die Landes-, Stadt-, Kriegscompagnien-Wonge sind natürlich die größeren und meist geachteten, während andere sich erst mühsam eine Bedeutung erringen oder erhalten müssen. In Beziehung auf ihren Charakter sind sie gute und böse Wesen (z. B. namentlich ein böser Wong, Namens Akotia tödtet Menschen, er ist bald ein Kind, bald ein Jüngling, bald ein Mann, bald ein Aussätziger und thut Uebles). Sie haben Weiber und zeugen Kinder. Sie werden alt und sterben, leben jedoch nach ihrem Tode jung wieder auf. Ihr Tod hat gewöhnlich den ihres besonderen Dieners zur Folge. Sie haben unter sich eine Rangordnung und Verbindung, bei der die Amtsnamen des politischen Volkslebens vorkommen.

Der Wong-Oberst oder oberste Wong ist im Accra-Lande der Fluß Sakumo fio. Otschamme oder Sprecher (Kanzler) ist der Krothe-Bach bei Christiansborg. Asafoatschä (Offizier) ist der berüchtigte Lakpa in La (eine Kriegstrommel). Dieser trachtet nach der höchsten Gewalt des Sakumo fio, hat sie aber bis jetzt noch nicht erreichen können. Ein Numo (alter Mann) ist der Sakumo nukpa bei Temma. Der Koli-Bach bei Accra ist das Weib des Sa-

*) Dieser Fetisch ist ein kleiner Wald von Ontai oder Seidenbaumwollenbäumen, der Kankantzie-Baum des Pflanzenjägers in Surinam in Dr. Barth's Jugendblättern.

kumo fio. Ueber die beiden Sakumo erzählt man folgendes Histörchen. Als Njongmo die für das Ga-Land bestimmten Dinge, als Pflanzen, Minerale 2c. parat gemacht und als Träger die Wonge auf den nächsten Morgen bestellt hatte, so stand Sakumo fio (der jüngere, kleinere Sakumo) des Morgens sehr frühe auf und stellte sich ein, während sein Bruder Sakumo nukpa (der ältere, größere) noch des Schlafes pflegte. Dafür erhielt der jüngere von Njongmo die Last, die dem älteren zugedacht war, während der Langschläfer mit der Last des jüngeren zufrieden seyn mußte. Auf der Accra-Karte findet man dem gemäß das kleinere Flüßchen als Sakumo nukpa (größerer), den ordentlichen Fluß als Sakumo fio (kleinerer) bezeichnet. Der Lakpa (Kriegstrommel) in La, zu dessen Ehren noch alljährlich das abscheuliche Unzuchtsfest abgehalten wird, erhielt seine jetzige große Macht in einem der letzten Kriege, in der sogenannten Akadamangso-Schlacht, wo die Accraer über die Aschänteer siegten. Das ging folgendermaßen zu. Die Aschänte-Wonge haben einen Abscheu vor Ziegenhäuten. Lakpa, der das wußte, machte sich deßhalb ein Kleid davon, das er anzog. Als nun die Heere zusammentrafen, flohen die Aschänte-Wonge vor den Ziegenhäuten des Lakpa, und die Aschänteer folgten ihnen in jäher Flucht nach.

Bevor wir den materiellen Theil dieser Wesen auf der Erde oder die sogenannten Wong- oder Götter-Sitze noch näher ansehen, müssen wir einer Eigenthümlichkeit dieser Classe gedenken, das Verhältniß derselben zu den Menschen betreffend. Diese Wonge nämlich nehmen Besitz von Menschen, und zwar so vollständig, daß sie Bewegung, Sprache 2c. ganz in ihren Dienst nehmen, wie wir es uns bei den von Dämonen Besessenen denken. Das Zustandekommen oder Existiren eines solchen Zustandes hängt jedoch nicht vom Wong allein ab; denn der Mensch nimmt nach dem gewöhnlichsten Sprachgebrauch eben so Besitz von dem Wong; wörtlich: „Der Wong packt einen Menschen,“ oder „ein Mensch packt den Wong.“ Dieß findet statt, sowohl bei Männern als bei Weibern, plötzlich durch einen Act des

Wong, oder durch lang fortgesetzte aufregende Tänze. Gewöhnlich und regelmäßig ist es aber Geschäft des Wong-Mannes (Fetischmannes), der in diesem Zustande Fragen über Krankheiten ꝛc. beantwortet. Folgende Gegenstände auf der Erde sind nun Wong:

1) Das Meer und Alles was darinnen ist. Hunderte von Namen können einem da aufgezählt werden vom Wallfisch, Hai und der großen Schildkröte an bis zum Häring und Didei, einem kaum 2 Zoll langen Fischchen, das im Salzwasser des Krothe (bei Ussu) seinen Aufenthalt hat. Ebenso sind es gefahrdrohende Felsen ꝛc.

2) Flüsse, Seen und Quellen.

3) Besondere Flecke Landes, oft nur etliche Fuß lang und breit, die dann mit einem Zaun eingefriedigt sind. Ferner alle Termitenhaufen, von denen besonders in der Nähe von Städten und Dörfern auch viele eingezäunt sind.

4) Otutu, ein kleiner Erdhaufen, der über einem Opfer (Ziege, Huhn ꝛc.) errichtet wird, gewöhnlich im Hof des Hauses. Denselben Namen führt auch die Trommel einer Asafo, einer Unterabtheilung eines Stadttheils, die stets Wong ist.

5) Unter den Bäumen eine gute Anzahl, die hauptsächlichsten sind: der Oniai oder Seidenbaumwollenbaum. Der Odumbaum in 3 Arten, von deren einer die Rinde zu dem bekannten Fetischtrank gebraucht wird. Der Schadscho, ein Baum mit großen Kolben ꝛc.

6) Unter den Thieren: das Krokodil, der Affe, Oschischibrischi (Bär?); eine gewisse Art von Schlangen, der Elephant, Wasserelephant (Flußpferd), Büffel u. a. Unter den Vögeln sind es ebenfalls eine große Anzahl, die jedoch meist fremd sind in Europa. Unter den bekannten ist der Rabe und der Adler. — Manche Thiere sind nur die Schützlinge der Wonge oder ihnen heilig, ohne selbst Wong zu seyn. Dahin gehören der Leopard, die Hyäne, die Fledermaus, der Aasgeier ꝛc. Es gibt gewisse Wonge, die Leopard oder Hyäne heißen, weil sie gleiche Eigenschaften mit diesen Thieren haben. Tödtet Jemand eines dieser Thiere, so muß er

dem Wulomo (Priester) Etwas geben und das Thier begraben. Die Fledermaus ist ein Wongkind, da sie sich gewöhnlich in den Fetischhütten aufhält. Der Aasgeier wird als Sprecher zu Njongmo geschickt, wenn's nicht regnen will ꝛc.

7) Amagai, oder Bilder. Aus Holzstücken geschnitzte Figuren, die von einem Wongmann besonders tractirt und bestrichen sind und mit denen nun ein Wong im Zusammenhang steht. In gleicher Weise wird jeder Gegenstand zum Wong, wenn ihn der Wongmann mit dem Tung (einem besonderen Stäbchen) berührt.

8) Gewisse als Mysterien geheimgehaltene Zusammensetzungen, gewöhnlich aus Schnüren, Haaren, Knöchelchen, rother oder weißer Farbe ꝛc. bestehend. Diese Mysterien sowohl als die dadurch geschaffenen Wonge sind verkäuflich.

Die Wonge dieser Classe sind von den vorigen dadurch verschieden, daß sie mit 5 Fingern und Zehen versehen gedacht werden, während die vorigen nur 4 Finger haben. Die 5fingerigen sind stärker als die mit 4 Fingern, weßhalb sie auch von Wongmännern gekauft und gehalten werden. Es sind das die Fluchwonge, mit deren Hülfe mißliebige Personen vernichtet werden. Den Fluch aufzuheben, abzuwenden, oder ihm zuvorzukommen, können nur Wonge aus derselben Classe, wo möglich noch stärkere, gebraucht werden. Ihre Anzahl ist deßhalb keine geringe.

Endlich ist noch als zur vorigen Classe von Wongen gehörend zu erwähnen: der Blitz.

III. Kla oder Kra.

Kla oder Kra (je nachdem es dem Aussprecher mundgerecht ist; das erstere gewöhnlich in Ga, das andere in Otschi gebraucht) ist eine eigene Art der Beseelung des Menschen.

Der Kla ist nämlich

1) im Menschen als das „Leben" desselben, etwa unserer „Seele" entsprechend, (von den Akroponger Brüdern deßhalb für „Seele" gebraucht).

2) Es gibt einen männlichen und einen weiblichen Kla. Der männliche ist die Stimme im Menschen, die zum Bösen räth und noch nie etwas Gutes gethan hat. In dieser Bedeutung ist es dem Wort Kpeschi gleich, das uns zuvor schon für „Gewissen" angerathen und auch mitunter so gebraucht wurde. Der weibliche Kla ist die Stimme, die vor dem Bösen warnt, den Menschen darüber straft, und zum Gutes thun ermahnt. Dieses am meisten unserem „Gewissen" ähnlich. Der Kla ist aber endlich:

3) auch außer dem Menschen, ihn umgebend, ihn überall begleitend, ihn wie ein Schutzengel beschützend (z. B. vor Schlangenbiß) und segnend. Er ist schon vor der Geburt eines Menschen vorhanden, und kann vom Wongmann citirt, und über das noch im Entstehen begriffene Kind befragt werden. Der Kla fordert dann Dankopfer vom Menschen, den er beschützt; und werden diese vernachläßigt, so kann er den Menschen krank werden lassen, welche Ursache dann dem Patienten vom Wongmann angezeigt wird. (Von dieser Bedeutung aus wollte Missionar Zimmermann in Abokobi das Wort für δαιμόνιον und δαιμονίζεσθαι gebrauchen, was aber wieder aufgegeben wurde). Zu bemerken ist noch, daß dieser Kla in und außer dem Menschen vom Neger ganz als Eines und Dasselbe gedacht wird und er schlechtweg nur vom Kla redet.

IV. Sisa (abgeschiedener Geist, Gespenst).

Eine weitere Beseelung eigentlich des menschlichen Leichnams ist der Sisa. Während des Lebens eines Menschen fungirt der Kla, nach dem Tode ist von diesem nicht mehr die Rede, er wird zum Sisa. Ist eine Person gestorben, so kann der Sisa im Hause bleiben, wo der Leichnam ist. Da kann er mit seinem Gebein aus dem Grabe steigen, aber Niemand sieht ihn, außer dem Wongmann. Er kann da die noch lebenden plagen, krank machen rc., bis er entweder selbst sich an den eigentlichen Aufenthalt der Sisa, an die Ufer des Wolta (Aisa) begibt, oder vom Wongmann dorthin getrieben wird. Dort halten sie sich dann

in Wohnungen, die sie sich errichten, auf, können aber auch jederzeit wieder zum Leichnam zurückkehren, was sie oft thun. Ihres Bleibens überhaupt muß nicht dort seyn, da sie, wenn sie wollen, wieder geboren und zum Kla eines Menschen werden können. Jetzt ist ein solcher dann nicht mehr Sisa sondern wieder Kla. Man glaubt, ein vorher Armer würde dann ein Reicher. Mancher wolle auch überhaupt nicht wieder ein Mensch werden und erscheine dann als Thier. Eine afrikanische Mutter kann über ihrem gestorbenen Kinde getröstet werden: „es kehrt wieder!" — Armer Trost!

Kla und Sisa haben also eine Verwandtschaft zusammen, indem das eine zum andern wird. Doch ist der Kla das ursprüngliche, indem noch heut zu Tage neue Kla als kleine Kinder von Njongmo herab kommen, wenn er das große Thor öffnet. Der Sisa entsteht aber nur aus dem Kla.

B. Dienstpersonal dieser geistigen Wesen.

I. Wulomo (Priester).

Wie wir bereits gehört haben, bilden das engere Dienstpersonal des Njongmo nicht Menschen, sondern die Wonge, und darüber ist nichts weiteres mehr zu bemerken. Wir haben demnach sofort vom Dienstpersonal der Wonge zu sprechen. Die erste Classe desselben bildet der Wulomo („Mensch," Besorger, Diener der Wong). Er wird auch Osofo *) „Priester" genannt, und zwar ist es nur diese Classe, die vom Volk hier Priester genannt wird. Jeder größere oder Hauptwong hat einen solchen besonderen Diener und eine Dienerin. Sie haben beständig um den Wong, der in einem besonderen Zimmer ist, zu seyn, haben das Zimmer zu reinigen ꝛc. und ihm täglich Brod mit Palmöl geknetet vorzusetzen, von dem, wie von allen Geschenken dieser Art,

*) So werden auch der europäische Pastor und die Missionare genannt.

der Wong die unsichtbare Seele ißt. Mit diesem Dienen und dem Wong Aufwarten vertritt er aber das Volk, für das er auch um Segen und Abwendung des Uebels zu beten hat. Ferner segnet er. Will z. B. Jemand langes und glückliches Leben, so nimmt er etliche Schnüre Kauris und eine Flasche Branntwein, und begibt sich zum Wulomo. Dieser nimmt ihm die Geschenke ab, nimmt etliche Blätter, taucht sie in einen Wassertopf, und besprengt damit den Segenscandidaten.

Die Würde ist erblich auf den ältesten Sohn. Ist ein solcher neuangehender Priester zu arm, um sich ein Weib zu kaufen, so verschaffen ihm die Stadtältesten ein solches. Sie nehmen eine der beim Wong aufgehängten Schnüre, gehen damit nach einer andern Stadt, und wenn sie ein Mädchen sehen, das ihnen gefällt, so werfen sie ihr die Schnur um den Hals, und sagen: Von nun an gehörst du dem Lakpa u. s. w. Ohne Widerrede läßt man sie dann ziehen, und sie wird dem Priester zum Weibe gegeben, wonach sie mit ihm den Wong zu bedienen hat.

Dieser Priester kann oft, unbekannt mit den Künsten der Wongmänner, den Wong wirklich fürchten, den er zu bedienen hat, besonders da dieser etwaige Dienstvergehen mit dem Tode zu bestrafen pflegt. Nicht selten sind sie daher höchst unschuldige Personen. Hat sie Jemand in der Medicin unterwiesen, so sind sie auch Mediciner.

II. Der Wongtschä, „Wongvater," Wongmann, Fetischmann.

In diese zweite Classe gehören die allerlei Unheil stiftenden, gewöhnlich (unpassend) mit dem Namen „Fetischpriester" bezeichneten Subjecte. Wer von einem Wong besessen ist, oder sich besitzen läßt, ist ein Wongtschä oder Wongmann, was bei Männern und Weibern der Fall ist. Besonders die letzteren lassen oft öffentlich unter Tag und Nacht fortgesetzten Tänzen den Wong von sich Besitz nehmen. Die größeren Wonge nehmen regelmäßig Besitz von 2 bis 3 Personen. Hat ein Wong Jemanden ergriffen, und er will

sein voriges Geschäft verlassen, und sich der Sache widmen, so bringt er 20 bis 30 Schnüre Kauris zum obersten Wongmann, und „spielt“ dann vor dem Volk, damit es Jedermann weiß. Dann kann er sich für sein Amt ausbilden und instruiren lassen und es ausüben. Zur Ausbildung gehört das Lernen des Wongtanzes nach der Trommel, das Liedersingen bei Wongbefragungen u. s. w., die Arzneikunst (einige Pflanzenkunde), und die verborgenen Künste und Praktiken. Unter sich haben sie keine weitere Organisation. Ihre Macht hängt von der ihres Wong ab. Sie betrachten sich aber durchaus als zusammen gehörend und eins. Die Ga-Wongmänner sind, ganz der Lokalität angemessen, in 3 Bezirke abgetheilt, die ihren Namen vom verschiedenen Schlagen ihrer Trommeln haben. Sie heißen: Kple-, Kpa- und Me-Leute.

Außer diesen gibt es noch eine zahlreiche Classe: die Otutu-Leute. Dieß sind die Wongmänner, die von den Wongen einer Asafo (Unterabtheilung eines Stadtviertels) besessen sind. Ihr Wong ist das Otutu (ihre Kriegstrommel). Ussu wurde in 3 Stadttheile getheilt, von denen jeder 2 Unterabtheilungen oder Asafo's hatte. Das Thun dieser Wongmänner ist mancherlei. Ist z. B. eine Person krank, so geht sie zum Otutu-Mann, der zuweilen in seinem eigenen Hause, zuweilen in einem besonders dazu eingerichteten runden Hause wohnt, dessen Dach ringsum beinahe bis auf die Erde reicht, und das dann wieder von einem lebendigen Zaun umgeben ist. Die Person sagt dem Wongmann nun: „Ich bin krank und gekommen, um zu fragen und etwas zu machen.“ Ist der Wongmann mit der Person nicht wohl bekannt, so sagt er ihr: „Ich habe jetzt nicht Zeit, geh und komm Morgens oder Abends wieder.“ Sofort aber geht er in die Stadt oder das Quartier, wo die Person her ist, und fragt den dort hausenden und die Geheimnisse der Familie wissenden Wongmann nach der Familiengeschichte der Person oder überhaupt was er zu wissen verlangt. Weiß er dieß nun durch Erkundigung, oder schon vorher, so schaut er nach der Ursache der Krankheit oder

was der Kranke sonst zu fragen haben mag. Dieß geschieht, indem er in einen Topf Wasser schaut, in welchem zuweilen Eier oder kleine Kalabaschen-Gefäßchen sind. Da wird zuerst mit der fragenden Person ein kleines Stäbchen gebrochen, dann setzt sich der Wongmann zu dem Kulo (Topf), indem er diesen vor sich hat. Jetzt hat der Fragende seine Sache vorzubringen, die der Wongmann ruhig anhört. Ist dieß zu Ende, so beginnt der Wongmann, in seinen Wassertopf sehend, fortwährend auf ein kleines Stück Eisen zu schlagen. Jetzt fängt sein Körper an zu zucken und sich zu winden und zu krümmen unter dem Einfluß des von ihm Besitz nehmenden und sich mit ihm vereinigenden Wong. Zuerst spricht der Wongmann mit dem Wong, ihn preisend und rufend u. s. w. Die Worte aber werden nach und nach die Worte des Wong selbst, mitunter mit verändertem Ton, und da erfährt nun der Frager was er zu thun hat, um den Fluch aufzuheben. Es ist aber nun entweder:

1) Der Wong, der ihn krank gemacht hat; wobei ihm etwa gesagt wird: du hast das und das dem Wong zu geben versäumt, hast es an Verehrung, Geschenken u. A. fehlen lassen; oder du hast ein Gebot übertreten, hast vor seinem Jamsessen Jams gegessen, oder dies und das dir verbotene gekostet, deßhalb bin ich zornig auf dich; geh nimm die Blätter von dem und dem Baum, tauche sie in's Wasser, und schütte es auf diesen und diesen Weg. Nimm ein Zicklein oder ein Huhn, binde ihm die Füße zusammen, und nagle es (mit hölzernen Nägeln) auf dem und dem Platz auf die Erde an, bring mir dann eine Doppelflasche Rum, 2 Schnüre Kauris (etwas mehr als ein Dollar) und 1 Mamma u. s. w.

2) Es kann aber auch der Kla des Patienten seyn, der ihn krank gemacht hat. Dieser wird citirt und gefragt. Er sagt: er habe diese Person zum reichen Mann gemacht, und nun habe er seinen Reichthum übel angewendet; oder: er habe dem Menschen so und soviel Gutes gethan und er habe ihm noch nicht gedankt; er achte auch den Kla nicht gehörig, indem er sich nicht ordentlich kleide u. s. w., daher

habe er diese Strafe über ihn verhängt. In einem solchen Fall hat man den Kla zufrieden zu stellen mit einem verschnittenen Schaf oder weißen Huhn (immer nur als Geschenk zu denken), dem Tragen eines weißen Mamma u. s. w.

3) Endlich kann ein Sisa der Ursächer der Krankheit seyn, und da heißt's dann ebenfalls nach Citirung desselben: „Der Sisa deines verstorbenen Verwandten will dir das Leben nehmen; bringe mir das und das, so will ich ihn vertreiben oder unschädlich machen.“ Außer der Medicin wird da dem Geängsteten auch eine Wongschnur gegeben, die er ebenfalls zu bezahlen hat. Oft will ein solcher Sisa auch irgend einen Lieblings-Gegenstand, Goldschmuck oder deß etwas, das er zurückgelassen hat, holen, was dann nur dem Wongmann ausgeliefert zu werden braucht. Oft will er sich auch rächen, wenn man den Leichnam nicht recht begraben hat u. s. f. Im Mediciniren besteht ihre Grundlage in der Kenntniß mancher Pflanzen, deren Wirkungen sie wissen; sonst aber sind sie durchaus aufs Probieren angewiesen. Mit ihren Medicinen bringen sie immer den Wong in Verbindung. Die Wongmänner sind's die auf Verlangen öffentlich das Oka machen, um Jemands Unschuld oder Schuld zu erweisen, ihm Kauris aus den Augen zu blasen vorgeben, wobei sie oft mit, unter den Fingernägeln verborgen gehaltenem, Gift die Augen der Leute zu Grunde richten. Sie bereiten auch den Odum- oder Wong-Trank u. s. w.

III. Gbalo (Sprecher).

Diese Classe unterscheidet sich dadurch, daß sie nicht vom Wong besessen werden, sondern in ihrer runden Hütte sitzend, jedweden Wong, Kla oder Sisa rufen und mit ihm sprechen. Das Rufen geschieht mittelst einer Kette, die an dem Dach ihrer Hütte hängt und an der sie rütteln und ziehen, bis sich der Wong ꝛc. daran herniederläßt. Mit Hülfe anderer Personen, oder durch Veränderung der eigenen Stimme läßt er dann den Wong ꝛc. zu jedem Fragenden sprechen. Man kommt zu ihm wie zu der vorigen

Classe in Krankheitsfällen ꝛc., wornach dann auch der Fluch gesühnt werden muß durch Geschenke. Oder die Krankheit wird auf ein lebendes Huhn übertragen, das dann freigelassen wird und sie mitnimmt; fängt Jemand dasselbe, so geht die Krankheit auf ihn über. Von einer Sühnung durch Blut konnte ich nichts finden. Die Opfer sind daher stets als Geschenke anzusehen, wodurch man sich Gunst erwerben will.

IV. Hongkpatschulo, Hongschnurdiener.

Hong ist ein Baum, dessen Bast wie Hanf zu Schnüren gebraucht wird. Daher der Name. Diese Leute fertigen und verkaufen solche Hong-Schnüre, wodurch Jemand, der einem Andern das Leben nehmen oder sonst etwas Böses thun will, dazu die Macht erhält. Hat er nämlich eine solche Schnur, so sucht er etwa ein Bein auf, das der zu Tödtende von einer Mahlzeit übrig gelassen, umbindet es dann mit der Schnur, während er ihm den Tod oder Verrücktheit oder deß etwas wünscht, worauf der andere sterben muß oder worauf ihm sonst etwas Uebles widerfährt, falls er nicht irgend ein Schutzmittel sich verschafft, welches dann auch aus der gleichen Quelle fließt. Diese Classe der Wongdiener ist mit ihren Producten die am meisten gefürchtete, indem sich der Neger denkt, daß vor einem solchen Fluchwong auch seine gewöhnlichen Geister zurück weichen. Gleichwohl sind diese Wonge am tiefsten in das Volksleben eingedrungen. Durch den Besitz eines solchen Wong wird auch der gemeine Mann etwas wie ein Wongmann, damit ja das Maaß der Bosheit recht voll werde, und es dem Reiche dessen, der hinter dem Ganzen steht, des Erzfeindes, den aber das Land nicht kennt so wenig als die heilige Liebe im Himmel, ja nicht fehlen möge.

Armes Afrika! — Doch „es sollen die Gefangenen dem Riesen genommen und der Raub des Starken los werden," wenn Mohrenland seine Hände ausstreckt nach dem Sohn der Liebe, der in Erbarmung und Gnade sich bereits über ihm kund gethan, und sich ferner kund thun wird.

3. Zur Linguistik der Heidenvölker.

a. Ueber die chinesische Sprache

mit Bezug auf das

Lepsius'sche allgemeine linguistische Alphabet.

Von Missionar Ph. Winnes in Pukak,

im Dienst der Basler Missionsgesellschaft.

Pukak, den 4. Februar 1856.

Von dem Standard-Alphabet, das Sie uns gesandt haben, hatte ich schon zuvor gehört. Wie ich aus Ihrem l. Schreiben ersehe, haben Sie die Hoffnung noch nicht aufgegeben, daß eine gänzliche Reform des chinesischen Schulwesens herbeigeführt werden könnte, wenn es gelänge, statt der chinesischen Schrift die lateinische einzuführen. Dieß halte ich nun für eine reine Unmöglichkeit. Ich glaube auch nicht, daß Hr. Dr. Lepsius meint mit seinem Alphabet die chinesische Schrift verdrängen oder ersetzen zu können. Seine Absicht scheint bloß die zu seyn, ein Universalmittel ausfindig zu machen, womit man die Pronunciation aller Sprachen darstellen kann, um der großen Verwirrung abzuhelfen, wie sie in Hinsicht auf die Rechtschreibung, oder eigentlich Schlechtschreibung der fremden Sprachen in geographischen, geschichtlichen, grammatischen und lexikalischen Werken herrscht. Der Deutsche hat eine andere Darstellung der Pronunciation als der Franzose und dieser wieder eine andere als der Engländer, je nach der Eigenthümlichkeit ihrer Sprache und Schrift. Diesem Uebelstand durch ein einheitliches Schriftsystem abzuhelfen, wäre gewiß ein großer Gewinn und die Ausführbarkeit ist möglich. Ferner mag das Standard-Alphabet bei allen Sprachen, die noch nicht zu Schriftsprachen erhoben sind, sich als ausgezeichnet erweisen. Auch die Pronunciation der chinesischen Sprache läßt sich mit Dr. Lepsius's Alphabet darstellen; aber die Einführung desselben statt der chinesischen Schrift

ist unausführbar, die Einführung neben der chinesischen Schrift für den Chinesen selbst ziemlich zwecklos. Die folgende Darstellung wird dieß aus der Eigenthümlichkeit der chinesischen Sprache zu beweisen suchen.

Das Standard-Alphabet bietet zwar alle Mittel zur Bezeichnung der Pronunciation, noch abgesehen von den Tönen oder Accenten der chinesischen Sprache. Für den letzten Zweck enthält aber dasselbe nicht genug diakritische Zeichen. Wir bedürfen für den Hakkadialect 4 solcher, der Puntidialect bedarf mehr, der Hoklodialect noch mehr. Doch ist dieß noch nicht von so großem Belang, indem sich hier helfen läßt; aber man kann daraus ersehen, daß schon für den Zweck der Unterscheidung der Töne eine Anzahl diakritischer Zeichen erfordert wird. Weit wichtiger in der Sache ist, daß das Alphabet des Hrn. Dr. Lepsius keinen Wink darüber gibt, wie man Wörter, die ganz denselben Laut, ganz denselben Ton haben, aber ganz verschiedene Begriffe enthalten, von einander unterscheiden soll. Ich will dieß an einem Beispiel deutlich machen.
1. 2. 3. 4. 5.
yau. yau. yau. yau. yau. Der Strich über diesen Wörtern bezeichnet den Ton. Sie haben alle ganz gleichen Laut, ganz gleichen Ton oder Accent, aber eine ganz verschiedene Bedeutung. Das erste bedeutet schwach, das 2te böses Gerücht, das 3te die Lenden, das 4te einladen, das 5te verwirren. Durch welche diakritische Zeichen
1. 2. 3.
soll dieß unterschieden werden? Ferner yau. yau. yau.
4. 5.
yau. yau. Der Strich unter den Wörtern bezeichnet wieder den Ton; er ist dem in dem ersten Beispiel gerade entgegen gesetzt, sonst findet ganz dasselbe Verhältniß wie oben statt, gleicher Laut, gleicher Ton, aber verschiedene Bedeutung. Denken Sie sich, die Zahlen 1. 2. 3. 4. 5. 6. hätten alle dieselbe Aussprache, sie lauteten alle: fünf, dann hätten Sie 6 Wörter mit ganz gleichem Laut,
1. 2. 3. 4. 5. 6.
nämlich: fünf. fünf. fünf. fünf. fünf. fünf. Diese 6

fünf haben aber verschiedene Bedeutung, und diese erfahren Sie nicht, wenn Sie den Laut fünf hören, sondern wenn Sie das Zeichen ansehen oder es in die Vorstellung aufgenommen haben, und dieses Zeichen gibt Ihnen dann nicht bloß den Laut fünf, fünf, fünf ꝛc., sondern auch 1. 2. 3. ꝛc. Mit Hülfe des Standard-Alphabets kann man bloß, um an diesem Beispiel fortzufahren, fünf darstellen, aber nicht 1. 2. 3. 4. 5. 6., bloß die Pronunciation, aber nicht den Begriff. Wollte man letzteres, so müßte das Alphabet so mit diakritischen Zeichen versehen werden, daß man vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sehen würde. Schon in Hinsicht auf diesen einen Punct will ich für meinen Theil lieber die chinesischen Charactere studiren als ein solches Alphabet einführen, abgesehen von allen andern Nachtheilen, welche die Ausführung eines solchen Gedankens der chinesischen Sprache bringen würde. Es hilft nichts, ein Jeder, der die chinesische Sprache studiren will, muß die chinesische Schrift haben und ihre Charactere recht gründlich studiren, wobei das Standard-Alphabet bloß den Dienst leisten kann, die Pronunciation zu bezeichnen. Der Chinese braucht aber ein solches Hülfsmittel gar nicht, denn seine Schrift bietet ihm alles, was er bedarf, und zwar auf eine geistreichere Weise, als dieß je ein Alphabet zu leisten im Stande ist.

Die chinesische Sprache ist als Lautsystem betrachtet sehr dürftig und mangelhaft, aber als graphisches System außerordentlich reich und schön, ein aus wenig und geringen Mitteln zusammen gesetzter großartiger Mechanismus. Was der Sprache in phonetischer Hinsicht abgeht, das wird in dem Schriftsystem ersetzt. Deßhalb wird dieselbe nicht sowohl durch Wahrnehmung mit dem Gehör als vielmehr durch den Gesichtssinn aufgefaßt. Man muß die Sprache so zu sagen sehen. Der Geist der Sprache muß hauptsächlich mit dem Gesichtssinn wahrgenommen werden. Ich will Ihnen dieß ein wenig näher erklären. Hier ist das Zeichen, das Wein bedeutet und *tsiù* lautet. 酒 Die 3 Punkte auf der linken Seite stehen für Wasser, bedeuten auch Saft, es

sind nämlich 3 Tropfen. Der übrige Theil des Schriftzeichens heißt zur Reife kommen. Also Wein ist zur Reife gekommener Saft. 姦 Dieß Zeichen bedeutet ehebrechen und ist zusammen gesetzt aus 3 Zeichen, von denen jedes eine Frau symbolisirt. Wer also mehrere Frauen hat, der bricht die Ehe. 信 Dieser Character bedeutet wahrhaftig, glauben, und ist zusammen gesetzt aus Mann und Wort, also ein Mann, ein Wort. So könnte ich ins Weite fortfahren. Allerdings gibt es eine große Anzahl Zeichen, bei denen man nicht mehr genau die Spuren der Geistesthätigkeit bei der Bildung des Schriftsystems verfolgen kann; auch gibt es eine Anzahl solcher, die willkürlich zusammen gesetzt sind; aber beim größten Theil der Charactere darf ich nur den sogenannten Radical ansehen, dann weiß ich schon ungefähr, was die Bedeutung des Zeichens ist. Sehe ich z. B. ein Zeichen, das den Radical 心 „Herz" hat, so weiß ich schon, hier handelt es sich um Geistesthätigkeiten, um Gefühl, Leidenschaft rc. Habe ich den Radical Wasser 氵 in einem Zeichen, so errathe ich, daß es sich hier um das Meer, um einen Fluß, um einen Trunk handelt, oder daß vom Waschen und Reinigen die Rede ist. Auf diese Weise spricht die chinesische Schrift zu meinem Verstand, und deßwegen ist die Wahrnehmung durch den Gesichtssinn so außerordentlich wichtig. Aber sagen Sie selbst, was soll denn hier ein Alphabet für einen Dienst leisten? Keinen andern als den, den Chinesen für den Mechanismus ihres Schriftsystems, in welchem sich noch viel Geist ausspricht, ein dürres und lebloses Skelett zu bieten. Gerade das Gegentheil von dem, was man bezwecken wollte, würde man erreichen. Man betrachtet das chinesische Schriftsystem als eine Fessel, welche den Geist knechtet und denselben an freier Entwickelung hindert. Durch Einführung einer alphabetischen Schrift hofft man den Geist der Chinesen befreien und ihm zu einer naturgemäßeren und freieren Entfaltung verhelfen zu können. So gerne ich bereit bin, die erste Behauptung in einem ge-

wissen Maaße zuzugeben, so entschieden protestire ich gegen den Versuch, als könnte man durch ein Alphabet diesem Uebelstand abhelfen. Eine alphabetische Schrift wäre und bliebe der chinesischen Sprache etwas Fremdartiges, Heterogenes, ihr äußerlich Aufgedrungenes, so lange dieselbe nicht in phonetischer Beziehung verändert wird. Durch die chinesischen Charactere wird dem Leser der Begriff in verkörperter Gestalt, in einem concreten Bild vor das Auge geführt und nicht bloß sein Gedächtniß, sondern auch sein Verstand zur Thätigkeit angeregt. Durch das Alphabet fällt das Concrete, das Anschauliche, was die chinesische Schrift hat, hinweg. Zwar erhält der Chinese hier auch Zeichen, die ihm aber zunächst bloß Lautzeichen seyn würden; wollte er nun die Bedeutung des Zeichens sehen, wie er es gewohnt ist, nicht hören, so müßten wir ihm sagen, es habe diese und jene Bedeutung, könnten ihm aber in diesem Zeichen keinen Anhaltspunct bieten, vermöge dessen er im Stande wäre, sich diesen Begriff an diesem Zeichen haftend zu denken. Kämen ferner ganz gleichlautende Wörter, so müßten wir eine Unzahl diakritischer Zeichen zu Hilfe rufen, um die verschiedenen Begriffe vertheilen zu können. Dann hätten wir aber die Spitze von bloßem Gedächtnißwerk und von Geistlosigkeit vollends erreicht. Aller Geist, alles Leben, alle Frische, welche die chinesische Sprache noch hat, würde dadurch zerstört und vernichtet. Das chinesische Schriftsystem ist der chinesischen Sprache so wesentlich, daß, wer dasselbe angreift, die Sprache in ihrem Mark und Leben verletzt.

Daß dieß so ist, das hat seine Gründe. Bereits oben wurde bemerkt, daß die chinesische Sprache als phonetisches Lautsystem betrachtet, äußerst dürftig und mangelhaft sey. Der Hakkadialect hat z. B. etwas über 700 verschiedenlautende Wörter. Der Mandarindialect hat weniger, der Hoklodialect mehr. Eine Sprache, die so wenig verschiedenlautende Wörter hervorgebracht hat, ist gewiß nach dieser Seite arm. In logischer Hinsicht ist aber die chinesische Sprache keineswegs armselig, sondern sie hat in dieser Be-

ziehung einen hohen Grad der Entwickelung erreicht. Dieß beweist, von allem andern abgesehen, die ungeheure Literatur dieser Sprache. Daher steht die logische Seite derselben mit der phonetischen in gar keinem Verhältniß, sie haben sich nicht gleichmäßig gebildet und entwickelt. Die beiden Medien zur Verkörperung des Gedankens sind das Wort und die Schrift, ersteres für den Gehörsinn, letztere für den Gesichtssinn. Als die Sprache in ihrer ersten Entwickelung begriffen, gleichsam noch im Embryozustand war, muß der Trieb, den Gedanken zu verleiblichen, zu früh auf Darstellung für den Gesichtssinn gerichtet gewesen seyn, so daß der Trieb nach Lautbildung gehemmt wurde und es zu keinem entwickelten Lautsystem kam. War einmal der Trieb, die innere Gedankenwelt aus sich heraus treten zu lassen und zu verkörpern, gehemmt, in einer Mannichfaltigkeit von Lautformen sich zu verleiblichen, zugänglich für das Gehör, so richtete sich dieser Trieb einseitig auf Verleiblichungsformen für den Gesichtssinn, nämlich auf die Schrift. Denn auf eine Weise muß der Gedanke sich verkörpern, und kann er es nicht in Lauten und Tönen, dann thut er es in Zeichen und Schrift. So ging die Ausbildung der logischen Seite der Sprache parallel mit der Ausbildung eines grandiosen Schriftsystems als des Trägers und der Verkörperung der innern Seite der Sprache, während die phonetische Seite dabei zurückblieb und verkümmerte. Dieß ist meine Ansicht von der Sache, auf die ich immer wieder zurück komme, so oft ich über die chinesische Sprache, wie sie sich jetzt dem Betrachter darbietet, nachdenke. Ich kann sie Ihnen nicht mit der Gewißheit und Sicherheit eines Sprachgelehrten und Sprachforschers mittheilen, ich kann nur sagen, daß es meine Ansicht ist. Das aber ist Factum, daß die logische, graphische und phonetische Seite der Sprache in dem so eben bezeichneten Verhältniß zu einander stehen, die Ursache davon mag seyn, welche sie will. Der ganze Reichthum, die ganze Kraft und Schönheit der Sprache verkörpert sich einseitig in der Schrift. Daher ist die Schriftsprache als mündliches Communicationsmittel unbeholfen, unbrauch-

bar; für den täglichen Verkehr hat man die Umgangssprache, worüber weiter unten mehr.

Ferner läßt es sich daraus erklären, daß es in China nie berühmte Redner gab, keinen Demosthenes, keinen Cicero, dagegen eine Menge ausgezeichneter Schreiber in Poesie und Prosa. Die Rhetorik wurde nie geübt und gepflogen. Man hat noch nie gehört, daß ein Rhetor durch seine Beredtsamkeit eine Versammlung begeistert und hingerissen habe, wohl aber kann ein Schreiber begeistern durch seinen guten und schönen Styl. Bei den öffentlichen Prüfungen bekümmert man sich nicht darum, ob ein Studiosus einen guten Vortrag, Rednertalent habe, sondern ob sein Aufsatz *wūn hì*, d. h. literarischen Hauch, Odem habe; ob nämlich der Styl angenehm und fließend, die Redewendungen schön und angemessen, und hauptsächlich ob der Satzbau sich durch Ebenmäßigkeit der Glieder auszeichne. Sollte nun aber ein solcher Aufsatz, bei dem der Verfasser alle seine Geisteskraft erschöpft hat, vorgelesen und frei vorgetragen werden, so würde kein Mensch die Vortrefflichkeit desselben erkennen, ja die Zuhörer würden ihn nicht zur Hälfte verstehen. Es läßt sich in der chinesischen Sprache keine schöne, keine bündige, keine gelehrte Rede halten, sondern sehen und lesen. In den chinesischen Schulen werden keine Sprech- und Sprachübungen, sondern Stylübungen getrieben. Man glaube nicht, daß diese Uebungen die Entwickelung des Geistes hemmen, wenn sie recht getrieben werden, sondern sie strengen denselben an und üben ihn, wie dieß bei allen Sprach- und Stylübungen der Fall ist, wenn sie von einem tüchtigen und einsichtsvollen Lehrer geleitet werden. Nun der Grund von allem diesem ist bereits oben angegeben und ist kein anderer als der, daß der ganze Geist der Sprache beinahe ausschließlich in der Schrift zur Erscheinung kommt und sich hier äußern muß, weil er sich in dem dürftigen Lautsystem nicht äußern kann.

Demnach redet die chinesische Sprache stumm viel lauter, viel verständlicher, viel schöner und vollkommener als in Lauten und Tönen. Das halte ich für eine Anomalie;

denn eine Sprache ist nur dann eine normal entwickelte und ausgebildete, wenn in ihr der Gedanke in seiner Höhe und Tiefe, in seiner Schärfe und in seinen Schattirungen einen adäquaten Ausdruck im Wort und in der Rede hat. Die Stelle, welche in der Sprache das Wort einnehmen sollte, die hat in der chinesischen Sprache die Schrift eingenommen. Man sieht hieraus, daß die Einführung eines Alphabets bei einer solchen Sprache nicht so leichterdings zu bewerkstelligen ist und daß der Hauptfehler dadurch keineswegs gehoben wird.

Als im sechsten Jahrhundert nach Christo der Buddhismus von Indien aus in China eingeführt wurde, bemühten sich die buddhistischen Priester die chinesische Sprache in ihre Laute zu zerlegen, um ihre Gebete in diese Sprache übertragen zu können. Sie haben aber dabei nichts zu Stande gebracht als eine Lautähnlichkeit ihrer Sprache mit der chinesischen. Diese so ins Chinesische übertragenen Gebete sind aber Jedermann unverständlich, der nicht die indische Sprache versteht, aus der sie herrühren. Sie sind bisher der chinesischen Sprache etwas Fremdartiges geblieben, haben kein Bürgerrecht in ihr erlangt. Dieselbe hat durchaus kein Verdauungs- und Assimilationsvermögen, um Fremdes in sich aufzunehmen und sich anzueignen. Während ich dieses schrieb, kam mir die Aeußerung eines chinesischen Gelehrten aus jener Zeit über den Unterschied seiner Sprache und des Pali zur Hand, die hieher paßt. Er urtheilt so: „Die Leute von Fam (Indien) unterscheiden die Laute, und bei ihnen wird kein Gewicht auf die Zeichen gelegt, sondern auf die Laute. Die Chinesen unterscheiden die Zeichen und bei ihnen wird das Gewicht auf diese gelegt und nicht auf die Laute. Daher haben die Fam zahllose Laute, aber die Chinesen haben zahllose Zeichen. In der Famsprache erregen die Lautgesetze Bewunderung, aber die Zeichen sind aller Schönheit baar. In der chinesischen Sprache sind die Zeichen immer variirender Modificationen fähig, aber es fehlt die genaue Unterscheidung der Laute. Die Leute von Fam haben den Vorzug in den Lauten und das Verständ-

niß wird durch das Gehör erlangt, die Chinesen haben den Vorzug in der Schrift und das Verständniß wird durch das Gesicht erlangt." Sein Urtheil in Betreff der chinesischen Sprache ist richtig, aber in Beziehung auf die indische Sprache falsch, indem der Vorzug der indo-germanischen Sprachen gerade in der Vermeidung der Einseitigkeit der chinesischen Sprache besteht, da das Verständniß derselben sowohl durch den Gesichts- wie durch den Gehörsinn erlangt wird. Die Chinesen fühlen diesen großen Mangel ihrer Sprache gar nicht, sie glauben im Gegentheil, daß nichts auf der Welt mit derselben verglichen werden könnte, das ihr an Vortrefflichkeit und Vollkommenheit gleich komme. Die Fremden haben zwar Feuerschiffe, Feuerwagen, ganz geheimnißvoll construirte und gefährliche Gewehre rc., aber das reicht doch alles nicht an die chinesische Literatur. Dessen ungeachtet ist die chinesische Sprache ein Krüppel, weil die beiden Seiten derselben, in welchen der Gedanke seine Verleiblichung haben sollte, nämlich Wort und Schrift, in keinem normalen Verhältniß zur logischen Seite der Sprache und zu einander stehen.

Ist die chinesische Sprache so beschaffen, so fragt es sich, ob die Einführung eines Alphabets möglich sey. Ich antworte nein! Wenn man den Chinesen ihr Schriftsystem nimmt, kann man ihnen das, was man ihnen in der Schrift entzieht, im Lautsystem ersetzen? Man muß bedenken, daß durch ein Alphabet, und wenn es auch das vortrefflichste wäre, der Sprache in phonetischer Hinsicht nicht der geringste Gewinn gebracht wird. Sie bleibt nach wie vor dieselbe nach dieser Seite. Die chinesische Sprache ist ein Curiosum, das man zuerst verstehen und begreifen lernen muß, ehe man an einem ihrer Theile etwas ändern und verbessern will. Ihr Reichthum nach der einen Seite deckt ihre Armuth nach der andern Seite. W e i l dieselbe ein so a r m e s Lautsystem hat, m u ß sie ein so reiches Schriftsystem haben. Ein Alphabet ist unbrauchbar und unnütz für diese Sprache, weil es ihr Lautsystem nicht verändern und ihr Schriftsystem nicht ersetzen kann. Die chinesische Sprache

muß Zeichen, Bilder, Symbole haben und kann keine Buchstaben brauchen. Wollte man die jetzige Schrift ändern, so müßte man eine andere neue schaffen und zwar auf diese Weise, daß man aus den Grundbestandtheilen des Alphabets durch die vielfältigsten Zusammensetzungen und manchfaltigsten Combinationen abermals eine Bilderschrift construirte, welche einen solchen Reichthum von verschiedenen Zeichen enthielte, daß sie die bestehende Schrift ersetzen könnte. Dieß ist aber eine Riesenarbeit, vielleicht auch eine Unmöglichkeit, und so lange man diese nicht geleistet hat, muß man den Chinesen ihre jetzige Schrift unangetastet lassen. Dieselbe ist als naturwüchsiges Glied an der chinesischen Sprache, obgleich etwas abnorm und unbeholfen, doch besser als ein künstliches. Gesetzt, der rechte Arm eines Menschen wäre verkrüppelt und der linke hätte sich in Folge davon zu unverhältnißmäßiger Größe und Stärke entwickelt, so wird doch Niemand diesem Menschen den starken Arm amputiren und ihm einen hölzernen dafür ansetzen. Niemand wird einem Halbtauben die Augen ausschlagen, um ihn hörend zu machen. Mit dem Gehörsinn ist die Kenntniß der chinesischen Sprache nicht zu erlangen; dem Gesichtssinn, worauf man hauptsächlich gewiesen ist, will man die Schrift entziehen, ohne sie wieder ersetzen zu können; nun welchen dritten Sinn hat denn der Mensch noch, um eine Sprache zu erlernen? Kurz, durch das Alphabet würde die chinesische Sprache mißhandelt werden.

An der Sprache erkennt man den Mann. Sprich, damit ich dich erkenne, heißt es. Wenn dieß so ist, so muß man auch an der Sprache den Geist und den Bildungszustand eines Volks erkennen. Ist die chinesische Sprache einseitig, unbeholfen und abnorm, wie bisher gezeigt wurde, so muß auch die geistige Cultur, das ganze Wesen der Chinesen den Character der Einseitigkeit, Unbeholfenheit und Steifheit tragen, wie es denn in der That auch so ist. Schon der Ausdruck „Bücherleser,“ womit man die chinesischen Gelehrten *in genere* bezeichnet, beweist dieß, weil sie

allerdings ihre Gelehrsamkeit nicht sowohl durch Hören als durch Lesen erlangen. Bei uns Fremden verhält es sich so, daß zwar jeder Gelehrte ein Bücherleser ist, aber nicht jeder Bücherleser ein Gelehrter. Diese Bücherleser sind nun auf der einen Seite wirklich gelehrt, aber auf der andern eben so bornirt. Sie haben eine große Masse von Stoff in ihren *tù phàt*, d. h. Magen aufgenommen, (*tù phàt* entspricht dem hebräischen *bätän* = Leib, und *sīm* 心 Herz dem hebräischen *lef* = Herz) aber sie haben denselben nicht recht geistig durchdrungen und verarbeitet, so daß man sich nicht wundern dürfte, wenn ihnen die *rudis indigestaque moles* Grimmen im Bauch verursachen würde. Die Chinesen haben zwar Fähigkeit zum Denken und können denken, aber immer nach einer gewissen Richtung, bleiben dabei an Kleinigkeiten und Nebensachen hängen und verfehlen das eigentliche Ziel. Sie pflegen den Fleck neben das Loch zu setzen. Bei allem, was sie unternehmen und thun, machen sie große Umstände, viel Manövres, als müßten sie die Festung Sebastopol einnehmen. Es gebären die Berge und endlich wird eine lächerliche Maus zu Tag gefördert gleich ihrem Lautsystem. Ich kann hier nicht weiter in die Sache eingehen; es genüge darauf hingewiesen zu haben. Jeder Kenner und Beobachter des chinesischen Wesens wird mir darin Recht geben, daß demselben der Character der Einseitigkeit und Steifheit aufgeprägt ist, die Höflichkeitsformen nicht ausgenommen, die aller Gefälligkeit und Anmuth baar, abgesehen davon, daß sie durch und durch hohl und erlogen sind. Ich gebe gerne zu, daß noch mancherlei andere Ursachen dazu mitgewirkt haben, aber den größten Antheil daran hat die Sprache, die denselben Character trägt.

Es scheinen in der Heimath noch viel verkehrte Begriffe in Betreff der chinesischen Sprache zu herrschen, trotzdem, daß schon so viel darüber geschrieben wurde. Dieß beweist aufs Neue der Versuch, den Chinesen ein Alphabet octroyiren zu wollen. Ich gebe mich nicht der Selbsttäuschung hin, als könnte ich in dieser Sache vollkommen Licht und

Klarheit schaffen, ich will nur gegen einige Mißverständnisse ankämpfen. Auf meiner Reise nach China sagte mir einer der Gelehrten, die bei dem Standard-Alphabet betheiligt sind, die Pronunciation der chinesischen Sprache ist kinderleicht, nur das Schriftsystem macht große Schwierigkeiten. Dieser Versicherung gegenüber behaupte ich, daß die Pronunciation der Sprache eben so große, wenn nicht noch größere Schwierigkeiten macht als das Studium der Schrift. Wenn dieß nicht so wäre, wie könnte man es erklären, daß so viele Missionare, die lange an der Sprache gearbeitet haben, die vermöge des Studiums der Schriftsprache in den Geist der Sprache eingedrungen sind, denen auch der nöthige Vorrath von Wörtern und Phrasen zu Gebot steht, um ihre Gedanken idiomatisch auszudrücken, dennoch von den Chinesen nicht recht verstanden werden und deßhalb die Predigt des Evangeliums hauptsächlich den Nationalgehülfen überlassen müssen? Die Engländer sind hierin übler daran als die Deutschen. Bei einer Sprache aber, die so kinderleicht zu sprechen wäre, dürfte dieß nicht der Fall seyn. Das, was man Kindlichkeit nennt, möchte ich lieber und besser Zwerghaftigkeit nennen; denn bei einem solchen Alter der Sprache kann von Kindlichkeit nicht mehr die Rede seyn. Wahr ist's, daß die Aussprache, abgesehen vom Ton oder Accent und mit Ausnahme solcher Wörter, in denen schwer auszusprechende Consonanten zusammenstoßen, wie z. B. *ng* im Anlaut, *tzhu*, dessen Pronunciation eigentlich durch Buchstaben gar nicht genau bezeichnet werden kann, leicht ist. Aber mit den Tönen macht dieselbe große Schwierigkeiten. Wir haben im Hakkadialect 4 verschiedene Töne: Ein Wort, wenn es nach diesen 4 verschiedenen Accenten ausgesprochen wird, hat demgemäß eine verschiedene Bedeutung. Nicht alle Wörter haben diese 4 Töne, manche haben nur 3, manche auch bloß 2. Will man nun verständlich sprechen, so muß man genau wissen, mit welchem Accent man ein Wort auszusprechen hat, wenn es diese Bedeutung, mit welchem, wenn es eine andere Bedeutung haben soll. Will man fließend sprechen,

so muß man es zu einer großen Sicherheit, Fertigkeit, ja ich möchte sagen Virtuosität im Accentuiren gebracht haben. Man sage aber nicht, daß dieß eine Kinderarbeit sey. Dabei hat man es immer mit einer geringen Anzahl verschiedenlautender Wörter zu thun, daß man glaubt, man habe nichts in Händen und die Sache sey kinderleicht. Ja, „das ist das wunderliche Ding, erst dünkt's für Kinder zu gering, und dann zerklaubt ein Mann sich dran, und stirbt wohl, eh' er's lernen kann." Auch hat die Sprache wenig Wohlklang und der Ton derselben ist hart. Ist es doch unsern Leuten selbst aufgefallen, daß unsere Stimmen so sanft, die ihrigen so hart seyen. Daher lernen auch die Chinesen so schwer die richtige Pronunciation einer andern Sprache, ihre Sprachwerkzeuge sind zu steif und ungelenk.

Die Einsilbigkeit der Sprache, das scheinbar Leichte und Kindliche derselben legt gleichfalls die Vermuthung nahe, daß dieselbe in ihrer ersten und frühesten Bildung auf irgend eine Weise gehindert wurde, sich zu einem reicheren phonetischen System, zu einer vollkommeneren Verleiblichung des Gedankens durch das Wort zu entwickeln. Man kann daher auf den Gedanken kommen, ob nicht die geringe Anzahl verschiedenlautender Wörter, welche die Sprache hat, oder vielleicht noch eher die Wörter der 214 Wurzelzeichen, die dem Schriftsystem zu Grunde liegen, die Wurzeln sind, aus denen sich durch innere Lautveränderung die Wortstämme, durch Bildungssilben die Sproßformen und so auf diese Weise der ganze Sprachbaum mit seinen Aesten und Verzweigungen hätte bilden können und sollen. Daß dieß nicht so geschah, ist Factum; warum es nicht geschah, ob der Bildungstrieb der Sprache gleich von Anfang an zur Erschaffung von Lautformen zu schwach war und sich deßhalb auf Bildung von Schriftformen richten mußte, oder ob die Bildung der Schrift zu früh erfolgte und den Lautbildungstrieb hemmte zu seinem Ziele zu kommen, das ist nicht leicht zu sagen. Aber einer von diesen Fällen, glaube ich, hat statt gefunden. So wie die Sprache jetzt als phonetisches Lautsystem vorliegt, ist sie jeder innern Veränderung unfähig,

hat keine Declination und Conjugation, keine Etymologie. Was nun die Accente oder Töne betrifft, so glaube ich nicht, daß die Sprache dieselben von Anfang an gehabt hat, wie sie jetzt sind. Gott hat die Menschen einfältig geschaffen, aber sie suchen viele Künste. Ebenso muß auch die Sprache ursprünglich einfach und nicht das künstliche Ding gewesen seyn, das sie durch die Accente und Töne geworden ist. Im Kindesalter der Sprache müssen die jetzigen Accente in einem bloßen Rhythmus bestanden haben, wie derselbe in der jetzigen Poesie, nur auch wieder etwas künstlicher, hervortritt. In der jetzigen Poesie sind nämlich zum Behuf des Rhythmus bloß 2 Töne erforderlich, nämlich der *phin* oder ebene, und der *tsët* oder schiefe Ton. Alles andere, was jetzt als Regel und Gesetz in der Dichtkunst gilt, ist todter Formalismus. Denn nach diesen Regeln kann der prosaischeste Mensch, der keinen Funken von Begeisterung, kein Aederchen von Schwung und poetischem Talent hat, nach unsern Begriffen, ein Gedicht machen. Ein poetisches Talent würde zwar auch innerhalb dieser Schranken etwas zu leisten vermögen, aber es müßte sich sehr beengt und gebunden fühlen. Also wie gesagt, die Töne und Accente in ihrer jetzigen Gestalt und Bedeutung kannte die Sprache ursprünglich nicht. Es war am Anfang ein bloßer Rhythmus, der durch einen langen, ausgehaltenen Ton und durch einen kurzen abrupten hervorgebracht wurde. Dieses Rhythmus waren sich die Alten nicht als Regel und Gesetz bewußt, sondern es war dieß die Poesie ihrer Sprache, wie ja alle Sprachen in ihrem Kindesalter neben dem Kindlichen auch etwas Poetisches haben. Als Beweis dafür kann ich anführen, daß in der heutigen Poesie in allen Dialecten in ihrer großen Verschiedenheit bloß diese 2 Töne in Betracht kommen, während es in der Prosa ganz anders ist. Ferner sind die Gedichte des Schiking, des Buchs der Lieder, einfacher als die Producte der heutigen Poesie mit ihren steifen mathematischen Regeln. Ueberhaupt hat die Poesie in China noch keine großen Sprünge gemacht, was bei einer solchen Beschaffenheit der Sprache auch erklärlich ist.

Der elende Formalismus, der jetzt die Poesie beherrscht, sollte fallen und fällt wohl auch mit der Einführung des Christenthums und christlicher Bildung; denn es ist gar nicht einzusehen, warum ein Lied nur dann ein solches seyn soll, wenn es nach den Regeln gemacht ist, die unter einer früheren Dynastie eingeführt wurden. Ich kann mich hier nicht genauer in die Sache einlassen, da man dieß Niemand genau erklären kann, der nicht Chinesisch versteht. Was nun die Töne oder Accente in ihrer jetzigen Gestalt betrifft, so machen sie die Sprache künstlicher, bringen zwar derselben einerseits einen Vortheil, andrerseits einen eben so großen Nachtheil. Dieselben gingen aus dem Bedürfniß oder aus der Nothwendigkeit hervor, der Schrift in ihrer Unbehülflichkeit etwas zu Hülfe zu kommen, die zahllosen Zeichen etwas zu reduciren. Zu diesem Behuf mußte eine Veränderung im Lautsystem vorgenommen werden, welches aber einer inneren Veränderung nicht fähig ist, und deßwegen half man sich durch Accente oder Töne. Diese wurden nun vermehrt und zwar auf diese Weise, daß die beiden Töne, welche der Sprache ursprünglich sind und ihren Rhythmus bedingen, in hohe und niedere eingetheilt wurden und in starke und schwache. So hat z. B. der Hakkadialect 4 verschiedene Töne erhalten, der Mandarin hat ebenfalls 4, Punti und Hoklo mehr. Ich mache dieß an einem Beispiel klar. Hier ist das Zeichen 重 das *tschùng* lautet und bedeutet: ernst, würdig, auch ehren, achten. 重 Mit einem Böglein unten lautet es *tschūng* und bedeutet: schwer im physischen Sinn. 重 So lautet es *tschung* und bedeutet: wieder, abermals, z. B. *tschūng sāng* παλιγγενεσία. Auf diese Weise ist das chinesische Zeichen bloß einmal nöthig, während *tschung* mit diesen 3 Accenten ausgesprochen eine dreifache Bedeutung hat. Die Schrift ist dadurch vereinfacht, die Sprache als eine gesprochene ist dadurch vor Zwei-

deutigkeit gesichert, wenn das Wort genau nach dem Accent ausgesprochen wird. Dieß ist der Vortheil der Töne.

Eine solche Vereinfachung der Schrift war jedoch nur in einem geringen Maaß zu erreichen, da sich verhältnißmäßig nur bei einer kleinen Anzahl von Zeichen nach der Weise des obigen Beispiels helfen ließ. Ferner bleibt die Sprache als mündliches Medium trotz der Töne und Accente, welche Zweideutigkeit verhüten, ein armseliges Ding. Ja dadurch ist dieselbe gerade so pedantisch und zwerghaft, daß sie einem das Lernen oft verleidet. Man ersieht aber auch aus der phonetischen Seite der Sprache, daß die Accente, auf die jetzt so viel ankommt, einen solchen Ursprung haben, wie oben gesagt wurde. Der Hakkadialect hat nicht einmal 800 verschiedene Wörter, von diesen erhalten manche 4, manche 3, manche auch bloß 2 Accente. Nehmen wir durchschnittlich 3 Töne oder Accente auf ein Wort, so erhalten wir 2400 verschiedene Betonungen der 800 Wörter, wobei weder eine innere noch eine äußere Veränderung an den letztern vorgeht. Diese 800 Wörter mit ihren Accentuationen machen die ganze Baarschaft der Sprache in lautlicher Beziehung aus. Alles, was in Rede und Schrift erscheint, alles, was man liest und hört, muß in diesen 800 Wörtern gehört werden. Die logische Seite der Sprache muß in dieser geringen Anzahl von Wörtern hörbar werden. Daher die Eintönigkeit, die Gleichtönigkeit und Langweiligkeit der gesprochenen Sprache. Daher die Nothwendigkeit einer Zeichenschrift, und die Unbrauchbarkeit einer Buchstabenschrift. Doch wäre die Sprache als mündliches Communicationsmittel total unbrauchbar, wenn sie nicht, gerade wie ihre Schrift, diesen geringen Wortvorrath zu den manchfachsten und vielfältigsten Zusammensetzungen verwenden könnte. Gerade wie das Schriftsystem aus einigen wenigen Strichen zusammengesetzt ist, so wird auf ähnliche Weise mit dem vorhandenen Vorrath von Worten die Sprache als mündliches Medium zusammengesetzt. Es findet in dieser Beziehung eine Uebereinstimmung des Schriftsystems mit der Sprache des

täglichen Verkehrs, und auch mit der Schriftsprache statt, obgleich hier in einem geringern Grad. Es ist bei beiden Bildung durch Zusammensetzung. In diesen Zusammensetzungen ist die Vulgärsprache unerschöpflich, und sie thut es auf doppelte Weise. 1. Es bleiben die beiden zusammengesetzten Wörter in ihrer ursprünglichen eigentlichen Bedeutung und bilden kurze Phrasen, z. B. *tà lù*, d. h. den Weg schlagen = gehen; *dji phù* den Schritt stellen = halten. Ferner werden auf diese Weise nähere Bestimmungen gebildet und Zweideutigkeiten vermieden. Z. B. *lù thaù* heißt Weg. *thaù* allein könnte Weg, Vernunft und Wort bedeuten. *lù* heißt nun auch Weg und bestimmt *thaù* näher. 2. Die beiden zusammengesetzten Wörter verlieren ihre ursprüngliche Bedeutung und erhalten einen figürlichen Sinn, z. B. *kōng kùn*. *Kong* heißt glatt, *kùn* Prügel, *kōng kùn* zusammen: Winkeladvocat. Ein anderes Beispiel *djīn sīu*. Das erste Wort bedeutet Perlen, das andere Mahlzeit, zusammen: eine köstliche Mahlzeit. *Djīn* könnte aber seiner Aussprache nach auch wahr bedeuten, *sīu* bedeutet auch Scham, wie ist dieß allein der Aussprache nach genau zu unterscheiden? Antwort: gar nicht, man muß nothwendig die Zeichen vor sich haben. Nach Nr. 2 werden vorzüglich Ausdrücke für die Schriftsprache, nach Nr. 1 mehr für die Umgangssprache, oder wie die Chinesen sie nennen, Vulgärsprache gebildet. Und wie gesagt, ist die Sprache, namentlich die Vulgärsprache, ganz unerschöpflich an solchen Zusammensetzungen, gerade wie in der Schrift. Es findet ein merkwürdiger Parallelismus zwischen der Schrift und der Vulgärsprache in dieser Beziehung statt. Dabei glaubt man immer, die Sache sey so leicht, das Material, das man in Händen hat, sey so gering, weil der ganze Reichthum der Ausdrücke aus 800 Wörtern zusammengesetzt ist, mit ihren Accentuationen. Die letztern machen den Fremden die größte Noth und Schwierigkeit, wenn sie verständlich chinesisch sprechen lernen wollen. Nur ein pedantisches Volk wie die Chinesen kann solche Sprachtöne haben. Wenn

ein deutscher großer Gelehrter diesem Uebelstand abhelfen könnte, der würde der chinesischen Sprache einen größern Dienst leisten als das Standardalphabet. Die Töne waren es, welche bisher manchem Missionar das Studium der Sprache zu einer verzweifelten Arbeit gemacht haben und zwar vielmehr als die Schriftsprache.

So sehen wir also, daß Schrift und mündlicher Ausdruck bei den Chinesen nach einem Princip gebildet sind, nämlich nach dem der Vervielfältigung durch Composition. Sie passen daher ganz auf merkwürdige Weise für einander. Die Sprache, wie sie sich uns darbietet, ist nicht durch organische Entwicklung aus einem innern Bildungstrieb hervorgegangen, sondern durch Vervielfältigung und Composition das geworden, was sie ist. Dieß entspricht auch ganz der geistigen Impotenz der Chinesen, etwas Neues und Ursprüngliches zu produciren. Ihre Philosophie enthält zwar viel Wahres und Gutes, ist aber beinahe ausschließlich praktischer Natur und kommt an Tiefe der Speculation der indischen nicht gleich, noch viel weniger der griechischen. Doch bescheide ich mich gern, in Betreff des letztern Punkts zu einem maaßgebenden Urtheil nicht competent zu seyn. Es will mich nur bedünken, daß die *tschung jung* des Confucius, welche die Theorie der übrigen Classiker enthält, nichts von besonderer Tiefe habe. Bemerken will ich nur noch, daß die Chinesen, die ein merkwürdiges Volk sind, wie ihre Sprache merkwürdig ist, von Alters her das Zusammensetzen lieben. Dieß beweist unter Andern der Jahrescyclus der Chinesen, welcher aus 10 + 12 Zeichen zusammengesetzt ist, sowie die symbolische Darstellung der 8 Diagramme des *Jit king*.

R. Lechler hat gezeigt, was sich mit dem Alphabet erreichen läßt, und ich kann ihm ganz beistimmen. Er hat das Höchste genannt, was sich damit bezwecken läßt; aber es bleibt eben ein dürftiger Nothbehelf, und es läßt sich mit der chinesischen Schrift mehr erreichen. Ich bitte in seinem Schreiben nicht zu übersehen, daß er sagt, es müßte alles,

was man lehren wolle, in der Vulgärsprache geschrieben seyn. Die Chinesen nennen sie *siùk wà*, d. h. gemeine Sprache, oder *thù tham*, d. h. Landesgespräch, im Gegensatz der *syu wun wà*, d. h. der schönern, gebildeten Sprache, die man schreibt. Beide Sprachen verhalten sich zu einander wie die hochdeutsche Schriftsprache zu der plebeischen Sprache, nur mit dem Unterschied, daß erstere in Deutschland von den Gebildeten gesprochen wird, während in China auch die Gebildeten die Vulgärsprache im täglichen Verkehr sprechen. Diese letztere hat nun aber verschiedene Abstufungen von den Gebildeten bis hinunter zu den untersten Schichten des gemeinen Volkes. Die Umgangssprache der ersteren steht der Schriftsprache am nächsten, die der letzteren steht ihr am fernsten. Dasselbe Verhältniß findet ja auch in der Heimath statt, daß je nach der Bildungsstufe der Gedankenausdruck dem Hochdeutschen näher oder ferner kommt. Wollte man nun Bücher in der niedersten und gemeinsten Ausdrucksweise schreiben, so wäre das doch dem Wort Gottes und der christlichen Lehre nicht geziemend; wählte man aber einen etwas höheren und edleren Styl, so wäre es schon wieder schwer, Zweideutigkeiten zu vermeiden ohne die chinesische Schrift. Die Schriftsprache ist viel kürzer und bündiger als die Umgangssprache, weil erstere nähere Bestimmungen zur Vermeidung von Doppelsinn und Verwirrung nicht braucht wie die letztere, indem sie Zeichen gibt. Zu Hause fällt es Niemand ein, die Kinder in die Schule zu schicken, damit sie die Sprache des Plebs, sondern damit sie die des Populus lernen. Sie sollen ein gutes Deutsch lernen und sich der grammatischen Verhältnisse und Regeln der Sprache bewußt werden. Die Sprache des Plebs lernen sie von selbst. Ebenso ist es auch in China. Ein Alphabet in unsern Schulen einführen hieße so viel als auf den chinesischen Sprachunterricht verzichten, der ohne chinesische Schrift unmöglich ist.

b. Entgegnung
auf die
Winnes'sche Abhandlung über die chinesische Sprache.

Von
Professor Dr. R. Lepsius in Berlin.

Berlin den 20. Mai 1856.

Für die Mittheilung der Arbeit des Herrn Missionars Winnes über das Standard-Alphabet und seine Anwendbarkeit auf die chinesische Sprache lebhaft dankend, mache ich zugleich gern Gebrauch von der Erlaubniß, einige Bemerkungen über dieselbe hinzuzufügen. Es ist jederzeit mein Wunsch gewesen, über die Schwierigkeiten, die sich bei der Einführung des vorgeschlagenen Alphabets theils wirklich, theils scheinbar darbieten möchten, in weitere Besprechung zu treten. Es ist dieß der einzige Weg, dieselben allmählig zu beseitigen und sich mit den Personen, welchen der Zweck und weitgreifende Nutzen eines allgemein verständlichen lateinischen Alphabets deutlich geworden ist, und welchen daher die Einführung desselben am Herzen liegt, über die besten Mittel zu verständigen, wie den entgegenstehenden Schwierigkeiten zu begegnen ist.

Ich habe nur vorauszuschicken, daß meine Umschrift des Chinesischen, wie Herr Winnes richtig bemerkt, in der That insofern unvollständig ist, als ich nur die Aussprache der einzelnen Laute, so weit sie durch das allgemeine System bestimmt werden konnten, wiedergegeben habe. Ich habe gezögert, einen Vorschlag wegen der Bezeichnung der verschiedenen Töne, die der chinesischen Sprache eigenthümlich sind, zu machen, obgleich ich außer andern auch mit den gelehrten englischen Missionaren, den HH. Gough und M'Clatchie, welche viele Jahre in China gelebt und gewirkt haben, in London darüber Rücksprache genommen hatte, theils weil noch einige Ungewißheiten über die Sache selbst übrig zu bleiben schienen, theils weil ich gerne Anderer Vorschläge abgewartet hätte, die mir eine Entscheidung

über den meinigen, unten mitgetheilten, erleichtert hätten. Herr Winnes wäre vielleicht in der Lage gewesen, einen solchen zu machen, wenn er nicht wesentliche Bedenken gegen jeden Gebrauch einer lateinischen Umschrift des Chinesischen zu finden geglaubt hätte.

Diese Bedenken beruhen nicht darauf, daß es unmöglich sey, die lautliche Seite der chinesischen Sprache genau und dem aufgestellten Systeme gemäß darzustellen; er gibt vielmehr ausdrücklich zu, daß unser Alphabet dieses Erforderniß erfülle; er zweifelt auch nicht, daß sich die vier oder mehr Modulationen der Stimme, wie dieß schon von Andern geschehen ist, leicht bezeichnen lassen. Sein Zweifel an der Zweckmäßigkeit einer jeden Umschrift gründet sich vielmehr auf eine besondere Ansicht von dem Wesen der in China gesprochenen und geschriebenen Sprache und von ihrem beiderseitigen Verhältnisse zu einander.

Der Verfasser ist der Meinung, daß die chinesische Sprache „als Lautsystem betrachtet sehr dürftig und man„gelhaft, aber als graphisches System außerordentlich reich „und schön" sey. „Was der Sprache in phonetischer Hin„sicht abgeht, das wird in dem Schriftsystem ersetzt; deß„halb wird dieselbe nicht sowohl durch Wahrnehmung mit „dem Gehör, als vielmehr durch den Gesichtssinn aufge„faßt; man muß die Sprache so zu sagen sehen; der Geist „der Sprache muß hauptsächlich mit dem Gesichtssinn „wahrgenommen werden." „Der ganze Geist der Sprache „kommt beinahe ausschließlich in der Schrift zur Erscheinung „und muß sich hier äußern, weil er sich in dem dürftigen „Lautsystem nicht äußern kann." „Die Stelle, welche in „der Sprache das Wort einnehmen sollte, die hat in der „chinesischen Sprache die Schrift eingenommen" u. s. w. Aus diesen Gründen schließt der Verfasser: „Ein Alphabet „ist unbrauchbar und unnütz für diese Sprache, weil es ihr „Lautsystem nicht verändern und ihr Schriftsystem nicht er„setzen kann. Die chinesische Sprache muß Zeichen und „Bilder-Symbole haben und kann keine Buchstaben brauchen."

Die Armuth des Lautsystems wird von ihm dadurch bezeugt, daß die chinesische Sprache nur ungefähr 800 verschiedenlautende Wörter unterscheide und deßhalb oft sehr verschiedene Begriffe durch dasselbe Wort bezeichne. Diese verschiedenen Bedeutungen seyen nicht für das Ohr, nur für das Auge auseinanderzuhalten; das Standard-Alphabet gebe keinen Wink darüber, wie dieß in Buchstabenschrift möglich zu machen sey; die chinesische Schrift aber unterscheide sie alle durch besondere oder zusammengesetzte Zeichen; die Zusammensetzung der Zeichen beruhe öfters auf einer eigenthümlichen und für den Geist der Sprache hoch anzuschlagenden Symbolik, wie wenn das Zeichen für Wein durch die Symbole von „Saft" und „reifen", das Zeichen für Ehebruch durch das dreifache Zeichen der Frau gebildet werde. Darin bestehe ihr Reichthum, ihre Schönheit und Unentbehrlichkeit als Ergänzung des unvollkommenen Lautsystems.

Bei dieser Ausführung geht aber der Verfasser von der unrichtigen Grundansicht aus, als ob die Schrift eines Volkes überhaupt jemals dazu bestimmt seyn könnte, die gesprochene Sprache zu ihrem vollen oder leichteren Verständniß zu ergänzen, so daß es z. B. vorkommen könnte, daß Jemand, der sich der Vieldeutigkeit der Worte wegen mündlich nicht verständlich machen könnte, den Griffel zu Hülfe nehmen müßte, wie man dieß wohl einem Schwerhörigen gegenüber thut. Schrift ist für den Gedankenausdruck immer das Sekundäre. Wir denken nie in Zeichen, sondern in Worten und schreiben nur gesprochen gedachte Worte. Das Zeichen, selbst das Bildzeichen einer Schrift soll nie direkt einen Gedanken, sondern immer ein bestimmtes Lautwort einer gegebenen Sprache darstellen. Zeichen, die nicht Worten entsprechen, können als Bild oder Symbol Gedanken anregen, sind aber dann nicht mehr Schriftelemente. Schrift soll nur dazu dienen, das sprechbare Wort für die Ferne und für die Zukunft zu fixiren. Die lebendige Sprache gewinnt nichts und verliert nichts durch das Schriftsystem, in welchem sie niedergelegt wird, sie ist völlig unabhängig

von ihm, und kann daher einer Ergänzung derselben durch die Schrift im Sinne des Verfassers nie bedürfen.

Die von dem Verfasser erörterte Frage hat es lediglich mit dem chinesischen Schriftsystem an sich zu thun. Ist dieses wirklich so vorzüglich, erfüllt es seinen Zweck so gut, daß es die Chinesen selbst dann vorziehen müßten, wenn sie noch die freie Wahl zwischen ihm und dem unsrigen hätten? Die verschiedenen Schriftsysteme der Völker zeigen eine Reihe von Entwickelungsstufen, deren Werth sich nach dem Grade der Vollkommenheit bestimmt, mit welcher ein jedes die Sprache, der es dienen soll, auszudrücken vermag. Die Vollkommenheit dieses Ausdrucks beruht in der genauesten Wiedergabe des gesprochenen Wortes durch die einfachsten Mittel.

Alle Schrift ging von einer Bilderschrift aus, wie sie auch der chinesischen, deren Zeichen erst später unverständlich wurden, zum Grunde liegt, und jede Bilderschrift war ursprünglich eine Wortschrift, in welcher jedes Wort, wie im Chinesischen, ein besonderes Zeichen erhielt. Von dieser primitivsten und schwerfälligsten Schriftweise sehen wir den rechten Fortschritt in der ägyptischen Hieroglyphenschrift. Diese drückt durch ihre Bilder, welche in der hieratischen und demotischen Schrift gleichfalls zu unverständlichen Zeichen wurden, theils ganze Worte, theils auch schon einzelne Laute aus, befolgt also ein gemischtes System, in dessen phonetischem Theile der Fortschritt liegt. Die dritte Stufe nehmen die meisten übrigen orientalischen Schriften ein, welche wie das *Devanâgari* und alle semitischen Schriften, wesentlich syllabarischer Natur sind, von der Bedeutung des Wortes ganz absehen und nur den Laut der einzelnen Silben wieder geben, aus denen die Worte bestehen. Dadurch wurde mit einem Male die erdrückende Menge der ideographischen Zeichen auf eine sehr mäßige Reihe von Silbenzeichen beschränkt, welche gleichwohl im Aethiopischen noch bis auf 200 steigen. Der letzte Schritt geschah, als auch die Silbe noch in Konsonant und Vocal zerlegt wurde. Die alphabetische Schrift, welcher sich vornehmlich die euro-

päischen Völker bedienen, erfüllt die wahren Zwecke jeder Schrift bei weitem am vollkommensten. Sie erreicht mit den einfachsten Mitteln die genaueste Anschließung an das gesprochene Wort; sie erfordert am wenigsten Zeit und Mühe beim Erlernen und ist der allgemeinsten Anwendung fähig.

Mit Unrecht rühmt nun der Verfasser, daß die chinesische Schrift „ein aus wenigen und geringen Mitteln „zusammengesetzter großartiger Bau" sey. Sie steht vielmehr (etwa mit Ausnahme der mexicanischen Bilderschrift) auf der untersten Stufe der Schriftentwickelung, denn sie bedient sich der weitläufigsten und schwerfälligsten Mittel zur schriftlichen Bezeichnung, erfordert unverhältnißmäßig viel Zeit und Mühe zur Erlernung, vermag so wenig eine feste Verbindung zwischen Wort und Zeichen herzustellen, daß jedes Zeichen im Prinzip alle Wörter bezeichnen könnte, welche denselben Begriff ausdrücken, wenn nicht die Gewohnheit die Aussprache in jedem einzelnen Falle fixirte, und duldet, bei festgehaltener Aussprache, keine Anwendung auf irgend eine andere Sprache; jeder Dialect spricht dieselben Zeichen anders aus.

Der Verfasser legt großes Gewicht darauf, daß die chinesische Schrift die gleichlautenden Wörter unterscheide, welche außerdem gar nicht auseinandergehalten werden könnten, und fragt, wie es wohl möglich sey, die 5 gänzlich von einander verschiedenen Bedeutungen des Wortes *yāu* in einem Buchstabenalphabete durch diakritische Punkte verschieden zu bezeichnen. Darauf ist zu erwidern, daß eine Schrift nie nöthig hat, in der Unterscheidung weiter zu gehen, als die lebendige Sprache; daß jede lebendige Sprache hinreichende Mittel darbietet, um verständlich zu sprechen, und folglich auch jede die Worte genau wiedergebende Schrift genügt, um verständlich zu schreiben. Man erinnere sich der zahlreichen, oft heterogensten Bedeutungen der arabischen Wörter, die nicht selten in den Wörterbüchern bis zu 12 und 15 Nummern steigen, oder auch an deutsche, englische, französische Wörter mit 5, 6 und mehr Bedeutungen.

Die chinesische Schrift würde die 5 gleichlautenden Worte eben so wenig unterscheiden, wie die europäische Schrift, wenn sie nicht eine Bilderschrift wäre, die sich in der Nothwendigkeit befindet, jede verschiedene Wortbedeutung verschieden zu bezeichnen. In allen Sprachen muß der Zusammenhang der Rede unzählige Mal die rechte Bedeutung vieldeutiger Wörter erkennen lassen, und dieß ist um so leichter, je weiter die Bedeutungen auseinanderliegen. Es wäre schwer, einen Satz zu finden, in welchem eine der 5 Bedeutungen von *yāu* mit einer andern verwechselt werden könnte. Eben so ist es nicht wohl möglich *feu*, das Feuer, und *feu*, verstorben, mit einander zu verwechseln; leichter kann es zu einem Mißverständniß führen, daß *feu* zugleich einen Hausbrand und einen Kaminbrand bedeuten kann. Solche Zweideutigkeiten sind aber in keiner Sprache zu vermeiden. Dagegen schließt jede Sprache, auch die chinesische, die Möglichkeit solcher Fälle aus, wie der Verfasser einen annimmt in Bezug auf die Gleichlautigkeit der Zahlen 1 bis 5; denn hier würde der Zusammenhang der Rede die rechte Bedeutung nicht erkennen lassen. Die chinesische Sprache gehört ohne Zweifel zu den ärmsten und unvollkommensten in Bezug auf die Wortbildung vom linguistischen Standpunkte aus; es fehlt ihr aber keineswegs an Mitteln, die jeder Sprache vor Allem nothwendige Verständlichkeit zu erlangen. Die beiden Hauptrichtungen zur Vermehrung des Wortreichthums hat der Verfasser selbst angeführt. Sie bedient sich einerseits dazu einer musikalischen Modulation bei der Aussprache der einzelnen Wörter, wie sie in andern Sprachen nur auf ganze Sätze oder Theile von Sätzen angewendet wird, andrerseits der Zusammensetzung, die sie mit allen übrigen Sprachen theilt. Wäre hierdurch der für das mündliche und schriftliche Verständniß nöthige Grad von Deutlichkeit noch nicht erreicht worden, so würde die Sprache eben neue Wege eingeschlagen haben; denn für ihre nationalen Bedürfnisse ist jede Sprache unerschöpflich an Productionskraft; für die Fremden, die eine Sprache erlernen wollen, sorgt kein Volk.

Wenn, wie der Verfasser anführt, die älteren Poesien der Chinesen selbst schwieriger zu verstehen sind, so theilen sie dieß mit jedem Volke, das eine ältere Literatur besitzt. Wenn er aber behauptet, daß ein „angenehmer und fließen„der Styl, schöne und angemessene Redewendungen und „ein durch Ebenmäßigkeit der Glieder sich auszeichnender „Satzbau" für den Chinesen nur in der Folge und Bildung der Schriftzeichen für das Auge bestehe, im Vortrage aber „die Vortrefflichkeit eines solchen Aufsatzes von keinem „Menschen mehr zu erkennen sey, und kein Zuhörer die „Hälfte davon verstehen würde," so waltet bei diesen Aeußerungen ohne Zweifel selbst ein Mißverständniß oder doch eine unrichtige Auffassung ob, da die Schriftzeichen für sich oder auch die theilweise noch verständliche Schrift-Etymologie mit dem, was wir Styl, Redewendung, Satzbau nennen, keine Verbindung haben kann. Allerdings wird der Fremde in vielen Fällen das geschriebene Wort leichter und sicherer verstehen als das gesprochene. Man kann dem Verfasser auch zugeben, daß die chinesische Schriftsprache, selbst für den Chinesen, nicht nur wie jede andere Schriftsprache conciser, und deßhalb schwerer zu verstehen ist als die lebendige Rede, die nothwendig zu größerer Worthäufung neigt, sondern daß der Charakter der Bilderschrift selbst noch mehr Veranlassung darbietet, Zweideutigkeiten des gesprochenen Wortes im Schreiben außer Acht zu lassen, weil sie für das geschriebene Wort nicht vorhanden sind. Nur würde jede wesentliche Beeinträchtigung des gesprochenen Wortes durch die Bilderschrift in einer gesunden Literatur nicht als Vorzug, sondern als Fehler anzusehen seyn, der allerdings in lateinischer Schrift weit störender hervortreten, deßhalb aber auch bald ganz verschwinden müßte.

Eine ganz andere Frage ist es nun aber, ob es zweckmäßig oder auch nur möglich sey, ein lateinisches Alphabet in China in Anwendung zu bringen, oder gar daran zu denken, ein solches einst der chinesischen völlig zu substituiren. Wer den Fall von vorn herein als etwas Undenkbares für alle Zukunft zurückweisen wollte, daß ein Volk seine

alte mit einer großen Literatur verwachsene Schrift gegen eine andere und zwar gegen eine alphabetische aufgeben könnte, dem ist außer manchen andern Beispielen vor allen der Wechsel der ägyptischen Schrift anzuführen, welche ursprünglich gleichfalls eine Bilderschrift war von ungleich höherer und durchgebildeterer Art als die chinesische, in 3 verschiedenen Ausbildungen mit einem mehrtausendjährigen Volksleben verwachsen war und einer der umfangreichsten Literaturen des Alterthums angehörte. Diese Schrift wurde mit der Christianisirung des Landes und allein durch dieselbe gänzlich verdrängt und statt ihrer eine rein alphabetische, die Griechische, in ihrer Modificirung koptisch genannte, Schrift eingeführt. Zugleich mit der alten Schrift wurde die ganz alte heidnische Literatur aufgegeben und bald gänzlich vergessen; an ihre Stelle trat anknüpfend an die koptische Bibelübersetzung eine schnell anwachsende große christliche Literatur in der neuen von den Christen empfangenen Schrift und in dem damals gebräuchlichen Volksdialekte. Es ist nicht zu verkennen, welchen unermeßlichen Vorschub gerade dieser Schriftwechsel der Verbreitung des Evangeliums in Aegypten und Nubien dadurch leistete, daß das Volk, auf diese Weise mit einem Male von seiner pharaonischen Vergangenheit losgetrennt, der neuen Lehre ungehindert zugeführt wurde.

Dieselben mächtigen Erscheinungen würden sich überall wiederholen, wo es den heutigen Sendboten des Evangeliums gelingen möchte, der alten Literatur eines noch so hochgebildeten Heidenlandes eine christliche Literatur in einer neuen christlichen Schrift siegreich gegenüber zu stellen.

Ich verhehle nicht, daß es mir immer geschienen hat, als ob gerade in China, wegen der daselbst am weitesten von der unsrigen entfernten Schriftweise, die Einführung des lateinischen Alphabets durch geeignete Missionare für christliche Zwecke unter Gottes Beistand von wichtigeren Folgen werden müßte, als in irgend einem andern Lande. Sollte aber auch die Hoffnung auf baldige große Erfolge zu frühe seyn, so liegt es doch wohl in der Aufgabe der

Missionen, nach Kräften wenigstens einen Anfang in dieser Richtung zu machen. Dieser Anfang wäre jedenfalls eine chinesische Bibelübersetzung in lateinischen Lettern, welche allein für eine spätere christlich-chinesische Literatur in derselben Schreibweise den richtigen Mittelpunkt bilden würde. Das kleine Häuflein, welches sich vielleicht ganz lokal an einem oder mehreren Orten um dieses den Gelehrten und literarisch Gebildeten des Landes verschlossene Buch der Bücher bilden dürfte, würde sich dadurch zunächst selbst isoliren und den literarischen Verführungen der heidnischen Weisheit leichter entgehen, ohne selbst Aufmerksamkeit zu erregen, bis sie an innerer und äußerer Kraft hinreichend gewonnen hätten, um selbstständig hervor zu treten und den Sieg des Evangeliums weiter zu tragen. Der Gebrauch und die Verbreitung der Bibel in chinesischen Characteren braucht deßhalb nicht ausgeschlossen zu seyn. Während sich aber diese vorzugsweise an die höheren Classen zu wenden und für diese wenigstens eine allgemeinere äußerliche Kenntniß der heiligen Schrift zu vermitteln hätte, daher auch, wie bereits Marshman und Morrison gethan, im mandarinischen Dialecte abgefaßt werden müßte, würde die lateinisch geschriebene zunächst für die ungebildeteren Classen, namentlich für solche bestimmt werden müssen, die der chinesischen Schrift nicht kundig sind, und wäre daher in den verbreitetsten Volksdialecten abzufassen, welche sich dadurch allmählig selbst zur eigentlichen Schriftsprache erheben würden.

Aber auch abgesehen von solchen ausgedehnten Anwendungen der lateinischen Schrift, bleibt die Feststellung einer möglichst richtigen und zweckmäßigen Umschrift der chinesischen Laute zum wissenschaftlichen und Missionsgebrauch immer ein großes Bedürfniß. Auch Hr. Winnes hat chinesische Wörter in lateinischer Schrift angeführt, ohne jedoch über meine Vorschläge sich näher zu äußern. Eine solche Prüfung bleibt daher noch immer wünschenswerth und würde wahrscheinlich manche Einzelnheit berichtigen. So finde ich nirgends deutlich ausgesprochen, ob die Chinesen den französischen nasalirten Vocal besitzen oder nicht, und

es ist mir jetzt wahrscheinlicher, daß die im Standard-Alphabet verzeichnete Reihe *ã ẽ ĩ ũ ṳ̃* vielmehr mit rein auslautendem *n* zu schreiben ist *an en in un ṳn*.

Was nun die vier oder acht Töne der einzelnen Worte betrifft, so unterscheiden sich diese so, daß der erste *šaṅ* (der hohe) in einem Hinaufsteigen der Stimme um ungefähr vier Töne der Octave besteht, ähnlich der Modulation, mit welcher wir ein einsilbiges Wort als Frage aussprechen; der zweite Ton *k̔yu* (der ausgehende) macht die umgekehrte Bewegung von oben nach unten; der dritte *p̔iṅ* (der gleiche) ist gleichmäßig schwebend; der vierte *χ́i* (der rückkehrende) ist gleichfalls ohne Bewegung nach oben oder unten, aber kurz abbrechend, so daß man die Silben der drei ersten, besonders aber des dritten Tones mit unsern langen, den vierten aber mit unsern kurzen Vocalen vergleichen kann. In einigen Dialecten, z. B. im *Kwan-tun* und *Fu-kyan*, vermehren sich diese Töne bis auf 8 dadurch, daß jede von den bezeichneten 4 Modulationen in einer höheren oder tieferen Region der Stimme ausgeführt wird. Da es immer wünschenswerth ist, in der figürlichen Bezeichnungsart selbst eine Analogie der Bedeutung zu finden, soweit dieß ohne andere Uebelstände geschehen kann, und wenigstens die europäischen, wahrscheinlich alle Sprachen mit Höhe und Tiefe der Stimme den gleichen Begriff verbinden, so liegt es sehr nahe, die Wendungen der Stimme durch entsprechende Linien darzustellen. Derselbe Gedanke liegt ohne Zweifel auch schon den früheren Bezeichnungen zum Grunde. Endlicher schreibt sie \ / - ᵕ, Rémusat gibt ʌ für —; Marshman und Medhurst vertauschen dagegen die beiden ersten Zeichen, indem sie / für den ersten, \ für den zweiten Ton setzen. Wir können uns nach dem oben Gesagten nur für diese letztere Schreibung erklären, und würden nur, um die Bedeutung noch deutlicher zu machen und den Begriff von unsern Accenten noch ferner zu rücken, den ersten Ton nicht /, sondern umgekehrt ⸝ schreiben, also ⸝ \ — ᵕ. Man würde nun wünschen, die Consequenz

noch weiter zu führen und dieselben Beziehungen, wenn sich die Töne in eine hohe und eine tiefe Reihe theilen, für die obern Töne über, für die tieferen unter den Vocal zu setzen. Dieß würde aber ohne Zweifel große Uebelstände mit sich führen und die leichtere Uebersicht, nach welcher die Tonbezeichnung am besten immer an derselben Stelle steht, vielmehr erschweren als erleichtern, abgesehen von der Collision mit den Zeichen, die sich in unserm Alphabet schon unter den Vocalen finden. Es dürfte daher vorzuziehen seyn, in den Dialecten, welche mehr als vier Töne unterscheiden, die tieferen durch einen den Tonzeichen hinzugefügten Punct zu unterscheiden und etwa *á̇ à̇ ȧ ǎ̇* zu schreiben.

Es würde sehr erfreulich seyn, wenn Hr. Winnes oder ein andrer sachverständiger Missionar bald Gelegenheit nehmen wollte, sich über diesen Vorschlag wie über die Zweckmäßigkeit der ganzen im Standard-Alphabet mitgetheilten Umschrift näher auszusprechen.

1856.

Redacteure: Insp. Josenhans und Pfr. Peter.

Druck von Felix Schneider.





Jahrgang

1856.

Drittes Quartalheft.

Mit einem Bilde von der Ueberfahrt über einen Afrikanischen Fluß.

Basel,
im Verlag des Missions-Institutes.

Verantwortliche Redakteure: Inspector Josenhans und Pfarrer Peter.
Druck von Felix Schneider.

Inhalt

des dritten Heftes 1856.

Seite

I.

Quartal-Uebersicht

über die

neuesten Ereignisse auf dem Gebiete der Mission.

---

1. Die neuesten Ereignisse auf dem Gebiete der Basler Mission.

(1. Januar bis 31. März 1856.)

A. Nachrichten aus Basel.

Committee. Sitzung vom **2. Januar 1856.** Pfarrer Le Grand nimmt auf 5 Monate von der Committee Abschied, da ihn sein geschwächter Gesundheitszustand nach dem Süden zu reisen nöthigt. — Da die Missionsmagazins-Rechnung über 3000 Fr. Ausstände zeigt und mehrere von vielen Jahren her, so wird die Meinung ausgesprochen, die bereits verminderten Gratis-Exemplare ganz eingehen zu lassen, da doch eigentlich nur die gedruckten Jahresberichte sich zu unentgeltlicher Vertheilung eignen. — Der Vorschlag der Kindererziehungs-Commission, das von Mechanikus Epple erbaute Kinderhaus jetzt schon käuflich zu übernehmen, wird angenommen; eine Bauangelegenheit in der Voranstalt er-

örtert, und über den medicinischen Unterricht der ersten Classe berathen, der wegen Prof. Streckeisens Krankheit temporär stille steht. — Sitzung vom 9. Jan. Den drei nach Indien designirten Brüdern Strobel, Hauser und Handrich wird ihre Bestimmung offiziell vor der Committee angezeigt und ihnen zugleich ans Herz gelegt, was letztere in Betreff des Gehorsams von ihnen auch fernerhin zu erwarten berechtigt sey und vor welchen Abwegen sie sich zu hüten haben; Offenheit und Vertrauen werde dadurch keineswegs aufgehoben. Zögling Scharpf wird entlassen. — Sitzung vom 16. Januar. Von Br. Zimmermann in West-Afrika wird näherer Aufschluß vernommen, wie er's mit einem europäischen Hauslehrer für seine Kinder zu halten gedenkt. Dem Bruder Christaller wird eine Seereise zur Stärkung seiner angegriffenen Gesundheit ernstlich angerathen. Als Antwort auf das afrik. Conferenz-Protokoll vom Oct. 1855 wird festgestellt, unter welchen Bedingungen die Committee ein jährliches, gemeinsames Missionsfest daselbst für zuläßig erachtet und wie es mit Landerwerb zu halten. Der Brenzische Katechismus und das Württembergische Confirmationsbüchlein soll übersetzt und eingeführt werden, bis ein eigener afrikanischer Katechismus an die Stelle treten kann. Indien betreffend, soll Br. Sauvain auf seinem Posten in Calicut aushalten. Ein Prospectus von Br. Irion zur Errichtung einer englischen Schule in Tellitscheri wird von der Committee gutgeheißen. Sie verspricht einen Bruder dafür zu bestimmen, wenn dessen Unterhalt durch Subscriptionen der Engländer gedeckt ist, hat aber augenblicklich keinen zur Disposition. — Sitzung vom 23. Jan. Auf das neue Voranstaltsgebäude, dessen Herstellung approximativ Fr. 40,000 gekostet hat, haben Fr. 30,000 gegen Verpfändung desselben zu 4 % Zinsen aufgenommen werden müssen, von welcher Schuld der Titel zur Unterzeichnung Namens der Gesellschaft vorliegt. Ein Versuch, medicinischen Unterricht für die erste Classe zeitweise anderwärts sich zu verschaffen, hat zu keinem Resultat geführt. — Carl Sarasin gibt einen Ueberblick über den Ertrag der Halbbatzen-Collecte im Jahr 1855, der alle Erwartung übertrifft, näm-

lich über 68,000 Fr. aus der Schweiz, Württemberg, Baden und Elsaß. Darunter sind 6000 Fr. außerordentliche Liebesgaben. Es sind bei dieser Collecte zwischen 4—5000 Personen als Sammler, Einnehmer und Cassiere thätig. — Ernst Theophil Bott von Colmar kann sogleich ins Missionshaus als Zögling eintreten. — Der wegen Krankheit ausgetretene Zögling Duvoisin aus dem Canton Waadt will seine theologischen Studien auf der Académie libre in Lausanne fortsetzen. — Ostindische Angelegenheiten werden besprochen und erledigt, betreffend Anstellung und Gehaltserhöhung von Katechisten, Beitrag zu einer Kapelle in Tschovva bei Cannanur (noch nicht spruchreif), Verkauf des Schimoga-Hauses und Verwandlung in einen Schimoga-Fonds (wofür Hr. Stokes anzufragen), und Uebergabe der Druckerpresse in Tellitscheri an die dortige Gemeine, welches letztere beschlossen wird. Der chinesische Jüngling Tensuk hat auf unbestimmte Zeit im Missionshaus zu verbleiben. — Sitzung vom 30. Jan. Pastor Holm berichtet über einen entlassenen dänischen Zögling, der die Erwartungen der dänischen Missionsgesellschaft getäuscht hat. Letztere gibt einen Beitrag an unsere guineische Mission. — Die glückliche Ankunft der Brüder Aldinger und Richter am 3. December 1855 in Cannanur vernommen. Plebst und Bührer leidend und darum außer Activität gesetzt. — Die Zeugnisse der Voranstaltsbrüder vom 2ten Semester 1855 werden verlesen und in Folge einer sich daran knüpfenden Berathung Flath als zu schwach begabt entlassen. Mit ähnlichen ist noch etwas zuzuwarten. Folgen die Zeugnisse der drei ersten Classen des Missionshauses (Mader und Traub befinden sich wegen Krankheit in ihrer Heimath), ebenfalls mit Berathung über jeden Einzelnen. — Sitzung vom 6. Febr. In der Voranstalt muß ein neues Kamin aufgeführt und eine Veränderung im Keller vorgenommen werden. — Br. Pfleiderer sendet seine erste Jahresrechnung unserer ostindischen Mission mit Dank gegen Gott für das günstige Resultat. Der deutsche Jahresbericht ist ins Französische zu übersetzen. Die Brüder Mack und Stark müssen Erholung in der Heimath suchen; die älteste treue Magd wegen Er-

schwachung ihren Abschied nehmen. Pfarrer Peter, dem die Aerzte wegen eines Brustleidens jede Arbeit untersagt haben, soll nach der Aerzte Rath so bald wie möglich einen stillen Erholungsort suchen. Dekan Braun in Welzheim berichtet über ein dort abzuhaltendes Missionsfest. Das Verhältniß der Committee zur Frau Missionarswittwe Lehner wird geregelt. Die schmerzliche Nachricht wird mitgetheilt, daß in der Nacht auf den 3ten Advent 1855 das neu erbaute Missionshaus in Udapi, im Norden des Tululandes in Indien, in Folge von Brandstiftung ein Raub der Flammen geworden, ohne daß die Missionare an Leben und Gesundheit zu Schaden gekommen. Berathung über zu treffende Vorkehrungen gegenüber den betrübten und an ihrem Eigenthum beschädigten Brüdern, und über die Wiederherstellung des Zerstörten. — Einige Bestimmungen über Aufnahmszeit von Kindern in die indischen Waisenhäuser, und Maaßregeln, die in Menge zu Malasamudra angekommenen neuen Leute zu sichten. Br. Joh. Müller als Districtspräses von Südmahratta auf 4 Jahre bestätigt; Br. Leonberger wegen Zuckerverkaufs instruirt. — Sitzung vom 13. Febr. Für Afrika wird der Entwurf einer Katechisten-Ordnung angenommen und dem Br. Zimmermann seinen jüngeren Bruder als Hauslehrer zu berufen gestattet, der nach Basel zur Prüfung eingeladen wird. Von der Malabar-Districtsconferenz in Indien wird ein Gutachten verlangt über Gehaltserhöhung europäischer Katechisten. Br. Fritz wird als Districtspräses auf 4 Jahre von der Committee bestätigt. Für die zu gründende englische Schule in Tellitscheri wird einer unserer Zöglinge als künftiger Lehrer ins Auge gefaßt, wornach auch seine Vorbereitung eingerichtet werden soll. Wie dem erkrankten Br. Plebst für die Druckerei auf Balmattha Hülfe zu schaffen sey, wird berathen. Der Eintritt des neu aufgenommenen Zöglings Theophil Bott aus Colmar am 7. wird gemeldet. Die französische Uebersetzung unserer Missionsblätter und Traktate wird geordnet. — Sitzung vom 27. Febr. Dr. Barth ladet zur Beschickung des Calwer-Missionsfestes ein auf Ostermontag. Auch für andere Missionsfeste liegen Einladungen vor. Beschlossen, daß Strobels Ordination

in Frankfurt, Handrichs in der Rheinpfalz und Hausers in Württemberg (Welzheim) vorgenommen werden soll. Br. Lauffer wird der Industrie-Commission behufs einer practischen Missionsbestimmung übergeben und aus der Voranstalt ins Missionshaus versetzt. Ueber den im vorigen Jahr in Indien entlassenen Missionar steht der Committee kein Verfügungsrecht mehr zu; doch will sie die Kosten seiner Rückreise aus Indien, weil sie eine unfreiwillige war, übernehmen. Der Missionslehrer Cand. Mörike zeigt an, daß er mit Ablauf des gegenwärtigen Jahreskurses seine Lehrerstelle im Haus mit dem Predigerberuf zu vertauschen willens sey. Carl Sarasin wird delegirt, kleinere Reparaturen in der Voranstalt von sich aus zu erledigen. Jacob Boßhard aus Fehraltorf, Cant. Zürich, trägt der Committee seine Dienste als Laienbruder an. Landrath von Saldern in Perleberg (Preußen) stattet Bericht ab über seine Wirksamkeit in Verbreitung unserer Missionsschriften. — Sitzung vom 5. März. Br. Albrecht hat aus Mangalur berichtet, daß Frau Weigle sich entschlossen habe, ihre beiden Knaben mit ihm nach Europa gehen zu lassen. Br. Albrecht's Gewächsleiden wird eine neue Operation nöthig machen. Bischof Gobat eröffnet seine Gedanken, wie Br. Fleischhackers Vorbereitung zweckmäßig einzurichten sey. Mittheilungen über Dr. Krapf und die ostafrikanische Mission angehört. Die Committee vereinigt sich zum Gebet im Blick auf die eingelaufene höchst niederschlagende Nachricht des kläglichen Sündenfalls eines Missionars in Indien. — Sitzung vom 12. März. Die Aussteuer von Jgfr. Lydia Lang, Braut des Br. Deggeller in Indien, wird geregelt. Ein entlassener Missionar erklärt, von der Summe für seine Rückreise jährlich den Zins bezahlen zu wollen. Ueber die Osterfeiertage sollen nur diejenigen Brüder das Haus verlassen, welche in der Umgegend zu predigen haben. Die 3 Brüder Strobel, Handrich und Hauser sollen im Mai von hier abgehen um auf dem langen Seeweg (ums Cap) an den Ort ihrer Bestimmung (Indien) zu gelangen. Missionar Huber wird aufs Calwer-Fest abgeordnet. Prälat von Kapff von Stuttgart gibt Kenntniß von 2 übergetretenen katholischen Geistlichen, die

vielleicht für die Mission brauchbar werden könnten. Pastor Rollau in St. Louis (Nord-Amerika) meldet von vacanten Predigerstellen, für welche disponible Zöglinge aus unserm Seminar erwünscht wären. (Sind gegenwärtig keine vorhanden.) In Folge der Sündenfälle zweier Missionare legt Inspector der Committee eine Reihe inhaltsschwerer Fragen vor, deren Erörterung wichtige Berathungen veranlaßt. — Sitzung vom **26.** März. Anzeige, daß am **17ten** Zögling Seidel aus Bunzlau Kränklichkeits halber in seine Heimath zurückgekehrt sey. Aus demselben Grund wird Br. Hagin im Frieden entlassen. Br. Hofer's (für die kirchliche Missionsgesellschaft in London bestimmt) Verabschiedung auf Anfang April wird geregelt. Pastor Treviranus in Bremen meldet, daß die dortige Gesellschaft auf den Herbst zum wenigsten wieder **2** Brüder von Basel erwarte. Die Brüder Knecht und Illg werden designirt, letzterer als Laienbruder, vornehmlich für äußere Geschäfte. Jacob Boßhard von Fehraltorf wird ins Missionshaus einzutreten berufen. Den Geschwistern Bührer von Mangalur wird wegen ihrer geschwächten Constitution die Erlaubniß zur Heimkehr gegeben. Von dem Begehren der Canara-Districts-Conferenz, den zur Hülfe für diesen District bestimmten Bruder schneller als die beiden andern zu entsenden, wird Umgang genommen. Zwei ostindische Missionare aus dem Missionsdienst entlassen, der eine jedoch angewiesen, sich eine Civil- oder Privatanstellung im Lande zu suchen. Sauvain's Versetzung an die englische Schule in Tellitscheri ist bloß als etwas Interimistisches anzusehen. Wie ein lediger Missionar ohne Unstatthaftigkeit wieder in Calicut angestellt werden könne, wird von der Malabar-Districts-Conferenz ein Gutachten erwartet. Br. Ammann ist nach der Weisung der General-Conferenz auf die schwer heimgesuchte Station Udapi gezogen, und Br. Camerer soll sich zur Hülfe auf die entblößte Station Mangalur begeben.

Verwaltungs-Commission. Sitzung vom **14. Jan. 1856.** Es werden Angelegenheiten der Station Käti in Indien von finanzieller Natur berathen, nämlich

Besoldung eines Gemeindeschulmeisters, Uebernahme von fünf tamulischen Mädchen zur Erziehung auf Kosten englischer Freunde, und Verkauf des Missionshauses, welcher abgelehnt, das Missionshaus dagegen in einen besseren, wohnlicheren Stand zu stellen beschlossen wird. Für die Station Mangalur in Indien wird der Ankauf von zwei Gärten bei der englischen Schule, weil im Mittelpunkt der Stadt liegend, genehmigt, hingegen vom Verkauf des Niraschwale-Missionshauses Umgang genommen, dessen zweckmäßigere Einrichtung jedoch gutgeheißen wird. Aus der Druckerei sollen künftig Bücher nur noch gegen baare Bezahlung an die Stationen abgegeben werden. Doch sind die Preise so niedrig als möglich zu stellen. Diese neue Maaßregel soll mehr Ordnung und Leichtigkeit in das Rechnungswesen bringen.

Kindererziehungs-Commission. Sitzung vom 17. Jan. 1856. Der Commission liegt der Entwurf des Kaufcontracts über das von Mechanikus Epple erbaute Anstaltsgebäude zur Berathung vor. Derselbe wird im Einzelnen durchgesprochen und schließlich gutgeheißen. — Die Herren Courvoisier-von der Mühll und Martin werden ersucht, behufs Bezahlung der für das Anstaltsgebäude zu erlegenden Kaufsumme von 36,000 Fr. im Namen der Commission, die, nach Abbezahlung der in der Casse baar vorhandenen 10,000 Fr. noch fehlende Summe von 26,000 Fr. bei solchen Capitalisten, welche der Anstalt gewogen sind, zu einem möglichst günstigen Zinsfuß gegen Verpfändung des Hauses und Gartens aufzunehmen. — Sitzung vom 12. Februar. Die Commission beschließt, den Hof und Kindergarten der Erziehungsanstalt von dem Küchengarten durch Aufführung einer Mauer trennen zu lassen. — Eine Bitte der Geschwister Dieterle in Betreff ihrer Kinder wird dahin entschieden, daß die Commission für den Fall der Rückreise dieser Geschwister nach Afrika alle ihre 3 Kinder versorgen und dem Wunsche der Eltern gemäß wo möglich alle beisammen behalten wird. — Die Hausmutter der Anstalt, Frl. Culmann, legt der Commission eine Reihe von Fragen

vor, welche die Hausordnung betreffen und von der Commission entschieden werden.

Chronik des Missionshauses. 2. Januar. Die Lehrer-Conferenz beschließt, das Abendessen solle künftig um 7 Uhr stattfinden und den Brüdern soll es gestattet seyn, im Winter bis Nachts 11 Uhr zu arbeiten. Mehrere Brüder beziehen wegen Unwohlseins nach einander das Krankenzimmer. Pfarrer Peter ist immer noch leidend. — 7. Januar. Dr. Ostertag legt sich an einer heftig auftretenden Gesichtsrose und muß seine Lectionen aussetzen. Indeß übernimmt einen Theil derselben Cand. Mörike. — 11. Januar. Ein entlassener Bruder verläßt das Haus und geht nach Nord-Amerika. — 16. Jan. Der gegenwärtig in der Heimath befindliche Missionar G. Friedr. Müller kommt von Württemberg für etliche Tage hieher in Sachen der Halbbatzen-Collecte. 7. Febr. Der Gymnasiast Theophil Bott von Colmar tritt nach bestandener Maturitätsprüfung als Zögling in unser Haus ein. — 15. Febr. Pfr. Peter begibt sich zur Erholung auf's Land. — 28. Febr. Br. Zaremba tritt eine 6wöchige Reise an in die Schweiz. — 3. März. Die Br. Theodor Schauffler und Kucher reisen nach Württemberg, um sich zur Conscription zu stellen, werden aber beide vom Militärdienst befreit, ersterer durch eine hohe Nummer, letzterer durch ärztlichen Entscheid. — 14. März. Missionar Klein aus Nazareth, früher Zögling des Hauses, nun im Dienste der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft, kommt für etliche Tage von Straßburg auf Besuch. Ferner trifft Herr Mayer von Stuttgart, früher Spediteur unseres Hauses, nun Procuraträger des Hauses Häring, mit Gattin und Schwägerin auf Besuch hier ein und setzt nach kurzem Verweilen die Reise nach Schaffhausen fort. — 16. März. Pfr. Peter reist von hier nach Clarens am Genfersee ab, um dort eine Kur zu machen. Br. Seibel reist in seine Heimath Bunzlau in Schlesien ab. Unsere Hausmutter erhält Besuch von ihrer älteren Tochter und ihren beiden Söhnen bis zum 30. März. — 26. März. Die Brüder Knecht und

Illg erhalten von der Committee ihre Bestimmung, in den Dienst der Bremer Missionsgesellschaft zu treten. Bruder Hagin wird entlassen. — 28. März. Die beiden englischen Freunde, Mr. Walker und Mr. Stokes, letzterer jüngst aus Indien zurückgekehrt, sowie dessen Sohn William, kommen für einen Tag auf Besuch. — 30. März. Die Brüder sind beim Umzuge der Kinderanstalt in das neu erbaute Haus vor dem Steinenthor am Wege nach Gundeldingen behülflich.

Cassenstand. Die Einnahme der Casse in den Monaten Januar, Februar und März betrug: 110,672 Franken.

B. Nachrichten aus Ostindien.

Allgemeine Angelegenheiten.

Vom 21. bis 24. Januar 1856 wurde in Mangalur die 5te General-Conferenz unserer deutsch-evangelischen Mission im südwestlichen Indien gehalten. Voraus ging am 19. Januar das Examen der Katechistenschule durch die Missionare Kies und Metz. Am Abend des genannten Tages Vorbereitung auf das heilige Abendmahl. Miss. Kies fordert zu allgemeiner Buße auf. Sonntag den 20ten gemeinschaftliche Abendmahlsfeier. Am 21sten Beginn der Verhandlungen. Erste Sitzung: Der Präses, Miss. Hebich, eröffnet dieselbe mit Gebet, und muß den schmerzlichen Anfang der Verhandlung damit machen, daß er über eines Bruders tiefen Fall und die dadurch nothwendig gewordene schnellste Entfernung desselben aus der Mission berichtet. Auch Herr Anderson hält dieses Verfahren für das einzig mögliche. — Miss. Ammann berichtet als Präses über den District Canara. Erörterung der Frage, was nach Miss. Albrecht's Heimkehr nach Europa für Schimoga zu thun sey. — Zweite Sitzung: Was für Udapi zu thun sey, da nun Miss. Camerer allein sey. Beschluß: Miss. Ammann soll vorläufig nach Udapi versetzt werden. — Verhandlung über Restitution des abgebrannten Hauses und über die Besetzung Honor's. Miss. Metz berichtet über Nilagiri. — Dritte Sitzung den 22. Jan.:

Miss. J. Müller berichtet über Süd-Mahratta. Miss. Leonberger's gebrochene Gesundheit macht Erholung und Unterstützung durch einen anderen Arbeiter dringend nöthig. Das Schulhaus in Gadak ist der Station Bettigeri zuzutheilen. Aufnahme tamulischer Kinder in Erziehungsanstalten auf canaresischen Stationen mit Vorsicht zu handhaben. — Vierte Sitzung: Miss. Fritz berichtet über Malabar. Antrag auf Erhöhung der Besoldung des Katechisten O'Brien in Palghat. Committee-Fragen: 1. Das Examen Jacob Ramavarma's betreffend. — Fünfte Sitzung den 23. Januar: 2. Angabe der zur Uebernahme des Amts befähigten Katechisten, Vertheilung derselben. 3. Bezeichnung der in die Katechistenschule neu Aufzunehmenden. 4. Ueberlassung des Katechisten Christian Kamsika an Miss. Mögling. — Sechste Sitzung: Die Katechisten-Zöglinge werden vorgerufen und nach Mittheilung der gefaßten Beschlüsse mit Ermahnungen entlassen. Jonathan, Theophil, Israel und Esra werden zu ihrem Amte eingesegnet. — Berathung über einen Bruder, gegen welchen die Beschuldigung einer bedeutenden Versündigung vorliegt, die seinen fernern Dienst in der Mission durchaus in Frage stellt. Er soll bis auf Weiteres nach Honor gehen, jedoch keine kirchlichen Functionen verrichten. — Siebente Sitzung den 24. Januar: Verhandlung der Sache des Katechisten Isaak in Gudde und seines ehebrecherischen Weibes. Anordnung einer Hülfe für die Tulugemeinde in Mangalur während Miss. Bührer's Krankheit. Anordnung einer Hülfe für Frau Miss. Fritz in Calicut, welche für 50 Mädchen in ihrer Anstalt einer Mitarbeiterin bedarf. — Fortsetzung der Committee-Fragen: 5. Wie das neue Schulgesetz der englischen Regierung unserer Mission am nutzbarsten gemacht werden könne für Heidenschulen, für Gemeindeschulen, für Mädchenschulen. 6. Ob etwas gethan werden könne, Missionare an die Regierung abzugeben, um als Schulinspectoren verwendet zu werden. 7. Welche Schritte zu thun seyen, dieses Ziel zu erreichen. 8. Was für Abfassung von Schulbüchern u. s. w. zu thun sey. 9. Ob die Zeit zur Errichtung eines Schullehrer-Seminars noch nicht gekommen sey. 10. Ob Brüder

in Regierungs-Schulen Lehrer werden können. — Achte Sitzung: 11. Schulordnung. In Verbindung hiermit wird die Nothwendigkeit der Ausarbeitung von canaresischen Schulbüchern besprochen. 12. Missionsfeste. 13. Wittwen- und Waisen-Casse der Katechisten. 14. Wittwen- und Waisen-Casse für eingeborene Missionare. 15. Liturgie. Sie ist vollständig in's Tulu übersetzt. Das Original ist in Udapi verbrannt. Eine schlechte Copie erleichtert ihre Herstellung. Miss. Kies hat das Hauptstück der „kirchlichen Handlungen" in's Canaresische übertragen. Die sonn- und festtäglichen Gebete sind vollständig in's Malajalim übersetzt, während „die Handlungen" noch fehlen. Das Englische der „Handlungen" ist von Bruder Weigle gefertigt. 16. Aeltesten-Institut. 17. Chor-Versammlungen. 18. Gebete der Brüder unter sich und mit den Katechisten und Aeltesten. 19. Wittwen- und Waisen-Casse der indischen Missionare. 20. Jacob Ramavarma's Examen. Er hat sich durch seine Vertrautheit mit der Schrift als Theologen und vermöge seiner Predigtgabe als berufen zur Verkündigung des Evangeliums gezeigt. — Schluß: Trauer und Beugung vor dem HErrn über die gefallenen Brüder, über den angerichteten Schaden und die auf Gottes Namen und Werk gebrachte Schmach. Zugleich Dank dem HErrn, daß Er den verborgenen Bann an's Licht gezogen.

I. Provinz Canara.

1. Station Mangalur.

Miss. Hebich muß während seiner Anwesenheit bei der General-Conferenz in Mangalur die alte, früher abgemacht erschienene Klage gegen den Gemeindeältesten Simeon untersuchen, wobei die schmerzliche Erfahrung gemacht wird, daß der alte Simeon sich in Lügen verstrickte, und auch dessen Weib und der Gemeindeälteste Peter mitschuldig erfunden wurde. Die beiden Aeltesten wurden ihres Amtes entsetzt, und da sich, betrübend genug, unter den Aelteren kein tauglicher Mann fand, so wurden zwei Katechisten, Leonhard

Schiri und Daniel Aaron dazu gewählt. Das geistliche Leben in der Gemeinde zeigt sich als sehr arm; die meisten der dortigen Christen sind von Haus aus unwissend; und wenn noch dazu ihr vieljähriger Hirte, welcher in Udapi endlich zu Anfang des Jahrs enthüllt und offenbar wurde, in den Netzen des Feindes lag, so konnte die Predigt des Wortes, das sie selbst meistens nicht lesen konnten, die erwünschte Frucht nicht hervorbringen. Die General-Conferenz, in deren Auftrag Miss. Hebich mit Miss. Kaundinja interimistisch die Hauptgeschäfte an der Gemeinde übernommen hatte, wollte Hebich 1 bis 2 Monate in Mangalur thätig sehen; allein die heidnischen Jahresfeste in Pajawur und Taliparambu, deren Zeit nahe war, durfte Hebich nicht unbesucht lassen, und so brach er in den ersten Tagen Februars wieder nach Cannanur auf. Miss. Kaundinja arbeitet nun an der Gemeinde.

Im Anfang Februars nahm Miss. Hoch das öffentliche Examen in der englischen Schule vor. 86 neue Schüler wurden aufgenommen, so daß die Schule jetzt 182 Schüler zählt. Hierauf trat Hoch seine Reise nach den Nilagiris an, um seine Frau so schnell als möglich zu holen, da die Mädchenschule von ihnen beiden übernommen werden muß. Auch war es demselben verstattet worden, eine kleine Schule für Kasten-Mädchen zu eröffnen. 8 Mädchen waren um ihren neuen Schulmeister versammelt.

Das vor 12 Jahren abgeschaffte Schülergeld für die englische Schule und die Volksschule wird wieder eingeführt. Jeder Schüler zahlt monatlich ¼ Rupie, mit Ausnahme derer, die sich durch regelmäßigen Besuch und Fleiß auszeichnen.

Seit Mitte Februar ist Miss. Bührer in Mercara. Er leidet an einer gefährlichen Entzündung des rechten Schultergelenks, und das Uebel ist durch seine überdieß geschwächte Constitution verschlimmert. Doch ist der Arm, der ihm große Schmerzen verursachte und den er in Mangalur 5 Wochen lang gar nicht brauchen konnte, wieder so weit hergestellt, daß er ihn frei tragen und zu leichteren Arbeiten verwenden kann. Er lebt der gewissen Hoffnung, er werde sich durch Gottes Gnade in dem angenehmen kühlen Klima Mercara's bis Ende

Mai gänzlich erholen und mit gestärkter Gesundheit vor der nächsten Regenzeit wieder nach Mangalur zurückkehren können. Miss. Bührer sieht es nicht gerne, daß sein besorgter Arzt, Dr. J. Brett, und die Brüder in Mangalur auf eine Erholungsreise für ihn nach Europa gedrungen haben, und schreibt: „Ich fürchte, wenn ich nach Hause käme, würden sie mich nicht mehr nach Indien gehen lassen. Dieser Gedanke fällt mir sehr schwer auf's Herz."

Mitte Februar reisten Geschwister Gundert's von Tschirakal nach Mangalur ab, und kamen am 18ten daselbst an.

Die englische Schule erlitt Ende März einen empfindlichen Verlust, und zwar auf eine die ganze Station tief schmerzende Weise. Der bisherige, vor 3½ Monaten angekommene, und mit den besten Aussichten auf Erfolg thätige, vielbegabte zweite Lehrer bekannte aus freiem Antrieb, daß er in Sünden gefallen sey. Dieß machte sofort seine Entlassung nöthig, und damit trat eine plötzliche Vacanz für die englische Schule ein. Unsere Brüder bitten um schnelle, kräftige und gründliche Hülfe, weil sie mit der geringen Arbeiterzahl für längere Zeit die Lücke nicht ausfüllen können.

2. Station Udapi-Mulki.

Noch war seit der frevlerischen Verbrennung des Missionshauses, die in der Nacht des 15. auf den 16. December 1855 geschah, kein Monat vergangen, als ein noch furchtbarerer Schlag die Station heimsuchte, gegen welchen die Trümmer und der Aschenhaufe unserer Bauten ein geringer Schmerz sind. Es traf uns der unendlich schwerere Jammer, auf dieser Brandstätte der Station erfahren zu müssen, daß deren erster Arbeiter selber eine Ruine geworden war. Die Aeltesten, Petrus von Gudde und Aaron von Kaljamapura, und die Katechisten, Titus von Utschilla und Samuel von Udapi, traten in der Mitte Januars vor die von Cannanur herbeigerufene Missionare Hebich und Gundert als Ankläger gegen ihren bisherigen Lehrer auf, und das Ergebniß der

Untersuchung war ein tiefer Sündenfall desselben. So wurde auf die erschütterndste Weise ein ehemals gesegneter und reichbegnadigter Arbeiter, der das Wort des HErrn: „Wachet“ vergessen hatte, aus dem Kreise unserer auf's Tiefste bewegten ostindischen Brüder hinausgethan, zugleich aber damit auch ein verderblicher Bann von unserem Werke hinweggeräumt. Im Lauf der Untersuchung trat auch eine in früherer Zeit begangene schwere Versündigung eines andern Bruders in Mangalur an's Licht, welche dessen schleunige Entfernung von seinem Posten zur Folge hatte.

Die gegen Ende Januars in Mangalur versammelte General-Conferenz berief Miss. Ammann von Honor nach Udapi. Kaum war der neue Arbeiter am 22. Februar bei Miss. Camerer daselbst angelangt, als der Feind nochmals seine Hand an die Station legen durfte. In der Nacht vom 1. auf den 2. März wurde auch die bei dem December-Brand bewahrte Kirche durch den Grimm der Heiden ein Raub der Flammen. Gnädig hatte der HErr über dem Leben seiner beiden Knechte gewacht, welche bisher wegen Mangel an anderem Raum in der Kirche hatten wohnen müssen. Miss. Ammann wurde von der guten Hand Gottes aus dem glühenden Ofen dadurch gerettet, daß er Amts halben nach Gudde gegangen war, und Frau Ammann mußte in der unerwarteten Verzögerung ihrer Abreise von Mangalur, wohin sie von Honor gegangen, gleichfalls des HErrn Walten erkennen, so wie auch Br. Camerer wegen der erwarteten Ankunft von Ammann's Familie schon neben der Kirche ein Zelt bezogen hatte. Vom Gebell der Hunde aufgeweckt, sah Camerer bereits ein großes Feuer im Dach; — kaum konnte Einiges gerettet werden. Der größte Theil der Möbeln, die meisten Hausgeräthe, alle Bücher, Kleider, eine Physharmonika &c. gingen im Feuer auf. Auch die Uebersetzung des Neuen Testaments in der Tuluspräche, eine mit so vieler Mühe von den Missionaren Ammann und Bührer ausgeführte Arbeit, muß unter die Verluste gerechnet werden. Als Ammann von Gudde ankam, fand er nichts als einen rauchenden Aschenhaufen. Es ist nun freilich manche Hoffnung in's Grab

gelegt; aber dieß sollte wohl auch geschehen, bevor das Waizenkorn zur Aehre und zur Frucht kommen kann. Der Thasildar, das Haupt der Distrietspolizei, sieht, nachdem er den Urheber der ersten Brandstiftung nicht ausfindig gemacht, bei dieser zweiten seinen Credit auf dem Spiel und betreibt die jetzige Untersuchung energisch: es ist ihm gelungen, den Swami von Attimar (Einen der 8 Swami's der Tulubraminen) als im höchsten Grade verdächtig, wenn nicht gar als Ursächer zu bezeichnen. Es traten Zeugen auf, mit der Aussage, daß sie ihn mit einem anderen Braminen über das Verbrennen des Bangalow und der Kirche haben Unterredungen führen hören. Dazu kommen andere Zeugen, welche angeben, sie hätten zwei Braminen in der Nacht des Brandes auf dem Wege zu der Kirche und vor der Kirche und bei derselben mit Feuer und Bogen in der Hand gesehen. Es ist nämlich höchst wahrscheinlich, daß ein Feuerpfeil in das Strohdach der Kirche geschossen wurde. Alle Verdächtigen sind nun als Gefangene dem Criminalgericht in Mangalur überliefert worden. Miss. Ammann selbst mußte als Kläger vor Gericht erscheinen und während 14tägiger Untersuchung gegenwärtig seyn. Der reiche Swami von Attimar mußte unterdessen wenigstens zwei Tage im Gefängniß sitzen, was eine große Betrübniß unter den Braminen hervorrief, bis er wegen Krankheit, die er sich durch Fasten zugezogen, auf Bürgschaft hin los wurde. Man sagt, er wolle gegen 10,000 Rupies zur Bestechung der Zeugen verwenden, um so frei zu werden. Das empfangene Geld bewog wirklich Einige unter den Zeugen, Aussagen, die sie vor der Polizei in Udapi gegen den Swami gegeben, zu läugnen. Andere Zeugen nahmen zwar Geld an, blieben aber doch bei ihrer ersten Aussage. Der Fall überschritt die Autorität des Gerichtshofs (criminal court) und wurde dem session court übergeben. Die Untersuchung ist noch nicht beendigt. Die Regierung von Madras und der Magistrat von Canara erfüllen mit Eifer ihre Pflicht, den Frevel nicht ungestraft durchkommen zu lassen.

Miss. Ammann's Anwesenheit in Mangalur hatten ihm die Feinde in Udapi als eine Flucht, zu der ihn die Furcht

getrieben, ausgelegt. Um sie zu enttäuschen, geht er nach seiner Rückkehr sogleich in die Stadt Udapi und predigt dort einer aufmerksamen und ruhigen Zuhörerschaft von Braminen über den Beruf der Missionare, über deren Gesinnung gegen ihre Feinde und über das Heil in Christo auch für die Hindu's. Nicht minder war man bei den Hausbesuchen der Missionare aufmerksam und begierig zu hören, was die verfolgten Padres zu sagen haben. So wird die gegenwärtige Verfolgungszeit wohl benützt, um die Liebe Christi zu verkündigen.

Die Gemeindeglieder waren nicht wenig erschrocken über den wiederholten Angriff gegen ihre Hirten, um so mehr, da man auch ihnen mit dem Verbrennen ihrer Häuser drohte. Drei Männer, in denen das Wort Gottes auf steinigten Boden gefallen war, kündigten die Gemeinschaft auf. Ueberhaupt haben die ergreifenden Ereignisse der vergangenen Monate nicht die Wirkung unter den Christen der Station hervorgebracht, welche man zu erwarten geneigt war. Im Gegentheil läßt sich der Feind auch im Innern der Gemeinde recht schwarz an. Gar manche Unlauterkeit hat sich herausgestellt, so daß von 72 Communicanten beim letzten Abendmahl am Osterfest (dem ersten seit der Einweihung der Kirche) kaum der vierte Theil zugelassen werden konnte oder Hunger darnach zeigte.

Den bei der Wiederaufrichtung der Missionsgebäude beschäftigten Arbeitern wird am Samstag Abend vor Auszahlung des Lohns das Evangelium gepredigt. Im Ganzen zeigt sich bei den arbeitenden Kasten wenig Widerstand dagegen.

Den Bau der Kirche in Mulki betreffend, hat die Gemeinde zwar wacker und nach Kräften mitgeholfen, allein zur Vollendung derselben reicht es noch immer nicht zu. Auch die Sammlung, welche durch die Güte der Frau Maltby in Madras veranstaltet worden, blieb hinter den Erwartungen zurück.

3. Station Honor.

Nachdem die General-Conferenz in dringender Noth Miss. Ammann für Udapi bestimmt hatte, begab sich derselbe

hieher zurück um seine Angelegenheiten hier zu ordnen und seine Familie abzuholen. Am 8. Februar hielt er seine Abschiedspredigt im Bazaar und beschloß so seine hiesige Arbeit mit Lob und Dank gegen den HErrn und mit Freude über die besonders in Betreff der Heidenpredigt in Nord-Canara und Nagara ihm geschenkte Gnade. An des Katechisten Christian Kamsika Stelle, welcher zu Missionar Mögling nach Kurg versetzt ist, bestimmte die Canara-Districtsconferenz den Katechisten Israel.

Anhang.

Station Almanda.

Nachdem Miss. Mögling die für unsere ostindische Mission so schwere Anfangszeit des Jahres 1856 in Cannanur zugebracht hatte, kehrte er Ende Februars mit Christian Kamsika und mit dem, von dem scheidenden unglücklichen Vater ihm übergebenen Söhnlein Samuel Greiner nach Kurg zurück. Unterwegs wurde das Kind krank an der Halsbräune, und als Mögling in Mercara ankam, war ärztliche Hülfe bereits zu spät, und Samuel starb am zweiten Tag (4. März). In der Woche darauf starb auch Kamsika's jüngstes Kind, gleichfalls an dem Croup, und 14 Tage später dessen zweites Kind.

Almanda wurde durch Christian Kamsika besorgt, und so konnte Miss. Mögling den größeren Theil der Zeit in Mercara bleiben. Die englische Schule in Mercara zählt unter ihren Schülern auch Braminen-Knaben.

Einer spätern Nachricht Miss. Gunderts zufolge war unser Br. Mögling am Rand des Grabes durch eine langversteckte schwere Leberentzündung. Es trat jedoch eine günstige Krise ein. „Diesen Anfall," schreibt Gundert, „hat wohl zumeist der Kummer über den schnellen Tod von Samuel Greiner veranlaßt.

II. Provinz Südmahratta.

1. Station Hubli.

Missionar J. Müller berichtet unter dem 15. April 1856 über die letzten Tage und den Tod des Johann Balappa, welcher vor zwei Jahren aus der Christengemeinde hatte ausgeschlossen werden müssen, zur letzten Stunde sich aber noch zum HErrn wendete und mit der Anrufung Seines Namens diese Welt verließ. Nach seiner Ausschließung hatte er sich sofort seinen heidnischen Verwandten wieder genähert.

Anfangs wagten es jedoch seine Eltern nicht, ihn gänzlich in ihr Haus aufzunehmen; und als dieses später geschah, durfte er, der die Kaste gebrochen, wenigstens nicht mit ihnen essen. In diesen ersten Monaten nach seiner Ausschliessung hielt er sich nicht nur sehr fern von dem Christenhäuflein, sondern er trat sogar als ein Feind und Lästerer des HErrn und seiner Gemeinde auf, und gewann so wieder einigen Credit bei den Heiden. Bald aber fingen diese an, ihn als einen doppelt Abtrünnigen, der sie und die Christen verlassen habe, zu verachten. Nun machte er wieder bei den jungen Gemeindegliedern, seinen ehemaligen Schul- und Altersgenossen, Besuche, die immer häufiger wurden. Er äußerte auch hie und da, er wolle wieder kommen, unter der Bedingung jedoch, daß der Missionar ihn rufen lasse. Bei seiner wohlbekannten Herzensstellung aber konnte dieses nicht geschehen. Plötzlich nun vernimmt man, daß er auf den Tod krank sey, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach in Folge von Vergiftung, noch dazu wie es scheint, von Seiten seiner Verwandten. So lange noch Hoffnung für seine Genesung vorhanden war, pflegten ihn Mutter und Bruder (der Vater war einige Monate vorher gestorben). Als sie aber sahen, daß er dem Ende zueile, sannen sie darauf, ihn aus dem Hause zu schaffen und wenn möglich den Christen zu übergeben, weil, wenn er in seiner Mutter Hause sterben würde, diese in die größte Noth und Schande käme, indem weder sie noch die übrigen Verwandten noch die Kastengenossen ihn begraben könnten, und nur die niedrigste Kaste dieses vermöchte. Die Mutter stellte daher die Bitte an Missionar Müller, ihren Sohn in das Missionsgehöfte aufzunehmen, und, wenn er sterbe, ihn darnach auch zu begraben. Man willfahrte ihr. Erst als er sah, daß dieß der entschiedene Wille der Mutter sey, willigte er in die Uebersiedelung. Sowohl seine innere Verfassung als auch ein hoher Grad von Uebelhörigkeit, die mit seinem Leiden verbunden war, erschwerten die seelsorgliche Behandlung des tödtlich Erkrankten gar sehr. Sein Krankheitszustand war für Alle ein völlig räthselhafter. Erst am Tage seines Todes schien sein Herz für das Wort Gottes

empfänglicher, auch sein Gehör viel besser zu seyn als früher. Es war ihm recht, wenn man ihm aus dem Worte Gottes vorlas und mit ihm betete. Nur wenige Stunden vor seinem Tode fing er selbst an zu glauben, daß sein Ende nahe sey. Auf die Frage des Missionars, in wessen Namen er zu sterben wünsche, erwiederte er: „In Gottes Namen.“ Auf das Unbestimmte dieser Antwort so wie darauf aufmerksam gemacht, daß ein jeder Hindu in Gottes Namen zu sterben wünsche, die Götter der Hindu aber ihm, dem Sterbenden, als Lügé bekannt seyen, antwortete er: „In Jesu Christi Namen.“ Als der Missionar ihn ermahnte, diesen HErrn Jesus, in dessen Namen er getauft, dessen Fleisch und Blut er genossen, jezt noch im Glauben zu ergreifen, und im Glauben an Ihn diese Welt zu verlassen, rief er dem Seelsorger die Worte Jesu entgegen: „Ich bin die Auferstehung und das Leben u. s. w.“ und wendete sich, nachdem einige heidnische Bekannte, die ihn noch besucht hatten, hinweggegangen waren, mit der Bitte an das um sein Sterbebette versammelte Gemeinlein, sie möchten zuerst singen und dann beten. Sie sangen das Lied: „Jesus meine Zuversicht ꝛc.“ Er selbst sang mit, so gut er es noch konnte, und bekräftigte das folgende Gebet mit seinem Amen. Ein paar Augenblicke darnach entfloh die Seele ihrer irdischen Behausung. Tags darauf fand die Beerdigung auf dem Gemeindegottesacker statt. Eine große Menge Heiden war anwesend. Nach Beendigung der Begräbnißfeierlichkeiten verlas Christian Tschinappa, der Gemeindeschulmeister, eine von ihm verfaßte kurze Lebensbeschreibung des Johann Balappa. Er erzählte darin, wie der Verstorbene sich der Gemeinde Jesu angeschlossen, dieselbe wieder verlassen, vor seinem Tode aber auf's Neue zu diesem seinem wahrhaftigen HErrn sich gewendet habe und im Glauben an Ihn von hinnen gegangen sey. Mit einer herzlichen und ernsten Ermahnung an die umstehenden Heiden, durch den Glauben an Jesum als den Ueberwinder des Todes sich zum Tode vorzubereiten, machte Christian den Schluß, und, wie zu hoffen ist, nicht ohne Segen für die Anwesenden.

Miss. F. Kittel machte vom 4. bis 19. December 1855, sodann vom 26. Februar bis zum 20. März 1856 (zum Theil in Begleitung des Katechisten Paul Nagappa), und vom 1. bis 11. April 1856 in Begleitung von Miss. Kaufmann Missionsreisen in Südmahratta. Wir theilen aus seiner zweiten Reise, deren Beschreibung seinen Quartalbericht vom 15. April d. J. bildet, Einiges mit. Er besuchte die Dörfer Rajanala, Gokula, Gangiwala, Parasapura, Dewaragudijala, Dummoda, Hullakoppa, Uundawada, Golalli u. a. mit der Predigt von dem Sohne Gottes, dem Bürgen seiner gefallenen Brüder. Die Nichtigkeit der Götzen läßt das Volk sich vorstellen und hört ruhig zu, dagegen erweckt das Wort von Christo häufig ihren Widerspruch. Die Bilder aus der Geschichte des Alten und Neuen Testaments, sowie das Herzbüchlein fanden theilweise großen Beifall. Die Geschichte Davids und anderer alter Glaubenshelden, das Gleichniß vom verlornen Sohne &c. wurden gern gehört. In dem kleinen Dorfe Godijala sah Br. Kittel einen Mann in seinem Garten Getreide aufladen und ging zu ihm. Es war ein Abessinier. „Wie heißt dein Gott?" frägt der Missionar. Die Antwort lautet: „Christani." „Wo ist er?" Antwort: „In Hallihahl, Tummarikoppa &c." (verschiedene Dörfer, wo Christusbilder sind). — „Weißt du den Weg zum Himmel?" Er wußte nichts von Himmel und Hölle, wie es schien. Er sagte, sein Padre, den ein oberer Padre sende, komme, mache Hochzeit, mache Einweihung (taufe, wofür er einen Ausdruck gebrauchte, den die Braminen für die Einweihung und Bekleidung mit der Schnur gebrauchen), wobei er den kleinen Kindern Wasser auf's Haupt gösse, ihnen verbiete, mit Muselmanen zu essen, noch andere Kastengebräuche verrichte, einige Kreuzer nehme und dann wieder gehe. — In einem benachbarten gleichfalls sehr kleinen Dorfe kam dem Missionar ein zweiter Abessinier entgegen, welcher den Padre schon früher kennen gelernt, ihn nun in sein Haus rief und fragte, ob er ihm nichts von Christo zu erzählen habe. Der Bote Christi malte ihm seinen Heiland vor Augen. — Zwei charakteristische Aeußerungen aus dem Munde von Hindu-

Bauern, die er auf seiner jüngsten Reise vom 1. bis 11. April d. J. begegnete, führt Br. Kittel an. Der Eine bediente sich des Gleichnisses: „Nur die lieblich duftende Jasmine gefalle den Menschen: so gefallen Gott nur die durch Frömmigkeit wohlriechenden Menschen.“ Der Andere sagte zu dem Missionar und seinem Begleiter: „Wenn Ihr so vor uns redet, das ist gerade, als wenn Jemand hinter dem Büffel die Cither schlägt.“

2. Station Dharwar.

Missionars O. Kaufmann erster Quartalbericht von 1856 enthält die Beschreibung einer zehntägigen, die nächsten Umgebungen Dharwars in's Auge fassenden Predigtreise, welche derselbe mit Br. Kittel am 1. April d. J. antrat. Sie besuchten auf dieser Tour die Orte Sattur, südöstlich von Dharwar, Suttegatti, Gamanagatti, Taribala, Dasanuru, Basawannakoppa, Nilasagara, Belligatti, Managundi, Manasur. — Ein sehr alter gebrechlicher Mann in Sattur schien in Wort und Geberde erstaunt und erfreut darüber, daß ihm, dem armen und dem Grabe nahe stehenden Greisen, von einem großen ihm bisher unbekannten Wohlthäter, welcher Jesus heiße, ein schönes Haus im Himmel bereitet sey. „Als wir gegen Abend durch's Dorf gingen,“ schreibt Br. Kaufmann, „sahen wir mehrere Leute, namentlich Knaben und Jünglinge, die vom Guineawurm geplagt waren. Auch in einigen andern Dörfern trafen wir in den nachfolgenden Tagen viele solcher Leidenden. Es ist dieß ein sehr schmerzhaftes Uebel, so daß die damit Behafteten, wie man uns sagte, manchmal vor Schmerz außer sich kommen. Erst, wenn der Wurm herausbricht, was gewöhnlich in 1 bis 2 Monaten geschieht, bekommt der Kranke Ruhe. Manche Leute sind sogar mit zwei oder mehreren Guineawürmern, die sich fast immer in den Armen und Beinen festsetzen, geplagt. So sahen wir, wie ein armer ganz abgemagert aussehender Knabe von Schmerz gekrümmt auf Händen und Füßen sich elendiglich hinschleppte. Wir dachten zuerst, er sey entweder lahm oder treibe Possen; aber bald erfuhren

mir, daß er von zwei oder drei Guineawürmern, die er beherberge, ſo zugerichtet ſey. Schlechtes Waſſer führt man gemeiniglich als Urſache dieſer Krankheit an." — In Suttekatti hatte der Miſſionar mit einem Dſchangema (Lingaiten-Prieſter) folgende Unterredung:

Der Miſſionar: Was lehrt Ihr die Leute, über die Ihr zum Lehrer geſetzt seyd?

Der Dſchangema: Ich lehre ſie, ſo viel ich eben weiß.

Miſſ.: Und was iſt das?

Dſchang.: Z. B. wenn ein männliches Kind in unſerer Kaſte geboren wird, muß ich ihm, weil es von Geburt aus nach unſeren Schaſtras ein Holier (Kaſtenloſer, Unreiner) iſt, am 18ten Tage den Linga umbinden.

Miſſ.: Nachdem ihm der Linga umgebunden iſt, iſt er kein Holier, kein Sünder mehr? Oder ſind bloß diejenigen Holier, die im Holier-Quartier wohnen, und wohnen nicht auch Holier mitten auf dem Bazaar?

Dſchang.: Ihr habt Recht, Holier ſind überall, ſogar unter den Braminen.

Miſſ.: Alſo hilft das Umbinden des Linga nichts. Ihr bindet ihn dem Holier um, und er bleibt nach wie vor ein Holier.

Dſchang.: Ja, das iſt wahr. Aber wir müſſen eben die Anordnung Gottes befolgen.

Miſſ.: Warum wird Gott befehlen, einen Stein umzubinden, der, weil er eben ein Stein iſt, doch nichts nützen kann zur Wegnahme der Sünden.

Dſchang.: Was, Ihr heißt den Linga einen Stein?!

Miſſ.: Freilich, es iſt ein Stein wie ein anderer, hat die Eigenſchaften eines Steines.

Dſchang.: Mag ſeyn, aber er iſt ein vom Himmel gefallener Stein.

Miſſ.: Wären die Linga's vom Himmel gefallen, ſo könnten ſie nicht ſo wohlfeil ſeyn; nun aber kauft man ihn ja, wie Ihr wohl wiſſet, in jedem Kramladen um einen Dreiviertels-Kreuzer.

Da lachte der Dſchangema und die anderen Anweſenden. Der Miſſionar ermahnte ihn, er ſolle doch das närriſche Ver-

trauen auf einen Stein, der erfahrungsmäßig keine Reinigungskraft besitze, wegwerfen, dagegen in Jesu, des Sohnes Gottes, Tod Vergebung der Sünden und ewiges Leben ergreifen. Darauf sagte der Dschangema — womit leider solche Unterredungen meistens enden: „Wir sind eben unwissende Leute, was können wir machen u. s. w." Br. Kaufmann gab ihm zum Schlusse den Tractat „der rechte Weg", in welchem ein Gespräch zwischen einem Missionar und einem Dschangema enthalten ist. Er versprach, denselben zu studiren.

In Basawannakoppa gestand ein Mann dem Missionar zu, sie seyen mit ihrem Götzendienst auf dem verkehrten Weg; „aber," setzte er mit der größten Gleichgültigkeit hinzu, „wir wollen eben so fortmachen, wie bisher."

In Belligatti traf Br. Kaufmann einen alten aussätzigen Mann. „Sein Gesicht," schreibt er, „ist weiß wie Schnee, ebenso Hände und Brust; bloß die Augenlieder sind schwarz; an anderen Orten hat er weiße Flecken, da sich die Haut nach und nach, nicht plötzlich, entfärbt. Es ist etwas Grauenhaftes in der Erscheinung eines solchen Aussätzigen. Er sagte, er habe die Krankheit vor 32 Jahren bekommen, als er vom Kittur-Krieg zurückgekehrt war. Im Allgemeinen habe er gar keine Schmerzen, außer von Geschwüren, von denen er geplagt sey. Er schrieb die Krankheit seiner Stirnschrift zu, d. h. dem Verhängniß, das der Gott Brahma nach seinem Willen auf jedes Menschen Schädel geschrieben habe.

3. Station Bettigeri.

Missionar G. Würth's Quartalbericht macht Mittheilung von den „acht hohen Segenssprüchen der Wiraschaiwas," welche, wenn eine Ehe rechtmäßig eingesegnet werden soll, in der Sanskrit-Sprache über das Brautpaar von dem Priester abgesungen, und als achtfacher Schutz gegen allen bösen Einfluß beim Eintritt in den Ehestand angesehen werden.

4. Station Malasamudra.

Als Resultat seiner nähern Bekanntschaft mit den im vorigen Jahr hiehergekommenen Leuten aus der Oddar-Kaste

berichtet Miss. Leonberger folgendes: „So weit ich sie jetzt kenne, sind nur einige wenige unter ihnen, die um ihr Seelenheil bekümmert sind; bei weitem die Meisten kümmern sich nur um den Bauch und fügen sich nur um deßwillen in eine äußere christliche Ordnung. Viele sind bereits wieder weggezogen, und es wird von den 120 Seelen nur ein kleiner Rest übrig bleiben. — Die Oddar-Kaste, deren Angehörige als Maurer oder Steinhauer und Steinbrecher, so wie beim Teich-, Brunnen- und Straßenbau arbeiten, enthält die heruntergekommensten und versunkensten Bauchdiener. Trinken und Stehlen ist ihnen ganz zur Gewohnheit geworden, und unter dem Vorwand Arbeit zu suchen oder Verwandte zu besuchen, wandern Einzelne immer umher, um zu stehlen. Eigen ist ihnen eine Art Communismus, der an ihrer Verarmung mit Schuld ist. Besitzen Einzelne Reichthum, so soll es selten Erspartes, meist Gestohlenes oder Geraubtes seyn. Vor etwa anderthalb Jahren kam häufig im Bellary-District Straßenraub vor, den sie verübt hatten; auch sammelte sich Einer einen Anhang und wurde eigentlicher Räuberhauptmann. Ueberall, wo man mit den Leuten dieser Kaste zusammentrifft, nimmt man sogleich wahr, daß es sich bei ihnen nur um das Bauchfüllen handelt. Gegen alles Höhere verschanzen sie sich hinter die Unwissenheit ihrer Kaste. — Obwohl ich von Anfang an wenig von diesen Leuten erwartete, hätte ich damals doch nicht geglaubt, daß die Arbeit an ihnen so wenig Erfolg haben werde, wie jetzt am Tage liegt."

Seit Mitte März herrschte hitziges Fieber auf der Station; namentlich erkrankten solche Leute, die im Lauf des letzten Jahres angekommen waren. Früher schien das Zuckergeschäft die Ursache dieses Fiebers; jetzt aber hält man, wohl richtiger, dafür, es komme dasselbe von dem Wasser her, oder vielmehr von dem kalkhaltigen Niederschlag, den es absetzt und der in diesem Jahr, wo die Brunnen beinahe leer sind, besonders stark ist. Auch Kolik zeigte sich häufig in letzter Zeit, welche die Eingebornen ebenfalls vom Wasser ableiten. Merkwürdig ist immerhin, daß neue Ankömmlinge häufiger erkranken als Leute, die schon länger hier sind.

Miss. Leonberger hofft, die bevorstehende Regenzeit werde seine immer noch leidende Gesundheit wieder erstarken lassen.

5. Station Guledgudd.

In seinem ersten Quartalbericht gibt Missionar G. Ries die Fortsetzung eines Aufsatzes über „die Wahrsagerkünste der Hindus", welche eine der stärksten practischen Stützen des Heidenthums ausmachen und auch unter den Canaresen häufig geübt werden. Wir gedenken, wenn möglich, in diesem oder einem spätern Hefte die interessanten Mittheilungen am geeigneten Orte zu veröffentlichen.

III. Provinz Malabar.

1. Station Cannanur.

Kaum hatte sich Miss. S. Hebich zu Anfang des Jahres 1856 mit allen seinen Katechisten aufgemacht, um auf den Straßen, Märkten und in den Gärten in Cannanur herum zu predigen (5. bis 8. Januar), als die schmerzlichste Pflicht ihn und Miss. Dr. Gundert am 10. Januar nach Udapi rief, um die gegen zwei bisherige Mitarbeiter eingegangenen Anklagen zu vernehmen, welche oben bei dem Bericht über die Station Udapi-Mulki erwähnt sind. „Unsere Herzen wollten brechen," schreibt Br. Hebich.

Da zu gleicher Zeit die Verlegenheit um Arbeiter in der Gemeinde Mangalur nicht gering war, indem Geschwister Bührer's krank waren, übernahm Miss. Hebich die Hauptgeschäfte an der Gemeinde, wobei Elieser von Bolma in's Tulu dollmetschte, was er sowohl aus dem Canaresischen als aus dem Englischen auf gelungene Weise ausführte. Inzwischen traten während Hebich's Wirksamkeit an der Gemeinde Mangalur allerhand Uebelstände derselben an's Licht: daher beauftragte die vom 19. bis 24. Januar daselbst anwesende General-Conferenz den Br. Hebich, seine Arbeiten in Mangalur mit Beihülfe von Br. Kaundinja noch weiter fortzusetzen. Dem ferneren Ansinnen der versammelten Brüder, seinen dortigen Aufenthalt auf 1 bis 2 Monate auszudehnen, glaubte Hebich um der nahe bevorstehenden heidnischen Jahres-

feste in Pajawur und Taliparambu willen, deren Besuch ihm Pflicht war, nicht nachgeben zu dürfen. Die Feinde hatten nämlich das Gerücht ausgestreut, dieses Jahr werde er nicht auf das Fest kommen, er fürchte sich, weil er im letzten Jahr Schläge bekommen; auch habe ihm die Obrigkeit verboten, die Feste zu besuchen u. s. w. „Ich mußte daher," bemerkt unser Bruder, „dießmal auf die Feste und hätte es mich mein Leben gekostet."

In Cannanur am 6. Februar wieder glücklich angekommen, erfährt Hebich die definitive Berufung Missionar's Gundert nach Mangalur. So werden denn die an Gundert's Stelle rückenden Geschwister Diez am 11. Februar 1856 copulirt und ziehen am 14. Februar nach Tschirakal. Die Geschwister Gundert begeben sich zu Boot nach Mangalur, um in ihren neuen Beruf einzutreten. Am 9. Februar hatten die Cannanur-Brüder mit Miss. Gundert die letzte Stations-Conferenz, und am 10. das letzte Abendmahl gehalten.

Auf dem Weg zum Pajawur-Fest empfängt Hebich zwei Empfehlungsschreiben (das eine von dem Nachfolger des ermordeten Collectors Conolly, Herrn Clark, das andere von Herrn Thomas, der jetzt Assistent-Collector in Tellitscheri ist) an den Thasildar des Festplatzes. Im Ganzen ging auf diesem Feste, mit einer kleinen Ausnahme, Alles ordentlich vorüber. Der Festbesuch der Hindus war bedeutend geringer als in den zwölf früheren Jahren. Hebich's Predigtplatz war dieselbe Mauer, auf der er seit einer Reihe von Jahren bei dem Pajawur-Fest zu stehen pflegt, und die einen kleinen Götzentempel umgibt. Nun war aber seit dem letzten Fest Mauer, Tempel und Götze plötzlich dadurch zertrümmert worden, daß von einem ungeheuer großen majestätischen Baum, den ein Blitzstrahl in der Mitte des Stammes gespalten, mächtige Stücke in die Tiefe herabgestürzt waren. Von einem dieser Blöcke aus, als von seiner Kanzel, rief nun Hebich, indem er auf den noch oben stehenden Rest des Baumes und auf die unten angerichteten Zerstörungen hinwies, mitten in die heidnische Menge hinein: „Hier stehe ich auf einem Theil

eines Baumes, der hier euern Tempel und euern Gott drinnen zerschmettert hat! Wie kann das Gott seyn, was von dem fallenden Theil eines Baumes in Stücke geschlagen wird?!“ „So schrie ich ihnen,“ lautet der Bericht, „den Unsinn ihrer Steingötzen mit vielen Worten in die Ohren, daß sie das Haupt sinken ließen und sich nicht wenig schämten.“ Ein zu großem Preis des HErrn auffordernder Unterschied zwischen den ersten Festbesuchen der letztverflossenen 20 Jahre und den jetzigen besteht darin, daß in der ersten Zeit Hebich fast ausschließlich die Arbeit zu thun hatte, jetzt dagegen „seine lieben Kinder“, die Katechisten-Brüder, das Meiste thun und zwar so befriedigend, daß die Heiden, die früher nur mit ihm reden wollten, nun fast vorzugsweise an die Katechisten sich wenden.

Am 3. März ging es auf das Taliparambu-Heidenfest, dessen Besuch im vorigen Jahr Miss. Hebich und seine Begleiter in Lebensgefahr gebracht hatte. Kein leichter Gang dießmal. Wie es enden würde, war ungewiß. Im Missionshaus in Taliparambu wird Hebich zu seinem Erstaunen von einem der drei Männer freundlich besucht, die im vorigen Jahr wegen des auf den Missionar gemachten Angriffs zu 6 Monaten Gefängniß und zu öffentlicher Kettenarbeit verurtheilt worden waren. Der Thasildar hatte dießmal die strengen Befehle seiner Obern behufs des Schutzes der Missionare in Vollzug zu setzen nicht versäumt und kräftig die Ordnung aufrecht zu halten gewußt. Ein angesehener Bramine, der eines Morgens sein Aeußerstes gethan, um eine Störung hervorzubringen, fand es gerathen, sich zu fügen und den Padre um Verzeihung zu bitten. Aber noch stund ein banger Tag des Festes bevor, derjenige, an welchem die Missionare gewöhnlich mit Steinen geworfen und nur durch des HErrn gnädige Bewahrung bis dahin beschützt wurden. Es war der letzte und größte Tag des Festes, der 17. März. Nachdem sie sehr früh sich aufgemacht und sich mit Leib und Seele und Geist dem HErrn übergeben hatten, gingen sie an's Werk und predigten, der Eine um den Andern, den Tausenden, welche kamen und gingen, von Morgens 6 bis 11 Uhr.

Männer und Weiber in grossen Massen hörten den Schall des Worts der Wahrheit, Manche verweilten eine halbe Stunde, Andere vernahmen nur wenige Worte, während sie vorübergingen. Frei und ungehindert konnte der Name des HErrn Jesu verkündigt werden, ohne daß Seinen Zeugen dießmal das geringste Leid angethan worden wäre.

Auch in den Weberdörfern um Talliparambu wurde eifrig evangelisirt und williges Gehör gegeben. Der Thasildar wünscht eine englische Schule zu haben. Hundert Schüler aus allerlei Kasten würden bereit seyn, monatlich 1/4 Rupie zu zahlen.

2. Station Tellitscheri.

Die lithographische Presse wird zwar hier bleiben, soll jedoch einem Meister übergeben werden, der sie unabhängig von der Mission zu leiten hätte. Auf die gleiche Weise soll es auch mit der Buchbinderei gehalten werden. — Im Uebrigen ist seit Anfang des Jahres nichts Besonderes vorgefallen. — Zu der beabsichtigten englischen Schule konnte bis jetzt noch nicht der geeignete Mann gesendet werden. Die Einrichtung der Schule war nicht so schwierig, als es Anfangs schien. Ueber der Einreihung der Schüler in ihre Classen und über der Anschaffung der nöthigen Bücher verging freilich fast ein halber Monat. Die Schule wurde den 1. März eröffnet. Eine Anzahl Knaben waren ungezogene Muhammedaner, die von einer Ordnung weder etwas wußten noch wissen wollten. Sie stellten unter Anderm die Bedingung, daß sie sich nie strafen lassen würden. Ihnen sagte die Aufrechthaltung der Schulordnung nicht zu: mehrere blieben weg — zu großem Vortheil für die Schule. Denn seit sie die Schule verlassen haben, geschehen keine Diebstähle mehr, die so lange statt fanden, als jene da waren, zum Beweis, daß sie die Diebe gewesen. Jetzt zählt die Schule 130 Knaben in 3 Classen, wovon die erste 6, die zweite 42, die dritte 82 Knaben hat. Sie zahlen etwas Schulgeld. Die Bibel vor Allem, die Universalgeschichte, die Geschichte von Indien und England, die Geographie, Arithmetik, Lesen dreier verschiedener englischer Lesebücher bilden

die Hauptlehrfächer der Schule. Mit der Kaste zeigt sich bis jetzt nicht die mindeste Schwierigkeit. Die Schulstunden sind von 7—11 Uhr Vormittags und von 2—5 Uhr Nachmittags. Des Nachmittags wird auch Malayalim gelehrt. Von der Regierung in Madras sind Unterstützungsgelder für die Schule in Aussicht, welche die Anstellung eines mit der Schulleitung beauftragten Bruders ermöglichen würden. Im Januar wurde Miss. Sauvain von der Districtsconferenz vorläufig an die englische Schule in Tellitscheri berufen und trat im Februar seinen Dienst an. Der neuangekommene Bruder Albinger fühlt sich im tropischen Klima wohl und arbeitet sich mit ungeschwächter Gesundheit in die Malayalimsprache hinein. Eine Ursache zur Ermuthigung und Freude ist ihm der Anblick der jungen Gemeinde, wenn sie in der Kirche versammelt ist; besonders an Abendmahlstagen bekommt er den lebendigen Eindruck, daß sie, trotz ihrer großen Schwachheiten, eine Gemeinde Gottes ist, und in ihren Kindern immer mehr zu einer solchen heranwächst.

3. Station Tschombala.

Miss. Christian Müller berichtet, daß der bisherige Katechist auf dem Filial Wadagerri, Daniel Njarakadu, in der irrigen Meinung, er sey bei dem Missionar von dem Katechisten Timotheus Kotschen und dem Gemeindeältesten Johann Matti verläumdet worden, zugleich mit seinem Weibe trotzig sich verabschiedet habe, ohne sich durch die Bitten und Vorstellungen des Missionars aufhalten zu lassen. — Wadagerri wurde einstweilen mit Timotheus Kotschen besetzt, und ihm Nathanael Kannen beigegeben, der den Compound besorgen sollte. Da aber in Wadagerri kein so großes Gut zu bekommen ist, daß eine christliche Gemeinde sich ansammeln könnte, so kaufte Miss. Müller im Monat März in der Nachbarschaft an der Mahe-Straße, ungefähr 1 englische Meile von Tschombala gelegen, ein Stück Land für 1400 Rupien, auf dem 1500 Cocosnußbäume nebst vielen andern Bäumen und zwei Häuser stehen, auch Reis gebaut werden kann, und ließ Timotheus und Nathanael dahin übersiedeln,

nachdem der kleine Compound verpachtet war. In Wadagerri wird nächstens eine Schule eröffnet werden.

Am Charfreitag wurden von 9 Taufcandidaten 6 getauft. Darunter ist die Familie eines Mannes von etwa 40 Jahren, Namens Kanaren, der schon seit 9 Jahren mit dem Gedanken umging, das Heidenthum zu verlassen. Da die Mutter der Familie die Nichte des entschiedensten Missionsfeindes ist, der mit seinen gewaltthätigen Söhnen und Vettern bisher an allen Unternehmungen der Heiden gegen die Missionare den thätigsten Antheil genommen hatte, so waren ernstliche Angriffe zu erwarten. Die Verwandten boten zwar Alles auf, die Taufe zu verhindern; die neuen Christen aber blieben fest und erfuhren keinerlei Leid.

4. Station Calicut.

Der Quartalbericht ist nicht angelangt.

IV. Nilagiri-District.

Station Käti.

Ein alter Mann, Namens Nandscha, gab seit längerer Zeit Miss. Mörike gegründete Hoffnung, daß er sich an das Gemeinlein anschließen werde. Bei Verhinderung des Missionars besuchte ihn der Katechist Satyanaden. Er hatte eine wirkliche Liebe zum Wort, betete wahrhaftig zum HErrn, und erkannte den Tod und die Auferstehung des HErrn Jesu als den Grund seines Heils. Man konnte überzeugt seyn, daß er einen Samen der Wahrheit in sich trug. Da nahm ihn der HErr schnell hinweg, wie zu hoffen ist, nicht in Seinem Zorn, sondern, wie sogar die Heiden sagten, weil er Wohlgefallen an ihm hatte. Einen schnellen Tod, nämlich ohne viel Schmerz und Kampf, meinen sie für ein untrügliches Zeichen des Wohlgefallens Gottes halten zu dürfen.

Auf einer kleinen Predigtreise traf Missionar Mörike unter Anderen auch mit einigen Meisur-Canaresen zusammen, welche durch den Verdienst auf den Bergen angezogen, die

Heimath und deren Feldbau besonders in dieser theuren Zeit gerne mit der Fremde und dem dort zu gewinnenden fixen Lohn vertauscht hatten und nun nach mehrmonatlicher Arbeitszeit auf den Bergen eben im Begriff waren, in die Heimath zu reisen, um dort wieder das Feld zu bestellen. Der Missionar fragte sie, welchem Gott sie dienen. Sie antworteten: „Wir dienen dem jeweiligen Orts- oder Landes-Gott, wo wir uns gerade befinden: in unserer Heimath Bellur dem Gott Virabhadra, hier auf den Bergen dem Mukurti-Gott.“ Der Missionar wies sie zu dem unwandelbaren Jehovah, der in Jesu ihr Blutsverwandter und Erlöser geworden. Sie waren sehr aufmerksam und gingen mit Verwunderung weiter. — Ein Kotamann unterwegs faßte das von dem Missionar Gehörte sehr gut auf, erklärte dasselbe nochmals den Anwesenden, wie es unter ihnen Sitte ist. In eigener selbstständiger Weise sprach er von der Nothwendigkeit der Aneignung des Wortes Gottes im Glauben, von der Unerläßlichkeit der Einfalt („Einsinnigkeit“ wie er sich ausdrückte) auf den Heiland und von der Unzuläßigkeit, wieder zurückzugehen, nachdem Einer einmal Christ geworden. Es war dem Heiden in gewissem Maaß Ernst, aber, nachdem er sich ausgesprochen, ging er weg, ohne daß der Missionar länger mit ihm verkehren konnte. — Auch einer Anzahl pflügender Badaga's konnte das Evangelium verkündigt werden. Selten nämlich pflügt Einer allein, sondern in der Regel treten Mehrere, hie und da ein Dutzend, zusammen und bearbeiten ein Feld gemeinschaftlich, indem jeder Theilhaber ein Paar Ochsen und einen Pflug stellt, und dann beim Pflügen selbst eben so viele Pflüge, als es Theilhaber sind, einer hinter dem andern das halbe Feld durchfurchen, wodurch letzteres schnell und gründlich bestellt wird. Ganz gegen alle Erwartung ließen sie sämmtlich ihre Pflüge eine Weile stehen und hörten dem Wort des pilgernden Missionars zu. — Bei Jackatallah, wo eine Kaserne für europäische Soldaten bald fertig seyn wird, traf unser Bruder am Fuße eines Hügels mehrere Reihen von Strohhütten, in denen 30—40 Familien von den oben genannten eingewanderten Canaresen wohnen, die in der Gegend

hauptsächlich mit Grasschneiden beschäftigt sind. Vor einer dieser Hütten machte der Missionar Halt und die armen Fremdlinge waren willig zu hören von dem Reiche Gottes.

Missionar Metz hielt sich im Februar in Kotagherri auf, theils um in den benachbarten Dörfern zu predigen, theils um den Bau einer Nachthütte zu leiten. Namentlich an den Markttagen war viele Gelegenheit, den Badaga's, deren Zahl sich bis auf 100 belief, zu predigen. Die Kotas feierten gerade für mehrere Tage ihr jährliches Leichenfest zum Andenken an die im letzten Jahr Verstorbenen. Es wird dabei die Asche der verbrannten Leichname auf einen etwa 1 Fuß hohen Haufen aufgeschüttet; Männer und Weiber tanzen dann im Kreise um den Aschenhaufen herum; schauerliche Auftritte, die nicht näher genannt werden dürfen, geschehen: Manche wälzen sich ganz rasend in der Asche ihrer Verwandten herum rc. — Ein von dem Wort Gottes bereits ergriffener und zu freiem Bekenntniß aufgeforderter Badaga, in dessen Dorf man den Missionar mit Freuden aufgenommen, erwiederte demselben: „Es ist wahr, was Du sagst, aber mache doch vorher den Bella in Atthikarhatty, mit dem Du schon lange in Verbindung stehst, zum Christen; ich will dann der zweite seyn." Die gleiche Ausrede hat auch Bella; er will auch nicht der erste seyn. Der etwa 90jährige Schultheiß von Placolla zeigte sich dem Wort geneigt, da der Steingott Dundu Malinga, den er bisher angerufen, ihm im Tode nicht helfen könne; er sagte, er wolle keinen andern Namen als den Namen Jesu aussprechen. Die Badagas halten das Aussprechen der Namen ihrer Götter für Gebet. In Kilkonda hat der Priester die Bedienung seines Götzen, der in einem Messinggefäß besteht, aufgegeben, auch seinem Sohne nicht erlaubt, dem Götzen ferner das Licht anzuzünden; und jetzt hat man einen 8jährigen Knaben gedungen, der jeden Abend einen Weg von ¾ Stunden gehen muß, um dem Götzen die Nacht hindurch helle zu machen. Der Vorstand des Dorfs bat vor vielen Leuten den Missionar um Errichtung einer Schule; er wolle dafür sorgen, daß Knaben kommen würden.

C. Nachrichten aus Afrika.

Allgemeine Angelegenheiten.

Die General-Conferenz verhandelt in Akropong am 5. und 6. März über die Vereinigung der beiden Katechisten-Institute in Christiansborg und Akropong. Da Miss. Zimmermann und seine Zöglinge schon etwas Odschi verstehen, in Akropong viele Ga-Leute sind, auch die Akroponger Katechisten-Schüler ziemlich Ga können und Zimmermann den Unterricht im Ga, Christaller in Odschi ertheilen könnte: so ist die Conferenz für Vereinigung der beiden Institute in Akropong. Auch die Committee hält Akropong für den geeignetsten Ort aus Gründen der gesünderen Lage Akropongs und weil am wenigsten gebaut werden müßte. Schwierigkeiten aber bietet einmal die Thatsache, daß seit 1844 die beiden Stämme nicht im besten Vernehmen zu einander stehen, sodann der Preis der Lebensmittel, der in Akropong höher ist, jedoch in Abokobi noch einmal so hoch wäre.

1. Station Christiansborg.

Miss. J. Zimmermann und seine Familie sind seit Neujahr 1856 leidend und befinden sich gegenwärtig als Gäste in Christiansborg. Große Anstrengungen, die ungemein mit Menschen und mit den verschiedensten Sachen überfüllten Räume in Abokobi, dazu eine ungesunde Jahreszeit hatten ihre schädlichen Wirkungen geäußert. Die Erscheinung des am Ende des Jahrs 1855 mit Miss. D. Baum angekommenen lieben Br. Herzog, welcher mit Energie und Geschick einen guten Theil der äußeren Arbeiten auf sich nahm, flößte den Brüdern Zimmermann und Steinhauser wieder neuen Muth ein; denn beide konnten nun wieder unmittelbarer ihrem Missionsberufe leben. Ersterer schritt nun mit seinem Gehülfen Thom. Quatei ernstlich an die Vollendung der Ga-Uebersetzung der Genesis. Es ist dieselbe bereits der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft in London übersandt worden, welche ihren Druck so wie den der nachfolgenden Bücher

zugesagt hat. Die Adoption des Lepsius'schen Alphabets hatte den Uebersetzer zur Umschreibung von mindestens der Hälfte genöthigt. — Mit Br. Herzog's Hülfe hoffte man schnell einige weitere Räume wohnlich und so das Haus gesünder zu machen; allein bald kam das Fieber über ihn, und heftige Regengüsse schwemmten mehrere noch unbedeckte Lehmmauern, die Arbeit von Wochen, wieder herab. Zimmermann's Entschluß, mit seiner Familie zur Erholung nach Akropong zu gehen und so den ebenfalls leidenden Brüdern Steinhauser und Herzog mehr Raum zu verschaffen, konnte nicht ausgeführt werden, weil bei der großen Zahl der Geschwister in Akropong es hiefür an Raum gebrach. Ende Januar ging Miss. Zimmermann allein nach Akropong hinauf. Die Erkrankung seiner Frau jedoch rief ihn wieder nach Abokobi zurück, von wo er, für die Zeit der Abwesenheit der Geschwister Locher in Akropong, mit seiner Familie nach Christiansborg übersiedelte.

Miss. Locher, seit Anfang März zu seiner Erholung in Akropong, berichtet von da, daß die kleine Gemeinde in Christiansborg am Epiphanienfest zu dem Entschlusse gekommen, ihr Gebet und ihre Beiträge besonders Täschi zuzuwenden. Täschi nämlich, das nun bald sein früheres Ansehen wieder erlangt haben wird, scheint auch einen Schritt vorwärts machen zu wollen: sie haben sich dort bereit finden lassen, ein Schulhaus zu bauen. Die nunmehr gedruckten Ga-Evangelien, die man ihnen zeigte und in einigen kurzen Abschnitten vorlas, erweckten eine große Leselust. Auch andere Thüren fangen unerwartet an, sich aufzuthun. So in Odumase im Krobo-Gebiet, dessen Fürst Odonko Aso im August 1855 unseren Missionaren, die auf einer Predigtreise ihn besuchten, seinen zwölfjährigen Knaben Tei zur Erziehung übergab. Katechist Paul Fleischer schreibt über seinen ersten Besuch, den er mit Tei bei dem Krobohäuptling jüngst ausführte, Folgendes: „Sobald ich Odumase erreichte, kam mir Odonko Aso entgegen über den Hof, schüttelte mir freundlich die Hand und fragte, wie sich die Missionare an der Küste befinden. Ich fand, daß dieser Mann freundlich und gütig

ist. Er rief mich meistens Morgens frühe, um etwas aus dem Worte Gottes zu hören. Seit meiner Ankunft ließen mir die Leute keine Ruhe; sie folgten mir überall nach, um etwas aus dem Ga-Testament, das ich bei mir hatte, zu hören. Sonntags den 3. Februar predigte ich einer großen Versammlung, die der Häuptling zusammengerufen hatte. Sie begehrten einen christlichen Lehrer, der sie in den Wegen Gottes unterweise. Ich frug daher den Häuptling, ob er willig wäre, eine Schule in seinem Dorfe errichten zu lassen. „O ja!" antwortete er und zeigte mir sogleich einen Platz, wo er alsbald ein Haus bauen lassen wolle, in welchem die Lehrer, die zu ihm kommen, wohnen können. Am Montag predigte ich ihnen nochmals, und sie bedauerten, daß ich sie am folgenden Tage verlassen wolle. Den 5. in der Frühe nahm ich Abschied, und der Häuptling bat mich, so oft ich könne, zu ihm zu kommen. Er gab mir einen Knaben mit, der mich in ein anderes Dorf führte, wo ich mit etlichen Leuten sprach. Dann ging ich in die Krobostadt (d. h. die auf dem Berge gelegene Stadt), wo sich die Leute versammelten und Viele dankbar waren, daß ich zu ihnen kam."

Dagegen ist die Aufnahme des Evangeliums auf den zu La oder Labodai gehörigen Dörfern weniger freundlich, weil der Einfluß der Fetischpriester hier größer ist. Es wird entschieden ausgesprochen, man wolle beim Fetischdienst beharren. Ein Haufen Leute jagte zu Anfang des Jahres den Katechisten unter großem Geschrei fort.

Der Zustand unserer Busch-Gemeinde in Abokobi, zu welcher gegenwärtig auch die Zöglinge des Katechisten-Instituts gehören, ist, nach dem Quartalbericht Missionars Steinhauser, ein erfreulicher. In der letzten Zeit zeigte sich ein Geist der Zucht unter ihnen, der sie antreibt, sich über einzelne Sünden gegenseitig zu bestrafen, und, wenn nöthig, dieselben auch den Missionaren zu offenbaren. Unaufgefordert vom Missionar halten sie zu diesem Zweck und zu gegenseitiger Stärkung des Glaubens monatliche (zuweilen auch halbmonatliche) Versammlungen, zu denen dann auch die ferner wohnenden Glieder gerufen werden. Zwei Ehebrüche kamen dadurch an's

Licht, die sonst wahrscheinlich verdeckt geblieben wären. Wenn es gleich schmerzt, die Verwüstungen Satans im Schafstalle Christi anzusehen, so ist es ein Zeichen der Kraft des Lichts, daß die Finsterniß überwunden und ausgeschieden wird. — Zuwachs erhielt die Gemeinde in Damfa. Die Taufe von zehn dortigen Christen gehörenden Kindern im Alter von 1 bis 6 Jahren am 14. Februar erregte großes Aufsehen. Bruder Herzog mußte wegen Unwohlseyn die Schreinerarbeit an der dortigen Kapelle aufgeben und am 15. zurückkehren: die Wohnung in dem neuen Zimmer dieser Kapelle, dessen Fenster- und Thür-Oeffnungen noch mit Teppichen verhängt werden mußten, hatte ihm als Anfänger nicht gut bekommen. Noch 14 andere Personen, theils Kinder, theils Eigenthumsleute, theils Verwandte der dortigen Christen, im Alter von 7 bis 24 Jahren, wurden am 17. Februar getauft. Es war ein schönes kleines Fest, bei welchem der Heiland gegenwärtig war. Sie hatten sämmtlich bei dem Katechisten Karl Raindolf den kleinen Katechismus auswendig gelernt, und beantworteten die Fragen aus der Heilslehre in befriedigender Weise. Beim Abschied von dem Dorf wendete sich Miss. Steinhauser an einen Mann auf der Straße mit den Worten: „Siehst du jenes Bethaus?“ — „Ja, Meister!“ — „Dort ist es nun deine Pflicht, das Wort Gottes anzuhören, das euch Allen nun so nahe ist.“ — „Meister, geh' jetzt; wenn du das nächste Mal wiederkommst, werde ich dir etwas zu sagen haben.“ — Auch in Koimensamang und in Teimang erschallt das Evangelium.

Seit Anfang März hatte Miss. Steinhauser das Katechisteninstitut, dessen provisorischer Hausvater er seit November 1855 ist, allein zu besorgen, da Geschwister Zimmermann in Christiansborg und Geschwister Locher in Akropong sich aufhielten. Ermuthigendes und Betrübendes kam im Gang der Anstalt während des ersten Quartals d. J. zum Vorschein. Einerseits schienen im Vergleich mit dem christlichen Leben der Heimath oft die allergewöhnlichsten und ersten Lebenszeichen des Glaubens zu fehlen und benehmen dem Arbeiter den Muth. Andererseits aber herrscht zugleich der

Mehrzahl nach ein regelmäßiges Gebetsleben in den Einzelnen mit einem Eifer und Ernst, der in der Heimath viele gläubige Christen beschämen würde. — Dem nächsten Quartalbericht vorausgreifend schreibt Br. Steinhauser, daß er Mitte April durch Krankheit sich genöthigt gesehen, die Katechistenzöglinge zu Br. Locher nach Akropong zu senden, wo sie hospitirend an dem Unterricht des dortigen Instituts Theil nehmen. Seit dem Weggang der Schüler geht es nun, dem HErrn sey Dank, dem erkrankten Bruder in Abokobi stufenweise besser.

2. Station Akropong.

Missionar Widmann meldet in seinem ersten Quartalbericht von 1856, daß das diesjährige Epiphanien-Fest ein besonderer Freudentag für die kleine Gemeinde war. Er durfte, außer seinem eigenen Kinde Rosine Ernestine, geboren den 20. December 1855, 14 Personen aus den Heiden taufen: 11 Jünglinge und Knaben von 23—13 Jahren, und 3 Mädchen von 16—13 Jahren, überdieß einen 50jährigen Mann, Abraham (Kwaku San), den ersten Familienvater, der in Akropong Christ geworden und ein angesehener vermöglicher Mann ist; die ersten Eindrücke desselben von der Wahrheit, die in Christo ist, rühren von der Predigt und von seinem Sohn Joseph her, der sich im Katechisten-Institut befindet.

Seit Ende des vorigen Jahres ist Br. Mohr nie recht wohl; seine Kräfte sind so gesunken, daß er bei jeder anstrengenden Arbeit Fieber bekommt und seine Glieder zu zittern anfangen. Dennoch hat der liebe Bruder noch keine Freudigkeit, die Committee um Erlaubniß zur Heimreise zu bitten, besonders so lange die Arbeitskräfte nicht durch neuen Zuwachs von Brüdern verstärkt werden. — Der Westindier Rochester, ein brauchbarer Arbeiter Br. Mohr's, ist ihm, nebst Mullings und Miller, entlaufen, ohne ein Wort zu sagen. Sie haben ihre armen Familien in Akropong gelassen und in Cape Coast Anstellung gesucht und gefunden.

Die Stations-Conferenz bittet unter dem 5. Februar die Committee, wegen Br. Mohr's geschwächter Gesundheit einen oder zwei Auswanderer, einen Holz- und Eisen-Arbeiter, hieher zu schicken, die sich da sehr gut ernähren könnten, jedoch wahrhaft christliche und tüchtige Männer seyn müßten. — In Abude sind gegen 20 Taufbewerber und die Bitte um einen Missionar wird immer wiederholt. Die Erbauung eines Schullocals nach Negerart ist ein Bedürfniß, was etwa 30 Dollars kosten würde. Es steht zu hoffen, daß die Leute selbst das Meiste thun werden.

Miss. Widmann meldet unter dem 27. März aus Abude, daß sich da ein Fetischpriester, von Pone an der Küste gebürtig, zur Taufe gemeldet habe. Miss. Schlegel hatte am 18. März, nach dreimonatlichem Aufenthalt, Akropong mit neugestärkter Gesundheit verlassen, um nach Quitta (Keta) zurückzukehren. Dagegen hat den Br. Herzog seine Fußreise mit Zimmermann in Einem Tag von Abokobi nach Akropong hart angegriffen: er war vom Fieber noch schwach gewesen und bekam nun leider einen Anfall von Dysenterie.

Miss. J. G. Christaller schreibt in seinem Quartalbericht vom 29. März, daß er zu Ende des vorigen Jahres mit Jonathan Palmer die Uebersetzung von Marcus vollendete. Im Januar und Februar fühlte er sich wieder so wohl, daß er das Evangelium Johannis nochmals ganz durchübersetzen konnte. Dagegen wurde er, als er sich in das Lepsius'sche Standard-Alphabet einarbeitete, auf's Neue elend und mußte die Arbeit bei Seite legen. Am 4. Februar machte er seinen monatlichen Ausflug mit den Zöglingen nach Mampong.

Miss. Mader, seit dem 31. Januar verheirathet, hält fortwährend am Freitag Abend 4 Uhr eine Straßenpredigt. Die Zahl der Zuhörer wechselte zwischen 12 und 70 und 80 (letztere Zahl hauptsächlich bei Todtencostümen). Die Ergebnisse sind ermuthigend. Manche sind regelmäßige Zuhörer, doch fehlt es auch nicht an Widerspruch, zum Zeichen daß das Wort nicht vergeblich verkündigt wird.

Dem neu angekommenen Miss. D. Baum bekommt Afrika bis jetzt nicht gut. Nach zweimonatlichem Aufenthalt hatte er bereits sein fünftes Fieber, und nach dreimonatlichem das achte Fieber. „Könnte ich arbeiten," schreibt er, „wie in Europa, so glaube ich noch in diesem Jahr in Odschi predigen zu können. Es kostet mich eine große Ueberwindung, so lange Zeit fast nichts thun zu können. Hier gilt Geduld und Glaube der Heiligen. Wäre mein Glaube nur von mir selbst, so hätte ich schon in den ersten Tagen meines Aufenthalts in Afrika Schiffbruch gelitten. Aber Jesus sitzt im Schifflein, wenn gleich scheinbar schlafend." Er gedenkt, noch vor der Regenzeit einen vorläufigen Besuch bei Miss. Süß in Gjadam zu machen.

3. Station Gjadam.

Miss. Süß war am Ende Februar von einem ungewöhnlichen Fieber heimgesucht. Er ist über Br. Baum's Besuch sehr erfreut. Gegenwärtig besteht sein Hauspersonal aus 7 Personen, worunter 4 von ihm freigekaufte Sclaven sind. Durch diese werden ihm Mittheilungen gemacht, die ihn in den Abgrund des grauenhaften Heidenthums, das ihn umgibt, hineinblicken lassen. Er bittet um Mitkämpfer im Gebet.

D. Nachrichten aus China.

Station Pukak.

Missionar Lechler macht in seinem ersten Quartal-Bericht von 1856 (Pukak, den 1. April) nachträgliche Mittheilung über eine Missionsreise des Gehülfen Tschong-hin nach Tschhong lok im August bis December 1855.

Zum dritten Mal verkündigte derselbe in seiner Heimath Tschhong lok das Evangelium. Mit einem Sack voll Bücher hatte er sich dahin auf den Weg gemacht. Nach 18tägiger Reise über Canton und Laulung kehrte er bei seiner verheiratheten Schwester in dem Dorfe Wong tschau liang ein, wo nicht bloß die aus sieben Personen bestehende Familie auf den Unterricht hört, die Götzen aus dem Hause verschwinden, sondern auch die meisten dortigen Familien Trac-

tate annehmen, z. B. biblische Geschichten, Predigten von Miss. Milne, Katechismen u. s. w. In seinem heimathlichen Dorfe findet er die beiden von † Bruder Hamberg getauften Christen Tschong ngi und Tschong sam noch fest stehend im Glauben, obwohl der Auffrischung bedürftig. Beide sind Steinhauer, haben keine Schulbildung genossen und können deßhalb nicht lesen; dennoch haben sie die Hauptstücke des christlichen Glaubens auswendig gelernt. — Zwei andere gleichfalls von Hamberg getaufte Chinesen wohnen in dem in der Nähe gelegenen Dorfe Tscham hang. Diese, der Vater Tschi si und dessen Sohn Tschi ngi, besitzen einige Bildung; und da letzterer vor seiner Rückkehr nach Hause im Juli 1854 ein ganzes Jahr Unterricht in unserer Schule bekommen hatte, so sind ihm die biblischen Geschichten und der Katechismus bekannt. Die ganze Familie besteht aus 9 Personen, die sämmtlich an dem Hausgottesdienst Theil nehmen, den der Vater Tschi si seit seiner Heimkehr von Pukak, wo er getauft worden, eingeführt hat. An den Sonntagen pflegte sich eine Anzahl Leute bei ihnen einzufinden, welche das Evangelium zuerst von Tschonghin gehört und das Götzenthum als falsch erkannt hatten. Tschi ngi las ihnen dann einen Abschnitt aus den biblischen Geschichten oder aus dem Neuen Testamente vor, und nachdem etwas darüber gesprochen worden, vereinigten sich Alle zum Gebet.

Während seines Aufenthalts in Tschhong lok widmete sich Tschonghin hauptsächlich den früher schon angefaßten Seelen und begann daher sogleich die Abendversammlungen wieder, in denen er wie früher einen Abschnitt aus dem Neuen Testamente vorlas und dann darüber sprach. Zum Schluß hielt er immer ein Gebet, woran die Ernsteren natürlich Theil nahmen, während die bloß aus Neugierde gekommenen vor dem Gebet wieder wegliefen. An Sonntagen hielt er regelmäßigen Gottesdienst, und außerdem machte er Ausgänge und Besuche an vielen Orten, predigte und vertheilte Tractate. — Aus einigen genaueren Notizen über mehrere Leute in Tschhong lok erhellt, wie das lautere Wort Gottes in einer Reihe Familien als ein heilsamer Sauerteig wirkt.

Tschung mu, ein Arzt, der sich auf die Pockenimpfung versteht (welche die Chinesen so ausführen, daß sie die Kruste der Pocken zu Pulver zerreiben und dasselbe dann den Kindern in die Nase hinaufblasen), hat das Evangelium schon früher gehört und empfing, da er die Schriftsprache gut kennt, von Tschonghin ein Neues Testament, auch einen großen Katechismus u. a. Die Götzen hat dieser Arzt weggeworfen, und wenn er Pocken impft, so erlaubt er den Eltern nicht, daß sie mit ihren Kindern zuvor die Göttin Kwan jim anbeten, die als Beschützerin der Kinder verehrt wird, sondern sagt den Leuten, daß er auf den wahren Gott vertraue, und ermahnt sie, das Gleiche zu thun. Wenn er zu Kranken gerufen wird, so benützt er öfters die Gelegenheit, um von der christlichen Religion zu sprechen. So kam es, daß Leute von dem benachbarten Oberamt Liung tschhon bei Tschonghin erschienen und ihn um Bücher baten, weil sie von dem Doctor Tschung mu gehört, daß dieselben eine sehr gute Lehre enthielten. Tschonghin gab ihnen ein Neues Testament, biblische Geschichten, einen Katechismus und mehrere Tractate. Tschung mu besuchte die Abendversammlungen regelmäßig, wenn er zu Hause war. Er hat auch einen älteren Bruder, der dem Evangelium geneigt ist; dagegen ist sein jüngerer Bruder bis jetzt gleichgültig geblieben.

In dem Dorfe Lo then besuchte Tschonghin einen alten achtzigjährigen Magister und gab ihm die geeigneten Bücher. Dieser aber wollte weder die Götzen noch die Ahnen fahren lassen. Doch nahm er ein Blatt mit den zehn Geboten, klebte es in seinem Zimmer auf, stellte eine Urne mit Weihrauch darunter, um so dem Gott, der Jehovah heißt, seine Verehrung zu bezeugen. Auf Tschonghin's Weisung that er aber die Urne wieder weg. — Fung chon, ein Onkel von Tschonghin, 79 Jahre alt, hat schon seit drei Jahren das Evangelium gehört. Ein Neues Testament hat er ganz durchgelesen und bat nun auch um ein Altes. Sehr auffallend kam es ihm vor, daß der HErr Jesus als Sohn Gottes den Anschlägen des Teufels so unterlegen sey, daß er sich habe

müssen kreuzigen lassen. Tschonghin gab ihm aber eine bessere Erklärung über das Geheimniß des Kreuzes.

Ein ständiger Missionar in Tschong lok ist sonach ein dringendes Bedürfniß. Tschonghin kam am 24. December 1855 mit Tschi ngi nach Pukak zurück. Letzterer wird da in der Schule bleiben, um mit Gottes Hülfe für den Dienst am Evangelium erzogen zu werden.

In Lilong hat Miss. Lechler eine Mädchenschule errichtet. Da unter dem weiblichen Theil der Gemeinde sich die ernstesten und innigsten Seelen finden, welche aber zugleich wegen mangelnder Schulbildung sehr unwissend sind und in späteren Jahren das Versäumte kaum nachholen und höchstens in freien Stunden einige Lieder auswendig lernen können, so ist die christliche Heranbildung der Mädchen ein dringendes Bedürfniß. Die Mädchenschule dient ebenso zum Versammlungsplatz für die Erbauung des weiblichen Geschlechts.

Anhang.

Mittheilungen von Basler Brüdern in fremden Diensten.

Rußland.

Pastor J. F. Dettling berichtet unter dem 17. Jan. 1856 aus Ustsolicha den seligen Heimgang seiner Gattin am 10. Juni 1855 in Tiflis, wohin er sie der ärztlichen Pflege wegen von Marienfeld gebracht hatte. Um dieselbe Zeit erhielt er einen Ruf nach der verlassenen deutschen Gemeinde in Ustsolicha, welchen er annahm, und worauf er am 2. October in derselben eingeführt wurde. Er schreibt von dorten: „Da die Pfarrei 5½ Jahre unbesetzt war, so scheint's, die Leute seyen hungrig geworden nach dem Brod des Lebens. Es ist hier sehr viel Arbeit, denn die Pfarrei hat fünf große Gemeinden und 14—15,000 Seelen liegen mir ob. Doch jetzt soll sie in zwei Theile getheilt werden, so daß ich noch drei

Gemeinden behalte, immer noch 8000 Seelen!" — Am 22. November verehlichte er sich zum zweiten Male, und zwar mit Pauline Bonwetsch, der Tochter des Pastors Bonwetsch.

Pastor G. Roth schreibt aus Helenendorf in Grusien unter dem 22. Februar 1856: „Vor einem Jahr um diese Zeit waren meine Gedanken über die möglichen Leistungen der Gemeinden zum Besten der Missionssache nichts weniger als hoffnungsvoll. Der Krieg war vor der Thür. Dazu kam die verderbliche Rebenkrankheit in stärkerem Maaß als das Jahr zuvor; überdieß in einigen Gegenden noch Hagelschlag, und die Trockenheit war so groß, daß die Ernte bei den meisten Colonieen beinahe ganz, und die Heuernte entschieden und allenthalben ganz fehlte. Nicht genug, es brachen im Spätsommer in Petersdorf und in Marienfeld einige Feuersbrünste aus, die den Eigenthümern Alles raubten und die theilnehmende Liebe der übrigen Colonieen in Anspruch nahmen. Catharinenfeld und Helenendorf haben außerdem mit der Bestreitung der Kosten ihrer Kirchenbauten zu ringen. Bei so bewandten ernsten Umständen, in denen in der Regel ein Jeder nur an sich zu denken pflegt, dachte ich öfter im Stillen: wie wird es in diesem Jahr mit dem Missionsbeitrag gehen? — Und siehe da, der Geber aller guten Gaben hat mehr geschehen lassen, als ich dachte. Es ergab sich im Vergleich mit dem vorigen Jahr noch ein Zuwachs von 55 Silber-Rubeln. Der HErr hat dieses gegeben, und darum konnten es unsere Gemeinden wieder geben; sie haben es nicht aus ihrer, sondern aus des HErrn Schatzkammer genommen. Auf diese Weise ist unser Geben nichts Großes. Dem HErrn allein gebührt dafür der Dank." —

Nord-Amerika.

Pastor Joh. Zimmermann schreibt unter dem 8. Januar 1856 aus New-Glarus, Green County, Wisconsin: „Was mich insonderheit anlangt, so muß ich berichten, daß mir der HErr, wie ich glaube, einen neuen Wirkungskreis angewiesen hat. Meine erste Stelle war ja Freeport in Illinois, wo ich 2¼ Jahre wirkte. Vergangenen Sommer

nun verließ Br. Streißguth seine bisherige Gemeinde New-Glarus, Green County, Wisconsin (eine Landgemeinde bestehend aus lauter Schweizern aus dem Canton Glarus, 80 Familien). Bei seinem Abgang schlug Br. Streißguth mich der Gemeinde als ihren Prediger vor, worauf ich von der Gemeinde einen Ruf erhielt. Ich betete darüber, berieth mich mit Andern, konnte aber zu keiner Gewißheit gelangen. Da schloß ich, es sey das Sicherste, an meiner alten Stelle zu bleiben, bis ich gewisse Tritte thun könne mit meinen Füßen, schrieb sodann nach New-Glarus, ich könne den Ruf nicht annehmen. Nach einiger Zeit aber, als ich meinte, es sey Alles in Ordnung, kamen zwei Abgeordnete von New-Glarus nach Freeport — und der Schluß war der, ich konnte es glauben, daß der Ruf vom HErrn komme. Nach drei Monaten mußte ich dann meine erste Gemeinde verlassen."

Pastor Chr. Schrenk in Evansville bemerkt, bei Einsendung eines Beitrags von fl. 121 vom dortigen Frauen-, Jungfrauen- und Jünglingsverein, unter dem 22. Januar Folgendes: „Gerne hätte ich die vorjährige Summe verdoppelt; da wir aber bauten, so war es nicht möglich. Der Bau unserer Kirche (1855. H. IV. S. 38.) kommt uns auf 4000 hiesige Thaler (à fl. 2½). Kein Kleines für hundert Gemeindeglieder, die alle ihre eigenen Lasten haben und bis auf eine Minderzahl Taglöhner sind. Ungeachtet aller Schwierigkeiten aber steht die Kirche vollendet da, wo vor einem Jahr um diese Zeit noch kein Backstein lag, wo ich noch in meinem Garten jeweilen auf und ab ging." —

Pastor J. J. Bühler in New-Orleans meldet unter dem 1. Februar, daß er, nach achtjährigem Dienst an der dortigen Gemeinde, im Sinn habe, seine Heimath zu besuchen, und sich von den Folgen so vieler erfahrner Krankheitsanfälle und anderen schweren Erfahrungen zu erholen. Er hat bereits in dem von der Chrischona ausgesandten Br. Mödinger einen Nachfolger gefunden.

Pastor J. Gantenbein schreibt unter dem 19. Februar aus Philadelphia, er sey nach zweijähriger Thätigkeit in Schuylkill County endlich im Oct. 1854 einem einstimmigen

Ruf an die deutsch-reformirte Johannes-Gemeinde in Baltimore gefolgt, die schon acht Jahre von Dr. Keßler aus dem Canton Graubündten bedient worden war. Aber ungeachtet seiner sehr gesegneten Wirksamkeit an dieser Gemeinde sah er sich doch durch wiederholte dringende Aufforderungen endlich bewogen, zu der im Anfang von ihm bedienten Salems-Gemeinde in Philadelphia zurück zu kehren. Er schreibt dann hievon: „Die Gemeinde zählte 150 communicirende Glieder, als ich sie in der Mitte des letzten Octobers antrat; nun aber haben wir schon 150 neue Glieder seither aufgenommen. Die Sonntagsschule, die sonst 80 — 100 Kinder zählte, hat nun 180 derselben in ihrer Pflege; und 24 Lehrer und Lehrerinnen, ein Oberaufseher, ein Secretär, ein Schatzmeister und ein Bibliothekar sind sonntäglich in derselben beschäftigt. Anfangs Februar hat sich auch ein Missions- und Erziehungsverein in der Gemeinde gegründet.“

And. Irion, Professor am evangelischen Missouri-Seminar, schreibt unter dem 26. Februar: „Die Zahl meiner wöchentlichen Stunden ist 23; davon 4 alttestamentliche Exegese, 1 biblische Geschichte, 4 griechische, 4 lateinische, 4 deutsche Sprache, 2 Weltgeschichte, 2 Geographie und 2 Gesang. Alle meine Zeit wird dadurch vollständig in Anspruch genommen. Bei alle dem kann ich mich auch nicht ganz der Wirthschaftsarbeiten entschlagen. Täglich habe ich ein Pferd und eine Kuh zu versorgen, zu melken und sonst noch dieß und das zu thun. Solche Dinge lassen sich hier nicht umgehen, und dann ist's am besten, man nimmt's hin wie das tägliche Brod.“

Pastor Rollau in St. Louis schreibt uns am 19. März: „Sie haben in der so wichtigen Stellung, welche Ihnen vom HErrn der Kirche angewiesen worden ist, von jeher den ausgewanderten deutschen Glaubensgenossen im Westen Nord-Amerika's Ihre Liebe und Fürsorge zugewendet, indem Sie ihnen von Zeit zu Zeit Prediger des Wortes vom Kreuze zugesandt haben. Viele dieser Brüder, welche ihre theologische Bildung in Ihrer Missionsanstalt erhalten haben, bilden einen großen Theil unsers kirchlichen Körpers, dessen Bildung, Wachsthum

und Wirksamkeit Sie stets mit liebender Theilnahme beobachtet und auch thatsächlich befördert haben. Der HErr hat sich auch in Gnaden zu unserm Werke bekannt; Er segnet auch unsere junge Pflanzschule, das Prediger-Seminar, aus welchem bereits 12 Zöglinge in den Dienst der evangelischen Kirche getreten sind. Aber der Arbeiter für das große, weite Feld sind so wenige! Wir haben jetzt vier organisirte Gemeinden zu versorgen, und haben doch keine Leute für sie. Bis zur nächsten Synodal-Conferenz werden noch verschiedene Gesuche um Prediger eingehen, und wir können im Laufe dieses Jahres keine Zöglinge des Prediger-Seminars zur Prüfung und Ordination entlassen. — Wir glauben in unserer Noth deßhalb vom HErrn an Sie gewiesen zu seyn, und bitten Sie, geehrte Brüder, im Namen des Evangelischen Kirchenvereins, im Namen der predigerlosen Gemeinden und Namens der Evangelischen Kirche, Sie wollen um des HErrn willen unsere Bedürfnisse berücksichtigen und uns im Laufe des Sommers wo möglich vier Arbeiter zusenden. Wir harren zuversichtlich der Gewährung unserer Bitte und wollen nicht ablassen, den HErrn anzurufen, daß Er Ihre Herzen in Ihren Berathungen also regiere, daß Sie bei Vertheilung Ihrer jetzt disponibeln Arbeitskräfte den Westen Nord-Amerika's unbedingt berücksichtigen müssen!" —

Br. Joh. Christian Seybold kam am 6. März bei der ihm anvertrauten Gemeinde in der neu aufblühenden Stadt Warsaw, Hancock County, Illinois, an. Unter dem 27. März schreibt er: „Ich fühle mich sehr glücklich hier, denn der HErr gibt mir viel Gnade. Nur selten bekommt ein Bruder gleich bei seiner Ankunft in Amerika eine solche Gemeinde, wie ich eine bekommen habe. Sie zählt mit den 5 Gliedern, welche ich nächsten Sonntag aufnehmen werde, nur 70 Glieder. Es ist aber Hoffnung, daß sie sich bald vergrößert." — Bereits vorher, am 22. Februar, hatte sich Br. Seybold mit der Tochter des Herrn Kanzleirath Wagner in Stuttgart, Maria, ehelich verbunden.

Asien.

Ostindien.

Aus Bombay schreibt Miss. C. W. Isenberg unter dem 19. März 1856: „Mein Wirkungskreis ist seit meiner Zurückkunft auf die Heiden beschränkt — freilich dennoch ein sehr weites Feld! Vom 4. December bis zum 7. Februar machte ich eine bedeutende Missionstour im Dekkahn, bis nach Dschakna im Nisamstaate, auf welcher Tour ich, theils mit unserm eingebornen Prediger Appaji, theils mit Bawler, gleichfalls einem eingebornen Prediger, das Evangelium in 66 verschiedenen Orten den Hindu's, den Muhammedanern und Parsis verkündigte, und Tractate und Theile der heiligen Schrift im Englischen, Persischen, Hindustani, Guzurathi und in der Marathi-Sprache theils verkaufte, theils unentgeltlich verbreitete. Meine Frau begleitete mich auf einem Theil der Reise bis nach Dschunia und Nasik. Am letztgenannten Orte versammelte ich 10 ordinirte Missionare der kirchlichen Mission im westlichen Indien, unter denen unsere deutsche Nation durch vier Brüder (Menge, Schwarz, Deimler und ich), also am stärksten, vertreten war, außerdem drei Engländer, Price, Rogers und Frost, zwei frühere Braminen, Daji Pandurang und Appaji Bapuji, und ein Schudra, James Hunter (früher Parameshwar genannt), — zu einer brüderlichen Conferenz in den Feiertagen vom 22. December bis zum 1. Januar, wobei wir des HErrn Nähe erfahren durften. In Nasik ist der Anfang zu einer Colonie von Heidenchristen gemacht; sie ist aber noch nicht so weit, als die von Bruder Bechler in Salem. Die Colonie heißt Scharanpur (Zufluchtsstadt, wahrscheinlich dasselbe wie Serampur), enthält 17 erwachsene Getaufte und 35 Kinder, meist Waisen, theils Knaben, theils Mädchen. Ein liebliches Kirchlein in der Mitte ladet auch die nahen Heiden zu Christo ein. — Erfreulich ist es, daß im Allgemeinen mehr Rührigkeit in die Missionen dieses Landes gekommen ist. Es wird jetzt viel mehr im Lande herumgereist und das Evangelium in den Districten verkündigt. Die Aufnahme, die das Wort findet,

ist natürlich verschieden, aber doch vielleicht im Allgemeinen besser als früher.“ —

Miss. K. Hesselmeyer schreibt unter dem 19. Januar aus Sotia in Assam: „Was meine Wirksamkeit auf dem Missionsfelde betrifft, so trachte ich mit möglichster Treue das zu thun, was meine Hand findet. Die Frucht mehrjähriger Predigt durch die Länge und Breite dieses Districts beginnt sich zu zeigen, und wäre ich nicht bange, vom Feinde der Kinder Gottes belauscht zu werden, so würde ich hier Einzelnes mittheilen. Es wird aber für Sie Grund genug zur Freude seyn, zu hören, daß ich viel Hoffnung für das baldige Kommen des Reiches Gottes in Assam hege. Im Taufunterricht sind drei Personen, und zwei weitere wünschen die Taufe.“

Miss. C. G. Pfander in Peschawer schreibt unter dem 29. Januar: „Die Muhammedaner in der Stadt zeigen mehr Feindschaft und widersetzen sich unserm Predigen mehr als früher; auch besuchen sie mich nicht mehr. Es ist ein harter Boden hier; doch das Evangelium ist eine Gotteskraft. — Meine Schrift in Erwiederung auf die letzten schriftlichen Angriffe der Delhi- und Agra-Muhammedaner hat endlich die Presse verlassen; sie zählt 152 enggedruckte Seiten. Ich hoffe, das wird das letzte seyn; ich habe nun nichts Weiteres zu sagen, und denke, auch die Muhammedaner haben Alles hervorgebracht, was sie aus unsern ungläubigen Schriftstellern auftreiben konnten.“

---

2. Die neusten Ereignisse auf dem Gebiete anderer Missionsgesellschaften.

China.

Im Jahresbericht der Londoner Missionsgesellschaft von 1855 heißt es: „Die Gelegenheiten, in diesem großen Götzenreiche das Evangelium zu verbreiten, haben sich sehr vermehrt und die Aussichten auf größern Erfolg haben sich fortwährend erweitert. Auf jeder der vier Hauptstationen,

wo wir Missionare haben, sind viel Eingeborne zu Christo bekehrt worden. Zu Emui sind 45 neue Gemeinglieder aufgenommen worden, und die Glieder der verschiedenen chinesischen Gemeinden sind nun auf nahe an 200 angewachsen. Unter diesen zeichnen sich mehrere durch ihre literarische Bildung aus und sind mit der Philosophie des Confucius wohl vertraut; aber sie haben sich zu den Füßen des großen Lehrers hingesetzt und sind als Kindlein in das Reich Gottes eingegangen. Ein guter Theil der Gemeindeglieder sind Frauen, welchen in China, wie überall im Morgenland, schwer beizukommen ist. Allein nachdem zuerst nur Wenige von den Missionsfrauen unterrichtet worden waren, verbreiteten dieselben die Heilskunde unter ihrem eigenen Geschlecht. — Von allen den Fremden zugänglichen Städten China's leistete keine dem Christenthum so hartnäckigen Widerstand als Canton. Hier endete der ehrwürdige Leang-Afa seine irdische Laufbahn, nachdem er viele Jahre das Evangelium treulich verkündiget, aber menschlich gesprochen fast ohne Erfolg; hier hat auch Dr. Hobson, außer seinen ärztlichen Bemühungen für Tausende von körperlich Leidenden, lange und treulich das Werk eines Evangelisten betrieben; allein von Jahr zu Jahr hatte er die Klagfrage zu wiederholen: „Wer glaubt unserer Predigt und wem ist der Arm des HErrn geoffenbart? — Doch endlich wurde sein Gebet erhört und der Lohn ihm zugetheilt. Dr. Legge berichtet davon unter dem 13. Februar 1856: „Dr. Hobson schrieb mir mehrmalen von Chinesen, welche nach der Taufe verlangten, und als ich bald nach dem Neujahr nach Canton kam, fand ich es im Spital ganz anders beschaffen als früher. Statt der bisherigen Gleichgültigkeit hatten jetzt Viele Freude am Evangelio; eine wohlthuende Wärme hatte die frühere Kaltherzigkeit verdrängt. Drei Tage wurden größtentheils auf Prüfung von fünfzehn Taufbewerbern verwendet, deren Redlichkeit wir wenig Grund hatten zu bezweifeln. Die Einsicht und Erfahrung einiger derselben war wirklich zum Erstaunen und bestätigte die Wahrheit des Spruchs: „Die Offenbarung deines Wortes erleuchtet.“ (Ps. 119, 138.) Zehn wurden

der Taufe theilhaftig und die meisten andern werden, wie wir hoffen, noch in der Erkenntniß der Wahrheit wachsen." — Ferner sagt der Bericht: „Zwar dürfen nach dem Vertrag von 1842 Europäer nur eine Tagreise von den fünf Hafenstädten landeinwärts reisen; allein die einheimischen Behörden zeigen keine Neigung, bei dem Verbot zu beharren, wenigstens bei Missionaren, daher unsre Brüder oft in's Innere reisen und nicht nur unbehelligt sind, sondern von allen Classen des Volkes beständig Beweise von Achtung und Freundschaft erfahren."

Asiatischer Archipelagus.

Celebes. Der Goßner'sche Miss. Schmidt in Makassar schreibt am 5. Mai 1855, die Regierung habe ihm nicht erlaubt, Schulen einzurichten. Doch half der HErr auf sein flehentliches Bitten, daß ihm endlich gestattet wurde, mit fünf Kindern anzufangen. „Die täglichen Anfragen von Groß und Klein," schreibt er, „drangen mich, weitere Schritte zu thun. Da erhielt ich endlich vom Statthalter unbedingte Lehrfreiheit für die nichtchristlichen Bewohner des Landes. Mehr konnte ich nicht wünschen. Die alte Schulstube wurde bald zu klein und darum vorläufig für 50 Kinder erweitert; ich muß aber darauf denken, bald noch mehr Platz zu schaffen. Da sind von allen Nationen: Javaner, Makasser, Bonginesen, Chinesen u. s. w. Der Unterricht wird mit Gebet begonnen und geschlossen. — Ich muß aber mehr Brüder zu Gehülfen haben. Der Arbeit ist zu viel."

Insel Flores. (Goßner'sche Mission.) Miss. Lenz hat die Weisung erhalten, auf der Insel Flores einen Missionsversuch zu machen. Derselbe schreibt von da am 24. November 1854: „Am 31. October setzte ich, als der erste Missionar, meinen Fuß auf die Insel. Wir fuhren zuerst auf einem Fluß in's Land hinein, sahen aber links und rechts keine Spur von Menschen, aber eine große Menge Affen. Nach zwei Stunden fanden wir einige Menschen, die aber, sobald sie uns erblickten, wegliefen. Des andern Tages trafen wir einige Männer, die ihren Göttern Schweine

opfern wollten. Wir wollten sie ihnen abkaufen, aber sie waren ihnen nicht feil. — Der Häuptling wollte uns nicht annehmen, bis wir Briefe vom Sultan von Bima (auf der Insel Sumbawa brächten. Er fürchte sich, sagte er, vor weißen Menschen, erlaubte uns jedoch, unten am Flusse eine Zeitlang zu wohnen. Die Eingebornen gehen alle nackend, bloß mit einem Lappen und einer Schnur um die Lenden. Die Frauen sind einigermaßen besser bekleidet. Einige essen ihre Eltern und Kinder, wenn sie krank werden. Das Land wäre sehr fruchtbar; da sie aber nicht arbeiten, liegt Alles öde." (Die Insel Flores liegt östlich von der Insel Sumbawa, und diese östlich von der Insel Java.)

Ober- und Niederindien.

Calcutta. (Schottische freie Kirche.) Miss. D. Ewart gibt Nachricht von der Missionsreise zweier ihrer eingebornen Missionare, worüber er im Allgemeinen sagt: „Unsre lieben Brüder Lal Bihari Da und Scheiba Tschandra Banurdschija sind von ihrer mehr als dreimonatlichen Missionswanderung zurückgekommen. Sie haben in 188 Dörfern das Evangelium gepredigt und sind an den meisten Orten sehr gut aufgenommen worden; sie glauben auch viele augenscheinliche Beweise zu haben, daß die Leute dem Wort der Predigt große Aufmerksamkeit schenkten und die unter ihnen verbreiteten heiligen Schriften sorgfältig lasen. An einigen Orten gab es Leute, welche gern etwas weniges für ein Neues Testament und für einzelne Bücher des göttlichen Wortes bezahlten. Mehrere Eingeborne der höheren Classe erwiesen ihnen Höflichkeit, luden sie in ihre Häuser ein und boten ihnen Unterstützung an. Sie freuten sich, daß ihnen ein Thor aufgethan war zur Verkündigung des Wortes Gottes, und daß es ihnen gegeben war, treulich Alle zur Theilnahme an dem Heil in Christo einzuladen."

Vorderindien.

Madras. Miss. Lechler in Salem, von der Londoner Missionsgesellschaft, schreibt bei Anlaß eines neulichen Besuchs

in Madras unter Anderm: „Ich war auch nicht wenig erstaunt, 5 Schulen für eingeborne Mädchen zu finden, welche ganz von Hindus gestiftet und gehalten werden. Bei der Prüfung einer derselben war ich zugegen. Hätte vor 15 oder 20 Jahren Einer dieses vorausgesagt, ich zweifle, ob selbst ein Missionar es geglaubt hätte. Jetzt ist aber die Thatsache vor Augen. Dieselben Leute, welche ganz im Ernst erklärten, es werde ihnen nie in den Sinn kommen, ihre Töchter unterrichten zu lassen, da dieß ihren Schastren, ihren Sitten und dem Wohlergeben ihrer Familien entgegen wäre, schicken jetzt ihre Mädchen in die Schule, um sie Lesen, Schreiben, Rechnen, Nähen, Geographie, Geschichte und christliche Moral lehren zu lassen. Bei der Prüfung waren die Väter und Verwandten dieser Mädchen zahlreich anwesend und beobachteten mit großer Aufmerksamkeit die Fortschritte, welche ihre Töchter gemacht.“

Asiatische Türkei.

(Amerikan. Mission.) Ein Nationalgehülfe von Diarbekir, Schemmas Sulliba, machte unlängst einen längern Besuch in Mardin und dem benachbarten Dorfe Geolle. Er fand an beiden Orten die Stimmung im Allgemeinen günstig zur Aufnahme der göttlichen Wahrheit, und das vornehmlich an letzterm Orte, wovon er erzählt: „Ich habe mich dort mit einem Manne befreundet, der mich in sein Haus aufnahm. Manche Leute zürnten ihm deßwegen und sagten zu ihm: „Warum nehmt Ihr diesen Mann auf?“ Er antwortet ihnen aus der Bibel. Er kann zwar nicht lesen, doch vermag der Bischof ihm nicht zu antworten. Am Sonntag Abend ging ich in das Haus eines Verstorbenen (nach hiesigem Gebrauch). Es waren an 100 Personen da, die allerlei Unnützes redeten. Neben mir saß der Bischof. Nachdem ich ihn um Erlaubniß gebeten zu reden, sagte ich: „Brüder, warum seyd ihr in dieses Todtenhaus gekommen? Bedenkt, daß ihr alle sterben müßt.“ u. s. w. — Als darauf der Bischof anfing ihnen zu predigen, sprachen alle Zuhörer zu ihm: „Bis heute haben wir nie dergleichen von Euch gehört.“ Er sprach sehr gut.

Jetzt wurde zu essen gebracht, und hernach redete ich wieder. Der Mann, der mich in sein Haus aufgenommen, fragt den Bischof: „Ist irgend ein Irrthum in dem, was dieser sagt?“ Antwort: „Nein, habe ich denn je etwas gegen ihn gesagt? er ist mein Bruder, und ich sage euch, hört was er euch sagt und thut es. Ich wollte, er bliebe hier und unterrichtete euch.“ Was ich gesagt hatte, war Folgendes: nachdem ein Mensch gestorben sey, könne Niemand weiter etwas für dessen Seligkeit thun. Hieraus entstanden viele Fragen, auf welche ich aus der Bibel antwortete. Auch der Bischof half mir. Einer fragte ihn: „Warum habt Ihr uns früher dieß nicht gesagt?„ Antwort: „Bin ich daran schuld? ich habe einen Meister (wahrscheinlich den Patriarchen); geht, sagt es ihm.“ Und abermals fing er an, aus der Bibel zu lehren, und bezeugte ihnen, es gebe keinen andern Heilsweg, als den in der Bibel beschriebenen. — Der Bischof ging dann fort und wir sprachen noch eine Stunde. Die, welche zuvor mit meinem Gastwirth zürnten, sprachen jetzt zu ihm: „Vater, es ist nichts Unrechtes an dem, was dieser Mann sagt.“ Wir trennten uns in Liebe, und Viele wurden von da an Freunde der Bibel und baten mich, ihre Kinder lesen zu lehren. Ich antwortete, ich könne nicht hier bleiben; wenn sie aber 20 Kinder und ein Haus hergeben wollten, so wolle ich trachten, ihnen einen Lehrer zu verschaffen.“

Miss. Clark in Arabkir macht folgende Schilderung von dem neu erwachten Geistesleben der dortigen protestantischen Gemeinde. „Der HErr scheint sich dieses Volkes immer mehr anzunehmen und durch seinen Geist wirksam unter ihnen zu seyn. Noch nie hatten wir so große Sonntagsversammlungen und so andächtige Zuhörer wie gegenwärtig. Unsre Brüder sind geistlicher, trinken begieriger aus den reichen Gnadenquellen Gottes, erkennen tiefer den hohen Werth der Seele, und arbeiten ernstlicher an der Bekehrung ihrer Volksgenossen. Eigengerechte Menschen fangen an einzusehen, daß sie vor Gott große Sünder sind, und Viele, die bisher gleichgültig waren, sind jetzt ernst und aufmerksam. Oft, wenn Gottes Wort verkündiget wird, bemerken wir,

wie sich die Gefühle in Schluchzen und Thränen Luft machen. Unser Versammlungssaal ist zu klein geworden, und wir sind nun daran, ihn zu vergrößern. — Auch gewahren wir einen neuen Fortschritt in der Zunahme anwesender Frauen in den Versammlungen. Bisher leisteten die Frauen, als unwissende und willige Werkzeuge der Priester, unserm Werk immer den größten Widerstand, und wenn ihre Männer, Väter, Söhne und Brüder irgend welche Neigung zeigten, uns zu besuchen, so widersetzten sie sich ihrem Vorsatz. Wenn die Priester ihnen sagen: „Kommt zur Beichte, haltet die Fasten, haßt die Protestanten, so wollen wir euch selig machen," so glauben sie ihnen auf's Wort. — Jetzt aber scheint der Einfluß des Priesters auf das weibliche Gemüth nachzulassen. — Ein weiteres Zeichen des Fortschritts ersehen wir in der Zunahme unsrer Schüler. Gegen 150 Schüler sind so seit zwei oder drei Monaten unter unsern Einfluß gestellt worden. Die Schulbücher sind Tractate, das Neue Testament, der Psalter und Katechismus, und so werden die Schüler oft die wirksamsten Prediger des Evangeliums bei denen, die sonst nie eine evangelische Predigt hören würden."

Syrien.

Hasbaia. (Amerikan. Mission.) Im letzten Jahresbericht von dieser Station charakterisiren die Missionare den Stand der Religiosität im Allgemeinen wie folgt: „Es herrscht unter dem Volk im Allgemeinen die Ansicht, daß der Protestantismus das einfache und ursprüngliche Christenthum sey, wie Christus und die Apostel es gelehrt und gepflanzt haben. Hieraus erfolgt nothwendig, daß nur Wenige ihren Kirchen aus Ueberzeugung anhangen, wie außer unsrer persönlichen Bekanntschaft mit der Gesinnung Einzelner aus folgenden Thatsachen erhellt. Die Kirchen werden sehr spärlich besucht; die Feste und Fasten werden von sehr Vielen gar nicht mehr beobachtet; der Gebrauch, Bilder zu küssen oder sonstwie zu verehren, ist fast ganz eingegangen; Hunderte gehn nicht mehr zur Beichte; und die große Lehre, daß allein bei Jesu das Heil zu finden, wird nun allgemein als der eigenthüm-

liche Zug des Protestantismus erkannt und vielleicht eben so allgemein geglaubt. Die stärksten Belege für diesen letztern Umstand finden wir in den Eröffnungen an den Sterbebetten, wo die Wahrheit der Ewigkeit der Falschheit und Sündigkeit des vergangenen Lebens so klar gegenüber tritt. Wir waren entweder selbst Zeugen oder haben von Andern gehört, wie Sterbende sich entschieden weigerten, einen andern als Jesu Namen anzurufen, und zwar oft mit aller Heftigkeit der Empfindung, welche Hoffnung oder Furcht zu erwecken vermag. — Die Priester, außer Stande, diesen Glauben zu erschüttern, müssen sich's eben gefallen lassen und erhalten dadurch ihrer Kirche Viele, die nicht mehr an ihre Lehren glauben. — Die verständigern Griechen übersehen auch keineswegs diesen Verfall ihrer Religion, denn sie haben, wie es scheint, unlängst eine geheime Gesellschaft gestiftet, welche alle unsere Bewegungen beobachtet und ihnen entgegen tritt. Sehr merkwürdig ist der Umstand, daß unter den thätigsten Gliedern dieser Gesellschaft anerkannt protestantisch gesinnte Männer sind."

West-Afrika.

(Norddeutsche Mission). Im Januar machten die Missionare Plessing und Kohlhammer eine Predigtreise in Gegenden, wo noch kein Missionar hingekommen war. Von einem solchen Orte schreibt Plessing: „Abogsome ist die Hauptstadt des Some-Stammes. Es ist dieses ein Volk, das um seiner Raubsucht willen allgemein berüchtigt ist. Können sie eines Schwarzen habhaft werden, so hat derselbe auch damit seine Freiheit verloren. Er wird geknebelt zur nächsten Sclavenfactorei geführt und verkauft. Setzt er sich zur Wehr, so zerschneiden sie ihm mit scharfen Messern den Rücken, um ihn kampfunfähig zu machen. Ueberhaupt führen sie ihre Waffen immer so, daß die beigebrachten Wunden Längen-, nicht aber Querwunden werden, und hüten sich sehr, tödtliche Wunden beizubringen, oder auch nur solche, die eine Steifheit bewirken könnten, weil sie in diesem Falle keinen Markt für die Opfer ihrer Habsucht finden würden. Weiße

Reisende sind von ihnen schon bis auf die Haut ausgeplündert worden. Es war dieses das erste Mal, daß wir zu diesem Stamme kamen. Ich hatte früher einmal Gelegenheit, zwei dieser Wegelagerer zu sehen, die einem entlaufenen Sclaven nachsetzten. Unter dem Arm hatten sie handbreite, schwere Messer, um die Lenden schmutzige, zerfetzte Tücher. Beide waren von gedrungenem, dauerhaftem Bau und allenthalben trugen ihre Leiber die Zeichen früherer Kämpfe. Einer derselben hatte eine anderthalb Fuß lange schlecht geheilte Narbe auf dem Rücken, in die ich bequem zwei Finger hätte legen können. Ihr Haar war lang und buschig, eben so ihre Augenbraunen und Wimpern, unter denen ein blitzendes, pechschwarzes Auge hervorquoll. Es ist übrigens nicht das ganze Game-Volk in so tiefe Barbarei und Grausamkeit versunken; dieselbe erstreckt sich nur auf einige Städte und Dörfer; im Allgemeinen aber findet man industriell sehr begabte Leute daselbst. Ihre Kleider sind um der Schönheit willen allgemein gesucht. — Jene Gegend haben wir in's Auge gefaßt und werden sie, wenn der HErr Kraft und Gesundheit schenkt, noch mehr besuchen. Abogsame ist schon selbst eine volkreiche Stadt, und dann liegen ganz in der Nähe bedeutende Orte."

Süd-Afrika.

(Brüdergem.) Die im letzten Kaffernkriege zerstörte Station Gosen (ehemals Sichem genannt) ist nun auch wieder hergestellt worden, und der für dieselbe bestimmte Miss. Hartmann ist am 5. October 1855 von Silo aus daselbst eingezogen. Er sagt in seinem Brief vom 31. October von dieser Station: „Unsre kleine, bis jetzt etwa 60 Seelen starke, Gemeine besteht aus Fingu's und Tambukki's, zum großen Theil Leuten, die während des Krieges bis vor 1 oder 2 Jahren in Silo gewohnt haben, und daher mit dem Worte Gottes schon theilweise nicht mehr unbekannt sind. Ich halte dieselben in unserm Hause, bis eine temporäre Kirche und Schule, nach Art der Kaffernhäuser, gebaut seyn wird, woran die Leute jetzt arbeiten."

Miss. Kölbing in Gnadenthal hat im November bis Mitte December 1855 mit seiner Familie einen Aufenthalt auf der Robben-Insel gemacht, und berichtet nun unter dem 21. Januar über den Stand dieser Kranken-Colonie Folgendes: Die Zahl der Kranken in dem Hospital beträgt jetzt 300, wovon 70 Lazaruskranke und 76 Geisteskranke, die Uebrigen sind Blinde, Lahme, Altersschwache und sonst hülflose Personen. Unter den Lazaruskranken sind nur zwei von europäischer Abkunft; aber unter den Uebrigen sind mehr als ein Viertheil Leute aus allerlei Volk: Engländer, Franzosen, Italiener, Deutsche, Dänen, Schweden, Ungarn und ein Türke. Es steht ein entschieden christlicher Arzt an der Spitze, wovon man die segensreichsten Folgen wahrnehmen kann. Die Gottesdienste des Sonntags, zum Theil englisch, werden von sämmtlichen Kranken besucht, während die Versammlungen der Wochentage mehr nur von denjenigen benützt werden, die sich näher an uns anschließen, meist Farbige, gewöhnlich an 70 Zuhörer; ihre ganze Zahl beträgt etwa 80.

Ein ermunterndes Beispiel der bekehrenden Macht der Gnade Gottes erzählen die Berliner Missionare der Station Bethel in ihrem Bericht von der letzten Hälfte des Jahres 1855: „Eine Hottentottenfrau, welche 10 volle Jahre das Wort Gottes hier gehört, war wohl arm, aber nicht im Geiste. Auf unsre Frage, wann sie sich zu dem guten Hirten und Bischof der Seelen bekehren werde, hatte sie stets nur die Eine Antwort: „Nie und nimmer." Endlich mußte sie doch zu ihrer und unser Aller Freude ein Schmerzenslohn des Gekreuzigten werden. Sie sparte, wie so Viele, die Buße bis sie krank wurde, und nun trat Verzweiflung an der Gnade Gottes ein. Statt des „nie und nimmer" wurde ihre Antwort auf unsere Bitten längere Zeit wohl eine andere, aber keine bessere, nämlich die: „Zu spät, für immer zu spät!" Durch fortgesetzten Besuch unsrer Seits, und durch die mit vielen Thränen gesprochenen Versicherungen, daß ja der Heiligste dieser Erde nimmermehr durch seine Werke selig werde, sondern allein durch Gottes Gnade und Christi Blut die Hoffnung des ewigen Lebens haben könne; daß aber diese

Gnade auch für sie bereitet und genügend sey, gelang es dem guten Geiste, das trotzige und verzagte Herz zum freudigen Glauben zu bringen. Das eiskalte Herz wurde plötzlich zu einer solchen Freuden- und Friedensflamme, dergleichen wir uns kaum erinnern können, hier gesehen zu haben. Sie empfing noch in der elften Stunde das Sacrament der heiligen Taufe und mit diesem die Versicherung: „Deine Sünden sind dir vergeben, gehe hin in Frieden."

(Französ. Mission.) Morija. Nach einer langen Zeit schwerer Prüfungen für die Mission berichtet Miss. Arbousset unter dem 31. December 1855: „Am Weihnachtsfest fand sich eine große Menge von Zuhörern bei uns ein. Es waren Leute jedes Ranges und Alters, sowohl aus dem Orte selbst, als aus den nähern und fernern Dörfern, wie zur Zeit der ersten Erweckung. Da in der Kirche nicht für den dritten Theil Platz gewesen wäre, so hielten wir den Gottesdienst unter freiem Himmel. Am folgenden Tage schritten wir zur Prüfung der Katechumenen (37 an der Zahl), welche drei ganze Tage währte. In Beziehung auf ihre Kenntnisse waren wir befriedigt. Mit den vier Evangelien, sowie mit den wichtigsten Begebenheiten des Alten Testaments sind sie wohl bekannt. Keiner war weniger als ein Jahr im Unterricht, einige schon seit 1850. Ihrer 26 lesen fließend." — Am Tage nach beendigter Prüfung hatte die Taufe der Katechumenen statt.

Mittel-Amerika.

(Brüdergem.) Miss. Pfeiffer in Bluefields schreibt: „Anfangs August (1855) fand die erste Aufnahme einiger der bewährtesten Besucher unsrer Kirche in die Gemeine statt. Unter diesen war die erste von uns hier getaufte Negerin Mary Waters, so wie der alte Thomas Archibald, auch eine treue Seele, die durch die Gnade Gottes gründlich bekehrt und zur Erkenntniß sowohl des eigenen Sündenelends als auch des Heils in Christo gelangt ist. — Am 17. September wurde auf feierliche Weise der erste Pfosten zu der neuen Kirche in Pearl Kay Lagoon in die Erde befestigt. (Siehe

H. I. S. 84.) — An die Stelle der Geschwister Pfeiffer, welche zur Ruhe gesetzt sind und nach Europa zurückkehren werden, sind die Geschwister Feurig von Jamaika auf die Mosquitoküste berufen worden.

Süd-Amerika und Westindien.

(Brüdergem.) In den verschiedenen Distrikten von Niederländisch-Guiana zählte die Brüder-Mission zu Ende 1855 in ihrer Pflege befindliche Schwarze und Farbige: Communicanten 2440; getaufte Erwachsene 5683; getaufte Kinder 2966; noch nicht getauft (incl. die für die Zeit ausgeschlossenen Getauften) 10,236. Zusammen 21,345 Personen. Im Laufe des Jahres 1855 wurden von den Missionaren getauft 711 Erwachsene und 489 Kinder. Sie haben jetzt mit der Predigt des Evangeliums Zutritt zu 176 Pflanzungen, während ihnen eine ziemliche Anzahl noch verschlossen ist.

Surinam. Auf der Pflanzung Rut en Schadelyk hat der HErr der Mission der Brüdergemeine eine weite Thüre aufgethan, und am 21. November 1855 ist Miss. Wyberg daselbst angelangt, um zur Leitung des Baues einer Kirche und eines Wohnhauses bei der Hand zu seyn.

Jamaika. (Brüdergem.) Ueber den geistlichen Zustand der dortigen Gemeinen gibt Miss. Buchner in Fairfield unter dem 31. Januar folgende Nachricht: „Der Kirchenbesuch auf allen unsern Plätzen ist sehr befriedigend; nur selten ist es der Fall, daß sich in unsern Kirchen noch Raum findet, und wir freuen uns, daß ein großer Theil unsrer Zuhörer junge Leute sind. Die Versammlungen auf den Negerdörfern sind meist sehr gut besucht und gewöhnlich kann das Haus nicht alle Zuhörer fassen." — Das Jahresverzeichniß von 1855 zeigt 4127 Communicanten, 922 Gemeinglieder (noch nicht Communicanten) und 2466 Candidaten zur Aufnahme, incl. 173 Ausgeschlossene, zusammen 7515 Erwachsene und 5437 Kinder unter 12 Jahren. Summa 12,952 Personen."

„Im Lauf des vorigen Jahres haben wir in Jamaika 27 Heiden getauft, wovon 22 in Irwinhill. Es sind dieß

Neger, die vor einigen Jahren von einem Sclavenschiff befreit wurden."

Nicht minder erfreulich ist der Zustand der Gemeine in Moriah auf der Insel Tabago. Miss. Voullaire schreibt unter dem 5. Februar: „Die Kirche ist fast jeden Sonntag vollkommen angefüllt und die Aufmerksamkeit der Leute wahrhaft ermuthigend. Die Tagesschule wird durchschnittlich täglich von etwa 200 Kindern besucht. Unsers Schullehrers, Will. Thomas, kann ich nur mit der vollkommensten Zufriedenheit Erwähnung thun. Er ist ein Neger, wie ich bis dahin noch wenige kennen gelernt habe, ein Mann auf den man sich verlassen kann, der mit Pünktlichkeit und Angelegenheit sein Amt besorgt, und dem es auch ein Herzensanliegen ist, die Kinder zu dem Freund der Sünder zu weisen. Ein Schulexamen im Januar gereichte ihm in Wahrheit zur Ehre. Das gute Betragen der Kinder, ihre guten Antworten und ihr lieblicher dreistimmiger Gesang würden auch einer Schule in Europa Ehre gemacht haben."

Bahamas. (Engl. Baptisten) Nach Miss. Capern's Bericht sind in seiner Abtheilung dieser Inseln 46 Gemeinen mit mehr als 2000 Gliedern über 12 Inseln zerstreut; ferner 6 Wochenschulen mit etwa 300 Schülern, und 32 Sonntagsschulen mit über 1800 Schülern. Die Gemeinden und Schulen waren viele Jahre, bis zur neulichen Ankunft des Herrn Davey's, unter der Oberleitung eines einzigen europäischen Missionars, dem sieben eingeborne Prediger zur Seite standen, verbeiständet von 160 andern Lehrern. Die Leute bauen und unterhalten ihre Kirchen selbst. Miss. Capern meldet ferner: „Seit vier Monaten ist in der religiösen Bevölkerung von Nassau eine merkwürdige Veränderung eingetreten. Es ist allgemein der Wunsch nach einer Art religiösen Bundes erwacht, und Baptisten, Wesleyaner und Presbyterianer tauschen ihre Kanzeln unter sich aus. Auch das Betragen der Episkopalen gegen andere Gemeinschaften hat sich sehr verändert." — Auf den Türken-Inseln sind 7 Gemeinden mit 478 Gliedern. Die zwei europäischen Missionare sind von sechs eingebornen Predigern,

einem Schulmeister und 57 Sonntagsschullehrern verbeiständet. Im letzten Jahr wurden 15 getauft. Zum Unterhalt der Station wurden von der Gemeinde nahe an 400 Pfd. (fl. 4800) beigesteuert.

Inseln der Südsee.

Tahiti. (Londoner Mission.) Im Jahresbericht von 1855 heißt es von dieser Station: „Ungeachtet gewaltiger Schwierigkeiten hat Miss. Will. Howe doch fortgefahren, die heilige Schrift zu verbreiten und verschiedene Bücher zu verfassen und zu drucken, welche die Belehrung des Volkes, insbesondere die Erhaltung der protestantischen Schriftlehre zum Zweck haben. Er hat unlängst den Druck von Commentaren des Evangeliums Johannis und des Briefes Pauli an die Philipper vollendet, sowie einen Band Predigtentwürfe für den Gebrauch eingeborner Prediger und Evangelisten. — Da der römisch-katholische Bischof einen Katechismus herausgegeben hat, worin das Papstthum gelehrt und der Protestantismus ganz entstellt wird, fühlte sich Howe zu einer entschiedenen aber milden Entgegnung verpflichtet. Hierüber gab nun der Bischof eine Klage vor Gericht ein, allein seine Beschuldigungen waren so grundlos, daß der betreffende Beamte, obschon vom Statthalter angetrieben, sich weigerte, die Sache vor Gericht zu bringen, wofür er seines Amtes entsetzt wurde; und als endlich die Sache dennoch zur Untersuchung kam, wurden die Beschuldigungen gegen unsern Missionar fallen gelassen. — Das Volk hat bisher den Truglehren und Lockungen des Papstthums wacker widerstanden; aber neulich wurden in einigen Distrikten, unter dem Vorwand, die französische Sprache zu lehren, die Schulen unter die Oberaufsicht katholischer Priester gestellt.“ — Am 19. August 1855 starb der ehrwürdige Missionar John Davies in dem 84sten Jahr seines Lebens, nachdem er seit Juli 1801 der Mission auf Tahiti mit Eifer und Hingebung gedient hatte.

Harvey-Inseln. (Londoner Mission.) Die Häuptlingin und Cassenführerin der Insel Rarotonga schrieb folgenden Brief an Sir E. Eardley in London: — „An den

Mann, welcher in Britannien das Geld aufbewahrt. — Werther Herr! Liebe sey Ihnen durch den HErrn Jesum Christum. — Sie wissen, daß unser Land arm ist, und daß wir hier keine Goldgruben haben. Brennholz, süße Kartoffeln und Geflügel sind die einzigen Mittel, um uns Geld zu verschaffen. — Bei der Jahresversammlung von 1855 fand sich's, daß unsre Subscriptionen nicht die Höhe erreichten, die wir uns vorgesetzt; da ermahnten wir uns zu mehrerem Eifer, damit unsere Subscriptionen nächstes Jahr mehr seyn möchten. Eines aus unsrer Mitte erhob sich und sprach: Der Beutel für dieses Jahr ist nicht voll; laßt uns versuchen, ob wir ihn nicht vollstopfen können, ehe wir vom nächsten Jahr reden." Dann fingen wir an, unsre Taschen zu durchsuchen, und nun gelang es doch, das Versprochene zusammen zu bringen, und wir waren sehr froh und dankten Gott, daß Er uns die Mittel gegeben. — Es geht uns geistlich und zeitlich gut. Männer und Weiber ahmen die guten Weisen der Fremden nach, welche mit den Segnungen des Evangeliums zu uns gekommen sind, und deren Gebräuche früher hier zu Lande gänzlich unbekannt waren. Wir sind darauf bedacht, für nächstes Jahr mehr Geld zusammen zu bringen und haben schon einiges davon erhalten. Dieß ist mein Wort an Sie, Herr Geldverwahrer. Seyen Sie nicht niedergeschlagen. — Sie haben bis jetzt viel gehabt, und ich hoffe, Sie werden noch mehr bekommen. Wir wollen thun was wir können, und wollten mehr thun, aber wir haben hier keine Grube, wo Gold gefunden wird. Dieß sind unsere Wünsche, daß das Wort Gottes unter uns wachse und sich über die ganze Welt verbreite. Der Betrag unserer Subscriptionen von 1855 ist 230 Thaler (fl. 575). Den 4. Oct. 1855. Na Makea."

Samoa- oder Schifferinseln. (Londoner Mission). Im Jahresbericht von 1855 wird gemeldet, der seit mehreren Jahren zwischen verschiedenen Stämmen geführte Krieg sey nun beendigt. Dann wird ein Brief von Miss. G. Turner vom 28. Sept. mitgetheilt, worin es heißt: „Am 18. und 19. hatten wir große Zusammenkünfte, — die eine hier und

die andere im Sagana-Theil unseres Districts, um Gott zu danken, daß wir diesen Monat den Druck der ganzen heiligen Schrift in der Samoasprache vollendet haben. Anziehendere Zusammenkünfte haben wir wohl noch nie gehabt." — „Ich kenne die Geschichte jedes Manuscriptes, von der Genesis bis zur Offenbarung, und kann bezeugen, daß die gewissenhafteste Sorgfalt darauf verwendet worden ist. Jedes Buch wurde, nachdem der Uebersetzer sein Bestes dabei gethan hatte, Vers für Vers und Wort für Wort der genauesten Prüfung einer Dreier-Commission unterworfen, ehe es zum Druck befördert wurde. Ueber 10 Jahre lang waren Hr. Hardie und ich mit der Durchsicht beschäftigt." — Gleich nach Vollendung dieses großen Werkes wurde an Zubereitung einer Anzahl Schul- und Lehrbücher gegangen. — In demselben Brief meldet Miss. Turner: „Die Beiträge der sieben Dörfer des Districts für dieses Jahr zum Unterhalt der Lehrer betrug 42 Pfd. und 17 Schilling (514 fl.). Es ist dieß das dritte Jahr: im ersten Jahr trugen sie 14 Pfd. 5 Sch. bei, im zweiten 22 Pfd. 4 ½ Sch. und im dritten Jahr schon 42 Pfd. 17 Sch. — Man besorgte, diese Beiträge würden den Subscriptionen für die Mission Abbruch thun; allein dieß war nicht der Fall. — Unsere Collecte in der dießjährigen Mai-Versammlung war ungewöhnlich groß. Die der Erwachsenen betrug 200 Thaler (zu fl. 2 ½) und die der Kinder 145 Thaler."

(Wesleyan. Mission.) Am 10. December 1855, ein paar Tage nach der Rückkehr des Missionsschiffs „John Wesley" von den Südsee-Inseln nach Sydney (Neuholland), erschien in einer dortigen Zeitung ein Bericht von einem Ungenannten über die Wesleyanische Mission auf den Freundschafts- und Fidschi-Inseln, aus dem wir hier Einiges mittheilen. „Da das Christenthum auf den Freundschafts-Inseln seit Jahren einheimisch ist, so ist auf dieser Gruppe nichts mehr vom Sieg des Evangeliums über das Heidenthum zu berichten; aber es freut einen zu hören, daß das Volk seine Liebe zur Wahrheit immer noch durch jährliche Beiträge für die Mission bethätigt. Der John Wesley bringt etwa

24 Tonnen Palmöl als Missionsbeitrag. — Auf der Wawau-Gruppe hatte eine Erweckung statt, die bald nach einem heftigen Ungewitter, von Ueberschwemmung begleitet, ihren Anfang nahm. Vor diesem Ereigniß war die Gemeinde sehr todt. Bald hernach aber entstand zuerst in einem abgelegenen Dorfe, dann in einem andern, und so von Dorf zu Dorf und von Insel zu Insel eine Erweckung, die sich noch immerfort ausbreitet und unter der Bevölkerung im Allgemeinen mehr Ernst, sowie die Bekehrung mehrerer sehr verdorbener Menschen zu Christo zur Folge hatte. Während sich der John Wesley dort aufhielt, war es dem Schreiber dieß vergönnt, Karawanen aus mehrern Dörfern mit Liebesgaben ankommen zu sehen. Alte Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen und kleine Kinder kamen im Festkleid und Lieder singend ihre Opfer zu bringen. Einige brachten ein Schwein, Andere ein Huhn, wieder Andere Jams oder ein Stück Landestuch, und die kleinen Kinder trugen Kränze und Blumen. Keines kam mit leeren Händen, und Alles wurde vor dem Missionshaus niedergelegt als Ausdruck ihrer Dankbarkeit für die auf sie verwandte Sorge. — Tonga war neulich in neuer Gefahr durch die Umtriebe eines französischen Priesters Namens Calignon, welcher es darauf anzutragen scheint, den französischen Statthalter von Tahiti gegen den König Georg aufzubringen. Es sind seit Kurzem mehrere französische Kriegsschiffe nach den Freundschafts-Inseln gekommen, was jedes Mal vom Padre C. benutzt wurde, dem Romanismus Vorschub zu thun. Indeß hat ungeachtet aller seiner und dreier anderer Priester Bemühungen, die seit mehreren Jahren auf Tonga verweilen, die Zahl ihrer Bekehrten 300 oder höchstens 400 nie überstiegen. — Während der Anwesenheit des John Wesley kam ein französisches Transportschiff mit Einwanderern für Neu-Caledonien, von einem Marine-Offizier befehligt, nach Tonga. Sofort ließ der Padre C. dem Oberrichter (da der König Georg abwesend war) sagen, es sey ein französisches Kriegsschiff von Tahiti nach Tonga gekommen, um Erkundigung über sein Betragen bei kürzlich vorgekommenen Religionsverfolgungen einzuziehen. Am folgenden Tag kam

nun der Priester mit dem Offizier, seine Klagen vorzubringen. Eine derselben war, daß ein eingeborner Lehrer seiner Gemeinde in einer Predigt gesagt habe, die Priester hätten ein Kind lebendig gebraten; eine andere war, daß Leute in der Nacht des Priesters Trommel beschmutzt hätten, und endlich, daß ein Mann bestraft worden sey, weil er zur Madonna gebetet habe. Keine dieser Anklagen wurde erwiesen; allein da der Priester Kläger und Dolmetscher zugleich war, so konnte er dem Offizier Alles darstellen, wie es ihm gefiel. Kurz der Offizier wurde sehr zornig, schwang seinen Säbel vor den Augen des Richters, sprach sehr laut mit heftigen Geberden, was der Priester dem Volk dahin übersetzte, daß wenn sie nicht dem Priester gehorchten, die Franzosen ein großes Schiff senden und ihnen den Meister zeigen würden." — Für die Fidschi-Inseln war dieß ein merkwürdiges Jahr. Das letzte Jahr zeichnete sich durch Abschaffung der Menschenfresserei und heidnischer Gebräuche in Bau — so wie durch das Ereigniß aus, daß der Bau-Häuptling Thakombau und etwa **3000** seiner Leute sich äußerlich zum Christenthum bekannten. Im Jahr **1855** wurden, ungeachtet seines entmuthigenden Anfangs, noch eine viel größere Zahl Seelen gewonnen, und es hinterließ Aussicht auf noch bedeutenderen Erfolg. Im Anfang des Jahres verschwor sich die heidnische Partei gegen den neubekehrten Bau-Häuptling. Viele ihm untergebene Inseln und Districte empörten sich gegen ihn. Der benachbarte Häuptling von Rewa verband sich mit den Rebellen. Bau selbst war beinahe belagert und die Zufuhren von der Hauptinsel fast abgeschnitten. Auch in der Stadt selbst war eine aufrührerische Partei, und der Häuptling, dessen Ansehen und Einfluß sich einige Monate zuvor noch über den größten Theil von Fidschi erstreckte, fand sich von allen, außer seinen treusten Anhängern, verlassen. In dieser Bedrängniß suchte er mit Rewa Frieden zu machen, aber er wurde mit Verachtung zurückgestoßen. „Wir wollen sehen," sprach der heidnische Häuptling von Rewa, „ob euer Gott Jehovah, der ein Geist ist, den Leib Thakombau's retten kann." Der Rewa-Häuptling wandte sich nun neuer-

dings an die heidnischen Priester, die ihm einen vollständigen Sieg über Bau und das Christenthum verhießen, wenn er neue Tempel baue und die üblichen Opfer darbringe. Die Tempel wurden gebaut; aber kaum standen sie, so wurde der Häuptling von der Ruhr befallen, an welcher er nach wenigen Tagen starb. Sein Leib wurde in einem der neuen Tempel begraben. Jetzt drang der Miss. Moore zu Rewa in die feindlichen Häuptlinge, den von Bau angebotenen Frieden anzunehmen, und bald kam durch seine Bemühungen der Friede zu Stande. — Kaum aber war dieß geschehen, so wurde Moore's Haus niedergebrannt, seine Habe zerstreut, und bald wäre er und seine Familie der Wuth der Heiden zum Opfer gefallen, welche ihn beschuldigten, die Herstellung des Friedens, wie auch den Tod ihres Häuptlings veranlaßt zu haben. Indeß wurde der Friede erhalten, und auf die dringenden Bitten der Friedenspartei in Rewa kehrte Moore zu seiner Arbeit zurück. Und nun waren der Verbreitung des Evangeliums zu Rewa alle Thüren geöffnet. Vor dem Brand hatte es schwer gehalten, eine Versammlung zusammen zu bringen; aber seit Moore's muthiger Rückkehr auf seine Station bestand die Schwierigkeit darin, den Schaaren von Zuhörern Genüge zu thun. Im ganzen Rewa-District erhielt das Heidenthum einen Todesstoß, und es fehlt an nichts mehr, als an Lehrern. — Nun waren zwar die Umstände in Rewa für Thakombau eine Erleichterung; allein der Aufstand in seinen Provinzen währte fort, und Alles schien sich zu einem Sturz anzubahnen. Aber gerade bei diesem kritischen Zeitpunkt kam der König Georg von Tonga mit [illegible] großen Kano's und 2000 Mann auf einen freundlichen Besuch zum Häuptling von Bau, und nun ereignete sich ein Vorfall, der den König Georg bewog, sich mit Thakombau zu verbinden, um gemeinschaftlich den Aufstand zu unterdrücken. Die Rebellen hatten zu Kamba, 4 Meilen von Bau, eine starke Festung gebaut und mit ihrer besten Mannschaft besetzt. Die Heidenpriester erklärten sie für unüberwindlich und weissagten den Untergang des Christenthums und des Tonga'schen Heeres, im Fall es die Feste angriffe. Nichts desto weniger

landete König Georg und nahm in wenigen Stunden den Platz durch Sturm ein. Die Tongesen verloren 14 Mann, von der Kamba-Seite aber wurden nahe an 200 getödtet, und sehr viele gefangen genommen. Der Erfolg dieser Niederlage war, daß 70 Ortschaften sich sogleich Bau unterwarfen, dem Heidenthum entsagten und sich im Christenthum unterweisen ließen, und nach ein paar unbedeutendern Schlachten kehrten alle empörten Districte, Ovalau ausgenommen, zur Ordnung zurück. — Jetzt steht das ganze Land der Predigt des Evangeliums offen. Die Nachfrage nach Lehrern von zuvor unzugänglichen Inseln und Districten können nicht schnell genug befriedigt werden. — Seit vorigem Jahr sind nicht weniger als 73 neue Kirchen besetzt worden und die Zuhörer sind von 10,000 auf 30,000 angewachsen.

II.

Beiträge

zur Kenntniß der Heidenvölker so wie des neueren Missionswesens.

---

1. Zur Religionsgeschichte der Heidenvölker.

Die Wahrsagerkünste der Hindu's.

Von Missionar G. Kies in Guledgudd,
im Dienst der Basler Missionsgesellschaft.

Vorbemerkung.

Den Inhalt nachstehender Mittheilungen fand ich vor mehreren Jahren in einer englischen Zeitschrift, aus der ich mir damals Auszüge machte, weil mir der Gegenstand sowohl für Charakterisirung des indischen Heidenthums speziell, als auch in psychologischer Beziehung im Allgemeinen sehr interessant vorkam. Aus denselben Gründen halte ich ihn nun auch weiterer Mittheilung an das deutsche Missionspublikum werth. Auf die unten berichteten ganz ähnlichen oder verwandten Erscheinungen stößt man auch unter den Canaresen vielfach, — und dieselben bilden eine der stärksten praktischen Stützen des Heidenthums; — allein, wie es sich leicht denken läßt, hat es seine besonderen Schwierigkeiten, den Vorhang zu lüften vor diesem Treiben der Nacht und heidnischen Finsterniß.

Um so schätzenswerther sind daher die Resultate der offenbar mit viel Eifer und Geschick in und um Bombay angestellten Nachforschungen des Verfassers.

1. Natürliche Inspiration oder der erbliche Wahrsagergeist,

ist sehr gewöhnlich unter den Mahratta-Bauern auf und unter den Ghats, seltener dagegen unter den höheren Classen. Die niederen Kasten geben dem Geist gewöhnlich den Namen „Kandoba" oder „Bhiroba" (wahrscheinlich Bheirawa), Begleiter Siwas; von den Konkan-Braminen wird derselbe „Samandha" (der Verwandte) oder „Mahapurusha" (der große Mann) genannt. Besessenheiten dieser Art sind gewöhnlich erblich in Familien; zuweilen überspringen sie eine Generation und setzen sich in der folgenden fort. Sind sie gutartig, so werden sie für Gunstbezeugungen des betreffenden Gottes gehalten, im umgekehrten Fall gelten sie als Strafe; in beiden Fällen lassen sich die Familienglieder die Verehrung desselben sehr angelegen seyn. Die Besessenheit tritt mit folgenden Symptomen auf: der Ausdruck des Gesichts verändert sich plötzlich; die Augen werden aufgetrieben und starren in's Leere, oder rollen wild umher; Zittern ergreift die Glieder, zuweilen den ganzen Körper, zuweilen nur den obern Theil desselben, nie aber fehlt das Nicken des Kopfes, oder heftige Zerrungen nach vorne und hinten. Manchmal ist der Besessene zusammengebeugt und ist genöthigt so zu sitzen, während er seinen Leib hin und her stößt, die Zähne klappen, die Brust sich bäumt und er einen eigenthümlichen stöhnenden Ton ausstößt. Dieser Zustand wird von den Eingebornen „Avavara", Aufregung genannt. Nach einiger Zeit lassen die Symptome einigermaßen nach und der Besessene fängt an zu sprechen, jedoch nicht in seiner eigenen Person, sondern im Namen des ihn inspirirenden Gottes, während er von sich selbst als von einer dritten Person redet, die er „mein Baum" nennt, weil, wie die Eingeborenen auslegen, der Gott so ganz und gar Besitz von dem Menschen genommen hat, daß derselbe nur

noch einem willen- und bewegungslosen Stamm gleiche. Der Besessene wird alsdann von seinen Verwandten befragt über des Gottes Begehren und über ihre eigenen Anliegen. Auf erstere Fragen gibt er Anweisungen in Betreff nöthiger Opfer, Büßungen begangener Fehltritte, Versäumnisse 2c.; in letzterer Beziehung ertheilt er Rath, gibt er Bescheid über Verheirathungen, die beste Zeit zum Säen, gestohlenes Gut 2c.; zuletzt wird er über seinen eigenen Weggang befragt. Mit diesem ist gewöhnlich verbunden, daß der Besessene in tiefe Erstarrung und Entzückung verfällt, die von 15 Minuten bis 1—2 Stunden dauert, und von welcher der Leidende vollkommen genesen und zu seinem Bewußtseyn zurückgekehrt aufwacht. In der Regel dauert der ganze Vorgang nicht mehr als einige Stunden; zuweilen jedoch nehmen die Heimsuchungen einen gewaltthätigeren Charakter an: es zeigt sich Schaum vor dem Mund, starke Convulsionen, Zucken der Muskeln, heftiges Schreien, gelegentlich auch todtähnliche Starrheit des ganzen Körpers 2c. In solchen Fällen wird die Heimsuchung als Strafe betrachtet, sowohl von den Umstehenden, als dem Besessenen selbst, und irgend einem Vergehen oder Versäumniß zugeschrieben. Zuweilen hören die Heimsuchungen des Familiengottes auf, was als ein Unglück betrachtet wird und worauf die Familie den Patienten dem künstlichen Prozeß der „Bhantus" (Eingeweihten) in den öffentlichen „Waren Mathas" (Inspirationsklöster, s. u.) unterwirft.

2. Das Stammorakel.

Unter gewissen Kasten und Stämmen, z. B. unter den Gaur-Braminen im südlichen Konkan, gibt es fortdauernde Stammorakel; ähnlich ist es mit den stehenden Dorforakeln. Wenn der Besessene des Stammes stirbt, versammeln sich alle seine Angehörigen um den Orakeltempel und bitten die Gottheit, gewöhnlich in Form der Durga (Siwas blutgierige Gemahlin, auch Kali genannt) um Wiederbescheerung des Orakels für ihre Stamm- und Familienangelegenheiten. Nach diesem Gebet setzt sich der Orakelträger eines

anderen Stammes vor das Götzenbild mit losen Haaren. Es werden Blumen vor ihm ausgestreut, Weihrauch verbrannt, die Trommel geschlagen und Hörner geblasen, so daß Rauch und Schall die Sinne betäuben. Nach einigem Warten kündigt sich die Göttin durch Beben des ganzen Körpers und zitternde Bewegung des Kopfes an. Der Besessene springt alsdann auf, und mit halbgeschlossenen Augen sich gegen die Menge wendend ruft er aus: „ich bin Schanta Durga Dewi (die friedliche (?) Göttin Durga), was wollt ihr?" Die betretene Menge betet an, mit vor der Stirne zusammengefalteten Händen, und bittet um Wiederbescheerung des Stammorakels. Darauf nimmt der Inspirirte eine Handvoll von dem der Göttin geopferten und bereit dastehenden Reis, und wirft es über die Menge hinein; er wiederholt solches schneller und schneller, und die Aeltesten der Versammlung folgen seinem Beispiel. Nicht lange steht es an, so wird die Wirkung sichtbar. Unter dem Haufen wird irgend Einer wahrgenommen, der in convulsives Zittern fällt und ausruft: „Ich bin gekommen, ich bin gekommen!" Sobald dieß gehört wird, hört das Reiswerfen auf, und die Versammlung betet höchst erfreut den neuen Orakelträger an. Nachdem letzterer, nach einigen Ermahnungsworten vom Besessenen, wieder zum Bewußtseyn gekommen ist, ohne von dem Vorgefallenen auch nur das Mindeste zu wissen, zerstreut sich die beglückte Menge und kehrt nach Hause um. Der neue Orakelträger kann nachher auf leichte Weise die Heimsuchung der Göttin wieder über sich bringen mit Hülfe der oben beschriebenen Aufregungsmittel, nach welchen er zuweilen auch während des Anfalls verlangt zur Unterstützung seines Zustandes. Von den Leuten wird im Geheimen die Ansicht genährt: im Anfang des Anfalles sey das Orakel wirklich Inspiration des Gottes, nach und nach komme aber der Heimgesuchte wieder mehr zu sich selbst, setze jedoch seine Orakelsprüche auf's Gerathewohl fort für eine Zeit lang, wodurch er sich manchmal lächerlich mache. Alle wichtigeren Fragen werden daher demselben immer gleich Anfangs vorgelegt. Von

sieben Antworten erweisen sich vielleicht fünf falsch und nur zwei wahr; diese zwei werden ruchbar, die andern vergessen oder vertuscht.

3. Das regelmäßig bestehende Dorforakel.

Wenn ein Mann die Gunst Dewis gefunden hat, besucht sie ihn zuerst in seinem eigenen Haus; sein Leib fängt plötzlich an zu wanken und zu zittern, sein Athem wird niedergehalten, er zischt und brüllt, fällt nieder oder hüpft umher, je nachdem der „Waju" (Wind) der Göttin in ihm zu spielen beliebt. Die Göttin läßt hierauf den Dorfschultheißen und die übrigen Ortsbeamten rufen, da sie eine Botschaft an dieselben habe. Nach Ankunft derselben fordert sie Zutritt zu dem Dorftempel, um darin ihre bleibende Wohnung aufzuschlagen. Die Ortsältesten drücken zuerst ihr Bedenken aus, ob die Heimsuchung wirklich die der Göttin, oder nicht vielmehr dämonische Besessenheit sey. Um darüber in's Klare zu kommen, werden folgende Proben angestellt: der Schultheiß legt eine Anzahl verschiedener Blumen auf den Boden und richtet seine Gedanken nach Belieben auf eine derselben. Erräth der Besessene die meditirte Blume, so gilt er als von der Göttin heimgesucht und erhält Zutritt in den Tempel. Oder: der Schultheiß gibt demselben einige tüchtige Peitschenhiebe; lacht der Gegeißelte, so hat er sich legitimirt; das geringste Schmerzgefühl dagegen macht ihn zum Lügner oder Dämonischen. Oder: der Ortsvorstand fordert von der Göttin, daß sie einen Tiger (auf welchem sie reitend gedacht wird) an ihnen vorbeiführe. Darauf ist die Antwort gewöhnlich: „Hieher bringe ich keinen Tiger, aber an dem und dem Tage, zu der und der Stunde, will ich an dem und dem Orte einen Tiger, oder Leoparden, oder einen oder mehrere Eber vorbeiführend zeigen." Zuweilen werden diese Vorhersagungen pünktlich erfüllt. Wohl zu merken ist, daß die Göttin nie Wunder der Macht, sondern nur des Vorhersehens verspricht. Der Erprobte erhält Erlaubniß, seine Wohnung im Durga-Tempel aufzuschlagen, und es steht nicht lange an, so bildet

sich an den Wochen- oder Monatstagen, an welchen, je nach der Natur des Waju, das Orakel seine Heimsuchungen macht, ein kleines „Dschatri" (Götzenfest) um den Tempel. Die bei solchen Anlässen dargebrachten Geschenke und Opfer erhält nicht der Besessene, sondern sie fallen in den Tempelschatz, aus welchem der Schultheiß mit den Ortsältesten dem Besessenen das Nöthige verabreichen.

Einzelne Lokalorakel.

4. Orakel von Rameschwara.

Der Rameschwara-Tempel zu Malvau im südlichen Konkan enthält einen Lingastein, der vor Zeiten von selbst aus dem Boden hervorgekommen seyn soll. Eine andere Tradition sagt: Rama auf seinem Zug nach dem Süden habe ihn eingesetzt. Derselbe steht unter dem Patronat des Ortsvorstehers. Will Jemand Zutritt zu dem Orakel, so muß zuerst des Schultheißen Erlaubniß eingeholt werden, der dann mit dem Wahrsager nach Tag und Stunde den Termin bestimmt, bis zu welchem die nöthigen Vorbereitungen getroffen werden sollen. Während des Panschamasa (Januar und Februar) findet kein Orakel statt, weil die Götter in dieser Zeit nicht zu Hause seyen, die Dewis z. B. auf Besuch in ihrem elterlichen Hause sich befinde. Die Vorbereitungen sowohl auf Seiten des Orakelträgers (Bhakta = Ergebener, Verehrer) als des Bittstellers bestehen hauptsächlich in Waschungen, Fasten, Enthaltsamkeit, wozu von Seiten des Fragenden noch Cocosnüsse und andere Gaben kommen. Am festgesetzten Tage um Mittag gehen die betreffenden Personen in den Tempel, und nach wiederholten Waschungen beginnen die Ceremonien. Diese sind folgende: die Tempelbraminen und der Schultheiß stehen innerhalb des Heiligen und erflehen die Gegenwart Gottes, während der Supplikant im Vorhofe steht und kaum sehen kann, was innen vorgeht. Alsdann setzt sich der Wahrsagerbramine, nachdem er seinen Leib nochmals gebadet hat, auf eine Art Dreifuß, löst sein Haar, fixirt seine Augen nachdenksam auf den Götzen, während die andern

Braminen einen Lob- oder Bittgesang beginnen, der von einer kleinen weichtönenden Trommel begleitet ist. Blumen werden zwischen den nachdenksamen Bhakta und den Götzen gestreut und eine Kohlenpfanne mit etwas brennenden Kohlen ebenfalls zwischen sie gestellt. Auf dieselbe werfen die Braminen während des Hersingens ihrer Formeln von Zeit zu Zeit Weihrauch und Kampher, deren Rauch sich in dicken Wolken um das Haupt des Bhakta sammelt. In kurzer Zeit bewegt sich dessen rechter Arm in convulsiven Bewegungen langsam auf und ab. Das ist das Zeichen, daß das Orakel über den Träger gekommen ist, und die Fragen beginnen. In vielen Fällen handelt es sich um Gesundheit. Das Orakel gibt irgend eine Uebertretung als Ursache der Krankheit an, und verspricht in so und so viel Tagen Heilung, falls sich der Kranke gewisser Speisen enthalte, am ersten und dritten Tag in dem über den Wahrsager gegossenen Wasser bade ꝛc. Die Anweisungen werden in der Regel ängstlich befolgt und sehr oft ist Genesung die Folge.

5. Das Heilorakel Bheirawas zu Harahareschwara.

Harahareschwara liegt nahe am Meer im südlichen Konkan, für ein Boot 1—2 Tagreisen von Bombay entfernt. Es wird Siddhistana (heiliger Ort oder Wunderort) genannt. Unter dem Namen Harahara wird daselbst Siwa in Gestalt eines großen Linga verehrt, während das Orakel Bheirawa einem himmlischen Verehrer oder Aufwärter zugeschrieben wird. Nahe am Tempel steht ein ungeheurer Ficus religiosa, ein schöner Baum, um welchen sowohl als um den Lingastein der Kranke täglich Morgens und Abends die Ceremonien des Pradakschina, d. h. 108fachen Umgangs machen muß, und dabei vor dem Linga jedes Mal ein wenig stehen bleibt, denselben mit vor der Stirn zusammengefalteten Händen anbetend. Es ist auch eine Art von Wasserbehälter daselbst unmittelbar am Ufer. In diesem müssen die Kranken täglich baden, ehe sie sich vor dem Tempel einstellen. Hauptsächlich in Fällen dämonischer

Belästigungen wird dieser Ort besucht. Unter diese Classe werden gezählt: Fallsucht, Melancholie, Hysterie und ähnliche Nervenleiden, welchen besonders das weibliche Geschlecht unterworfen ist. Die Kur ist gewöhnlich folgende: Nach einigen Tagen Weilens an Ort und Stelle nehmen die Kranken die ceremoniellen Uebungen vor, welche mit Umgängen und Salzbädern beginnen und mit Anwendung von Reizmitteln enden, um die Einbildung aufzuregen und die Nerven zu bemeistern: da ist der blendende Glanz des flammenden Kamphers, der Duft starkriechender Blumen, überwältigende Wolken betäubenden Weihrauchs und das verwirrende Geklirr und Getös einer Menge Schellen, Cymbeln, Pauken, Trommeln ꝛc. Der epileptische oder hysterische Kranke unterliegt dem Einfluß dieser Mittel bald und eine Art künstlicher Gegenkrankheit wird hervorgebracht, welche als die Gegenwart des Dämons betrachtet wird, hervorgerufen durch die Vollmacht des mit dem Geiste Bheirawas begabten Priesters. Letzterer beginnt nun mit der Austreibung: er fragt den bösen Geist nach seinem Namen und früheren Verhältnissen und gebietet ihm auszufahren. Dieser schmiegt sich unter des Gebieters Blick und Machtstimme und beantwortet die Fragen gemäß den von Kindheit auf eingesogenen Vorstellungen des Leidenden; zuletzt bittet er noch um die Erlaubniß, mit den Kriegsehren seine Citadelle verlassen zu dürfen, z. B. eine gewisse Ceremonie vollzogen, ein Huhn geopfert erhalten zu dürfen ꝛc., auf deren Zusage er verspricht abzuziehen. Darauf fällt der Patient besinnungslos zu Boden; beim Aufstehen kann er sich der stattgehabten Scene nimmermehr erinnern, und in vielen Fällen ist er vollkommen geheilt. Folgendes Exempel mag die Sache anschaulicher machen:

Ein Hindumädchen wurde an einen Wittwer verheirathet, dessen voriges Weib in der Blüthe der Jugend gestorben war. Als sie etwa 14 Jahre alt geworden, war sie Anfällen unterworfen, welche nach und nach an Stärke und Dauer zunahmen. Sie fiel bewußtlos zu Boden mit schäumendem Mund und steifen Gliedern. Nach 6—7jäh-

rigem Leiden brachten ihre Angehörigen sie nach Haraharesch wara. Am fünften Tag der oben beschriebenen Kurweise ergriff Zittern ihren ganzen Leib, der Athem beschleunigte sich, sie beugte sich unwillkürlich vorwärts und rückwärts und setzte sich nieder, wie Besessene. Hierauf wandte sich der Priester an sie, und folgende Unterredung entspann sich. Frage: „Wer bist du? Welches ist dein Name? Warum plagst du dieses Frauenzimmer?" Antwort: „Ich bin ihr Mitweib. Ich wurde von meinem Manne weggenommen in der Blüthe der Jugend, ohne die Vergnügen und Annehmlichkeiten des Lebens alle genossen zu haben. Da meine Seele darin befangen war, blieb ich hier und nahm Besitz von diesem Mädchen, das ich sehr beneidete, weil es die mir zugedachten Vergnügen genoß. Ich bin indeß dieses Lebens nun müde und würde Abzug vorziehen, falls ihr mir durch Vollziehung der nöthigen Ceremonien dazu behülflich seyn wollt" rc. Natürlich sagten die Verwandten gleich zu, worauf der Dämon erwiederte: „Gut, ich gehe." Augenblicklich fiel das Mädchen zu Boden, völlig bewußtlos. Nach einigen Sekunden erholte sie sich, augenscheinlich sehr abgemattet und ohne alles Bewußtseyn dessen, was mit ihr vorgegangen war. Sie wurde in ihre Heimath Bombay zurückgebracht, wo sie seitdem gesund und wohl ist und ihrem Mann zwei oder drei Kinder geboren hat, ohne auch nur Ein Mal ihren vorigen Anfall wieder bekommen zu haben. Die Identifikation mit dem zweiten fremden Ich war von Anfang an ein charakteristischer Zug dieser Krankheit; er findet sehr häufig bei Frauenzimmern statt, die sich von einem „Heduli" (weiblichen Dämon) besessen glauben.

Aehnliche Heilanstalten gibt es noch viele, z. B. in Kurundwada am Krischna ist eine weit und breit berühmte. Bei andern Heilorten mit angeblicher Wunderkraft wurde ausgefunden, daß heiße Quellen, Schwefelwasser oder andere Mineralien das Geheimniß des Orakels ausmachen.

6. Die Hexen in der Nawaratri-Nacht.

Das Nawaratri-Fest (Fest der „neun Nächte" oder „der neunten Nacht") fällt in die Zeit der Herbst-Tag- und Nachtgleiche; es wird zu Ehren der Durga (siehe Nr. 2) oder der Sacti (der weiblichen Zeugungskraft) gefeiert. In der achten Nacht desselben versammeln sich im Konkan alle glücklichen, d. h. verheiratheten, Weiber im Innern eines Hauses; zuweilen kommen 25—30 in Einem Hause zusammen. Daselbst zeichnen sie mit rothem Staub eine rohe Figur der Göttin an die Wand und bringen derselben die gewöhnlichen Götzenopfer und Verehrungen dar. Darauf beginnt die eigenthümliche Hexenceremonie. Alle Anwesenden setzen sich in Positur und Jede hält ein messingenes Trinkgefäß in der Hand. In diese Trinkgefäße blasen und schreien Alle gleichzeitig, was einen hohlklingenden und die Nerven aufregenden Laut hervorbringt, ein Mittelding zwischen Trommel- und Trompetenschall. Bei jedem Schrei hüpfen sie gleichzeitig wie im Takte mit ihren Schenkeln auf. Nach und nach werden die Weiber aufgeregt und das Blasen und Hüpfen wird schneller, bis endlich die Nervenschwächste Gleichgewicht und Sinne verliert und entweder in Ohnmacht verfällt oder von einer, eigentlicher Tollheit gleichenden, Aufregung ergriffen wird, in welcher sie Wasser, Feuer, oder was ihr gerade in die Hände kommt, wahnsinnig umherschleudert. Alle Anwesenden rufen: „Sie (d. h. die Göttin) ist gekommen," und befragen die also Besessene, welche bald aus ihrer Ohnmacht oder Aufregung in einen somnambülartigen Zustand übergeht, um ihre oder anderer Häuser und Familien Angelegenheiten.

In der neunten Nacht wird ein anderer Weg zu demselben Ziele eingeschlagen: in die Mitte eines Zimmers wird ein sehr großer Kessel gestellt und in denselben ein Topf kaltes Wasser, ein Topf Buttermilch, ein Topf Schmalz und Aehnliches in gleichen Portionen geschüttet. In diese gemischte Flüssigkeit wird sodann das Bild Ganapabis (Siwas Sohn mit dem Elephantenkopf) oder der Dewi (=Göttin d. i. Durga) geworfen, worauf jede der sich um

den Kessel versammelnden Weiber die Hand oder den Arm in die Flüssigkeit taucht und alle zusammen unter Absingen eines Lobgesangs auf die Dewi dem Inhalt des Kessels eine kreisende Bewegung geben. Ihre Stimmen, zuerst schwach und niedrig, erheben sich nach und nach zu einem gellenden, durchdringenden Ton, während das Umhertreiben der Masse mit den Armen immer schneller wird. Bald fangen auch die Köpfe der Hexen an, sich der Flüssigkeit nach im Ring herumzutreiben, und es steht nicht lange an, so fällt die der Göttin Gefälligste in die gesuchte Ekstase, in der sie zu wahrsagen beginnt.

7. Die Todtenbeschwörer.

Folgende Weise die Todten zu befragen kommt unter den Bauern des südlichen Konkan häufig vor. Sobald es nach dem Begräbniß eines Todten und der Verrichtung des Todtenopfers die Umstände zulassen, oder im Fall einer Verunglückung in der Ferne, sobald die Nachricht die Verwandten erreicht, wird ein Tag bestimmt, an welchem sich die ganze Familie des Verstorbenen, selbst die Kinder nicht ausgenommen, einem strengen Fasten zu unterziehen haben, als Vorbereitung zu der meist bei Nacht stattfindenden Citirungsceremonie. Bei letzterer berufen die mit allen nöthigen Instrumenten herbeigekommenen functionirenden Bauern vor Allem die ganze Familie des Verstorbenen, besonders desselben Frau und Kinder. Dann wird ein Stuhl in die Mitte des Gemachs gestellt und auf denselben mittelst Reiskörner ein Viereck gezeichnet, in welches Blumen, Cocosnüsse und andere Dinge gelegt werden. Als das wesentlichste Stück gilt jedoch ein Knochenstück, von welchem behauptet wird, daß es Menschenbein sey. Die Familienglieder werden sodann ermahnt, unverwandt auf das Viereck zu sehen und sich dabei die Gestalt des Verstorbenen in die Erinnerung zurück zu rufen. Darauf beginnen die Bauern auf einer kleinen Trommel zu spielen, welche mit der Haut eines schwangern Weibes überspannt seyn soll, wobei sie zugleich gewisse melancholische Gesänge recitiren, auf eine

Weise, welche selbst einen Fremden zu Thränen zu rühren geeignet ist. Nachdem dieß 1—2 Stunden lang fortgesetzt worden ist, wird ein Familienglied, meist die hinterlassene Wittwe oder eines der Kinder, von den gewöhnlichen Symptomen der Besessenheit befallen, deren Zuverlässigkeit durch das Errathen der vom functionirenden Befrager in demselben Augenblick gerade im Gemüthe vorgestellten Blume erprobt wird. Hierauf beginnt der Vorsteher seine Fragen an den vermeintlichen Geist des Verstorbenen, z. B.: „Beliebe deiner bekümmerten Familie zu sagen, wie du starbst? Welche Personen schulden dir? Wo ist dein Eigenthum oder einzelne Theile desselben? Was verlangst du, daß von den Deinigen gethan werde, um dir den Zutritt in den Himmel zu erwerben?" rc. rc. — Oft sind die Antworten auffallend richtig und zeugen von einem geringeren oder höheren Grad von Hellsehen. Von mehreren Besessenheiten, die nicht selten bei derselben Gelegenheit stattfinden, gilt die erste als die zuverlässigste. Antworten auf andere als die betheiligte Familie angehende Fragen wird nicht viel Vertrauen geschenkt. Schwangere Weiber meiden in die Nähe des Hauses zu gehen, in welchem die Ceremonie gerade stattfindet; hören sie jedoch zufällig den Schall der Trommeln rc., so müssen sie nach dem Volksglauben vor dem Geist erscheinen. — Für seine eigene Erlösung ordnet der Geist in der Regel Büßungen, Opfer, Wallfahrten rc. an. Der Vorsteher erlaubt ihm dann abzuziehen, und heißt ihn entweder in den Himmel zu gehen, oder als Sudra wieder geboren zu werden, nur nicht als Bramine, „denn" — fügt er hinzu „ein Bramine muß sich drei Mal baden, ehe er ein Mal essen darf, während ein Bauer drei Mal essen mag, ohne sich ein Mal gewaschen zu haben."

8. Die Geißler-Besessenheit.

Am Dasara-Fest, welches Ende October oder Anfangs November die Regenzeit beschließt und die trockene kühle Zeit eröffnet, wird von den Pariahs die Durga verehrt. Bei einem solchen Anlaß fand einmal in Punah folgender Auf-

den Kessel versammelnden Weiber die Hand oder den Arm in die Flüssigkeit taucht und alle zusammen unter Absingen eines Lobgesangs auf die Dewi dem Inhalt des Kessels eine kreisende Bewegung geben. Ihre Stimmen, zuerst schwach und niedrig, erheben sich nach und nach zu einem gellenden, durchdringenden Ton, während das Umhertreiben der Masse mit den Armen immer schneller wird. Bald fangen auch die Köpfe der Hexen an, sich der Flüssigkeit nach im Ring herumzutreiben, und es steht nicht lange an, so fällt die der Göttin Gefälligste in die gesuchte Ekstase, in der sie zu wahrsagen beginnt.

7. Die Todtenbeschwörer.

Folgende Weise die Todten zu befragen kommt unter den Bauern des südlichen Konkan häufig vor. Sobald es nach dem Begräbniß eines Todten und der Verrichtung des Todtenopfers die Umstände zulassen, oder im Fall einer Verunglückung in der Ferne, sobald die Nachricht die Verwandten erreicht, wird ein Tag bestimmt, an welchem sich die ganze Familie des Verstorbenen, selbst die Kinder nicht ausgenommen, einem strengen Fasten zu unterziehen haben, als Vorbereitung zu der meist bei Nacht stattfindenden Citirungsceremonie. Bei letzterer berufen die mit allen nöthigen Instrumenten herbeigekommenen functionirenden Bauern vor Allem die ganze Familie des Verstorbenen, besonders desselben Frau und Kinder. Dann wird ein Stuhl in die Mitte des Gemachs gestellt und auf denselben mittelst Reiskörner ein Viereck gezeichnet, in welches Blumen, Cocosnüsse und andere Dinge gelegt werden. Als das wesentlichste Stück gilt jedoch ein Knochenstück, von welchem behauptet wird, daß es Menschenbein sey. Die Familienglieder werden sodann ermahnt, unverwandt auf das Viereck zu sehen und sich dabei die Gestalt des Verstorbenen in die Erinnerung zurück zu rufen. Darauf beginnen die Bauern auf einer kleinen Trommel zu spielen, welche mit der Haut eines schwangern Weibes überspannt seyn soll, wobei sie zugleich gewisse melancholische Gesänge recitiren, auf eine

Weise, welche selbst einen Fremden zu Thränen zu rühren geeignet ist. Nachdem dieß 1—2 Stunden lang fortgesetzt worden ist, wird ein Familienglied, meist die hinterlassene Wittwe oder eines der Kinder, von den gewöhnlichen Symptomen der Besessenheit befallen, deren Zuverlässigkeit durch das Errathen der vom functionirenden Befrager in demselben Augenblick gerade im Gemüthe vorgestellten Blume erprobt wird. Hierauf beginnt der Vorsteher seine Fragen an den vermeintlichen Geist des Verstorbenen, z. B.: „Beliebe deiner bekümmerten Familie zu sagen, wie du starbst? Welche Personen schulden dir? Wo ist dein Eigenthum oder einzelne Theile desselben? Was verlangst du, daß von den Deinigen gethan werde, um dir den Zutritt in den Himmel zu erwerben?" rc. rc. — Oft sind die Antworten auffallend richtig und zeugen von einem geringeren oder höheren Grad von Hellsehen. Von mehreren Besessenheiten, die nicht selten bei derselben Gelegenheit stattfinden, gilt die erste als die zuverlässigste. Antworten auf andere als die betheiligte Familie angehende Fragen wird nicht viel Vertrauen geschenkt. Schwangere Weiber meiden in die Nähe des Hauses zu gehen, in welchem die Ceremonie gerade stattfindet; hören sie jedoch zufällig den Schall der Trommeln rc., so müssen sie nach dem Volksglauben vor dem Geist erscheinen. — Für seine eigene Erlösung ordnet der Geist in der Regel Büßungen, Opfer, Wallfahrten rc. an. Der Vorsteher erlaubt ihm dann abzuziehen, und heißt ihn entweder in den Himmel zu gehen, oder als Sudra wieder geboren zu werden, nur nicht als Bramine, „denn" — fügt er hinzu „ein Bramine muß sich drei Mal baden, ehe er ein Mal essen darf, während ein Bauer drei Mal essen mag, ohne sich ein Mal gewaschen zu haben."

8. Die Geißler-Besessenheit.

Am Dasara-Fest, welches Ende October oder Anfangs November die Regenzeit beschließt und die trockene kühle Zeit eröffnet, wird von den Pariahs die Durga verehrt. Bei einem solchen Anlaß fand einmal in Punah folgender Auf-

Bild des Götzen Krischna, umgeben von einer Anzahl oben beschriebener Kanoba-Cylinder, während verschiedenfarbige heilige Schnüre, Blasmuscheln, Bilder der Familienschutzgötzen ꝛc. den übrigen Raum ausfüllen und Alles mit verschiedenen starkriechenden Blumen und Kräuterblättern überstreut ist und vor dem Heiligthum mehrere metallene Räuchergefäße zum Verbrennen von Weihrauch und Kampher bereit stehen.

Die Matha ist in der Regel Eigenthum des Bhakta, d. h. des functionirenden Orakelträgers, welcher immer ein Angehöriger der niedern Kasten ist, nie ein Bramine. Bei den Heilversuchen wird derselbe auch von einer Anzahl Jüngerer unterstützt, welche entweder früher selbst von ihm geheilt worden sind, oder sonst Sinn für diese Geheimnisse haben, und durch längern Umgang mit der Sache oder wiederholte eigene Behandlung mehr oder weniger für die ekstatischen Zustände und Wunderkräfte empfänglich geworden sind.

Hauptsächlich gegen dämonische Belästigungen und Leiden, d. h. gegen nervöse Beschwerden, wird in den Mathen Hülfe gesucht und oft auch wirklich gefunden, wogegen mit eigentlich körperlichen Leiden Kanoba nichts zu thun hat. In seltenen Fällen reicht es aus, daß der Bhakta, oder einer seiner älteren und geübteren Jünger, durch Nachsinnen, Willensfixirung und festen Blick sich in den ekstatischen Zustand des Waju (Windes) versetzt und durch die Uebermacht seines „Windes" den bösen Geist aus dem Kranken treibt; wo dann der Dämon gewöhnlich um ein Opfer als Bedingung seines Ausfahrens, oder um die Erlaubniß, seine Wohnung irgendwo anders aufschlagen zu dürfen, bittet. Meist jedoch ist es nöthig, die Patienten selber dem Einfluß des Waju zu unterwerfen, wozu nicht selten eine längere Wiederholung der dazu bestimmten systematischen Operationen nothwendig ist, oft für mehrere Wochen oder sogar Monate. Zu diesem Zweck müssen sich die Kranken einer strengen Diät unterwerfen, wobei Enthaltung vom Besuch der Branntweinschenken und schlechten

Häuser von besonderer Wichtigkeit ist. Als die günstigsten Tage für die Operationen gelten Sonntag, Mittwoch und Donnerstag, unter welchen letzterer wiederum den Vorzug hat. Vor dem ersten Besuch in der Matha muß der Bewerber den ganzen Tag über fasten und sich Abends zuerst baden, worauf dann in der Regel Abends 7 Uhr, d. h. nach Sonnenuntergang, angefangen wird. — In Betreff des Heilverfahrens selber werden zwei verschiedene Methoden in den Mathen practicirt, die der Aufregung (Awasara) und die der Beruhigung (Samadhi = Meditation). Das Hauptsächlichste der Aufregungs-Methode ist Folgendes. Der Patient wird dem hellilluminirten Heiligthum gegenübergesetzt, auf dessen Seite sich der Bhakta nach vorhergegangenem Bade niedergesetzt hat, mit einer 6 Fuß langen Peitsche in der Hand. Nachdem er von der Asche eines der dastehenden Weihrauchgefäße an seine eigene Stirne geschmiert hat, beginnt er mit Verbrennen von Weihrauch und Kampher vor dem Kranken; dann bindet er demselben eine der in dem Heiligthum vorräthigen vielfarbigen Schnüre um die Hand, über die er zuvor einige leise Worte gemurmelt hatte. Darauf fängt er an eine kleine Trommel zu schlagen und singt dazu, worin ihn mehrere seiner alten Patienten und Jünger unterstützen. Der Kranke muß sodann gerade dem Hauptgötzenbild gegenüber stehen und, seine Haare lose über die Schultern herabfallen lassend, unter wiederholten Verbeugungen vor dem Götzen, seine Gedanken concentriren und seinen Blick unverwandt auf das Götzenbild richten, ohne welches kein günstiger Erfolg erwartet wird. Dabei sprengt der Bhakta Wasser über ihn mit einem Ysopbüschelchen und bläst aus dem in seiner Hand befindlichen Weihrauchgefäß Asche gegen denselben. Die Wirkung dieser Behandlung ist folgende: der Waju kündigt sich durch ein allgemeines Zittern an, welches in den Zehen und Füßen beginnt und nach und nach heraufkommt, bis der ganze Leib zittert und der Kopf hin und her schwankt; das Herz pocht und ein eigenthümliches Gefühl von

Ermattung und Schläfrigkeit in dem einen Fall, oder großer Erhebung des Gemüths in einem anderen, bemächtigt sich des Patienten, während an andern Kranken Ausbrüche großen Zorns, oder aber große Niedergeschlagenheit, sich einstellen. In diesem kritischen Zeitpunkt fühlt der Kranke, als ob sich etwas unter dem Brustbein auf und ab bewege. Der Bhakta wendet Alles an, um dieses Gefühl weiter herauf zu bringen, was oft schwierig seyn soll. Er bläst dem Kranken noch mehr Asche in's Gesicht, hält seinen Ysopbüschel nahe vor desselben Augen oder fuchtelt mit seiner Peitsche vor denselben und läßt Trommeln und Geschrei der Mithelfer lauter und lauter werden. Ist dieß unzureichend, so heißt er einen der geübten Jünger durch bloßen Willensact sich in den Zustand des Waju versetzen und dann dieselben Manipulationen mit dem Kranken vornehmen, während die Uebrigen auf ein gegebenes Zeichen plötzlich furchtbaren Trommellärm und Geschrei erheben, was in den meisten Fällen den erwünschten Erfolg hat. Andernfalls versetzt sich der Bhakta selbst in den ekstatischen Zustand und läßt mit seinen verschiedenen Manipulationen nicht nach, bis er die Nerven des Kranken vollends überwältigt hat; oder wenn alle Anstrengung für's erste Mal nichts hilft, wird dieselbe Operation an nachfolgenden Tagen wiederholt. Eine aufwärts gehende Bewegung in der Brust gilt als Zeichen, daß der Waju vollen Besitz von dem Kranken genommen, und ist die letzte Erinnerung desselben an seinen natürlichen Zustand, worauf er bewußtlos zu Boden fällt mit schnellem Athem. Zuweilen vermag der Bhakta Wochen ja Monate lang nichts weiter, als diesen bewußtlosen Zustand hervorzurufen. Nachdem der Kranke etwa eine Stunde in demselben dagelegen ist, ruft ihn der Bhakta wieder in's bewußte Leben zurück durch Handauflegung auf den Nacken und durch Besprengung mit kaltem Wasser ꝛc. Bei regelmäßiger Fortsetzung dieser Behandlung tritt eine Steigerung des Zustandes ein: der bewußtlose Schlaf macht einem convulsiven Tanz Platz, während dessen der „Besessene“ seine Hände krampfhaft zusammenschlägt

oder über dem Haupt zusammenhält; dabei ist nicht nur alles Gehör fort, sondern auch der Gefühlssinn völlig unthätig: Peitschenhiebe rufen sogar noch den Ausdruck von Wohlseyn hervor; Feuer brennt die bloßen Fußsohlen nicht, sondern wird selbst mit Vergnügen verschlungen. Dieser Tanz endigt damit, daß der Kranke bewußtlos zu Boden fällt und dann wieder in's natürliche Leben erwacht. Auf noch höherer Stufe zeigen sich alle Anzeigen des Hellsehens, und viele Leute kommen, um die Orakelaussprüche über ihre Angelegenheiten zu vernehmen.

Bei der Beruhigungs-Methode ist außer dem hellerleuchteten Heiligthum, vor dem ein Rauchfaß und kleines Wassergefäß steht, nichts von Getöse machenden Instrumenten in dem äußerst reinlich aufgeputzten Zimmer zu sehen. Die Anwesenden sitzen alle stille auf dem Boden umher, und der Kranke steht aufrecht und bewegungslos dem Götzenbild gegenüber, das er mit starren Augen unverwandt anblickt, während er auf dem mit der Linken unterstützten rechten Arme sein geneigtes Haupt stützt. Kein Laut wird vernommen, nur der starke Duft der Jasminen dringt aus dem strahlenden Heiligthum hervor, um sich mit den Rauchwolken des aufsteigenden Weihrauchs und Kamphers zu vereinigen. Ein rasender, schäumender Narr war nach zweimonatlicher Behandlung nach dieser Methode soweit in der Genesung fortgeschritten, daß er wieder ruhig und verständig mit den Leuten redete, obgleich ihm noch viel fehlte zur völligen Gesundheit.

---

2. Reiseberichte:

a. Bericht des Missionars Samuel Hebich in Cannanur (Ostindien),

im Dienst der Basler evangelischen Missionsgesellschaft,

über seine Reise nach Palghat, auf die Hills und French-Rocks, nach Bangalur, Meisur, Mangalur; von Mai bis September 1855.

Letzten 12. October (1855) Morgens 6 Uhr waren es 21 Jahre, daß ich in diesem Lande und somit in activem Dienst bin. In dieser Zeit hat der englische Soldat ausgedient und kriegt seine Pension. Ich sehne mich wirklich nicht nach Pension, aber darnach: Ihm zu gefallen, und wo möglich Ihm noch Seelen zu gewinnen, für die Er so hart gearbeitet hat. Ewig Dank Ihm, daß Er mir aus Gnaden erlaubt hat, Ihm so lange mit ununterbrochener Gesundheit zu dienen. Einem weltlichen Herrn so lang zu dienen macht stolz; aber dem Himmlischen, dem Guten, dem Heiligen so lang zu dienen, macht sehr arm und beschämt nach seinem Wort: „Wenn ihr Alles gethan habt, was ich euch geboten habe, so sprechet: Wir sind unnütze Knechte!“ Ach, warum doch das? Ei, weil Er Alles thut in seinen Knechten, was gut ist, und das Böse thut der Knecht aus sich selbst, was doch in so vielen Jahren gewaltig viel ist. —

Da ich am letzten Taliparambu-Heidenfest in meinem Bangalow von Hunderten von Leuten angefallen, geschlagen und eine Anzahl meiner Leute verwundet wurde (den 1. März Abends zwischen 4—6 Uhr), und zudem den 29. März Nachts 8—9 Uhr unser Compound in Cannanur (ohne Zweifel von derselben Rotte, die uns angefallen hat) mit den meisten darauf stehenden Häusern zerstört worden ist, so sind wir und unser ganzes Werk dadurch in keine geringe Noth versetzt worden. Da wir auch voriges Jahr zur selben Zeit Brandunglück hatten, so war natürlich dieser neue Schlag um so schmerzhafter für uns. Es ist nicht nur die traurige Erfahrung und der Verlust, sondern besonders auch

ein nicht zu berechnender Zeitverlust, der uns und unsere Leute in Allem zurückwirft. Wir haben noch lange daran zu tragen und zu leiden.

Aber inmitten aller dieser Leiden in schweren Heimsuchungen richtet der treue HErr durch viele Zeichen seiner Güte uns vielfältig wieder auf. In dem letzten Feuer am 29. März retteten die Soldaten auf wunderbare Weise Beides, unser Wohnhaus und die Kirche. Es handelte sich nur um einen Augenblick. Einen Moment später — und Alles wäre dahin gewesen! Offiziere, Capitäne und Majore haben alle gearbeitet wie die gemeinen Soldaten. Der HErr lohne es diesen lieben Seelen um Seines heiligen Blutes willen. Amen! Auch hat der HErr viele Freunde erweckt, die dazu fleißig beitragen, unsere Häuser solider wieder aufzurichten und sie mit Ziegeldächern zu versehen, damit sie ferner vor Feuer bewahrt bleiben mögen; und wir haben dabei den Trost, daß unsere liebe Committee doch nur einen Theil an allen diesen Verlusten tragen darf. Der HErr Jesus segne alle diese Seelen reichlich, die zur Hülfe und zum Troste uns in dieser vom Feuer verursachten Noth hülfreich beigesprungen sind. Der HErr, dem wir in Demuth dienen, wird's ihnen nicht unvergolten lassen. Amen!

Seit dem letzten März-Monat hat der HErr sich nicht nur in allen diesen Dingen verherrlicht, sondern hat auch auserwählte Seelen in Seine ewige Ruhe und Herrlichkeit aus Gnaden abgerufen. Unter welchen sind: unser theurer Doctor Foulis, der, in seinem Geschäft geschickt, uns über alle Maaßen gedient hat, nun seliglich im HErrn entschlafen, nachdem er zuvor noch ein freudiges Zeugniß von seinem Glauben an seinen HErrn und Heiland abgelegt hat. — Unser theurer Amtsbruder Weigle, der mit seinen sterbenden Worten uns Alle tief ermahnt hat: „Ich sterbe als ein armer Sünder, und zwar als ein armer Sünder in einem besonderen Sinne, weil ich so viele Gnadenzeit unbenützt vorübergehen ließ." — Diese Worte haben mehr Bedeutung für den, der Weigle näher kannte: — er war so bescheiden und doch so fähig! — Ferner unsere Schwester

Frau R. J. Dobbie, die unaussprechlich selig entschlief in unserem HErrn Jesu. Von ihren letzten Tagen ist ein Tractat herausgegeben. So entschlief auch seliglich Frau Carr, Frau Horsefield; — unsere theuern Geschwister aus den Eingebornen: Sarah (Stocking's Weib), Jesuattialu (Weber Nehemia's Weib), Priscilla, Lea, unseres Jacob's (Koch) Weib und Mutter von Katechist Joseph, unser Weber Jacob — Alle im HErrn! Hallelujah! —

Bei dem Heimgange dieser lieben Seelen freut sich noch ein armer Sünder, wie ich bin, und ist gestärkt und ermuntert, nicht müde zu werden. „Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes." Amen.

Auch eine gräuliche Ermordung, durch vier Mapla verübt, hat am 11. September Nachts 8—9 Uhr stattgefunden. Die höchste Regierungsperson im District Malabar, Hr. H. V. Conolly, Collector, wurde meuchelmörderisch in seinem eigenen Hause mit 27 Wunden an der Seite seiner Frau niedergehauen. Diese und noch andere schwere Gerichte wirken auf unsere Missionsarbeit nicht vortheilhaft ein. — Doch Alles muß dem HErrn dienen. Hallelujah!

Ich möchte jetzt zunächst etwas von meiner Reise erzählen. Die Folgen obigen Anfalles und des Feuers haben mich von meiner Reise abgehalten. Wir mußten wegen des Anfalls zwei Mal vor Gericht, und drei Hauptübelthäter in diesem Anfall sind zu sechsmonatlichem Kettengefängniß und Straßenarbeit verurtheilt worden. Sie sind nun wieder frei, und es muß erwartet werden, wie sie sich ferner aufführen werden.

1855. So folgt die Reise:

7. Mai, Morgens 8 Uhr, in einem Boote mit Joseph nach Calicut; kamen daselbst denselben Abend an und blieben in Calicut.

8ten — 9ten bis Abends; in der Nacht nach Malapurum.

10ten — 12ten in Malapurum. David kommt zu mir.

14ten — 15ten kommen Abends in Palghat an. Bleibe

16ten — 28ten in Palghat; Nachts nach Coimbatur.

29ten — 30ten in Coimbatur; Nachts nach Metapolium.

31ten in Metapolium; David hat die Cholera; kehren um mit ihm nach Coimbatur; er stirbt halbwegs.
31ten Abends wieder in Coimbatur.
1. Juni. Begraben David in Coimbatur, und reisen Nachts nach Metapolium und kommen um 1 Uhr
2ten Mittags in Cunur auf den Hills an. Bleiben daselbst bis
6ten in Cunur.
7ten — 10ten in Dschackattalla.
11ten in Käty. Geschwister Mörike, Hoch und Bruder Metz daselbst.
12ten — 28ten in Utacamund.
29ten nach Käty und Dschackattalla.
29ten bis
1. Juli in Dschackattalla.
2ten — 3ten in Cunur.
4ten in Käty.
5ten — 9ten in Utacamund, Nachmittags
9ten — 10ten Abends nach 8 Uhr Ankunft auf den French-Rocks.
17ten auf den Rocks; Nachts nach Polhally, Zuckerfabrik.
18ten in Polhally, Nachts nach den Rocks.
19ten — 20ten auf den Rocks, Nachts nach Bangalur.
21ten Abends 9 Uhr Ankunft in Bangalur.
21ten bis
10. August in Bangalur; Nachts nach Tumkur.
11ten Nachmittags Ankunft in Tumkur.
11ten — 12ten in Tumkur; Nachts und
13ten auf dem Weg nach den Rocks, und kamen
14ten Morgens um 3 Uhr auf den Rocks an.
14ten — 19ten auf den French-Rocks.
20ten in Polhally; Nachts nach Meisur.
21ten in Meisur; Nachts nach Jellwall.
22ten in Jellwall; Nachts nach Hunsur.
23ten in Hunsur; Nachts nach Fraserpett.
24ten in Fraserpett. Regen.
25ten Morgens nach Mercara, Ankunft Mittags.

26ten in Mercara; Nachmittags nach Mangalur.
27ten Abends Ankunft in Mangalur; bis
30ten in Mangalur, nach Cannanur, und
1. September in Cannanur glücklich angekommen.
Hallelujah!

Wir kamen mit Gottes Gnaden schon am selben Abend (7. Mai) in Calicut an und wurden so einem Sturme auf dem Meere überhoben. Mein Fall vom Pferde nach Talliparambu machte mir jetzt bedenkliche Schmerzen. — Der Stoß war gerade auf dem Herzen; — es geschah schon vor 14 Tagen. Sah in Calicut Ibaw; Harris, dessen Frau unwohl ist, konnte ich beide nicht sehen; Dr. B., der recht nett thut; und predige im Missionshaus dem 20jährigen Kaufmann L. Gehe halb im Mandschil und halb auf dem Gaul nach Malapurum. Meine Schmerzen werden noch größer. Besuche 5 Herren, die nichts von mir wollen, und ein paar mich recht derb ausschelten. Predige jeden Abend in der Capelle. Es kommen 16—18 Hochländer. Predige auch im Hospital und zeige das „Herzbuch". Apotheker Seach thut Alles, mich zu heilen. Mein Pferdeknecht reibt mich jetzt jeden Tag schrecklich mit Oel ein; es hilft! — David kommt ganz freudig von Mangalur hieher zu mir. Zwei Soldatenbrüder sehen auf die Capelle; — trage ihnen auf, sie decken zu lassen. Wir haben das heilige Abendmahl. Die Zahl der Brüder da sind jetzt 12 und einige Kinder, die täglichen Gottesdienst zusammen halten (10. Nov. 1855). — Die Capelle ist, wie Sie wissen, unser.

Auf dem Weg nach Palghat treffe ich den Ingenieur Paton (in Lakady); er ist des HErrn; er ist auch fleißig, etwas für Ihn zu thun; — er macht die Eisenbahn; — zeige ihm das „Herzbuch" und sind fröhlich beisammen. Es fehlt ihm noch an Gewißheit (assurance). Der liebe Joseph ging auf dem großen Weg allein nach Palghat mit den Sachen im Wagen; eben weil er nicht wohl und sehr schwächlich ist, deßhalb dachten die Brüder, es wäre recht, daß David von Mangalur berufen und ihm zur Hülfe beigethan werde. — Joseph war schon am 13ten in Palghat

und wir kamen Abends 8 Uhr am 14ten daselbst an. Bis jetzt habe ich in Palghat in der englischen Kirche gepredigt, und obgleich ich ordentlich das englische Kirchenbuch gebraucht habe und sehr fromm darin war, so hat mich doch der Bischof nicht mehr länger da ausstehen können und hat es mir rund ab untersagen lassen. Ich höre, der Archidiakon soll ihn dazu vermocht haben. Doch soll der Bischof seit dem Tod von Frau Dobbie und überhaupt seit meinem Besuch auf den Hills eine bessere Idee von mir haben, oder so etwas wegen meiner zu Andern ausgesprochen haben. Ich predige deßwegen dieß Mal ausschließlich in der Missions-Capelle, jeden anderen Tag am Abend, Sonntags zwei Mal. Es geht lebendig zu; — Alles kommt, nur Major Y. nicht. Capitän Sweet kommt von den Hills an. Eisenbahn-Ingenieur Dixon kommt expreß zum heiligen Abendmahl von Tirthala beim lieben Capitän Haultain an. Dixon ist ein junger, munterer Christ. Haben das heilige Abendmahl 21 Europäer, worunter 11 Gentries*), 18 Eingeborene, und taufte zwei Kinder (20. Mai). Dr. St. scheint gewonnen zu werden (ist seitdem gewonnen worden). Am 27. Mai ist wieder das heilige Abendmahl. Dieß Mal kam auch Hr. Paton. Taufte ein „Halfcast"**)-Kind rc. rc.

Ueber Palghat habe ich Folgendes zu berichten:

1. O'Brien ist lebendig und eifrig im Werk, beliebt und geehrt von allerhand Leuten; eine englische Jungfer, Miß Chapman, war gerade derzeit durch ihn bekehrt. Seine Frau ist wacker, und haben jetzt 5 Kinder.

2. Daniel ist gleichfalls lebendig und eifrig im Werk, dem O'Brien das beste Zeugniß gibt.

3. Thomas hat sich nach und nach Manches zu Schulden kommen lassen; es wurde ihm immer wieder vergeben. Jetzt lasse ich ihn aber ziehen, empfehle ihn Hrn.

---

*) Höhere Beamte.

**) „Halfcast" Bezeichnung der Abkömmlinge von Europäern und Hindu's, sonst auch „Indobritten" oder „Euroasians" genannt.

Dixon, der ihn annimmt, höre aber jetzt von Thomas selbst, daß er sich auch da schlecht benommen hat. Er muß jetzt also Mores lernen. Seine Frau ist wie er. Sie haben zwei Kinder.

4. Die Kapelle und der Garten werden jetzt, bis etwas Anderes kommt, von einem Heidenknecht besorgt.

5. Die meisten Glieder der Kirche daselbst haben Leben, es sind aber Halfcasts oder Tamul (Reisende) Knechte. Das Ganze recht nett.

6. Die Europäer am Platz haben ein vermehrtes Interesse an der Mission gewonnen und geben daher mehr Gaben. Doch ist auch der Wechsel wie überall. Die Besseren gehen gerade jetzt fort.

7. Capitän Haultain hat sich wacker gehalten. Er gibt lebendiges Zeugniß vom HErrn Jesus. (Er ist jetzt auf die Hills für acht Monate.)

8. Das Evangelium wird von O'Brien und Daniel fleißig in der Stadt und im Lande herum gepredigt. Die Leute hören gerne.

9. Von den Bewohnern des Landes selbst ist noch Niemand bekehrt worden.

10. Ich bin jetzt gerade wieder daran, nach Palghat zu reisen, und besonders dieß Mal wieder im ganzen Lande herum zu predigen, so Gott will.

Das Uebrige habe ich Ihnen in meinen Anmerkungen zur Palghat-Rechnung gemeldet.

In Palghat habe ich den lieben David zwei Mal zur englischen Predigt gebraucht, worüber er sich sehr freute. Nachdem wir in Palghat Alles besorgt hatten, gingen wir freudig nach Coimbatur. Hier hatte ich besonders eine schöne Arbeit mit den Doctors (er und sie, die recht hörten) und mit einer reisenden Familie, so daß ich sehr zufrieden von Coimbatur wegging. Die liebe Missionars-Familie Addis hatte ich auch besucht. Am Fuß unter den Nilgherry-Hills in Metapolium aber leider treffe ich den lieben David am Ende seiner Wallfahrt, an der Cholera. Das war [illegible]recklich für uns Beide, Joseph und mich! Und während

wir da waren (Morgens 5 bis 8 Uhr) kriegte auch mein Pferdeknecht die Cholera, der ihm treulich gedient hatte. Den Doctor, der gerade schlief, weckte ich auf, und der gab von seiner Reise-Medizin beides, dem lieben David und dem Pferdeknecht; beim David war's zu spät, beim Pferdeknecht schlug's an und der kam davon. „Schicken Sie den David gleich wieder nach Coimbatur zurück!" sagte der Doctor. „Wird er wieder aufkommen?" fragte ich den Doctor, wie oft! Aber er sagte nichts. „Sie können ihm nicht helfen; gehen Sie nur auf die Hills!" Wie konnte ich ihn aber allein mit dem Joseph nach Coimbatur schicken!? Joseph war ganz drunten und hatte den Muth verloren; überdem war er ja gerade der kränkliche Bruder, dem David hätte helfen sollen. — Als wir da ankamen, sagte David: „Ach, ich habe gebetet, daß Ihr kommen möchtet, und da Ihr nun hier seyd, freue ich mich." „Glaubst du an den HErrn Jesus?" fragte ich. „Ach ja," sagte David, „der HErr ist mein Alles." Ich fragte ihn öfters dasselbe; er führte ein paar Mal deutsche Verse mit Entzücken an. Ich gab mich halb der Hoffnung hin, er genese wieder. David sagte: „Der HErr tödtet und macht lebendig". Dann entfiel mir aber wieder der Muth. Ich bestellte jetzt einen Bruder, ihn nach Coimbatur zu führen. Zwischen 8—9 Uhr Morgens brach man auf. Die Sonne war entsetzlich heiß: — ich bin fast verbrannt. Halbwegs etwa verschied er. Er war auf dem Weg meistentheils nicht bei Besinnung. Wer die Cholera-Krankheit kennt, weiß wie es da zugeht. Zwischen 7—8 Uhr kamen wir bei den lieben Addis an. Ich war sehr betrübt, und wußte nicht, was thun. Mit einem Cholera-Leichnam ankommen — was thun?! Ich war auch sehr verlegen. Doch die lieben Addis bewiesen sich meisterhaft, trösteten mich und Joseph mächtiglich, sagten: ich soll für nichts mehr in dieser Sache sorgen, sie wollten Alles thun; – und wie gesagt, so gethan. Es ging Alles gut. Am nächsten Morgen, den 1. Juni, Morgens um 7 Uhr, kam eine ordentliche Gemeine zusammen. Mr. Addis hielt eine Ansprache an uns und

Gebet in der Kirche, und dann legten wir den lieben David in's stille Grab. Hallelujah!

Ehe David in's Institut gehen wollte, sagte ich ihm: „Warum willst du in's Institut? Du arbeitest lieber noch Etwas; du stirbst doch bald." Und siehe da, — so geschah es. Aber auffallend, gerade jetzt war er stark und gesund, wie noch nie! Er wurde 24 Jahre alt. Er war der Erste, in dem das Erweckungswerk 1847 am 16. September stattfand. Seine Mutter war so angegriffen von seinem schnellen Hinscheiden, daß sie ihm nach 4 Monaten nachfolgte! Solche liebe Seelen möchten wir freilich für's Werk behalten, da wir deren sehr wenige kriegen; aber was der Meister thut, ist doch gut, ja! allein gut. Sein Wille geschehe, jetzt und allewege! Amen.

Die lieben Addis haben durch diese Handlung der Liebe nicht wenig in unseren Herzen gewonnen. Der HErr Jesus segne es ihnen! Amen!

An demselben Abend ging's nun bei uns wieder weiter auf die Hills. Morgens früh waren wir wieder nahe an dem schrecklichen Bangalow Metapolium, und so wie wir in die Oeffnung des Thales vor demselben kamen, durchdrang uns ein heftiger kalter Wind bis in unser Eingeweide, und Jeder von uns dachte im Stillen: „Du kriegst auch vielleicht die Cholera!" Ich hatte außerdem noch einen anderen unheimlichen Gedanken; nämlich der Doctor in Palghat meinte, Joseph sollte nicht auf die Hills, wegen seiner Lungenkrankheit. Ich war daher geneigt, ihn an den Hills vorbei, über Salem oder Selam, nach den French-Rocks zu senden; er hatte aber keine Lust dazu: so ging er mit mir auf die Hills, und da nun der Monsun zu erwarten war, was für ihn die Hills noch schlechter machte, so hatte ich manche stille Besorgniß wegen ihm. Aber wunderbar! die Hills, anstatt ihm zu schaden, thaten seiner Gesundheit gut! Wir kamen am 2. Juni wohl in Cunur bei Herrn Stanes an. Da hatten wir unser Wesen. Die liebe Missionarsfamilie Schaffter ist wegen des Vaters Gesundheit da, die ich zum ersten Mal in meinem Leben

sah und mich mit ihnen freute. Wir hatten Versammlung, so wie das heilige Abendmahl in Stanes' Haus. Die Arbeit in Cunur war für mich ziemlich befriedigend, Freund Stanes ganz ermuntert. Es wird jetzt seitdem in seinem Hause eine wöchentliche Versammlung fortgeführt. In Dscha-ckattalla war viel und große Arbeit. Da ist jetzt der rechte Flügel der Hochländer. Ich fand da mehrere meiner Kinder aus dem 94ten und 25ten Regiment. Die Hochländer leben sehr liederlich, daher haben die Christen beinahe ihren Muth verloren, „himmelan" zu laufen; die Meisten sind weltlich geworden, und es galt nun, sie wieder aufzumuntern, die Waffen in die Hände zu nehmen, zu streiten und zu siegen im Namen Jesu. Sind sie doch wieder zu etwa 30 (Männer und Weiber) an der Zahl zusammen gekommen. Bruder Mörike versprach, sie von Zeit zu Zeit zu besuchen. Ich war vier Stunden bei dem puseyitischen Geistlichen. Wir kamen sehr lebendig zusammen, und am Ende dankte er mir „for this most interesting meeting." — Sonst ist so Manches neit an diesem Mann. Er zeigte mir seine Bücher. Ich bat ihn, doch ja den armen Soldaten nichts von diesem Gifte zu sagen. „Ich will nur allein Gerechtigkeit im Blute Jesu Christi predigen," sagte und versicherte er mich. Da kamen interessante Sachen vor! — Ich sahe auch mehrere Mal einen schottischen Geistlichen daselbst, und predigte in seinem Hause seinen Schwestern das Evangelium. Eine davon hörte es gerne. Mit dem Ingenieur-Capitain und seiner Lady hatte ich große Arbeit. Der Colonel des Regiments erlaubte mir, im Soldatenquartier zu predigen, wo auch die übrigen Caplane predigen. Der halbe Theil des Zimmers ist zu einem Theater eingerichtet, und als ich während des Gebets daselbst meine Augen aufhob und den Vorhang des Theaters erblickte, entbrannte mein Geist nicht wenig — und natürlich sprach ich im Verlaufe meiner Predigten sehr gegen die Theater und Bälle und alle die Sünden, die da so sehr im Schwange gehen. Da ich dann auch das heilige Abendmahl geben wollte, und meine Leute keinen Wein dazu hatten und kriegen konnten, war ich

genöthigt, mich selbst um Wein umzusehen. Daher, als ich am Sonntag ganz warm aus der Predigt kam, ging ich zum Doctor.

„Ist der Herr Doctor zu Hause?“ „Ja,“ sagten die Knechte. Komme an die Thüre: „Ist der Herr Doctor zu Hause?“ Keine Antwort. Klopfe an die Thüre an: — „Nein, nicht zu Hause!“ Sehe hinein; da sitzt der Herr Doctor mit einer jungen Dame auf dem Sopha und ein anderer Herr dabei. Jetzt gehen unter uns die Complimente an (als ich nämlich beim Colonel war, traf ich den Doctor mit fünf anderen Offizieren in der Verandah, mit denen ich dann mein Wesen hatte, und dieser Doctor war mir unter ihnen noch der leichteste zu finden). „Entschuldigen Sie mich, ich möchte gern das heilige Abendmahl diesen Abend geben und habe keinen Wein dazu. Dürfte ich Sie vielleicht um eine halbe Flasche Portwein bitten?“ — „O ja! mit dem größten Vergnügen; Sie sollen eine ganze haben. — Junge! sende sogleich eine Flasche Portwein zu diesem Herrn!“ — „Ja! aber ich sollte Euer Padre seyn, ich wollte Euch geben! Da! macht Ihr aus Eurer Kirche ein Theater!? (Der Herr Doctor ist der Hauptmann dabei.) Das ist aber doch arg! 2c.“ — „Was? Sie sprechen so!? Sie sind ein Fremder und sollten recht dankbar seyn, daß Sie die Erlaubniß gekriegt haben, darin zu predigen, und jetzt schelten Sie uns für unsere Güte aus!?“ — „Es ist wahr, es ist recht freundlich vom Colonel, daß er mir die Erlaubniß gegeben hat; dafür bin ich dankbar. Aber als ein Diener Gottes muß ich Ihnen doch die Wahrheit sagen. Heute ist der Tag der Demüthigung (Bußtag). Worin denn zeiget ihr Herren Eure Demüthigung? Ist es bloß „in die Kirche gehen,“ — oder sollte es nicht vielmehr darin bestehen, Eure Sünden abzulegen und ein neues Leben anzufangen?“ 2c. 2c. Zu der Dame sagte ich: „Sie haben jetzt ein rauhes Wort gehört, aber es ist wahr.“ — So gaben wir einander die Hand. — Der Herr Doctor: „Ich werde mich stets freuen, irgend etwas für Sie zu thun: befehlen Sie mir nur!“ 2c. Als ich aber wegging,

sagte ich zu mir selber: „Jetzt hast du dich wohl aus diesem Predigtsaal hinausgeworfen!" — Was geschieht? als ich wieder zum zweiten Mal nach Jackattalla kam, waren alle diese großen Herrschaften auf dem Ball in Utacamund; der Sergeant Major erlaubte mir, nach wie vor in diesem Saale zu predigen. Der Colonel kommt wieder bis zum Sonntag zurück. „Wer gibt diesem Menschen Erlaubniß, im Saale zu predigen?" — „Der Sergeant Major." — „Schließ die Thür vor ihm!" — Nach einer Stunde kommt ein anderer Befehl: „Mach die Thür auf, ich will selbst kommen! (natürlich, ich wußte von diesem Allem nichts) es ist Sonntag." Wir sind im Gesang; — es trappt ganz laut ein Herr in einen rohen Kittel eingewickelt an meiner Seite hin; — ich bete, und fange an, heftig zu predigen und sehe dabei diesem Manne immer in's Gesicht (ich kenne ihn aber nicht; es ist der Colonel). Er geht mit dem Ingenieur aus der Kirche und sagt ihm: „I find no harm in this man" (ich finde nichts Unrechtes an diesem Manne). Dieß Alles hörte ich nachher.

Ich hatte jetzt mein Wesen in Utacamund, und die Thüren waren mir überall geöffnet. Ich predigte täglich in einem Hause und die Leute sammelten sich wunderbar unter das Wort: „Meine Schaafe hören meine Stimme." Der Geist der Herrlichkeit war unter uns. So viele theuern Seelen waren unter uns! Colonel Coffin, Budd und Birch (Secretär des General-Gouverneurs), der schottische Caplan Hinderson von Calcutta und Missionar Drew von Madras flossen auf's Innigste mit uns zusammen, und ein Haufen andrer Leute, besonders auch meine eigenen Kinder. Wir hatten an drei Sonntagen das heilige Abendmahl im Hause der lieben Frau von Someren und der jetzt seligen Frau P. S. Dobbie. Hinderson, Drew und ich hielten Ansprachen an etwa 50 Communicanten. Ach! und es war erstaunlich erfrischend; ja, ich kann's nicht sagen, es war fast über alle meine Erfahrungen! Ich war gewöhnlich aus von Morgen 7 Uhr an (von Haus zu Haus) bis 2—3 Uhr Nachmittags, von 4½—6 Uhr

Predigt, und jetzt in irgend ein Haus, wo 15—20 Leute, ja bis einige 30 eingeladen wurden, an die ich dann meine Extra-Anrede zu machen hatte; und kamen um 11—12 Uhr Nachts nach Hause. So ging's Tag für Tag. Junge Damen und Andere, die mich gar nicht sehen wollten aus Furcht, sind gewonnen worden und zum Theil bekehrt, worunter eine Tochter des lieben Caplan S. ist, die jetzt lieb und schön seyn soll im HErrn. Ein Capitän St. ist bereits seliglich im HErrn entschlafen, der gewonnen worden ist. Hallelujah! Der Geist des HErrn hat in Utacamund dieß Mal reichlich mit mir unter dem Volke gewirkt. Ich war auch bei dem bischöflichen Caplan E., der ein Bruder ist, und der mich auch aufforderte, ein Wort der Ermahnung in seinem Hause zu sprechen. Aber die Gebundenheit der Kirche ist groß und sehr gegen frisches Leben in Christo Jesu.

Mein Sein auf den Hills, nicht bloß als Arbeit, sondern auch als heilsam für meine körperliche Gesundheit, war sehr wünschenswerth. Wenn der HErr mich nicht durch die Veranlassung der Palghat-Reisen auf die Hills gesandt hätte, ich wäre gewiß schon um Gesundheit da zu suchen dahin gesandt worden; was mich zur Zeit in meiner Arbeit um so sicherer daselbst macht, mit dankendem Herzen. — In diesem Jahre war überall Mangel an Regen und besonders auf den Hills und überhaupt im ganzen Meisurlande.

Jetzt ging's zu den geliebten Kindern im 39ten Regiment auf den French-Rocks. Eine Schwester im HErrn in demselben, Frau Hodgson, die auf den Hills war, habe ich, ehe ich auf die Hills ging, der Cannanur-Gemeinde schon als sterbend angezeigt; und die im Angesicht des Todes siegreich that in dem Geliebten wurde wunderbar wieder vollkommen gesund hergestellt. Sie kam dann auch auf die Rocks, als ich da war. Die Gemeine auf den French-Rocks in diesem 39ten Regiment liefert so reichhaltige, selige Erfahrungen, daß man mit wenigen Worten kaum etwas sagen kann. Sie haben Alle ihre Gottesdienste gleich denen in Cannanur der Zeit nach. Sie sind eine Gemeine in sich selbst und versammeln sich deßhalb in ihrem eigenen

dazu eingerichteten Hause. Außerdem haben sie ein Gebethaus besonders für die Eingebornen und drummers*) erbaut, und dazu ist dann noch eine Capelle der englisch-bischöflichen Kirche, die der Colonel sonntäglich einmal hält, und dem die Brüder dann in die Kirche gehen. Die Hauptgottesdienste sind aber in ihrem eigenen obgenannten Hause. Jeder von diesen Offizier-Brüdern ist ein eifriger Prediger der Gerechtigkeit und das Band der Liebe hat sie bis jetzt fest umschlungen. Die lieben Kinder sind voll guter Werke. Es ist ein herrliches Werk des HErrn in und unter ihnen. Hallelujah! Sie arbeiten auch sehr unter den Eingebornen, und Alles, was Sie wünschen, ist „ein tüchtiger Katechist". Sie werden sich wundern, wenn ich Ihnen sage, daß in meinen Versammlungen daselbst ich jeden Tag Schwarz und Weiß von 80—100 Seelen und darüber beisammen habe. Da predige ich dann englisch und der liebe Joseph gibt es in Tamul, und die Damen verstehen das Tamul besser, als das Englische. Ich habe dieß Mal einen schönen Tamulmann, Buttler, Abel, mit seinen drei Kindern getauft, sonst einige in die Gemeinde aufgenommen, einen schwarzen socinianischen drummer, (früher ein großer Feind des HErrn, ein wahres Teufelskind, der ein schrecklicher Prediger war und mit zwei Weibern lebte; — ein gedrucktes Buch, woraus er alle seine verderblichen Kräfte zog, wurde sogleich den Flammen übergeben) und einige Römische wurden auch in die Gemeine aufgenommen. Wäre es am Platz, mitten in meinen Berichten „Bitten" an die Committee zu machen, so würde ich hier sagen: „Ach, liebe Herren und Brüder, geben Sie mir doch die Erlaubniß, einen treuen, fähigen Katechisten dieser Gemeine im 39ten Regiment zu geben, der soll dann immer bei ihr seyn. Also, wohin das Regiment verlegt wird, dahin soll auch der Katechist mit ihnen ziehen. Der Katechist soll die liebe Committee nicht einen Heller kosten. Diese Kosten wird die Gemeine mit Vergnügen bestreiten."

*) Musikanten.

Dieß ist mir in der That ein großes Anliegen und in meinem Herzen höchst gerecht, nämlich da, wo der HErr so ein großes Werk gewirkt hat, dem Verlangen der Gemeine zu willfahren; und da es der HErr in Gnaden durch mich gethan hat, fällt auch um so mehr die Verbindlichkeit auf mich. Liebe Herren und Brüder! wollen Sie mir die Erlaubniß dazu nicht geben?"

Die 10 Meilen (engl.) davon entfernte Zuckerfabrik Palhally, wo drei Söhne vom seligen Missionar Groves mit noch zwei andern Herren arbeiten, bietet auch einen Zweig für sie zur Thätigkeit dar. Letztes Jahr taufte ich den Jüngsten davon, Edward Groves, der jetzt gewachsen ist in der Gnade. Der ältere, Heinrich, ist lebendig geworden, und der zweite, Frank, fängt auch an, ganz freundlich zu werden. Unter den Halfcast sind zwei, die Leben voriges Jahr gekriegt haben; einen davon habe ich auch getauft voriges Jahr. Sie wurden als Kinder nicht getauft. Sie halten einen Tamul-Katechisten unter ihren Tamulleuten. In der Fabrik selbst arbeiten einige 100 Leute, meist Canaresen.

Die Groves sehen mich sehr gerne, und einige meiner Kinder, die Offiziere, gehen immer mit mir hinüber, wo es dann ganz lebendig hergeht. Ich hoffe, auch da wird das Werk des HErrn noch wachsen und zunehmen. Hallelujah!

Auch in Bangalur war ich dieß Mal sehr fleißig, und der HErr hat mir aus Gnaden auch überall daselbst wieder die Thüren aufgethan. Daß ich nach Bangalur wieder gehen solle, haben die theuern Freunde schon auf den Hills ohne weiteres unter sich angeordnet. Doch geht es von meiner Seite durch nicht wenige Schwierigkeiten. „Sollst du gehen oder nicht?" Es war wirklich dieß Mal so viel Arbeit für mich in Bangalur, daß wenn die bestimmte Abmarschstunde kam, ich noch viele Bestellungen (die Leute lassen mich rufen) nicht besorgt hatte, wovon mir einige vorzugsweise leid thaten. Dieß Mal wollten mich besonders h die Missionare haben, beides, Londoner und Wes-

leyaner. Da mir aber voriges Jahr die Londoner (Independenten) ihre Capelle gaben, und ich überhaupt mehr mit ihrem Geiste verwandt bin, so hielt ich mich auch wieder dieß Mal ausschließlich an sie und predigte nur Ein Mal in der Wesleyanischen Capelle. Die Wesleyaner sehen mich etwas schief an, weil ich schon manche Leute von ihnen, wenn in Cannanur, von ihnen abgezogen habe, und deßhalb hätten sie gerne einen Vertrag mit mir machen wollen; aber es ging nicht. Der Herr Wesley hat viel mehr zu sagen, als der HErr Jesus, und das geht bei mir nimmermehr! Doch nachdem sie mich jetzt so viel gesehen und gehört haben, thun sie vielleicht jetzt mit mir besser wie früher. Ich war in Bangalur, wo möglich, noch mehr in Arbeit, als auf den Hills. Es waren hier in der Regel größere Partieen, mit denen ich es zu thun hatte, — oft eines Tages drei öffentliche Predigten, — von Morgens 6 bis Nachts 12 Uhr angespannt! Oeffentliche Reden bei Pensionären (europäischen Soldaten): Männer besonders, Weiber besonders; bei den Musikanten im 6ten einheimischen Regiment, der Tamul-Gemeine, der canaresischen Gemeine, dann von Haus zu Haus; jeden Abend in der Capelle großer englischer Gottesdienst von 6—8 Uhr, und dann von 8—12 Uhr in irgend einem Haus, wo 20—30 Leute eingeladen wurden. Unter den obigen Musikanten im 6ten Regiment entstand eine Erweckung. Es war erstaunlich, wie diese Leute zusammenkamen; auch Römische dazu; es gab neues Leben! Nur schade, daß nach unserm Abgang nicht die rechten Leute da waren, ihnen fortzuhelfen. — Es ist erstaunlich, wie wenig Leben aus Gott, selbst da wo man doppelte Ursache hätte, es zu erwarten, in dieser großen Stadt angetroffen wird. Die Orthodoxie, und der schwarze Rock, und die wohleingerichteten Häuser, nebst Allem, was zum Gentleman gehört, ist nicht vernachlässigt, aber der HErr Jesus und Sein Reich! Wenn dann zwei Caplane erscheinen, die ordentlich predigen, denen die Leute in die Kirche gehen, am Sonntag zum heiligen Abendmahl, am Montag auf einen Ball, oder in irgend eine

große weltliche Gesellschaft, — so muß man erstaunen, wie der Teufel so Alles am Gängelband hat! — Einer der Caplane ist aber wirklich ein Bruder im HErrn, dem meine Leute vorzugsweise in die Kirche gehen. Wir trafen auf den French-Rocks zusammen; er kam da mir in die Kirche und ich ihm, und wir Alle nahmen das heilige Abendmahl von ihm. Ein Herr und seine Frau wurden frischweg für den HErrn gewonnen. „Habt ihr, Mann und Weib, je schon zusammen gebetet?" — „Ja, wir beten zusammen; ich lese das Gebet und meine Frau kniet mit mir nieder." — „Nein, meine nicht das! Betest du, Mann, aus deinem Herzen vor deinem Weibe, und du, Weib, vor dem Manne?" — „Nein, das thun wir nicht!" — „Ja, das müßt Ihr thun!" — Lange Gesichter und keine Antwort! Den nächsten Tag kam ich wieder. „Wir haben zusammen gebetet, wie Sie uns sagten, und wir sind jetzt sehr glücklich." Bei meinem nächsten Wiederkommen sagten dieselben wieder zu mir: „Wir beten jetzt jeden Tag drei Mal zusammen, und wir sind jetzt sehr glücklich." Ich lebte die halbe Zeit bei dem Adjutanten Sims im 6ten Regiment, meinem Bruder, und dann ließen mir die lieben Campbells (von der Londoner-Mission) keine Ruhe, ich mußte bei ihnen wohnen, nach ihrer Uebereinkunft unter einander. Aber sie sind für mein Geschäft zu weit weg von den Leuten, was in einer so großen Stadt sehr zeitraubend ist, daher ich doch oft wieder zum lieben Sims kam. Die lieben Campbells sind ganz lebendig; aber ihre Zeit reicht nicht zur Arbeit unter den Engländern. In Bangalur sollte ein recht lebendiger Knecht des HErrn leben.

Ich wurde dieß Mal auch nach Tumkur berufen und hatte da mein Wesen. Doch war die Zeit zu kurz, hatte auch mit einem Tamul-Kastenchristen, Regierungsbeamten, der 60 Rupien per Monat Gehalt hat, zu thun, dem ich als solchem, wegen der Kaste, das heilige Abendmahl nicht gab. Er that sonst sehr nett.

Diese Zopf- oder Kastenchristen sind so versessen auf den Zopf oder auf die Kaste, daß der HErr Jesus ihnen,

im Vergleich mit diesen großen Dingen, gar nichts ist. In Bangalur hatte ich einen gewaltigen Handel mit einem Erzprahler darin. Er sang das Wort Gottes in den Häusern herum für Geld, ganz auf heidnische Weise. Kein Bramine konnte wilder mit mir seyn.

Obgleich ich in den Plätzen Meisur, Jellwall, Hunsur, Fraserpett und Mercara, an jedem Platz nur einen Tag gewesen bin, so war doch überall die Arbeit so viel, so interessant, ja wichtig, daß ich jeden Platz mit herzlichem Danksagen zum HErrn verlassen konnte. Ein Bischen mehr Zeit zu dieser Arbeit würde mehr hoffen lassen. Von Mercara wurde ich wie durch Dampf weggetrieben. In Mangalur predigte ich zum ersten Mal in der englischen Kirche, und Herr Anderson führte mich expreß in die englische Schule, wo ich eine englische Ansprache an die Heidenschüler von zwei Stunden hielt, und ihnen aus der Schrift zu beweisen suchte, daß der HErr Jesus Gottes Sohn ist, zu meiner eigenen freudigen Zufriedenheit, und mit der Bitte: daß der Vater seinen lieben Sohn in den Herzen dieser lieben, heidnischen Jünglinge aus Gnaden und zu Seinem Preise offenbaren möge. Amen.

Seitdem ich nun wieder in unserem Cannanur bin, hat sich die Morgenpredigt an den Sonntagen in zwei Gottesdienste abgetheilt. Von 10 bis nach 11 Uhr predige ich den Hochländern, die unbekehrte Leute sind, und zur selbigen Zeit Br. Gundert der eingebornen Gemeine in der Eckschule, oder jetzt Eckhaus. Ein Capitän F., ein Hochländer, ist völlig bekehrt worden, und durch den hat es der HErr gelingen lassen, daß gegen alle Oppositionen der Obern des Regiments etwa 50—60 Soldaten doch zum Gottesdienst herunter marschiren dürfen. Hallelujah! Es waren bis jetzt so viele Arbeiten da, daß ich nicht zum Schreiben dieses kurzen Berichtes kommen konnte, und obgleich ich ihn noch in Cannanur zu schreiben anfing, so habe ich ihn doch erst heute (Vaypur, den 22. November) auf meiner Reise nach Malapurum und Palghat so weit vollenden können. Ich habe mich kurz fassen müssen, sonst hätte ich ihn wohl erst

nach zwei Monaten schreiben können. Darum bitte ich die verehrte Committee um geneigte Nachsicht. Der HErr Jesus, der große Dinge thut, und nahe ist denen, die sich zu Ihm wenden, und der Alles herrlich hinausführet, sey mit dem Vater und dem heiligen Geist gepriesen in alle Ewigkeiten. Hallelujah! Amen.

---

b. Missionar Moffat's Bericht über seine Reise zu Moselekatse, dem Könige der Matebelen.

Vorbemerkung.

Da Missionar Moffat, welcher seit nunmehr 37 Jahren unter den Völkern Süd-Afrikas sein reichgesegnetes Tagewerk hat, in jüngster Zeit sehr leidend geworden war hauptsächlich in Folge seiner unermüdlichen Arbeit, die er der Uebersetzung der heiligen Schrift in die Betschuanen-Sprache *) zugewendet: so unternahm er eine große Reise in das Innere, theils zu seiner Erholung, besonders aber in der Absicht, seine frühere Bekanntschaft mit dem Barbaren-Könige der Matebelen zu erneuern und der Beihülfe desselben sich zu versichern, um Dr. Livingston, der damals gerade auf seiner vierten Entdeckungsreise sich befand, mit den nöthigen Förderungsmitteln zu versehen. Die Einzelnheiten von Moffat's Bericht über seine Reise nach dem Lande des Moselekatse, das 160 Stunden nordöstlich von Kuruman liegt, sind so wichtig, daß die ungewöhnliche Länge der Auszüge aus seinem Tagebuch gerechtfertigt seyn wird. Schon im Jahr 1829 hatte Moffat diesem Könige einen Besuch gemacht und im Jahr 1835 ihn wiederholt. In Moffat's bekanntem reichhaltigem Werke, das den Titel führt: „Arbeiten und Bilder aus der Mission Süd-Afrikas" ist der Character dieses Schrecken erregenden Königs folgendermaßen gezeichnet: „Moselekatse ist zwar nur ein Nach-

*) Auch Setschuanen-Sprache genannt.

folger in Tschaka's Fußstapfen, allein das Leben desselben von seinem Aufstand an bis zu der Zeit, wo ich ihn sah, und weiterhin, ist nur Eine lange Reihe unzähliger Verbrechen. Ueber weite Strecken hin ist kaum Ein Berg, der nicht Spuren seiner schauderhaften Wuth an sich getragen. Seine Erfahrung und angeborene Schlauheit setzten ihn in Stand, sich der Gemüther seiner Leute zu bemächtigen und machten, daß seine zitternden Gefangenen ihn bald als unüberwindlichen Herrscher anbeteten. Die ihm widerstanden und sich nicht willenlos ihm zu Füßen legten, schlachtete er hin. Seine gefangenen jungen Männer erzog er nach seiner eigenen Tactik, und seine Armee bestand der Mehrzahl nach aus Fremden, aber deren Hauptleute und Anführer rühmten sich ihrer Abstammung von der Zulu-Dynastie. Dieß ist eine nur matt gehaltene Beschreibung dieses Napoleons der Wüste, eines Mannes, mit welchem ich öfteren Umgang hatte und der es an Achtung und Artigkeit gegen mich so wie an Dankbarkeit nicht fehlen ließ. Aber von Mitgefühl und von Mitleiden wußte sein Herz durchaus nichts." — Und nun nach dem Verlauf eines Vierteljahrhunderts und nach wirklicher Unterwerfung aller benachbarten Stämme herrscht dieser nämliche Moselekatse über ein Land von ungeheurer Ausdehnung mit eisernem Despotismus. Von seinen niedergeworfenen Vasallen göttlich verehrt, erkennt er kein Gesetz an, als nur seinen eigenen launischen Willen. Aber, wunderbar genug, dieser Barbar in Mitte seiner bewaffneten Schaaren wird durch die feste Haltung und die edelherzigen Rathschläge eines christlichen Missionars überwunden. Der Character des Mannes zeigt in der That die seltsamsten Widersprüche: denn während einerseits nur schwache Hoffnung vorhanden ist, daß dieses harte Herz durch das Evangelium sich schmelzen lassen werde, kann er andererseits nicht umhin, mit der Geschmeidigkeit eines Kindes den Bitten des Missionars nachzugeben. Moselekatse's Liebe und Verehrung gegen Moffat geht so weit und ist so vertrauensvoll, daß er demselben außerordentliche Zugeständnisse einräumte und ihm endlich gar die Erlaub-

niß gab, die Botschaft des Heils in Christo den versammelten Kriegsleuten zu verkündigen, obwohl er ein völlig klares Bewußtseyn darüber hatte, daß diese christlichen Wahrheiten zu seinem anmaßungsvollen Wesen den schneidendsten Gegensatz bildeten.

Wir geben im Folgenden einen Auszug aus Moffats Tagebuch in vier kürzeren Abschnitten. Der 1ste enthält Moffats Reise in Moselekatse's Land. Der 2te die Vorfallenheiten während des Besuchs bei diesem Machthaber, welche über seinen Character und die Zustände seines Volks Licht zu geben geeignet sind. Der 3te Moffats weitere Reise in das Innere in Begleitung von Moselekatse. Und endlich der 4te die gottesdienstlichen Versammlungen Moffats unter den Matebelen.

1. Moffats Reise in Moselekatse's Land.

Nach einem achttägigen Aufenthalt bei Sedschili und unter dessen Leuten verließ ich am 12. Juni 1854 dieses Dorf in Gesellschaft der Herren Chapman und Edwards, deren Reisezweck Jagd und Handel war. Wir reisten in nördlicher Richtung durch eine ziemlich dicht bewaldete Gegend. Mehrere unter uns ritten auf die Jagd, hatten aber kein Glück. Diese ganze Gegend wimmelte noch vor kurzem von Elephanten, Giraffen, Rhinocerossen, Büffeln, Elenn-Gemsen und vielen Antilopenarten, und bei der ungeheuren Ausdehnung der vergleichungsweise unbewohnten Gegend hätte man denken sollen, würden diese Schaaren in Zukunft fort und fort in reichster Zahl sich hier umtreiben; aber die Muskete, die Büchse und die schnellfüßigen Rosse haben sie selten gemacht, und die armen Eingeborenen müssen nun in Folge davon leiden.

15. Juni 1854. Lopipi. Man bezeichnet diesen Platz immer als eine Löwengrube. Es ist ein Thal, an dessen oberem Ende eine tiefe, mit Schilf bedeckte Höhle ist, längs deren Außenseiten tiefe Gruben sind, gegenwärtig mit Wasser gefüllt, welches unsere Ochsen ganz gut trinken können. Wir hielten eben unsern Abendgottesdienst, der in

der Regel in Singen, Lesen und Beten besteht. Oft schon habe ich den Trost geschmeckt, der in dem Gedanken liegt, daß ohne Gottes Zulassung nichts an uns kommen kann und wir ganz in Seiner Hand sind. Wir sind keinen Augenblick gewiß, ob nicht eine Gefahr nahe ist. Wie seltsam, daß der Mensch so undankbar ist!

16. Wir waren, wenigstens Einige unter uns, für die ruhige Nacht dankbar. In der Ferne hörte man Löwen brüllen, aber Dank dem Menschenhüter, kein Uebel durfte zu unserer Hütte sich nahen. Brachen frühe auf, machten um Mittag eine Weile Halt; hatten wenige und ferne Wolken, heißen Sand, schwierigen Weg. Die Bamanguato-Berge waren beinahe östlich; wir mußten jedoch diesen Umweg nehmen, um Wasser zu bekommen.

18. Sonntag. Wir genossen einen ungestörten Sonntag in der Wüste. So oft die Wagen stehen, müssen wir bis an die Knöchel in feinem, weißem Sande umhergehen, der nach allen Richtungen hin den Boden bedeckt. Wir hatten zweimal öffentlichen Gottesdienst und überdieß Abendandacht in der Familie. Es wohnen, außer unseren Bamanguato-Reisegefährten, Alle bei, die zu den drei Wagen gehören, wobei der Schatten meines Wagens unseren Kirchenraum abgibt. Unsere Gesellschaft ist nicht groß und die Meisten darunter leben ohne Gott und ohne Hoffnung in dieser Welt; aber Gott ist hier mit seiner ganzen Erbarmung und Liebe! Dieser Theil der Gegend bietet einen traurigen Anblick: man sieht kein lebendes Wesen außer ein Paar Krähen und gegen Abend einige Flüge von Tauben, auch wilde Tauben, die herbeikommen, um zu trinken.

19. Bald nach Mitternacht brachen wir auf und machten um 8 Uhr Morgens Halt. Als wir durch die erste Reihe der Bamanguato-Hügel hingingen, wurde die Gegend viel schöner. Hinter diesen kamen wir über eine flache Ebene von etwa dritthalb Stunden, mit Buschwerk, einigen Bäumen und dickem Gras bedeckt. Hierauf ging's durch große weite Strecken von Fruchtäckern, welche großentheils noch nicht abgeerntet waren. Vor Sonnenuntergang hielten wir

in geringer Entfernung von der Stadt. Die Stadt dehnt sich mehrere (engl.) Meilen weit aus, längs einer Reihe von Bergen, die sich von Ostsüdost nach Westnordwest hinziehen, schwarz und unfruchtbar aussehen, kaum mit Bäumen und Gras bedeckt. Hier trafen wir mit drei Kaufleuten zusammen und zugleich mit Sehuneloe, einem Mitglied unserer Kuruman-Gemeinde, welcher hieher auf Besuch gekommen, bevor er sich als Gehülfe im Missionswerk unter den Bahurutse in Mosega niederließ. Bald waren wir von Eingeborenen umschwärmt. Als sie unsere Annäherung vernommen und meine Mitreisenden zuerst erblickt hatten, betrachteten sie mich, ob ich wirklich Moffat sey, von welchem sie schon längst gehört. Sie staunten mich neugierig an und Einige fragten: „Ist er es?“ während Andere erwiederten: „Ja, er ist's. Grüßet ihn.“ Unter Anderem hörte ich auch in gebrochenem Holländisch guten Abend wünschen. Sobald die Ochsen abgejocht waren, sah ich unsere Leute die Hunde an die Wagen binden und vernahm dann als Grund hievon, daß die Bamanguato vom Häuptling bis zum Bettler herab unverschämte Diebe sind, die auch nach den Hunden greifen.

Ich sandte meine ehrerbietigen Grüße an den nichts weniger als anziehenden Fürsten Sekhomi und ließ ihn wissen, daß „mein Herz traure“, wahrzunehmen, wie alle Briefe und Papiere an meinen Schwiegersohn Livingston noch hier seyen, obwohl Sekhomi versprochen habe, sie halbwegs nach Linjanti zu befördern, wo ein Mann wartete, um sie Livingston zu überbringen. Nach allem, was ich von Sekhomi gehört habe, hat er nicht bloß ein widerwärtiges Aeußere, sondern es scheint auch die Gierigkeit, die Selbstsucht, die Unverschämtheit, Tyrannei und List gleichsam in Person vor einem zu stehen. Natürlich werde ich ihn mit aller ihm gebührenden Rücksicht behandeln.

20. Juni. Schoschong, Sekhomi's Stadt. Diesen Morgen in der Frühe schickte mir Sekhomi, den man oft hatte sagen hören, er werde die Briefe und Papiere nicht abgeben, bis Livingston selbst komme mit einem großen Ge-

schenk, alle jene Pakete, deren Anblick mich in der That schmerzte. Die meisten davon hätten schon vor einem Jahr abgesendet werden sollen. Bald darauf erschien eine Anzahl Leute vor meinem Wagen und ein ziemlich unbedeutender Mann grüßte mich, welchem ich antwortete und bemerkte, ich sey eben im Begriff, den Häuptling zu besuchen. Er lachte und erwiederte: „Ich bin Sekhomi." Ich entgegnete, er komme mir zuvor, da es doch meine Schuldigkeit sey, ihm als meinem Gebieter zuerst meine Aufwartung zu machen. Er gab dieß zu mit einem gewissen Lächeln, schien jedoch nicht zu wissen, was er sagen solle. Er fühlte, er sey in einer mißlichen Lage und habe meine Achtung verloren in Folge der Zurückbehaltung der Livingston'schen Pakete, für welche ihm doch, wie er wohl wußte, eine Belohnung gewiß war. Er wollte einen oder zwei Sätze herausbringen, um sein undankbares Benehmen gegen Dr. Livingston, der so freundlich gegen ihn gewesen, in ein günstiges Licht zu stellen, machte aber seine Entschuldigung so ungeschickt, daß ich ihm rieth, lieber es gleich zu gestehen, er habe übel gethan, ich würde dann hoffen, er werde es in Zukunft besser machen. Ich wollte ihn davon überzeugen, wie es mich gekränkt habe, aber er lachte bloß, suchte meine Gedanken auf einen andern Gegenstand zu lenken und sagte mir, wie sehr er sich freue, mich zu sehen. Wir kamen auf den christlichen Unterricht zu sprechen und die Wichtigkeit desselben wurde ausführlich erörtert. Das war ihm aber etwas höchst Unwillkommenes.

Im Ganzen scheinen die Bamanguato eine hohe Meinung von den Kuruman zu haben. Ich habe mehrere begegnet, welche dort in Dienst gestanden und mit guten Eindrücken, die sie dann unter ihren Leuten aussprachen, heimgekehrt sind. Unter den vielen Tausenden Bamanguatos kennen nur zwei das Alphabet. Sie sind wirklich finster und unwissend; aber man darf sich über die Rohheit und Rauhigkeit ihrer Sitten nicht wundern, wenn man daran denkt, wie das jetzt lebende Geschlecht dieses Volkes beständig hin und her gejagt, zerstreut und geplündert worden ist. Der

schnöde Character ihres Häuptlings Sekhomi übt auch einen schlechten Einfluß unter ihnen, und überdieß hat ihr Verkehr mit einem Stamm im Süden, der vom Christenthum nichts als den Namen und den Schein trägt, sie noch mehr verschlimmert, so daß ihre erklärte Feindschaft gegen das Evangelium begreiflich ist.

21. Juni. Da man gegenwärtig nicht hoffen darf, Sekhomi oder sein Volk für christlichen Unterricht zu gewinnen, brachen wir Nachmittags auf, gingen vierthalb Stunden durch angebaute Strecken und machten dann am Ende der Berge Halt, wo der Bakaa-Stamm früher lebte, der, obwohl Herr der Gegend, von den Bamanguato schrecklich gequält und ausgeplündert worden. Als letztere, an Zahl stärker, von Norden gekommen und Besitz ergriffen hatten, bot Sekhomi Alles auf, die Bakaas zu plagen, denen man immer das gute Zeugniß gab, daß sie ein friedliches Volk seyen. Endlich verließen sie ihre heimathlichen Hügel und flohen, von Sedschili dazu aufgefordert, zu den Bakuenas, wo sie jetzt in ziemlichem Frieden leben.

22. Nach dem Kaffee setzten wir unsere Reise weiter fort in nordöstlicher Richtung durch eine buschige Gegend; wir mußten uns wie Schlangen durchs Gras winden ohne die geringste Spur irgend eines Weges und dazu durch sehr hohes Gras. Nachdem wir ungefähr drei Stunden auf diese Weise vorwärts geschritten, erreichten wir den Fluß Mhalapyu, der in den Limpopo fällt. Man sah nur ein völlig flaches Strombett von Granitsand, 200 Fuß breit; und obschon man an der Stelle, wo wir übersetzten, an der Oberfläche kein Wasser wahrnehmen konnte, so war solches doch in der Tiefe reichlich vorhanden. Während der Regenzeit muß der Fluß ein stattliches Aussehen haben, doch würde es wohl beinahe unmöglich seyn, mit Wagen über ihn zu setzen. Als wir das nördliche Ufer erstiegen hatten, machten wir, einige hundert Fuß davon entfernt, eine sichre Hürde für unsere Ochsen.

24. Oben auf einem kleinen Hügel in der Nähe, der jedoch groß genug ist, uns eine Uebersicht über die Bäume

in der Ebene unten zu geben, versuchte ich einen weiteren Blick in das vor uns liegende Land zu gewinnen, konnte aber nach keiner Seite hin Rauch aufsteigen sehen, der uns auf menschliche Wohnungen hätte schließen lassen. Den Angaben der Leute nach mußte unser Weg von hier aus beinahe ostwärts gehen, um Wasser zu finden. In der gleichen Richtung konnte man ansehnliche Hügel entdecken, die am Limpopo ausliefen. Diese sind aber durch die Tsetse unsicher gemacht; wir werden ihnen natürlich ausweichen. Von den benachbarten Bamanguato-Hügeln ritten wir über ein Granitlager, das an einigen Stellen in großen Blöcken oder Rollsteinen, an anderen in breit daliegenden nackten Massen ans Licht trat, da und dort auch mit Sand und Gras dünn untermengt war, während zugleich über größere Strecken hin der Boden, obwohl mehr oder weniger granitartig, doch mit guter Erde und mit üppigem Gebüsch und Gras bedeckt war. Pflanzen und Staudengewächse, welche in Kuruman klein sind, stehen hier zu Lande in prächtigem Wachsthum. Wir trafen hier wieder grobkörnigen Quarzsandstein und mehrere schöne große Exemplare von Puddingstein.

25. Hyänen und Schakale hielten unsere Hunde die Nacht hindurch wach; aber wir verlebten einen friedlichen Sabbath in der Stille der Wüste. Unsere gewohnten Gottesdienste waren uns eine große Freude; in der Zwischenzeit vertieften sich die Leser in ihre Bücher. Welch eine Erquickung, in einer Gegend wie diese die Gesellschaft der Patriarchen, Propheten und Apostel genießen und die Lobgesänge zu Ehren Jehovahs in einem Lande singen zu dürfen, wo früher noch nie solche Melodieen ertönten!

27. Gestern Morgen machten wir uns um 8 Uhr auf den Weg und arbeiteten uns durch Gesträuch und hohes Gras durch; aber der Boden war so hart, daß die Wagenräder keinen Eindruck zurückließen und unsere Spur an nichts anderem als an dem niedergetretenen Gras hätte erkannt werden können. Wir gaben jedoch nicht nach, ungeachtet der bedeutenden Anstrengungen, die der Weg uns

Dieß ist mir in der That ein großes Anliegen und in meinem Herzen höchst gerecht, nämlich da, wo der HErr so ein großes Werk gewirkt hat, dem Verlangen der Gemeine zu willfahren; und da es der HErr in Gnaden durch mich gethan hat, fällt auch um so mehr die Verbindlichkeit auf mich. Liebe Herren und Brüder! wollen Sie mir die Erlaubniß dazu nicht geben?"

Die 10 Meilen (engl.) davon entfernte Zuckerfabrik Palhally, wo drei Söhne vom seligen Missionar Groves mit noch zwei andern Herren arbeiten, bietet auch einen Zweig für sie zur Thätigkeit dar. Letztes Jahr taufte ich den Jüngsten davon, Edward Groves, der jetzt gewachsen ist in der Gnade. Der ältere, Heinrich, ist lebendig geworden, und der zweite, Frank, fängt auch an, ganz freundlich zu werden. Unter den Halfcast sind zwei, die Leben voriges Jahr gekriegt haben; einen davon habe ich auch getauft voriges Jahr. Sie wurden als Kinder nicht getauft. Sie halten einen Tamul-Katechisten unter ihren Tamulleuten. In der Fabrik selbst arbeiten einige 100 Leute, meist Canaresen.

Die Groves sehen mich sehr gerne, und einige meiner Kinder, die Offiziere, gehen immer mit mir hinüber, wo es dann ganz lebendig hergeht. Ich hoffe, auch da wird das Werk des HErrn noch wachsen und zunehmen. Hallelujah!

Auch in Bangalur war ich dieß Mal sehr fleißig, und der HErr hat mir aus Gnaden auch überall daselbst wieder die Thüren aufgethan. Daß ich nach Bangalur wieder gehen solle, haben die theuern Freunde schon auf den Hills ohne weiteres unter sich angeordnet. Doch geht es von meiner Seite durch nicht wenige Schwierigkeiten. „Sollst du gehen oder nicht?" Es war wirklich dieß Mal so viel Arbeit für mich in Bangalur, daß wenn die bestimmte Abmarschstunde kam, ich noch viele Bestellungen (die Leute lassen mich rufen) nicht besorgt hatte, wovon mir einige vorzugsweise leid thaten. Dieß Mal wollten mich besonders auch die Missionare haben, beides, Londoner und Wes-

leyaner. Da mir aber voriges Jahr die Londoner (Independenten) ihre Capelle gaben, und ich überhaupt mehr mit ihrem Geiste verwandt bin, so hielt ich mich auch wieder dieß Mal ausschließlich an sie und predigte nur Ein Mal in der Wesleyanischen Capelle. Die Wesleyaner sehen mich etwas schief an, weil ich schon manche Leute von ihnen, wenn in Cannanur, von ihnen abgezogen habe, und deßhalb hätten sie gerne einen Vertrag mit mir machen wollen; aber es ging nicht. Der Herr Wesley hat viel mehr zu sagen, als der HErr Jesus, und das geht bei mir nimmermehr! Doch nachdem sie mich jetzt so viel gesehen und gehört haben, thun sie vielleicht jetzt mit mir besser wie früher. Ich war in Bangalur, wo möglich, noch mehr in Arbeit, als auf den Hills. Es waren hier in der Regel größere Partieen, mit denen ich es zu thun hatte, — oft eines Tages drei öffentliche Predigten, — von Morgens 6 bis Nachts 12 Uhr angespannt! Oeffentliche Reden bei Pensionären (europäischen Soldaten): Männer besonders, Weiber besonders; bei den Musikanten im 6ten einheimischen Regiment, der Tamul-Gemeine, der canaresischen Gemeine, dann von Haus zu Haus; jeden Abend in der Capelle großer englischer Gottesdienst von 6—8 Uhr, und dann von 8—12 Uhr in irgend einem Haus, wo 20—30 Leute eingeladen wurden. Unter den obigen Musikanten im 6ten Regiment entstand eine Erweckung. Es war erstaunlich, wie diese Leute zusammenkamen; auch Römische dazu; es gab neues Leben! Nur schade, daß nach unserm Abgang nicht die rechten Leute da waren, ihnen fortzuhelfen. — Es ist erstaunlich, wie wenig Leben aus Gott, selbst da wo man doppelte Ursache hätte, es zu erwarten, in dieser großen Stadt angetroffen wird. Die Orthodoxie, und der schwarze Rock, und die wohleingerichteten Häuser, nebst Allem, was zum Gentleman gehört, ist nicht vernachlässigt, aber der HErr Jesus und Sein Reich! Wenn dann zwei Caplane erscheinen, die ordentlich predigen, denen die Leute in die Kirche gehen, am Sonntag zum heiligen Abendmahl, am Montag auf einen Ball, oder in irgend eine

uns würden gemacht haben. Auf ihre Anfrage, was sie dem Häuptling sagen sollten, erwiederte man ihnen, Moffat oder wie sie es aussprechen: Moschete von Kuruman sey da. Obwohl noch Keiner von dem Haufen, der uns umringte, mich gesehen hatte, schienen sie doch mit dem Namen ganz bekannt zu seyn und Alle wußten, daß ihr Herrscher mich zu sehen verlange. Der Bote muß sehr geeilt haben, denn nach anderthalb Stunden stand der Letebele mit mehreren Begleitern bereits vor uns. Er grüßte mit einem ziemlich linkischen, aber herzlichen Händedruck, ließ sich wieder sagen, wer ich sey und wer die mitreisende Gesellschaft sey. Einmal über das andere versicherte er mich, wie erfreut Moselekatse seyn werde, wenn er von meiner langersehnten Ankunft höre. Wie ich die Namen einiger Matebelen, die ich kenne, anführte und nach ihrem Ergehen mich erkundigte, schlug er vor großer Freude mit den Fingern ein Schnippchen, weil ihm das ein weiterer Beweis war, daß ich in Wahrheit Moffat sey; denn, wie ich nachher vernahm, würde es augenblicklich um sein Leben geschehen seyn, wenn er einen falschen Moffat zu seinem Herrn brächte. Er sagte, er werde an Hauptorte Boten senden mit der Bitte, man möge Leute schicken, die mich kennen; er habe mich in seinen Knabenjahren gesehen, aber ich hätte damals einen langen schwarzen Bart gehabt. Wir brachen sodann nach dem Dorfe auf, wo er zur Zeit sich aufhielt, um Steuern zu sammeln. Am Abend des Tages kamen wir ans Ziel.

11. Herr Edwards und ich nahmen unsere Flinten und gingen auf die waldigen Höhen und jüngst abgeernteten Kornfelder, um Fasanen und Perlhühner zu suchen. Die Schönheit und Fruchtbarkeit der Gegend erregte unsere Verwunderung. Wir fanden auch Hunderte von Morgen neuen Bodens, der für die Saat des nächsten Jahres zugerichtet war. Die Bäume waren gefällt und die Aeste lagen um den Stamm her, um als Brennholz verwendet zu werden, wenn sie trocken genug sind. Der Boden ist in verschiedenen Reihen, die 4—6 Fuß von einander entfernt sind, etwa 15 Zoll hoch aufgehäufelt, so daß das Wasser gut ablau-

fen kann. Das Korn sät man auf die aufgehäufelte Erde, wo es üppig zu wachsen scheint. Die ganze Gegend, so weit das Auge reichen kann, ist sehr gebirgig, die Berge meistens isolirt und häufig mit ungeheuern Blöcken und Rollsteinen besetzt. Man kann Blöcke sehen, 30—40 Fuß hoch, die auf der Höhe hart am Abhang und manchmal auf der obersten Spitze des Hügels liegen und die, in Folge der geringsten Bewegung von einem Erdbeben, mehrere hundert Fuß hinabstürzen würden. Obschon diese Berge rauh und holperig sind, haben sie dennoch ein schönes Aussehen, sind theilweise oder beinahe ganz mit Bäumen bedeckt, deren viele immer grün oder fast das ganze Jahr hindurch belaubt sind. Bäume, besonders von dem Feigengeschlecht, sieht man auf dem puren Granitfelsen wachsen und mit Stämmen, die auf hohen senkrechten Mauern sich erheben und an dem Felsen so dicht ankleben und von der gleichen Farbe sind, daß man näher herantreten muß, um sich zu überzeugen, daß das nicht Theile des Felsen selbst sind. Für den Botaniker und Geologen ein reiches Feld! Ich sah mehrere Bäume und Gesträuche, die mir ganz neu waren, von denen ich aber, weil sie damals nicht blühten, nicht sagen kann, zu welchem Geschlecht sie gehören. Granit von verschiedenem Korn ist vorherrschend, und wirklich scheint die ganze Gegend auf Granit gelagert zu seyn mit riesigen Blöcken von Quarz, welcher auch große Risse und Spalten in dem puren Fels ausfüllt; auch schieferichter Gneiß und Stücke von Basalt finden sich auf dem Grund der Flüsse, wie wenn sie von höheren Orten herabgeschwemmt worden wären. Es hat den Anschein, als ob man überall, sogar auf den Höhen der Hügel, wo der Boden oft sehr gut ist, Korn gepflanzt habe. Obgleich es seit Monaten nicht geregnet, fand ich doch einige Plätze ganz feucht, denn die lockeren, verfallenen Theile der Granithügel und der Sand schaffen dem Wasser einen leichten Durchgang zu den zahllosen kleinen Flüssen, so daß dasselbe, mit Ausnahme der Regenzeit, beständig durchsickert. Am Abend kamen zwei Matebelische Frauen von dem Dorf herab, um den Freund ihres Häuptlings zu

sehen. Ihre Kleidung ist von der anderer Stämme völlig verschieden. Auf die Frage, ob sie mich kennen, erwiederten sie: „Wir kennen deine Gestalt, deine Nase und deine Augen; aber was ist aus dem langen, schwarzen Bart geworden?" Ich erfuhr, diese zwei ehrbar aussehenden Frauen seyen, nebst zweien anderen von den Hauptorten, der Zauberei beschuldigt und darum auf diesen entfernten Außenposten verbannt worden. Das ist eine gar gnädige Strafe von Seiten des Matebelischen Despoten.

14. Nachdem wir uns marschfertig gemacht, brachen wir wieder mit einer Schaar Bamanguato-Leute auf, die unsere Führer und Helfer seyn sollten unter einem Häuptling, welcher Mapongko (d. h. Worte oder Neuigkeit) heißt und, da er die Letebelesprache so gut als seine eigene kennt, als Dollmetscher dienen will. Wir kamen zunächst durch eine malerische Gegend mit klarem Wasser und reichlicher Weide, machten dann bei dem Makhuefluß Halt, nachdem wir eine Strecke von 7 Stunden in 9 Stunden zurückgelegt wegen vieler Behinderungen, die uns dadurch verursacht wurden, daß wir Bäume zu fällen und Durchgänge durch Schluchten aufzusuchen und zu bewerkstelligen hatten. Letzte Nacht schliefen wir in der Nähe einiger großen Granitmassen unweit einer Reihe von Sümpfen, die Nacht war kalt mit starkem Thau, obwohl die Luft den Tag über trocken schien. Die Gegend würde einem Maler herrlichen Stoff liefern. Berge und Bäume finden sich zahllos und von den manchfaltigsten Formen. Nach allen Richtungen hin erblickt das Auge nur Hügel an Hügel in endloser Reihenfolge: fast alle sind mit gewaltigen Granitblöcken und mit Bäumen bedeckt, obwohl bei dem ersten oberflächlichen Blick für letztere kaum etwas Erde auf dem Boden da zu seyn scheint. Wir zogen auch über Hügel, deren einige nicht weniger als beinahe dritthalb Stunden im Umfang haben und genau die Hälfte oder ein Drittel einer vollkommenen Kugel bilden, — über dem Grund lauter Granit, — und dem Auge so glatt erscheinen wie eine Pomeranze, ohne auch nur einen einzigen Büschel Gras oder einen Kieselstein

auf ihrer ganzen Oberfläche. Ich klomm eine Strecke weit auf diesen Granitkugeln und bekam den Eindruck, daß seit der Sündfluth nicht ein Körnchen Sand auf ihnen gelegen sey. Das angeschwemmte Land in den Thälern zwischen diesen Hügeln ist ungemein ergiebig und trägt üppiges Reisholz und Gras. An manchen Stellen kommt der Granit in großen flachen Massen zum Vorschein, welche der Regen von mehreren tausend Sommern abgewaschen hat und die daher als Dreschtennen verwendet werden. Blöcke von mehr als Baumhöhe auf den Spitzen der Hügel könnten, ohne große Anstrengung der Einbildungskraft, für alte mit gesprengten Mauern umgebene Kastelle angesehen werden. Ich untersuchte einen einzelnen Block nahe bei unserem Weg auf der ganz wagerechten Oberfläche eines guten Bodens. Er stellte eine senkrechte Fläche von 50 Fuß Länge und 40 Fuß Höhe dar, von einer Glätte, als wenn er mit dem Meißel bearbeitet worden, und von einem Aussehen, als sey er zum Fundament irgend eines gewaltigen Denkmals bestimmt. Unter den losen Bruchstücken auf den umliegenden Hügeln finden sich starke Massen von Quarz, Blaustein, Glimmerschiefer. Mit Gewißheit läßt sich aus der äußeren Beschaffenheit dieser Berge der Schluß ziehen, daß hier seit einer bereits sehr fern gerückten Zeit keine Erderschütterungen statt gefunden haben, weil sonst tausende von sehr großen Rollsteinen von den Höhen, wo sie vor einem Lufthauch zu wanken scheinen, herabgeschleudert worden wären.

Außer kleineren Flüssen haben wir heute den Makhue- und Samokhue-Fluß passirt, die alle viel reines Wasser enthalten, und jetzt campiren wir an dem Schoschan-, oder wörtlich kleinen Schasche-Fluß, wo das Gras so reichlich und hoch steht, daß wir, während wir Feuer anmachen, uns wohl hüten müssen, unser Lager nicht in Brand zu stecken.

19. Letzte Nacht, als wir zur Ruhe gehen wollten, kamen zwei Boten von Moselekatse, die gestern frühe weggegangen und den größten Theil der Nacht hindurch ihre Reise fortgesetzt hatten. Der, welcher die Hauptperson war,

richtete seinen Auftrag sehr lebhaft aus und mit vielen maß-losen Ausdrücken über die hohe Freude, welche die Nach-richt von meiner Ankunft dem Souverain verursacht habe. Da er augenscheinlich sehr müde von der Reise war, so be-merkte ich, wir wollten statt morgen frühe erst Nachmittags aufbrechen, damit er gehörig ausruhen könne. Dazu wollte er sich aber auf keine Weise verstehen, indem er erwiederte: „Brauch' keine Ruhe, bis ich Dich vor Moselekatse sehe.“ Dem zufolge reisten wir in der Frühe ab und kamen nach vielen Windungen durch eine Reihe hoher abschüssiger Hü-gel. Alle Flüsse, über die wir setzten, seit wir die Bangua-ketse verließen, fließen östlich und ostsüdöstlich. Heute haben wir Flüsse passirt, welche alle nordnordwestlich fließen, wäh-rend weiter zur Rechten noch Seitenströme in den Limpopo fallen. Unsere Reise zieht sich so längs des Rückens oder der Höhe dieses Theils von Afrika zwischen dem 30sten und 31sten Grad östlicher Länge. Alle Flüsse gegen Nordwesten wenden sich nördlich und fallen in den Zambeze.

Nachdem wir über eine Strecke gezogen, welche die höchstgelegene zu seyn schien, da die Flüsse nordwestlich und südöstlich liefen, wurde das Land wieder freier und wellen-förmiger mit vereinzelten Granithügeln.

21. Wir nahmen Abschied von unseren erstaunten Freunden, welche unseren Wagen ein paar Meilen weit ge-folgt waren, und reisten nun mit etwas mehr Behagen, setzten über drei Flüsse, die zwar nicht flossen, aber unzählige Lachen klaren Wassers enthielten. Heute stiegen wir stark bergab, und das Land von Nordwesten nach Osten lag als eine ausgedehnte waldige Ebene vor uns mit mehreren An-höhen in der Ferne. Seit wir in die Wendekreise eingetre-ten sind, haben wir täglich von Osten her den Passatwind gehabt und da gegenwärtig die Jahrszeit des Grasver-brennens ist, so kann man den Rauch wie eine dichte Ge-witterwolke am westlichen Horizont sich hinbreiten sehen, wo die Sonne verdunkelt untergeht. Ehe wir Halt machten, begegneten wir Leuten, welche Moselekatse mit der Botschaft

uns entgegen gesandt hatte, wir sollten auf die Ochsen schlagen und unsere Ankunft beschleunigen.

22. Juli. In der letzten Nacht, als wir alle bereits fest schliefen, kam ein Mann aus der Stadt mit einem Ochsen an, der geschlachtet werden sollte. Die Eingeborenen dachten es sich nicht anders, als daß wir ihn sofort tödten und die ganze Nacht mit Essen zubringen und dann am folgenden Morgen aufbrechen würden. Es war zwar freundlich gemeint, allein unserer Sitte und Lebensweise doch nicht entsprechend. Als wir am Morgen durch einige Städte gingen, eilten Männer und Frauen aus den Häusern, um uns zu sehen. Noch in den ersten Stunden des Vormittags näherten wir uns der königlichen Residenz und trafen auf dem Weg dahin Männer mit Schilden und Speeren, Einer nach dem Andern, die uns sagen sollten, wie glücklich der König über unserer Ankunft sey. Natürlich erwarteten wir, derartiges Schauspiel entfaltet zu sehen, wie ich es bei meinen früheren Besuchen schon erfahren hatte. Wir waren unseren Wagen um ein ziemliches voraus gegangen, traten jetzt in den weiten Kreis der Oeffentlichkeit und wurden, von einem Häuptling begleitet, nach der entgegengesetzten Seite geführt, wo in verschiedenen Abtheilungen gegen 60 Häuptlinge saßen. Die Stadt schien neu oder eher halb fertig zu seyn. Da war nichts in der Weise Vollendetes zu erblicken, wie ich es früher in königlichen Städten gesehen habe. Wir stunden mehrere Minuten bei einem Durchgang, welcher, wie es schien, zu einem Gehöfte führte, wo allerlei Vorbereitungen getroffen wurden. Während unsere Aufmerksamkeit sich den Wagen zuwendete, hatte sich Moselekatse dem Eingang, wo wir standen, genähert und als wir uns umwendeten, saß er da auf einer großen Palmfrucht, aber wie verändert! Der rüstige Herrscher der Matebelen jetzt gealtert, lahm an den Füßen, nicht im Stande zu stehen oder sich über den Boden hin zu bewegen! Ich trat zu ihm: er ergriff meine Hand, sah mich eindrücklich an, zog seinen Mantel über seine Augen und weinte. Es verging einige Zeit, bevor er sprechen

oder mich anblicken konnte. Mittlerweile trat Hr. Edwards, der nach den Wagen sich umgesehen, heran, in der Erwartung, den Helden so vieler Schlachten zu sehen, — und nun war der Eroberer und Herrscher so vieler Stämme in Thränen gebadet, welche er vergeblich zu verbergen suchte wahrscheinlich vor einigen seiner Weiber, die hinter ihm waren, oder vor seinen Hofleuten, die in Stillschweigen harrend in der Nähe standen. Nachdem so einige Minuten vorübergegangen, während deren mehrere Häuptlinge mit gespannter Theilnahme zusahen, wiederholte er mehrmals meinen Namen und setzte hinzu: „Gewiß, es träumt mir nur, daß du Moffat bist." Ich erwiederte, Gott, dem ich diene, habe uns beide aufgespart, und ich sey noch ein Mal gekommen, ihn zu sehen, ehe ich sterbe; und obwohl es mir sehr leid thue, ihn so krank zu sehen, müsse ich doch Gott danken, daß es uns vergönnt sey, einander wieder zu begegnen. Er deutete auf seine Füße, an denen ich bereits die Wassersucht bemerkt hatte, und sagte, sie sowohl als auch andere Theile des Körpers wollten ihn umbringen, wobei er hinzufügte: „Dein Gott hat dich gesendet, mir zu helfen und mich zu heilen."

2. Vorgänge während Moffat's Besuch, welche über Moselekatse's Character und über die Zustände seines Volks Licht geben.

22. Juli 1854. Nachdem Moselekatse von der Aufregung und dem Gefühlsdrang, welchen der erste Anblick von mir in ihm hervorgerufen, sich erholt hatte, fing er an, sich gegen einige der Angesehensten unter seinem Volk, die näher bei ihm waren, darüber auszusprechen, wie beständig meine Freundschaft sey und wie er meinen Charakter viel besser gekannt, da er sie seit 20 Jahren immer versichert habe, er werde mich noch sehen, währent sie gezweifelt hätten. Er wurde darüber ganz lebhaft, zumal jeder Ausspruch, der über seine Lippen kam, von Schmeichlern beifällig beantwortet wurde. Da ich ihm bedeutete, daß morgen der

Tag des HErrn sey und wir daher noch Mehreres in Ordnung zu bringen hätten, denn er werde sich erinnern, daß wir an diesem Tag keinerlei Arbeit thun; bat er mich, meinen Wagen so zu stellen, daß er mich immer sehen könne. Den ganzen noch übrigen Tag beobachtete er all unser Thun und Treiben mit sichtlichem Vergnügen. Gegen Abend schickte ich ihm zwei Stühle, über welche er sehr erfreut war. Als es dunkel geworden, kam er mit großer Mühe heraus zu mir an den Wagen, und im Armstuhl sitzend sprach er sich herzlich über seine früheren Besorgnisse um meinetwillen aus, natürlich mittelst eines Dollmetschers, und wie manchen Versuch er gemacht, um auf die Spur zu kommen, ob ich noch am Leben sey und wo ich mich aufhalte; und obwohl er mich jetzt sehe und meine Stimme höre, so könne er doch des Gedankens nicht los werden, er träume nur. Seine Haare sind zwar schnell grau geworden, doch sind seine Augen noch sehr lebhaft und würden, wenn er nicht leidend wäre, noch munterer seyn. Wie ich ihn darauf wies, ich sey auch grau geworden, mochte er das nicht hören, wie alle Heiden, die nicht gern für alt angesehen werden. „Du bist jung," sagte er, „du gehst und hüpfst noch umher wie immer." Ich schüttelte mit dem Kopfe und entgegnete: „Nein, nein, ich fühle mich zwar kräftig, doch spüre ich, daß ich alt werde und bald sterben muß." „Nein, du mußt nicht sterben!" war seine Antwort.

23. Juli. Nach einer ziemlich kurzen Nachtruhe, die durch Gedanken unterbrochen wurde, wie meine gegenwärtige Lage und Pflicht sie veranlaßte, wachte ich auf mit einem empfindlichen Schmerz im rechten Knie, das sehr geschwollen und entzündet war. Ich hatte schon Mühe zu gehen, so schnell hatte das Uebel zugenommen. Nachdem ich einige Arznei für den König bereitet, mußte ich sie ihm selbst bringen, da er Niemanden, nicht einmal einer seiner vielen Frauen trauen kann und fürchten muß, vergiftet zu werden. Ueber meinen Knieschmerz äußerte er sich sehr theilnehmend, und sagte, wie es unter allen Stämmen in

diesem Lande gewöhnlich ist, es werde wieder besser werden. Ich sprach zu ihm über göttliche Dinge, und wie gut Gott sey, daß Er uns ein Wiedersehen gewährt habe, wornach er so lange sich gesehnt; denn obwohl mir bekannt sey, daß er nicht wisse, wie man zu dem allein wahren und lebendigen Gott beten müsse, so kenne doch Gott seines Herzens Verlangen und habe uns darum diesen Tag beschеert; dafür müssen wir Ihn lieben. Auf alles, was ich sagte, ging er bejahend ein, und verbreitete sich darüber so weitläufig gegen seine Umgebung, daß es schwer war, viel zu sagen; und, wie sich von selbst versteht, ist wenig auf Ein Mal das Beste für solche finstere Menschen. Bei den Wagen hatten wir unseren öffentlichen Gottesdienst, wie gewöhnlich. Unser Gottesdienst und Gesang muß den Matebelen, die dabei standen, seltsam vorgekommen seyn. Am Abend sandte Moselekatse eine Anzahl großer Kalabaschen mit inländischem Bier. Ich ließ ihm sagen, ich sey zwar für seine Güte dankbar, doch müsse er sich erinnern, daß ich kein Bier trinke, und ich würde etwas Milch viel lieber haben. Er erwiederte, er wisse, daß ich kein Bier trinke, aber es sey für meine Mitreisenden bestimmt und er habe bereits Befehl gegeben, daß man mir für Milch sorge.

24. Juli. Wir sahen William, den gefangenen Griqua-Mann, der mit seinem Vetter von den Matebelen vor mehr als zwanzig Jahren am Vaal-Fluß festgenommen worden ist, als er mit Peter Davids auf einer Seekuh-Jagd war. Armer Mensch! Kaum konnte er sich in seiner eigenen Sprache, der holländischen, verständlich machen. Er spricht die Letebele- oder Zulu-Sprache sehr geläufig, ist wie die Anderen gekleidet, und sein Gebieter hat ihn mit dem Ehrenzeichen eines Rings auf dem geschorenen Haupt geschmückt, und so ist er ein Eutona oder Häuptling, und ist berechtigt, ein Weib zu haben. Ueber zwei Städte gesetzt, ist er zugleich ein Centurio, welcher hundert Machaha oder Krieger zu befehligen hat, und besitzt nach allem, was ich hörte, das Vertrauen seines Herrn in hohem Grade. Es war etwas wunderlich, einen Griqua-Mann, dem man

in seinem Gesicht den Hottentotten ansieht, in dem Anzug der Matebelen vor sich zu erblicken. Er schien einfach und gutartig zu seyn und theilte uns mit, daß Troi, seine Base, die in einer benachbarten Stadt lebte, gestern hier war, aber zu unseren Wagen nicht herzukommen durfte. Er sagte, Moselekatse sey ihm sehr gut und gewogen, fügte aber mit einem Seufzer hinzu: „Meines Herzens Wunsch ist es noch immer, in mein Vaterland und zu meinen Freunden zurückzukehren.“ Armer William! wie weh thut uns ein solcher Seufzer von einem augenscheinlich zwar geehrten, aber doch lebenslänglich Gefangenen! Tiefe Unterwürfigkeit ist hier der Stempel, der jedem Sterblichen, mit Ausnahme des Alleinherrschers, sogar seinen eigenen Söhnen und Töchtern, aufgedrückt ist. Wer sich dem Despoten naht, muß sich tief zur Erde beugen und ihn mit einem oder dem andern seiner vielen Namen anreden: z. B. Gott, Löwe, Löwe der Löwen, großer Elephant, großer Berg, Himmel, Menschenfresser, Sonne, Sonne der Sonnen, König der Könige, Gott über Vieh und Menschen, großer Grenzstein, Vater, Mutter und noch eine Menge anderer Namen.

Nachdem ich Moselekatse einige Medicinen geschickt, wie sein wassersüchtiger Zustand sie erforderte, besuchte ich meinen Patienten, um zu sehen, wie er sich befinde. Indem ich auf einen seiner Füße deutete, dessen Geschwulst unterdessen noch zugenommen, und mit meiner Fingerspitze darauf drückte, wovon eine Vertiefung in der Haut blieb, sagte ich: „Das ist Wasser im Leibe, das vom Bier-Trinken kommt; du mußt das Trinken lassen, oder meine Arzneien werden dir nichts nützen.“ Er gab mir Recht, befahl, einen Becher Wasser ihm zu holen, und wünschte, ich solle es berühren, ehe er es trinke. Ich erklärte ihm, meine Berührung würde keine Veränderung an dem Wasser bewirken; ich könne es nicht thun, weil das nur ihn betrügen hieße, und Niemand könne mit einer Berührung Wasser bezaubern. Hierauf nahm er einen Schluck und versprach meinen Rath zu beachten. Da er unterlassen

hatte, seine Füße zu reiben, ersuchte ich eine seiner Frauen darum. Es däuchte mir, sie gehe zu zart mit ihm um; daher rieb auch ich ihn noch mehrmals unter stärkerem Druck und mit härterer Hand, und obwohl er nicht umhin konnte, sich zu winden, gab er doch aus einem gewissen abergläubischen Gefühl meiner Verfahrungsweise ohne Zweifel den Vorzug. In der Folge kam er heraus und ließ sich außen an der Vorhalle täglich in seinem Lehnstuhl nieder, wobei, wie gewöhnlich, in nicht großer Entfernung eine Anzahl Häuptlinge und Krieger reihenweise in tiefem Schweigen dasaß. Er spricht nur mit zwei oder drei Auserlesenen und mit denen, welche von anderen Städten mit besonderen Aufträgen eintreffen.

Ich äußerte ihm, es sey mir unangenehm, meinen Wagen der Sonne gegenüberstehen zu lassen, und wünsche, ihn zu kehren. Er billigte dieß, bat mich jedoch, er möge so gestellt werden, daß ich es ihm möglich mache, mich zu sehen, wenn ich vor dem Wagen sey. Meine Erwiederung lautete dahin, ich sey nicht werth, daß er nach mir sehe, aber ich sey werth, daß er mich höre, da ich ihm Dinge sagen könne, die mich Gott gelehrt habe, damit ich sie ihn lehre, und die ihn für immer glücklich machen würden. „Ich will gerne hören," entgegnete er, „aber ich muß dich sehen, so viel ich nur kann." Herr Edwards sandte unserem hohen Freunde ein Geschenk, bestehend in einem großen bunten Schawl, gedruckten Kattunstücken, und einem Körbchen mit vielen schönen Perlen. Es wurde mit lebhaftem Dank angenommen, und sogleich darauf alles zu meinem Wagen geschickt, den er zu seinem Magazin macht. Darf und kann er seinem eigenen Volk nicht trauen?

26. Juli. Da ich um eine Unterredung mit Troi, der Griqua-Tochter, gebeten hatte, so wurde sie einem königlichen Befehl zufolge aus einer nahen Stadt herbeigeholt. Bei meinem ersten Besuch vor 20 Jahren machte ich den vergeblichen Versuch, sie auszulösen und zu ihren bekümmerten Eltern zurückzubringen. Sie kam und stand vor meinem Wagen, und unfähig, in ihrer eigenen, der hol-

ländischen, Sprache auch nur ein Wort zu reden, verstand sie auch die Setschuanen-Sprache nur sehr mangelhaft, und doch hatte ich Einiges mit ihr über ihre Verhältnisse und Aussichten zu sprechen. Ich wünschte zu wissen, ob sie diese und jene Nachfrage in Betreff ihrer Verwandten und Freunde zu thun habe. Sie antwortete: „Nein! was kümmern mich meine Verwandten und Freunde!" Mit keinen Worten läßt sich die äußerste Verachtung beschreiben, die sie gegen alles dahin Bezügliche kund gab. Als ich ihr sagte, ihr Vater gräme sich noch um sie, so sah sie mich mit vollkommener Fühllosigkeit an und fragte, was er um ihretwillen zu trauern habe; er sey es gewesen, der sie weggeworfen habe. Auf die Frage, ob sie nicht mit Freuden in ihr Vaterland heimkehren würde, wenn ihr Vater käme und sie loskaufte, gab sie eine ganz nachdrucksvolle, verneinende Antwort. Auf die Frage, ob sie sich noch des Unterrichts erinnere, welchen sie in ihrer Kindheit in der Missionsschule in Butschep empfangen, erwiederte sie, mit derlei Dingen habe sie nichts zu thun, bat um ein wenig Tabak und ging hinweg anscheinend so glücklich als nur ein wilder Mensch es seyn kann. Wir mußten sie mit einigen Zweifeln an ihrem gesunden Verstand ansehen oder mit Staunen und Schrecken darüber, was doch aus einer menschlichen Kreatur werden kann. Ich hatte viel mit ihr geredet, um zu sehen, ob ich nicht etwelche natürliche Liebe in ihrem Herzen erwecken könne, aber es war, als ob ich in den Wind geredet hätte. Als sie wegging, bat ich sie, wenn sie wieder hieher komme, bei mir einzusprechen. Ich konnte mich eines in mir aufsteigenden Verdachts nicht erwehren, daß ihre Fühllosigkeit bloß angenommenes Wesen sey; denn ehe sie zu mir kam, war sie auf Besuch in der königlichen Frauenwohnung gewesen, wo sie ihr wohl eingeredet haben können, was sie mir antworten müsse, wobei sie gut wußte, daß auf Ungehorsam der Tod folge; und überdieß waren mehrere von diesen Personen in der Nähe, die sie in's Auge faßten.

Am Abend waren wir ziemlich überrascht, als wir die finstere Majestät allein zu unseren Wagen herauskommen sahen. Arzenei und Diät haben ihm gut gethan. Das Volk empfing ihn mit Jauchzen und Beglückwünschungen.

27. Samstag. Las beinahe den ganzen Tag, corrigirte einige Druckfehler und änderte mehrere Worte in der Uebersetzung um der Gleichförmigkeit willen. Mein krankes Knie erlaubte mir keine Bewegung. Der Wind kalt und unangenehm. Der Passatwind geht mit dicken, dunkeln Wolken und Sand über unsere Häupter hin. Fragt man die Eingeborenen, ob es nicht regnen werde, so lachen sie und sagen: „Wer hat je Regen gesehen während der Wintermonate?" Sie scheinen das eben so wenig zu erwarten, als daß der Wind zu jeder Jahreszeit von Westen wehen sollte.

Moselekatse's Herrschaft dehnt sich von dem Schasche-Fluß im Süden bis zu dem Zambeze im Norden aus, und alle die zahlreichen Boote und Bootsleute an dem südlichen Ufer erkennen seine Herrschaft an. Wegen der Tsetse oder Fliegen kann eine große Strecke Landes gegen den Zambeze hin gar nicht mit Vieh besetzt werden. Sie werden alsbald durch dieses kleine, aber überwältigende Insekt weggerafft. Die zerstreuten Einwohner haben eine Menge Wild und können wenigstens Schafe und Ziegen halten, welche nicht von dem Insekt leiden. Es ist gar auffallend, weil diese Thiere, obwohl ihr Haar und ihre Wolle ein dichterer Schutz ist als der anderer Thiere, doch verwundbare Theile haben, die die Tsetse leicht erreichen können. Hunde werden auf der Stelle zum Opfer.

Diesen Morgen sagte ich meinem Dollmetscher und einem Andern, den man des Königs Adjutanten nennen könnte, daß ich den Wunsch habe, Moselekatse alle meine Plane und was ich während meines Aufenthalts auszuführen wünschte, mitzutheilen. Als ich Linjanti erwähnte und daß ich wegen der Waaren und Sachen, die ich für Livingston habe, dorthin zu gehen oder dem Makololo so nahe als möglich zu kommen beabsichtige, um diese Güter weiter

zu fördern: da schien mein Vorschlag gleich einem electrischen Schlag zu wirken und sie baten mich demüthigst, um ihres Lebens willen sie mit einer solchen Botschaft an ihren Gebieter zu verschonen; von solchen Dingen dürfe ich nicht einmal lispeln; der König müsse mich erst einen oder zwei Monate sehen. Der Tag war so windig, kalt und feucht; der König blieb zu Hause, und da einer oder zwei, die als seine Abgeordneten gelten, abwesend sind, so nahmen einige Frauen des Harems und andere, welche Bier 2c. in die Stadt gebracht, die günstige Gelegenheit wahr, etwas näher heranzukommen und den Fremden anzusehen. Trotz der Kälte hatten sie keinerlei Bedeckung am Oberleib, und nach der Matebelensitte auch sonst sehr wenig. Sie schienen sehr heiter und glücklich und die Meisten hatten einander ihre Arme um den Nacken geschlungen. Darunter waren sechs von des Königs Frauen und vier Töchter, plump und fett, wenigstens dreißig Jahre alt, und, wie seine übrigen Töchter, zu steter Jungfrauschaft von ihm verurtheilt. (Ich hörte nur von Einer, die einen Mann habe.) Diese kamen mit noch Anderen, um Bier in des Königs Harem zu bringen, das sein Keller zu seyn scheint. Von den andern Frauen sind sie in der Kleidung nicht unterschieden; auch sind sie von den Arbeiten und Obliegenheiten nicht frei, welche dem weiblichen Theil des Gemeinwesens anheimfallen. Sie betrugen sich mit großem Anstand, und, als sie sich zurückzogen, sagten sie, sie seyen froh, daß ich gekommen sey, und waren dankbar, daß sie mich hatten sehen dürfen.

Bei weitem die Minderzahl dieses Volks sind Matebelen von unvermischtem Geblüt; die Mehrzahl ist von den Stämmen, die er während seines langen Lebens unterjocht hat. Man nimmt sie immer in ihrer Kindheit oder Jugend von ihren Eltern und gewöhnt sie an die Matebelensitten von frühen Jahren an: die Mädchen werden zu Eutompis (Jungfrauen), die Knaben zu Soldaten bestimmt. Die äußere Erscheinung der Matebelen ist daher seit dem Jahr 1830, wo ich sie zum ersten Mal besuchte, eine ganz andere geworden. Moselekatse, obwohl der unumschränkte

Beherrscher eines ungeheuer großen Gebietes, ein Herr, von dem man sagen kann: Tausende fallen vor seinem Wort nieder, ist doch offenbar kein sehr glücklicher Mensch. Ich habe oft Zweifel gehegt, ob ihm jemals bei irgend einer seiner Handlungen oder einem seiner Vorschläge ein Widerspruch entgegengetreten sey; er mag mehr Recht haben, sich für unfehlbar zu halten, als selbst der Papst. Eine merkwürdige Ausnahme möchte ich hier erwähnen, die geeignet ist, den Character des Mannes zu beleuchten. Ein unterjochter eingeborener Häuptling, welcher in der Gegend wohnte, von wo ein Commando von Potgieter kam, um Vieh zu stehlen, erhielt sogleich nach diesem Ereigniß den Befehl, vor dem König zu erscheinen, damit er seinen Spruch höre und sein Urtheil empfange. Er wurde gefragt, wie er sich unterstehe, die Buren durch seinen District ziehen zu lassen, ohne von ihrer Annäherung Nachricht zu geben. Die Entgegnung war eine unerwartete und kam aus dem Mund eines Mannes, der über die Bitterkeit des Todes hinaus war oder auf welchen Tell's Mantel gefallen. Er redete Moselekatse so an: „Du bist ein Löwe und kein Mensch. Du bist ein Menschenverderber. Du hast mit Niemanden Frieden. Ich wollte, du wärest todt, und hatte gehofft, die Buren würden dich tödten.“ Jeder der Umstehenden erwartete den Befehl, daß man das Ungeheuer, welches ihren Gott so anrede, durchbohren solle. Aber nein, Moselekatse erwiederte: „Du hast geredet, was dein Herz denkt. Geh' hin im Frieden. Du sollst nicht sterben, sondern leben, so lang ich lebe. Nur laß mich in Zukunft wissen, wenn Fremde sich deinem District nähern.“

Aber bei all der Anbetung von Seiten seiner Vasallen ist ihm nicht heimisch zu Muthe. Seine gebrochene Körperkraft muß ihn daran erinnern, daß er eben doch nur ein Mensch ist. Viele Tausende seiner Unterthanen muß er haben hinsinken sehen, seit er das Joch von Tschaka von sich warf und sich unabhängig erklärte. Gestern frühe fand man einen großen Ochsen, der dem König gehörte, von einem Speer durchstochen und todt in der Viehhürde, in wel-

cher unsere Wagen standen; und wehe dem Manne, auf den der Verdacht einer solchen Handlung fällt. Der Ochse wurde ganz genau untersucht und durfte noch den größten Theil des Tages da liegen bleiben. Ich bemerkte, wie die Männer alle in Verwirrung daherrannten und jeder mit seinen Speeren wieder umkehrte, nachdem er deren Spitzen einem Häuptlinge gezeigt hatte, um zu beweisen, daß kein Blut daran sey. Darnach kam ein Doctor mit einer Schüssel, worin ein Aufguß über gewisse Wurzeln war und besprengte all die Eingänge der Hürde in der Absicht, über die dunkle Sache dadurch Licht zu gewinnen. Als ich Jemanden, der den Stand der Dinge ziemlich wohl wissen mußte, mein Erstaunen ausdrückte, daß einer die Vermessenheit haben sollte, einen Ochsen des Königs zu tödten, erwiederte er, Moselekatse werde wegen seiner Tyrannei von Vielen gehaßt, sein Volk wünsche ihm den Tod; und weil er dieß wisse, so fürchte er, Nachts einmal in seinem Bett ermordet zu werden. So trägt es ihm denn nichts aus, daß seine Unterthanen von Kindheit an gewohnt sind, ihn mit göttlichen Namen zu verehren, und Viele mit großer Wärme es behaupten, er sey allgenugsam. Ich hörte einmal Einen diesen Punkt bei meinen Leuten verfechten und äußerte darauf, ich würde seinem Gebieter sagen, was ich von seiner Macht gehört hätte und würde ihn dann bitten, einen Wagen zu machen, oder mir zu sagen, was eben die Leute in Kuruman thäten. Das war ein Lichthütchen auf seine Rede. So verhilft man ihm durch Schmeicheleien zu dem Wahn, er sey mehr als ein Sterblicher: und so kann er denn auch thun, als sey er die Leutseligkeit und Artigkeit in Person und ist zu Zeiten äußerst freundlich mit seinen Leuten, obgleich sie durchaus niemals vergessen, ihm die tiefste Ehrerbietung und Ehrfurcht zu bezeigen.

29. Juli. Mein Plan war, einen Versuch zu machen, ob sich nicht der König dazu bewegen lasse, daß das Volk dem morgenden Gottesdienst anwohnen dürfe. Wie er daher an meinen Wagen herauskam, sprach ich ausführlich über den Werth der Erkenntniß und hauptsächlich der Erkenntniß in

göttlichen Dingen. Zwar konnte er nicht den Muth gewinnen zu sagen: Nein, das kann ich nicht erlauben, — allein der Gegenstand war ihm doch kein angenehmer; er gab ausweichende Antworten und während er, wie früher, das Wort Gottes lobte, gab er zugleich zu verstehen, daß dasselbe, obwohl es für die trefflichen und weisen Leute gut sey, doch für die Matebelen, welche große Schurken wären, nicht gut sey. Er setzte hinzu, er sey stets dessen eingedenk geblieben, was ich ihm bei meinem letzten Besuch aus Gottes Wort gesagt habe. Wie viel oder wie wenig Wahrheit nun auch in dieser Aeußerung seyn möge, so ist doch so viel außer Zweifel, daß, was ich ihm damals sagte, nicht verloren war und daß sowohl meine demüthigen Bitten, als auch meine scharfen Verweise in Betreff der Grausamkeit und Tyrannei seiner Regierung nicht fruchtlos gewesen sind: denn Offiziere in seiner Umgebung sowie Untergeordnetere gaben mir die wiederholte Versicherung, daß von jener Zeit an seine harte Herrscherweise eine bedeutende Milderung erfahren habe. Dieß ist eine Erklärung für die allgemeine Freude, welche mein Besuch hervorzubringen schien. So sehr seine Hochachtung gegen mich meine lebhaftesten Erwartungen übertraf, so merkte ich doch, daß es große Schwierigkeiten habe, seine Erlaubniß zur Predigt zu erlangen, während ich zugleich wußte, daß nicht Einer seiner Unterthanen den kleinsten Schritt ohne seine Genehmigung thun würde.

Troi, das Griqua-Mädchen, kam heute an meinen Wagen und ich fragte sie, was sie jetzt von den Dingen denke, über die ich neulich mit ihr geredet. Sie blickte ängstlich umher und als sie sah, sie könne reden, ohne belauscht zu werden, sprach sie sich dahin aus, sie habe bei der jüngsten Gelegenheit nicht anders sich äußern dürfen, als so wie sie gethan. Sie erinnere sich wohl noch ihres Vaters, habe aber alle ihre Verwandten vergessen, und die Hoffnung, je einmal wieder sie zu sehen, sey in ihr erstorben. Obgleich sie von ganzem Herzen den Wunsch habe, wieder in ihr Vaterland und zu ihren Freunden zurückzukehren, so habe

sie doch ein Gefühl von der Unmöglichkeit hievon, weil es gegen alle matebelischen Sitten gehe, einen Gefangenen wieder frei zu geben.

30. Sonntag. Meine Gedanken machen fleißigen Besuch bei dem Kuruman-Volk, besonders am Sonntag. Ich werde oft daran erinnert, da nun einmal mein Leben mit dem der Kurumanen eng zusammengeschlungen ist; aber eine gewisse Melancholie will mich oft beschleichen, weil ich vom Hause Gottes fern bin so wie von dessen Ordnungen und Wohlthaten; und das Volk des HErrn dort und die wohlbekannten Stimmen des Gebets und des Lobpreises scheinen manchmal während der stillen Nachtwachen in meine Ohren zu dringen. Kein Wunder, daß David, als er im fremden Land war, ausrief: „Leib und Seele schreien nach dem lebendigen Gott." Oft denke ich in der Nacht, wenn ich, was bei mir etwas gewöhnliches ist, schlaflos daliege, an die einzelnen Vorgänge, die unter meinen Augen im Lauf eines Tages sich zugetragen haben: ich sehe vor mir die große Finsterniß des Landes, worin ich weile, die völlige Auslöschung alles geistigen Wesens, die verwildernden Wirkungen der Unwissenheit und des Kriegs, da die Matebelen ein kriegerisches Volk sind, Leute, unter denen viele mit breiten Stirnen und verständigen Gesichtern zu sehen sind, die eine widrig kindische Sprache in schreienden Tönen reden vor Einem, in dessen Gegenwart sie kaum einen Gedanken ausdrücken oder ein männliches Wort reden dürfen. Wenn mir alles dieses vor der Seele steht, muß ich oft unwillkührlich in den Nachtwachen ausrufen: „Wie lieblich, wie durchaus lieblich ist doch das Evangelium! Wie herrlich sind seine Gebote und Einrichtungen! Und wie lieblich, trotz all ihrer Mängel, sind seine Jünger!"

2. August. Moselekatse, der jetzt im Stande ist, wieder auszugehen, versäumt niemals, unsere Wagen zu besuchen und Herrn Edwards und mir die Hand zu geben, wenn er auf und ab geht, und fügt die Worte hinzu: Kia itumela, d. h. ich freue mich. Seine Heiterkeit nimmt zu mit der wiederkehrenden Gesundheit. Von den Maschona-

Leuten, die ich gesehen, muß ich schließen, sie seyen betriebsamer und darum auch gesittteter als die Matebelen. Sie hatten früher die ganze Gegend um Matlokotloko, die gegenwärtige Residenz des Moselekatse, inne. Ihr Gebiet, oder vielmehr ihre Berge fangen ungefähr vier Tagereisen östlich von hier an. Dorthin flohen sie vor den erobernden Horden der Matebelen. Sie besitzen etwas Vieh, das sehr klein ist; auch ihre Schafe und Ziegen sind kleiner als gewöhnlich; unter den letzteren bemerkte ich eine Anzahl Angora-Ziegen: die meisten darunter waren weiß, und ihr langes zartes Haar, das den ganzen Leib bis auf den Boden bedeckte, gab ihnen das Aussehen, als bewegten sie sich ohne Füße.

Der Maschona-Stamm hat mehr oder weniger Verkehr mit den Portugiesen oder den angrenzenden Stämmen; denn aus jener Gegend treiben sie mit grober Baumwolle Tauschhandel, obwohl sie selbst sich baumwollene Kleider von einem sehr groben Gewebe machen. Ich sah auch unter ihnen zwei musikalische Instrumente, die ungefähr 40 Töne hatten und aus eben so vielen eisernen, an ein kleines Holz befestigten Stäbchen in einem großen Flaschenkürbis bestanden, in dessen Oeffnung man die beiden Hände thut und nun in der selben Weise spielt wie auf dem Pianoforte. Das Instrument verräth einen beträchtlichen Grad von Erfindsamkeit, und ist für ein so wildes Volk ein glücklicher Gedanke. Ihre Kleidung, zwar ziemlich roh, ist doch anständiger als die der Matebelen, und wirklich scheinen sie auch ein ganz verschiedenes Volk zu seyn. Ihre Sprache ist die nämliche wie die des Makalaka-Stamms, von der ich, wiewohl sie ein Zweig der Setschuanen-Sprache ist, nur wenig verstehen konnte. Nach den Aussagen der Maschona-Leute sind ihre Väter von Südosten her jenseits des Gebiets der Baraputsen ausgewandert. Sie haben mehrere ganz eigenthümliche Sitten, die sie von jedem andern mir bekannten Stamm unterscheiden.

4. August. Hatte mit Moselekatse eine Unterredung und versuchte ihm begreiflich zu machen, daß die Erde sich bewege

und nicht die Sonne, daß die Erde eine Kugel sey und keine Ebene, daß man rund herum reisen könne, und wenn man durch den Mittelpunkt der Erde nach der entgegengesetzten Seite hin ein Loch bohren könnte, dort wieder Leute anzutreffen wären, die scheinbar auch auf einer Fläche wohnen. Ueber alle dem sah er mich bestürzt an, denn der Gedanke lag ihm fern, daß ich etwa vorsätzlich Unwahrheiten sagte. Ich beschrieb ihm die Eile, mit welcher man in England in Wagen, und zur See auf Schiffen reise; aber es schienen dieß nur zwecklose Wortverschwendungen zu seyn, denn es ging weit über seine Begriffe. Er erkannte jedoch offen den überlegenen Verstand des weißen Mannes an, und dieß gab mir einen trefflichen Anlaß, um ihm den Weg auseinanderzusetzen, auf welchem die Mängeleis — so nennt er die weißen Leute — ihre gegenwärtige Stufe von Cultur und Weisheit erreicht haben.

Ich dachte schon manchmal, wir müssen in den Augen der Matebelen als Demokraten erscheinen oder als eine Art sehr ungesitteter Menschen, da Keiner von uns je daran denkt, schmeichelnde Titel einem Manne zu geben, über welchen diese gleich einem Wasserfall sich ergießen, alle Stunden des Tags, und oft sogar auch während der Nacht. Wir hörten mehrmals, wie diese Schmeichler nach einer Reihe hoch tönender Titel, noch auf holländisch hinzufügten: „Schelm", „slegt", indem sie es den Buren nachsagten, welche sie von ihm in diesen Ausdrücken hatten sprechen hören. Sie scheinen zuweilen in maaßlosen und oft auch erhabenen Anreden mit einander zu wetteifern. So redete jüngst Einer Moselekatse also an: „O du gewaltiger Strom! der du mit unwiderstehlicher Macht dahin rollst über die glatten Steine deines Bettes, über welche alle Nationen, wenn sie als deine Feinde darauf treten, ausgleiten, fallen und untergehen werden vor deinen Augen. Erhebe dich, du mächtiger Strom, und fließe! bedecke deine Feinde in der Tiefe deiner Macht, o du Sohn des Matschobane!"

5. August. Hatte heute eine lange Unterredung mit Moselekatse. Zuvor überreichte ich ihm ein Paar von

mir gefertigte Blechgeschirre; er bewunderte sie und betrachtete mich als einen vollkommenen Klempner. Weil ich ihn in guter Stimmung fand, brachte ich meine morgenden Sonntagspflichten zur Sprache. Ich begann auf's Neue von dem Tag des HErrn, dessen Natur und Erfordernissen, legte ihm dar, was der Stand eines christlichen Missionars und was dessen Pflicht sey, beschrieb ihm den Werth der Erkenntniß und Bildung, und führte als Beispiel einen Brief meiner Frau an (den ein Jäger durch einen Mann aus seinem Volk mir übermittelt hatte), wie dieser mir Nachricht gebracht habe von dem, was in Kuruman vorgehe, und von den Gebeten und Fürbitten meiner Frau zu dem HErrn für den König Moselekatse, daß er doch das Evangelium hören und glauben möge. Ich machte ihm die Wichtigkeit göttlicher Erkenntniß namhaft, was ich, als ein Knecht Gottes, überall, wohin ich komme, lehre, und was ich ihn und sein Volk lehren müsse, oder sonst wieder abzureisen hätte: denn ich sey nur ein Knecht und müsse meinem HErrn gehorchen. Er heiße mich Vater; und wie alle guten Väter hätte ich den Wunsch, mein Kind zu berathen und zu unterweisen. Auf alles dieses und noch mehreres antwortete er, es sey gut. Mein Dollmetscher schwitzte vor Furcht, denn er wußte, das sey blos der Anfang einiger sehr peinlichen Dinge, die jetzt noch würden erwähnt werden, und ich hatte ihn gewarnt, daß, wenn er nicht treu dollmetsche, ich mich bei seinem Gebieter beschweren werde. Das war mehr als genug. Ich fuhr fort, wenn ich nicht zu ihm und zu seinem Volk von Gott reden dürfe und von Gottes Liebe zu den Sündern, wie ich auch unter andern Stämmen gethan, so könne es mir nicht wohl seyn; er kenne mich ohne Zweifel besser, als daß er auch nur einen Augenblick denken werde, ich verlangte irgend etwas von dem, was er besitze; und würde ich genöthigt seyn, ihn zu verlassen, ohne daß ich zu den Matebelen von meinem HErrn, der im Himmel ist, hätte reden dürfen, so würde ich auf keinen Fall es für meine Pflicht erkennen können, irgend ein Geschenk von ihm anzunehmen, es sey

groß oder klein. Ich verlange nur die Erlaubniß, zu den Leuten zu sprechen, die vom Morgen bis zum Abend in der Hürde sitzen. Ich würde ihnen Dinge mittheilen, welche ihrem Herzen wohl thun würden und dem meinigen ebenfalls. Dieses Alles und noch viel mehr brachte keine Wirkung hervor. Ich ging dann auf einen andern Gegenstand über, ohne glücklicher zu seyn. Vorher hatte ich mit ihm über Livingston gesprochen und erklärte jetzt offen, es sey mein Vorhaben, in Sekeletue's Gebiet mich zu begeben, oder wenigstens so nahe daran wie möglich, um zu hören, ob Livingston von seiner beabsichtigten Reise nach der Westküste zurückgekehrt sey, und um Waaren und Briefe, die ich für ihn gebracht, ihm zu übermachen. Dieser Entschluß war für ihn wie eine Dosis Assa Fötida: er erwiederte, er sey mein Sohn und ich solle ihn nicht verlassen, besonders da er krank sey; es sey nicht Einer da, sogar unter seinem eigenen Volk, gegen den er Liebe und Vertrauen haben könne wie gegen mich, und er könne seine Einstimmung zu einer solchen gewagten Reise nicht geben. Er begann dann Popanzen aufzuzählen, in der Hoffnung, mich in Schrecken zu setzen: Fieber, die an all den Flüssen und Sümpfen herrschten, durch welche mein Weg gehe, — Crocodile und wilde Horden. Mit ernster Miene sagte ich: „Moselekatse, Livingston ist mein Kind, und er ist ein Knecht Gottes; kehre ich zurück, ohne ihn zu sehen oder etwas Gewisses von ihm zu vernehmen, so gehe ich mit einem schweren Herzen heim und werde meinen Freunden sagen, Moselekatse liebt mich nicht." Ich fügte hinzu, wenn er irgend befürchte, ich möchte unterwegs umkommen, so würde ich einen Brief zurücklassen, den er nach Kuruman schicken könne und der der Mammele — so nannte er meine Frau — sagen würde, wenn ich umkomme, so sey es meine eigene Schuld.

6. August. Sonntag. Moselekatse ist entweder krank oder stellt sich nur so, und ließ sich den ganzen Tag nicht sehen. Er ist wirklich ein Hasenfuß. Der große König der Könige, wie er heißt, kann einem geringen Missionar

nicht unter die Augen gehen, dessen einzige Waffe ist, daß er zu überzeugen sucht. Wir hatten wie gewöhnlich unsere Gottesdienste, aber kein Matebele durfte uns nahe kommen, um etwas zu hören. Das königliche Gebot muß zuerst ergangen seyn. Im Grundsatz findet sich hier etwas jenem Gesetz Aehnliches, durch welches Daniel in die Löwengrube kam: Niemand kann mit einer Bitte oder mit einer Huldigung vor einem größern erscheinen als er selber ist, welcher „Himmel, Gott, Sonne“ u. s. w. genannt wird. Moselekatse weiß und mehrere aus seinem Volk wissen es auch, daß, wo das Evangelium aufgenommen wird, da Freiheit waltet zu reden und zu handeln, und wo es Einfluß gewinnt, es der Tyrannei und dem Despotismus in den Weg tritt.

18. August. Moselekatse sagte, da er Leute ausgesandt habe, die sich nach dem Weg erkundigen sollten, und da diese so weit gehen würden, bis sie etwas von Livingston gehört, so wünsche er, ich möge meine Reise bis zu deren Rückkehr aufschieben. Ich konnte dieß nur für einen weiteren Plan halten, gleich den früheren, um meinen Aufenthalt zu verlängern, und mußte mich also dagegen erklären, besonders da die heiße Zeit bevorstand und der Regen im Monat October das Reisen in einem Lande, wie dieses, beinahe unmöglich macht. Er zeigte mir eine Anzahl Elephantenzähne, welche er mir zu schenken vorhabe als Zeichen seiner Dankbarkeit für die Güte, die er, seit er mich kenne, von mir erfahren habe. Ich erklärte, ich wisse seine freundlichen Absichten in ihrem vollen Werth zu schätzen, könne aber nichts der Art annehmen, bis ich meinen Zweck, Dr. Livingston's Güter rc. befördert zu sehen, erreicht und, wenn möglich, ihn selbst gefunden hätte; wobei ich hinzusetzte, wenn er mich in diesem schwierigen Unternehmen unterstütze, würde ich seine Hülfe hierin noch höher anzuschlagen haben als sein Geschenk, und würde bereitwilliger seyn, ihm ein Geschenk zu machen als eines von ihm zu empfangen, und würde reich nach Kuruman zurückkehren auch ohne einen einzigen Elephantenzahn. Auf diese meine Be-

merkungen nahm er eine ungewöhnlich ernste Miene an und, nach einer Pause, sagte er: „Wahrhaftig, du liebst Livingston, und du liebst mich auch," und, mich bei der Hand nehmend, fügte er hinzu: „du sollst gehen." Ich schlug ein Schnippchen mit meinen Fingern nach matebelischer Sitte und dankte ihm von ganzem Herzen.

3. Moffat's weitere Reise in das Innere in Begleitung von Moselekatse.

22. August 1854. Diesen Morgen, als wir im Begriff waren abzureisen, um Dr. Livingston zu suchen, kam Moselekatse in meinen Wagen herein, mit mehreren Geschenken, die er von dem Einen und Andern empfangen. Er setzte sich ganz ruhig nieder und bat, die Wagen möchten nun aufbrechen. Ich vermuthete, er wolle nur bis zur nächsten Stadt gehen, da er von einer sehr großen Schaar Männer begleitet war, deren einige bereits zu alt waren, um weit gehen zu können. Ich sagte meinem gütigen Mitreisenden Lebewohl, der mit herzlicher Freude den Weg wieder mit mir angetreten hätte, aber, da er in Herrn Chapman's Gesellschaft war, sich für verpflichtet hielt, noch länger hier zu bleiben, und wir gingen nun weg mit etwa 100 Männern und beinahe 50 Hunden, großen und kleinen. Ohne an der ersten Stadt Halt zu machen, kamen wir zu einem Engpaß zwischen zwei Hügeln, von wo aus man eine schöne und ziemlich umfassende Aussicht hatte. Hier hielten wir unter einem alten Maulbeerfeigenbaum, bis des Königs eigener Wagen, den er hatte holen lassen, ankommen würde. Kaum war zu meinem Erstaunen der Wagen angekommen, als er mich ersuchte, wir sollten an einen Platz fahren, wo Buschwerk und Brennholz sey. Der Wagen schloß sich an unsern Zug an und wir setzten unsere Reise fort, indem der schwarze König von meinem Bette Besitz nahm, das durch sein Knarren verrieth, daß es eine ungewöhnliche Last trage. Nachdem wir uns am Fuß des Hügels durch beträchtliches Gesträuch durchgearbeitet hatten, kamen wir in ein nettes Thal hinab, wo jedes Erforderniß

zu einem behaglichen Campiren sich vorfand. Während der letzten zwei Stunden sind uns noch Mehrere nachgekommen, welche theils Palmfrüchte, theils andere Speise brachten, und außerdem etwa 20 Frauen mit großen Kalabaschen Bier auf dem Kopfe. Moselekatse's Wagen wurde neben den meinigen gestellt, und das Volk fing nun an, wie auf jeder Haltstelle unterwegs, die Zweige von den Bäumen abzuhauen oder niederzureißen, und vornehmlich Immergrün auszuraufen. Daraus machte man nach allen Gegenden hin sehr bequeme Hütten, in deren Mittelpunkt man für das Vieh, das darin schlafen sollte, einen freien Raum ließ. Zur Linken meines Wagens ist eine Hütte für meine vier Leute, worin Moselekatse zu schlafen gesonnen ist und nicht in seinem Wagen oder unter seinen eigenen Leuten. Zur Rechten meines Wagens ist, wie man es nennen könnte, ein königliches Pavillon von Immergrün, wo er zuweilen sitzt und sein Gefolge sich niederläßt. Unmittelbar vor meinem Wagen ist ein anderes weites kreisförmiges Gehäge, wo ungefähr neun seiner Weiber nebst zwanzig andern Weibern sind, welche Bier tragen. Verschiedene größere Abtheilungen nehmen andere Punkte des Lagerplatzes ein, welche, durch lodernde Feuer beleuchtet, ein belebtes Schauspiel darbieten. Vor Abend hatte man noch einen Trupp fetten Viehs herbei geführt, wovon zwei Stücke geschlachtet wurden, und Stücke Fleisch liegen nun auf den glühenden Kohlen der einzelnen Feuer; und wenn die menschlichen Zähne emsig sind, so verrichten auch die Zungen ihr Geschäft, was denjenigen, welcher als der Herrscher von Allen in ihrer Mitte weilt, gar nicht zu belästigen scheint, indem er sehr vergnügt unter ihnen umhergeht.

25. Aug. Diesen Morgen machte sich das Lager sehr frühe auf den Weg, und um Mittag hielten wir an einer Quelle, die Potscheng heißt. Die Gegend ist wellenförmig, die Landschaft schön. Wir hatten einige Noth, als wir über tiefe Gräben setzten, die durch periodische Gießbäche ausgehöhlt waren und Sandstein und Schiefer auf dem Grunde zeigten, während einige der nahen Hügel Quarz und Sand-

stein-Bildungen zu seyn schienen und, wenn sie flach waren, viele ergiebige Erde hatten. Wir gingen über einige Meilen (engl.) von schwarzem tiefem Grund hin, in welchem allenthalben Spalten, manche sehr tief, waren, während zugleich auf dem ganzen Weg runde Steine von der Größe eines Menschenkopfs zerstreut umherlagen, was die Fahrt sehr unangenehm machte. Moselekatse, obgleich er auf einem Kissen saß, fand doch keinen Geschmack daran, bis ich ihm sagte, daß das für seine Gesundheit gut sey. Natürlich hatten seine Aerzte ihm nie derlei vorgeschrieben. Als ich zwei Männer mit einem langen nagelähnlichen Dorn an dem Fuße einer von des Königs Frauen bohren sah, um einen kleineren Dorn auszuziehen, der ihr viel Schmerz verursacht hatte, so sah ich zu, bis sie ihre Arbeit als fruchtlos aufgaben. Auf erhaltene Erlaubniß, meine Kunst zu versuchen, nahm ich eine an meinem Taschenmesser befindliche Lanzette, und in einer halben Minute war zu ihrer nicht geringen Verwunderung die Noth gehoben, wofür die Leidende sich äußerst dankbar bezeigte; denn so viele Fehler auch die Matebelen haben mögen, so versäumen sie doch nie ein Mal über das andere für den geringsten Dienst zu danken. Diesen Abend wurde der Wind sehr heftig, was häufig hier der Fall ist; und obgleich die Erde wie Eisen ist, da es während des Winters nicht regnete, so ist doch am Morgen alles vom Thau naß.

26. Wie wir Potscheng verließen, kamen wir durch eine schöne Landschaft, wo kurz zuvor Elephanten umhergestreift waren, obwohl wärend des Winters sie sich meistens nördlich nach der Tsetse-Gegend zurückziehen, wo sie in zahllosen Heerden leben sollen. Nach einer ziemlich langen und beschwerlichen Fahrt — der Tag war warm — machten wir um 3 Uhr Nachmittag an dem kleinen Flüßchen, das in den Mkosa-Fluß mündet, Halt. Alsbald machten sich Alle an die Bäume und brachen Zweige ab, um für die Nacht Hütten zu errichten. Moselekatse kam und trank mit mir eine Tasse Kaffee. Er schien in einer sehr redseligen Stimmung zu seyn, sprach von den Buren als einem Hin-

derniß gegen seinen Besuch in Kuruman und wie er es als das glücklichste Ereigniß seines Lebens ansehen würde, wenn er dort nur einmal einen Besuch ausführen könnte. Als es Zeit war, sich zur Ruhe zu begeben, zeigte ich ihm das Buch Gottes mit den Worten: „Ich muß jetzt mit meinen Leuten lesen und Gott um seinen Schutz und Segen für die Nacht bitten." Auf diese Weise in Anspruch genommen, saß er vollkommen still da und hieß auch die Andern, die in der Nähe waren, stille seyn. Dieß war das erste Mal, daß er beim Abendgebet zugegen war.

28. Aug. Moselekatse saß unter Tags lange Zeit auf meinem Bette, seinem gewöhnlichen Platze, mit seinem Rücken der Vorderseite des Wagens zugekehrt. Er schien fleißig in die umherliegenden Bücher hinein zu sehen, unter welchen die Bibel, Kitto's Encyclopädie der biblischen Literatur und einige der „eklektischen Umschauen" waren. Er bekannte, daß er mich für sehr weise halte; und nachdem er vernommen, ich erlange meine Weisheit aus Büchern, so versuchte er auf diesem Wege auch ein wenig aufzulesen. Stundenlang durchblätterte er die Bücher, und das Ergebniß seiner Forschungen war, daß er auf den Seiten der „eklektischen Umschauen", worauf die Anzeigen stehen, das Bild eines Sonnenschirms, und einige Holzschnitte in Kitto fand. Er schien ganz stolz zu seyn, daß er etwas herausgefunden, was er doch kannte. Alle Bücher, die er bei mir sieht, setzt er in die Classe von Gottes Buch, und sogar, wenn er mich in mein Tagebuch schreiben sieht, sagt er zu seiner Umgebung, ich sey an Gottes Buch. Weil ich ein Lehrer von Gott bin, so folgert er, daß alles Derartige eine Beziehung auf Ihn haben muß. Die Gegend wird jetzt freier, mit flachen Thälern, welche während der Sommerregen zu Sümpfen werden müssen, wo sich die Malaria erzeugt.

1. September. Wie wir gestern geruht und uns Alle durch unser Mahl gestärkt hatten, setzten wir über den Kame-Fluß und schritten in südwestlicher Richtung vorwärts. Der größte Theil des Wegs zog sich an einem Abhang

hin, von der Höhe zur Linken, über Löcher und Gräben, die schlimmsten, die wir gesehen hatten. Sie bestanden aus schwarzen Basaltmassen, überdeckt mit Quarz von fast jeder Farbe und jeder Größe. Es sah aus, wie wenn einmal ein Hügel in zahllose Stückchen zerrissen und über die schwarze Oberfläche hin regelmäßig hingestreut worden wäre: da mußte freilich das Gras dünn und die Bäume spärlich und verkrüppelt seyn. Was nur wie Staub oder Erde aussah, ist seit Menschenaltern zum Fluß hingespült worden. Der Weg war auf eine große Strecke hin so übel, daß unsere Ochsen nur mit großer Mühe sich und die Wagen fortschleppen konnten. Als wir den Hügelrücken überschritten hatten, kamen wir über flaches Land, auf welchem Reisende mit einem Wagen während der Sommerregen nicht fortkommen könnten. Wir erreichten den Mapui-Fluß, dessen Bette 180 Fuß breit und mit Granitsand bedeckt ist, und dessen Quelle in der Gegend seyn muß, über die ich reiste, von dem Schasche-Fluß bis zum Matlokotloko-Fluß. Der Kame-Fluß entspringt südöstlich nur ein wenig über jene Stelle hinaus, wo kein Granit ist, und führt daher gar keinen Sand in seinem Bette. Wir begegneten etwa 30 Frauen, welche Kalabaschen mit Bier vier bis sechs Stunden weit getragen hatten. Wenn die Flaschenkürbisse auf den Boden gestellt werden, was gewöhnlich vor unseren Wagen geschieht, so läßt der König die verschiedenen Abtheilungen, welche Bier und Uebriges in Empfang zu nehmen haben, namentlich aufrufen: eine ganze Ladung von Dankbezeugungen kommt ihm dann dafür zurück. Moselekatse liebt auch den Scherz und ist vergnügt, wenn er Andere kann lachen machen. Wie ich ihm bemerkte, daß ich die armen Frauen bedauere, die solche Lasten unter der heißen Sonne so weit zu tragen haben, und daß ich empfehlen möchte, die Männer, die das Bier tränken, sollten sich auch beim Tragen betheiligen: schien er sehr gekitzelt zu seyn, und ermangelte nicht, den Frauen zu sagen, wie sehr ich Mitleiden mit ihnen hätte; dann rief er den Männern ganz laut zu, ließ sie hören, was ich sagte, und erklärte

er sey es gewiß, sie würden mir keine Bitte abschlagen. Darüber brach denn das ganze Lager in ein laut schallendes Gelächter aus. Es erschien ihnen dieß als ein gar origineller Gedanke. Er indessen, an die Frauen sich wendend, sagte: „Ihr seht, wie gut Ihr's haben würdet, wenn Moffat zu uns käme und bei uns lebte." Ein leichter Regen nöthigte Alle, Obdach zu suchen, und während der Nacht war es angenehm, auf die Töne der Turteltauben zu lauschen, die es hier in Menge gibt und von denen ohne Zweifel der Mapui-Fluß seinen Namen hat.

3. Sept. Unser König brachte den größten Theil des Tages oben auf einer Anhöhe zu hinter unseren Wagen; er schien Rathsversammlung zu halten, saß allein in der Mitte, während ungefähr fünfzehn seiner Leute zur Rechten und Linken in einer Entfernung von sechs Fuß saßen. Nach unserer Andacht sprach ich mit einigen von den anwesenden Matebelen und stellte ein paar Fragen über Gottes Regierung, ewiges Leben u. s. w. und suchte, etwas Licht in ihre finsteren Seelen zu bringen. Nach ihrer Angabe meinen die Matebelen, es gebe eine unterirdische Stadt, wo Matschobane, der Vater Moselekatse's, lebe und wo matebelische Viehheerden u. s. w. seyen. Ich fragte den Sprechenden, der zu den Verständigeren gehörte, ob Alle dahin kämen. Darauf konnte er keine Antwort geben. Als ich weiter fragte, ob die Leute dieser Unterwelt ihr Fleisch und Bein mit sich nähmen, schien er verlegen zu seyn und antwortete dann, er glaube nicht. Ich erwiederte: wenn diese unterirdischen Bewohner Städte und Schafe und Ochsen und Ziegen haben und letztere dann schlachten, wo sie dann das Fleisch hin thun würden, nachdem sie doch Zähne und Magen und Alles dahinten gelassen? Das war ein Anstoß, an dem er stille hielt. Was eben einmal Sitte der Väter und Vorväter ist und Gesetz des Königs, das nehmen sie als ausgemacht an, und es kommt nichts darauf an, wenn es auch noch so widersinnig wäre. Moselekatse bringt von Zeit zu Zeit ein Opfer, schlachtet ein Thier für den abgeschiedenen Geist seines Vaters und behauptet, daß

er über künftige Dinge, auch über Fragen, die verwickelt und schwierig sind, durch seinen Verkehr mit den Todten Licht und Gewißheit empfange. Dieß gibt ihm keinen geringen Einfluß auf die Gemüther. Sie glauben es und thun darnach. Wollte Jemand an der Fähigkeit Moselekatse's, daß er in ein Haus im Himmel hinaufsteigen und dort Regen und anderes Gute machen könne, irgend einen Zweifel ausdrücken, so hätte er zu gewärtigen, als Tollkopf betrachtet und als Hochverräther behandelt zu werden. Auf eine von mir gemachte Bemerkung, ich trüge die Ueberzeugung in mir, wenn sie, rasch und munter wie ihr Wesen sey, nachdenken wollten, müßten sie von selbst die Täuschung einsehen, die in dem Fürwahrhalten solcher unwahrer Dinge liege, — entgegnete Einer, sie müßten sich vor derlei Gedanken fürchten, damit nicht etwa ihre Zunge unbedachtsam etwas davon verlauten lasse. Das heiße ich Knechtschaft. Und wer wollte diese armen Sclaven nicht bedauern und mithelfen, daß die Fesseln von ihren Seelen fallen?

Ich fragte sie, ob sie zugeben, daß der Gott der Weißen der nämliche sey, welcher Moselekatse seine vermeintliche Weisheit gegeben habe. „Nein," war die Antwort, „ihr Weißen habt euern Gott, aber wir haben Moselekatse, unsern Gott." Unsere Väter — so belehrte ich sie — seyen eben so gewesen wie die Matebelen, und wir würden bis auf diesen Tag noch so seyn, hätte nicht Gott, der einige lebendige und wahrhaftige Gott — denn außer Ihm ist kein anderer — seine Knechte mit diesem Buch gesendet (indem ich auf das Neue Testament deutete), um sie zu unterweisen; „ich bin ein Lehrer," fuhr ich fort, „von würdigen Knechten Gottes in meinem Vaterland gesandt, die Betschuanas zu lehren; und da alle Menschen lernen können, was wir gelehrt worden sind, so werden Viele, denen jetzt von den Matebelen Verachtung widerfährt, bald viel weiser seyn als sie. Siehe hier alle meine Diener, wie sie die wunderbaren Dinge lesen können, die Gott von Anfang der Welt an gethan hat." Als ich sagte: „Denke darüber nach," stund mein Freund, sich an der Stirne kratzend, auf,

streckte sich aus und ließ die Worte vernehmen: „Ich habe sehr viel gehört." —

4. Sept. Vom Morgen an bis Nachts neun Uhr war ich mit einer neuen Achse für meinen Wagen beschäftigt; ich hatte keine Minute Ruhe, bis die Arbeit ganz fertig war. Das Eisenwerk war nicht leicht zu bewältigen, da ich es nur in gewöhnlichem Feuer heiß machen und nur auf einem Stein hämmern konnte. Ich hätte etwas darum gegeben, nur einen kleinen, tragbaren Blasebalg zu haben, welcher Reisenden hier zu Land durchaus nöthig ist. Nachdem ich den Tag hindurch nur saure Milch getrunken, sandte mir Moselekatse, als er hörte, meine Arbeit sey zu Ende, ein Gericht von Eingeweiden, schwimmend im Fett, und ließ mir sagen, ich solle mir's nach der harten Arbeit nun wohl seyn lassen. Ich überließ diese Leckerbissen Andern und trank eine Tasse Thee.

5. Heute ein sehr windiger, kalter Tag mit etwas Regen, was Jedermann zum Feuer und unter das Dach trieb. Mehr Ochsen als gewöhnlich wurden geschlachtet. Rindfleisch ist jetzt unser gewöhnliches Gericht mit manchmaliger Zuthat von Hammel- und Ziegenfleisch, gedämpftem Kürbis und Mais; letztern, obwohl er gekocht ist, muß man mühsam kauen, weil er weder zerstoßen noch gemahlen ist.

6. Moselekatse's Harem umfaßt 400 Weiber und eben so viele Concubinen, die über die Städte seines Königreichs hin vertheilt sind. In jeder dieser Städte ist ein kleines Stück Land für ihre Wohnung bestimmt. Unter den Weibern, die unser Lager zu bedienen hatten, waren zuweilen zwanzig oder dreißig, die dem König gehörten, sich jedoch in ihrer Kleidung durch nichts von den übrigen unterschieden. Sie tragen keinerlei Art von Schmuck, welcher für die Galatage aufbehalten ist.

Seit wir den Matlokotloko verließen, sind wir zwar immer abwärts gegangen, doch kommen wir, scheint es, jetzt zu einem trockenern Land. Der Boden ist leichter und sandiger, obwohl die ausgedehnten Thäler während der

Sommerregen der Ueberschwemmung ausgesetzt sind. Deßhalb wählt man für die Anlegung von Städten und für den Aufenthalt des Viehs den höher gelegenen Boden. Das sandige Bette des Flusses enthält eine Menge Wasser, wo wir waren; aber in dieser Jahreszeit verliert es sich auf eine kleine Strecke hin in mehrere Arme, in die der Fluß sich getheilt. An vielen Stellen auf höheren Flächen, über welche wir während der zwei letzten Tage zogen, konnte man Kalk an den Baumwurzeln hängen sehen, welche durch Elephanten aufgerissen worden waren. Diese Gegend nämlich scheint ihre Sommerweide zu seyn. Kommen sie an bebautes Land, so richten sie schreckliche Verheerungen an, troß aller Versuche sie wegzutreiben. Hier ist das größere Wild zu Hause. Der Elephant, die Giraffe, das Nashorn, die Elenn-Gemse und der Büffel finden sich hier in Menge und nordwärts noch reichlicher. Zwischen hier und dem Zambeze müssen zahllose Heerden seyn. Der Reichthum an Allem über hunderte von Meilen hin ließe einen glauben, das Land hier vermöge eine ungeheure Zahl von diesen Thieren nicht bloß sondern eben so von menschlichen Bewohnern zu ernähren, sogar wenn der letzteren noch hundert Mal mehr wären.

7. Der Sommer schien in diesen zwei Tagen mit schnellen Schritten herbeizukommen. Heiß brannte heute die Sonne. Das hohe, dichte Gras wurde jüngst vom Feuer rein aufgezehrt, so daß kaum ein Gräschen für unsere armen Ochsen noch übrig ist. Diese Grasbrände, welche, wenn der Wind heftig geht, mit furchtbarer Schnelligkeit über die ganze Gegend sich ausbreiten, müssen nothwendig Millionen Insecten vernichten, weßhalb man deren äußerst wenig findet. Das Gleiche gilt von den Vögeln; denn die Gewalt und die Höhe dieser Flammen ist an manchen Orten von der Art, daß die größten Immergrün- und andere Waldbäume bis zu ihren Gipfeln hinauf gesengt werden. Hie und da finden sich Reste einer großen Schildkrötenart, seltener auch solche von Schlangen, welche dem feurigen Sturm schneller entrinnen können. Diesen Vormittag hat-

ten wir den Fluß verlassen, kamen aber gegen Sonnenuntergang wieder zu ihm. Wo wir übersetzten, war er 450 Fuß breit, bestand nur aus tiefem Sand und hatte auf der andern Seite eben so ein beschwerliches Sandufer. Es war die einzige Stelle, wo man leicht hinabkommen konnte. Wir machten den Versuch, hindurch zu treiben, aber unsere Räder sanken 18 Zoll tief in den Sand. Vergebens trieb man die Ochsen an, den Wagen nur einen Schritt weiter zu ziehen. Wie Moselekatse, der wie gewöhnlich im Wagen saß, dieß wahrnahm, gab er Befehl, die Ochsen auszuspannen, rief seine Soldaten herbei, welche auf der Stelle ihre Schilde niederlegten und, so viele ihrer konnten, die Joche faßten, mit einem Gesang aufbrachen und den Wagen durch den tiefen Sand hindurch zogen, während Moselekatse dasaß, an der Kurzweil sich ergötzte und „rek, rek!" ausrief, eine Nachahmung des holländischen Worts trek, d. h. ziehe. Als sie auf der andern Seite an dem Sandufer ankamen, war ich gewiß, der Wagen werde stehen bleiben. Sie holten jedoch nur einen Augenblick Athem, schritten aufwärts und eilten dem Obdach einiger Bäume zu. Sodann kehrten sie zurück und brachten den andern Wagen an den selben Platz. Während ich dieser gewaltigen Arbeit zusah, kam mir der Gedanke ein, was für ein eindrückliches Bild das wäre, eine Schaar von beinahe nackten Wilden den Wagen eines Missionars durch einen breiten Fluß, nicht von Wasser, sondern von Sand, ziehen zu sehen. (Man sehe das Titelbild.) Oben auf dem Ufer wurden der Gewohnheit nach Hütten errichtet und Vieh geschlachtet, während eine Anzahl Weiber uns einholten, welche wir bei dem Vieh auf dessen Außenposten dahinten gelassen.

9. Sept. Nachdem ich die halbe Nacht durchwacht und hin und her gedacht, wie ich zu meinem Ziel kommen könne, und den HErrn um Rath angerufen hatte, stand ich auf und fand unsern Gebieter in bester Stimmung. Als ich ihn fragte, was wir nach seiner Meinung thun sollten, lautete die Antwort: Vorwärts! Während wir über einer königlichen Mahlzeit beisammen saßen, — unser Gericht war

ein mit Fett gekochter Wanst, zwar nicht einladend reinlich, aber doch so, wie Reisende es gewohnt sind, — kamen eben die Leute an, die man, um die Zustände unseres Reisegebiets zu erkunden, ausgesandt hatte. Ihre Mittheilungen brachten auf ein Mal die Frage über unser Vorrücken ins Reine. Wasser für unsere Ochsen war bis zum vierten Tag nicht zu bekommen und auch dann nur mitten unter den Tsetse. Wir sprachen und verhandelten viel über diesen Gegenstand, bis ich Moselekatse fragte, was er für das Beste halte. Er erwiederte: „Ich bin hier, um dir zu dienen; du mußt sagen, was du haben willst, und ich werde es dann thun oder durch Andere thun lassen.“ In diesem Augenblick bewegte mich der Gedanke, Männer mit Livingston's Gütern wegzuschicken, worauf ich fragte, wie weit es nach Linjanti sey; und, wenn man Boten sende, wann sie zurückkommen könnten, oder wenn ich zu Fuß ginge, wie lange ich abwesend seyn könnte. Zwanzig oder dreißig Tage, war die Antwort; und wenn ich mich dem Barotse-Land zuwendete, wo ich Sekeletue treffen könnte, würde es noch längere Zeit brauchen. Ich ging mit den Worten auf die Seite: ich muß allein denken, und ich würde ihm das Ergebniß meiner Ueberlegung zu wissen thun. Von William vernahm ich alsbald dieselbe Aussage, und ebenso von einem Zweiten, auf dessen Wort ich mich verlassen konnte, denn sonst war mir gar wohl bekannt, daß, wenn Moselekatse sagen würde, Linjanti sey auf der anderen Seite des Mondes, gerade drei Schritte davon, sein ganzes Volk auch so sagen würde. Ich ging zu unserem Herrscher zurück und schlug ihm vor, ich wolle zu Fuß gehen, wenn er mir eine gewisse Anzahl seiner Leute gebe. Das wollte er aber durchaus nicht zugeben und erklärte, wenn ich gehe, würde er auch gehen und sich tragen lassen, wenn er nicht länger gehen könne. Ich machte dann den weitern Vorschlag, wenn er mir Leute genug geben wolle, um alle Livingston'schen Güter und Papiere nach Linjanti zu bringen, würde ich sie in Päcke, wie sie für die Einzelnen tragbar wären, vertheilen. Dazu gab er augenblicklich seine Ein-

willigung, und befahl auf der Stelle einem Manne, er solle diejenigen auslesen, welche die genaueste Kenntniß des Landes hätten. Wir brauchten den ganzen Tag, um die nöthigen Einrichtungen zu machen, und zwanzig Männer und ein Offizier wurden beordert, sich marschfertig zu halten. Es waren siebzehn Päcke. Als die Männer meine Aufträge gehört, wiederholten sie dieselben ein Mal über das andere, nahmen die Ballen, Verschläge u. s. w. Die Einen auf den Kopf, die Andern auf die Schulter und marschirten, mit ihren Schilden und Speeren noch dazu, ab. Mit Nahrungsmitteln hatten sie sich gut versehen, um durch eine Gegend, welche vielleicht an Wildniß und Einöde ihres Gleichen sucht, so wie durch Wälder, über Berge und Moräste nach einem gegen sie feindseligen Lande ziehen zu können. Ich weiß keinen mir bekannten Stamm, der so etwas hätte wagen dürfen. Das übersteigt meine kühnsten Erwartungen. Nachdem ich nun alles gethan, was in meiner Macht stand, um Livingston's Bedürfnisse zu befriedigen, welcher ohne Zweifel, wenn er noch am Leben ist, zu seiner großen Freude und Ueberraschung Alles auf diesem Wege empfangen wird, dachte ich darüber nach, wie ich meine Zeit in Moselekatse's Gesellschaft so gut als möglich verwenden könne, da er mir solche unverkennbaren Beweise seiner Dienstwilligkeit gegeben hatte. Wie die Leute aufbrachen, wendete ich mich zu ihm und sagte: „Wie bin ich jetzt so glücklich und dankbar! Du hast mir mit Einem Wort den schweren Stein, der auf meinem Herzen lag, weggewälzt!" Auf diese Bemerkung hin wurde er sehr freundlich und sprach mit ungewohnter Heiterkeit. Wir jochten unsere Ochsen wieder ein und legten noch beinahe fünf Stunden auf dem nämlichen Weg, den wir gekommen, in der Richtung heimwärts zurück. Er blieb den größten Theil des Abends bei mir im Wagen, was mir Gelegenheit gab, über das Allerwichtigste mit ihm zu reden. Er hatte von mir hören müssen, daß, wenn ich nicht das Verlangen trüge, ihm meine Dankbarbeit für seine Güte zu beweisen, ich lieber den geraden Weg heimwärts einschlagen würde, anstatt

zum Matlokotloko zurückzukehren, daß ich aber jetzt mit ihm von ganzem Herzen gern hieher gehe. Er erwiederte, er wünsche, mir noch mehr Gefälligkeit bezeigen zu können; worauf ich erklärte, der größte Gefallen, den er mir thun könne, sey der, wenn er mich ihm und seinem Volke die Botschaft von Gott vortragen lasse, welche ich als wichtigsten Zweck meiner Reise im Auge hätte; erlaube er mir dieses, so hätte ich sonst keinen Wunsch. Auf dieses hin wurde er nachdenklich, stand auf und spazierte in einen andern Theil des Lagers.

15. Sept. Gestern betraten wir einen viel bessern und kürzern Rückweg als unser Hinweg war, und machten am Abend an einer sehr schönen Stelle auf den Ufern des Kame Halt. Es war beträchtlich weiter unterhalb unseres früheren Ueberfahrtsortes, und am untern Ende eines langen und tiefen Teiches, der durch einen Damm von schwarzem Basalt gebildet wurde, auf welchem diese Gegend, wie es scheint, gelagert ist. Hier wurden heute mehr Seekühe geschossen, aber in solcher Entfernung von den Wagen, daß die Jagd dadurch etwas beschwerlich wurde. Hin und wieder hatten wir auf unserem Weg Spuren von Löwen, welche uns jedoch nicht zu stören zu wollen schienen, und wir hatten noch weniger Lust, sie zu stören, da es ja hier für uns beide Platz genug gab. Zwei von den Seekühen waren allem Anschein nach sehr alt. Unterhalb unserer Wagen ziemlich nahe waren Crocodile; aber statt sich uns zu nähern, zogen sie sich zurück.

17. Sept. (Sonntag.) Unser Gebieter hatte gestern beinahe Lust aufzubrechen; aber um des Zustandes meiner Ochsen willen so wie wegen der außerordentlichen Hitze zog ich vor, zu bleiben wo wir waren. Wir hatten zwar reichlich Schatten unter den hübsch ausgebreiteten Mopane-Bäumen, doch waren wir Alle wie in einem Ofen. Heute war es noch ärger. Da mein Wagen wie gewöhnlich im Mittelpunkt des Lagers war, umgeben von dem Geplauder von beinahe 300 Männern und mehr als 30 Weibern, lauter Heiden erster Classe: so konnte mich nichts an die Heilig-

keit des Tages erinnern. Da ist keine Ruhe von der irdischen Arbeit, kein Schall einer Kirchenglocke. Nach dem Frühstück wies ich meine Leute an, mir unter einige schattenreiche Bäume am Fluß zu folgen, in gehöriger Entfernung von dem geräuschvollen Lager, um in Ruhe unsere Andacht halten zu können. Nachdem wir mit Gesang begonnen, las ich das 16te Capitel der Apostelgeschichte. Ueber dem Lesen kam William der Griquamann, und bald nach ihm Manjeba, ein Offizier, der, wie sein verstorbener Vater Kalepe, bei dem König in großer Achtung stand. Mein erster Eindruck, als ich ihn sah, war, er komme um zu spähen, da er die Setschuanen-Sprache ziemlich gut versteht. Laurer oder Nicht-Laurer — ich freute mich, ihn oder irgend einen unter den Schall meiner Stimme zu bekommen, als ich von Gott und von Einem, welcher von dem zukünftigen Zorn erlösen könne, zu sprechen angefangen. Ich dachte: gib mir nur Gehör — das ist alles, was ich verlange. Ich fürchte Niemanden, und Gott kann und will segnen. Das waren meine Gefühle, seit ich unter den Matebelen bin. Es hatte mir leid gethan, daß ich nicht konnte gehört werden. Manjeba saß nun da und lauschte sehr aufmerksam auf meine Darlegung des Wortes Gottes und auf die Gebete — nicht an einem Orte, wo gewöhnlich Gebete gehalten werden, sondern wo zum ersten Mal seit Erschaffung der Welt die Stimme der Andacht sich hören ließ. Nach dem Gottesdienst gingen meine Leute weg, während Manjeba und William bei mir blieben. Als ich Manjeba fragte, ob er viel verstanden, erwiederte er, er habe einen guten Theil verstanden und sey froh, so viel von Gottes Wort zu hören. Er erinnere sich noch, sagte er, aus seiner Knabenzeit, daß er mich über die nämlichen Dinge habe zu seinem Vater reden hören, von denen er eben jetzt wieder gehört, so wie auch, daß sein Vater ihm und Andern von mir als von einem Lehrer Gottes, den er sehr liebe, gesagt habe. Er fügte noch bei, er habe oft bemerkt, wie sehr ich verlangte, Moselekatse und sein Volk zu lehren, wie dieser aber es abgelehnt habe; es wundere

ihn dieß, da Jedermann wisse, wie aufrichtig Moselekatse mich liebe, ja sogar mich fürchte; aber der König scheue sich vor dem Worte Gottes, denn er sey damit nicht ganz unbekannt, da ich schon vorlängst mit ihm über diesen Gegenstand gesprochen hätte. Er fuhr fort: „Wir Alle wissen, du bist ein Lehrer, und verlangst, uns weise zu machen, und Andere sowohl als auch ich selbst möchten gern auf deine Worte hören; aber du siehst mit deinen eigenen Augen unsere Lage, wie wir keine Macht haben, etwas zu sagen oder zu thun ohne Moselekatse's Befehl oder ausdrückliche Erlaubniß. Auf Uebertretung ist Tod gesetzt." Es ist mir unmöglich, das zitternde Interesse zu beschreiben, mit welchem ich diesen und ähnlichen Aeußerungen mein Ohr lieh und die Gelegenheit ergriff, irgend einer Seele Licht und Erkenntniß beizubringen, welche durch Gottes Segen einmal es wieder als eine Wohlthat Anderen mittheilen könnte. Nachdem ich eine ganze Stunde mit Manjeba zusammen geblieben und ihm das Wort Gottes, das ich in meiner Hand hielt, erklärt hatte an einem Ort, wo Löwen, Crocodile und Flußpferde ihre nächtlichen Besuche machen, gingen wir wieder dem Lager zu. Am Abend kam Manjeba und sagte, er habe Moselekatse Alles gesagt, was er von mir über das Wort Gottes gehört, und sein Herr trage ihm auf, mir zu sagen, er sey vollkommen damit zufrieden; und nachdem ich solches zu Kalepe gesagt, sey es recht, daß ich es auch seinen Sohn lehre. Moselekatse sey durch Alles, was er von Manjeba gehört und was er an mir, seit der ersten Bekanntschaft mit mir, wahrgenommen habe, überzeugt, daß das Wort Gottes etwas Gutes sey, und daß, weil er mich um meiner Liebe, Güte und meines Raths willen als seinen Vater betrachte, ich zu befehlen hätte, und er werde seinem Volk sagen, es solle mich hören; sein Volk sey mein Volk; sie alle müßten ja sehen, wie ich komme und in ihrer Mitte ohne Furcht lebe, nichts verlange, weil ich ein Lehrer sey und nur ihnen von Gott zu sagen begehre; er schäme sich jetzt vor mir und fürchte sich, denn er habe meine manchmalige Betrübniß

bemerkt, nachdem er mir meine Wünsche versagt. — Eine solche Nachricht war ein Labsal für meine Seele. Ich ersuchte natürlich Manjeba, er möge seinem Herrn sagen, mein Herz sey von Dank voll bis zum Ueberfließen, und wie ich zuweilen vor Kummer nicht hätte schlafen können, so würde ich diese Nacht vor Freude nicht schlafen können; und da wir in wenigen Tagen unsere Reise beendigen würden, so wolle ich, sobald wir die Stadt erreichten, die öffentliche Unterweisung beginnen.

21. September. Nachdem wir eine kurze Strecke diesen Morgen gefahren, machten wir bei einer Stadt Halt, wo das Volk, besonders die Frauen, vor Freuden außer sich zu seyn schienen. Sie kamen wie gewöhnlich tanzend und singend heraus, ganz nach orientalischer Sitte. Dieß sind die Beglückwünschungen der Frauen, welche sie allein darbringen. Und eben so haben dann die Männer ihren Kriegsgesang und Tanz besonders. Niemals habe ich bei solchen Anläßen Männer und Frauen beisammen gesehen, wie dieß in Europa Sitte ist: in den Augen der Matebelen würde etwas Derartiges vielmehr als Barbarei erscheinen. Ihre Gesänge müssen zuweilen aus dem Stegreife seyn, da ich meinen eigenen Namen und den von Kuruman in ihren Ergüssen öfter wiederholen hörte, wenn sie nicht eine Stunde vorher hatten Nachricht von meiner Ankunft einziehen können. Während unseres kurzen Aufenthalts machte ich einen Gang durch die Stadt, welche einen Kreis bildet, indem sie, wie alle Matebelischen Städte, eine große Viehhürde einschließen. Ich bemerkte einige schöne Palma-Christi-Bäume, die zwischen den Häusern wuchsen und lieblichen Schatten gaben. Moselekatse kam und setzte sich mit mir in den Vordertheil des Wagens. Ich erzählte ihm, ich hätte so eben den Häuptling der Stadt besucht, welcher krank sey. Da ich wußte, daß er das für nichts anschlage, fügte ich hinzu, es sey mir immer eine Freude, kranke Leute zu besuchen. Während wir noch redeten, näherte sich der alte Häuptling, der auf der linken Seite fast ganz lahm war, mit sichtlich großer Mühe, gestützt auf einen

langen Stock und von einem Manne begleitet. Er war groß und früher ein mächtiger Krieger. Indem er sich vor dem Wagen niederließ, was für ihn mit Schmerzen verbunden war, hob er sein Auge zu Moselekatse auf und vergoß eine Fluth von Thränen. Er schluchzte und weinte wie Jemand, der das zarteste Herz hat. Es verging einige Zeit, bis er seine Gefühle bemeistern konnte, um der Freude einen Ausdruck zu geben, die beim Anblick seines Herrn in ihm aufstieg, in dessen Dienst er so manche Schlacht durchgemacht. Auf seine gelähmten Glieder hindeutend, mit einem Blick voll Verehrung und mit nassen Wangen, die Hände auf sein Herz gelegt, sagte er: „Obgleich mein Leib die Schlachten des Königs der Könige, des Löwensohns von Matschobane, nicht mehr mitkämpfen kann, so ist doch dieses Herz immer noch das nämliche." Moselekatse betrachtete ihn mit Aufmerksamkeit und redete ihn in gefühlvoller Weise an. Ich bemerkte, daß ich eine solche Bezeigung von Liebe gern sehe, und setzte hinzu: „Dieser Mann liebt dich augenscheinlich von ganzem Herzen: ganz in der selben Weise sollten wir Gott lieben."

4. Die gottesdienstlichen Versammlungen Moffat's unter den Matebelen.

23. September 1854. Gestern erreichten wir Bakampeng, eine Stadt in der Nähe des Matlokotloko. Ich sandte sogleich ein paar Zeilen zu Hrn. Edwards und hatte das Vergnügen, bald darauf ihn so wie seinen Wagen und alles Uebrige zu sehen. Heute hatte ich in meinem Wagen mehrere Einrichtungen vorzunehmen, und Moselekatse, in der Besorgniß, ich möchte mich zur Heimreise rüsten, kam etwas beklommen und sprach mir zu, ich möge doch für die nächste Zeit nicht an die Rückkehr denken, da er Elfenbein habe holen lassen, um von Herrn Edwards Einkäufe zu machen, und nachdem Herr Edwards auf mich gewartet, müsse ich jetzt auf ihn warten. Er erinnerte mich auch an das, wovon er nicht dachte, es sey mir unmöglich, es zu vergessen,

nämlich: ich müsse seinem Volk predigen. Er hofft ohne Zweifel, diese Gunst werde zur Verlängerung meines Aufenthalts unter den Matebelen viel beitragen. Das Thermometer hatte heute im kühlsten Schatten, den wir finden konnten, 94 Grade und um die Schlafzeit 84 Grade.

24. Sept. Obwohl ich diesen Morgen viel darüber nachgedacht hatte, was ich den Matebelen sagen solle, fühlte ich doch vielleicht noch nie in meinem Leben die Schwierigkeit so sehr als dieß Mal, mir klar und gewiß zu werden, wie und was ich hier zu verkünden habe. Ich wußte, ich werde eine Versammlung haben von Personen, die, mit sehr wenigen Ausnahmen, niemals in ihrem Leben ein Wort christlicher Unterweisung gehört und die in ihren Seelen nur den Eindruck hätten, Moselekatse sey der einzige wirkliche Herr, den es gebe. Ein Mann mit 400 Weibern und eben so vielen Concubinen und einer Schaar von Schwestern derselben; seine Häuptlinge oder Eutonas, deren jeder gleichfalls eine Anzahl Frauen hat, und alle Soldaten, welche ohne Ausnahme das unzüchtigste Leben führen; — ein Volk, von Kindheit an angewiesen, Niemand zu fürchten, Niemand zu lieben und Niemanden zu danken als allein Moselekatse, — ein Volk von Mördern, deren Hand gegen Jedermann ist, — solche Leute sollten nun meine Hörer seyn. Ich bedurfte und suchte des HErrn Hülfe. Als ich zu verstehen gegeben, es sey Zeit, das Volk zusammenzurufen, so wurde dieß auf der Stelle bewerkstelligt; und kaum war ein Mann mit einem königlichen Auftrag abgefertigt, so versammelten sich alle Männer der Stadt sowohl als auch eine Anzahl aus anderen Städten, die gerade hier waren; und Moselekatse saß zu meiner linken Hand, während William, der Dollmetscher, zu meiner Rechten stand. Wohl wissend, daß ich noch andere Gelegenheiten haben würde, um besondere Gegenstände zu behandeln, sprach ich zu ihnen von der Schöpfung, Vorsehung und Erlösung und schloß mit dem Tod und dem ewigen Leben. Tiefes Stillschweigen und gespannteste Aufmerksamkeit herrschten während der ganzen Zeit. Sie machten Alle große Augen, als wenn

es die außerordentlichsten Berichte wären, auf die sie lauschten. Alle Bedenklichkeiten wegen dessen, der gern Gott seyn möchte und zu meiner Linken saß, hatten aufgehört. Ich trug die Wahrheiten vor, wie sie im Buch Gottes geschrieben stehen. Noch nie vorher waren ihre Ohren mit Nachrichten begrüßt worden, die so verschieden gewesen wären von allem, was sie nur je hörten oder wovon sie sonst Begriffe hatten. Es war für mich selber etwas, was mich innerlich erbeben machte, eine Versammlung von Menschen anzusehen, mit netten, verständigen Gesichtern, welche zum ersten Mal dem Worte von dem lebendigen, wahrhaftigen Gotte zuhorchten, von ihrem Schöpfer und Erhalter, welcher seinen Sohn gesandt hat, um sie von einem ewigen Verderben zu erretten. Als der Gottesdienst aus war, erhoben sie sich, grüßten mit hunderten von Stimmen ihren König und zogen sich zurück, während ich mich unbeschreiblich glücklich fühlte, ein lange ersehntes Ziel endlich erreicht zu haben. Der Same des Evangeliums war ausgestreut und wird vom HErrn in seiner unendlichen Barmherzigkeit früher oder später gesegnet werden. Moselekatse gab mir sogleich die Hand und sagte, das Wort sey gut, sehr gut. Nach der mit meinen eigenen Leuten gehaltenen nachmittägigen Andacht kam er und brachte einige Zeit bei mir zu, augenscheinlich sehr vergnügt, und legte mir nahe, ich müsse jetzt, nachdem ich meines Herzens Wunsch erreicht, meinen Aufenthalt verlängern; er wünsche sein Volk unterrichtet zu sehen, denn sie fänden an dem Gehörten so großen Gefallen, daß sie überall in der ganzen Stadt davon redeten. Zu einigen seiner Leute, die in der Nähe saßen, sagte er, er wünsche, sie möchten im Gedächtniß behalten, was sie gehört, und daß sie Alle sterben müßten. Er gab weder einen Grund dafür an, warum er gerade diese ihnen gegebene Erinnerung wiederholte, noch äußerte er weiter, was nach dem Tode folgen würde; aber es schien ihm ein besonderes Anliegen zu seyn, daß sie daran gedächten, sie müßten sterben wie alle Andern. Weil er nicht ohne viele Befürchtung ist, daß Manche aus seinem Volke ihm den

Tod wünschen, so freute er sich wahrscheinlich über den Gedanken, daß ihnen gesagt wurde, sie müßten auch sterben.

Die Zauberei und die weissagenden Würfel kamen jetzt als Gegenstände des Gesprächs an die Reihe, was mir ganz erwünscht war und eine lange Auseinandersetzung veranlaßte. Ich warf die Frage auf, ob solche weise Leute je namhaft machten, daß gewisse Widerwärtigkeiten in seiner eigenen schlechten Verwaltung ihren Ursprung hätten, oder ob sie Uebles geweissagt hätten, was ihn und sein Volk betreffen würde. Er lachte und sagte, sie fürchteten sich, derlei zu äußern. Daran könne er sehen, bemerkte ich, daß sie Betrüger seyen, und da er selbst sie als solche kennen gelernt, so solle er sie aus seinem Gebiet verweisen, zumal sie oft die Ursache der Hinopferung unschuldiger Leute wurden, was eine sehr große Sünde sey, wobei ich mich auf dasjenige bezog, was ich über die äußerste Unwissenheit des Menschen und über Gottes Erkenntniß gesagt hatte. Da sey eine Art Leute, fuhr ich fort, Regen-Doctoren genannt (ich war mir wohl bewußt, daß ich den hochgehaltenen Regen-Vater vor mir hatte), welche behaupteten, Dinge zu thun, die Gott allein thun könne; es habe gar keine Schwierigkeit, sie als anmaßungsvolle Betrüger darzustellen. Leide ein Land an Dürre, so sey es die Schuldigkeit seiner Bewohner, Gott und nicht einen Menschen um Regen anzurufen. Wenn ich einen Ochsen brauchte, setzte ich erläuternd hinzu, würde ich nicht zu Moselekatse's Knechten hingehen und sie um einen bitten, weil die Ochsen nicht ihnen gehören; ich würde zu ihm selbst gehen. Der Regen sey nicht eines Menschen sondern Gottes Sache. Er äußerte sein Wohlgefallen an diesen Bemerkungen. Nach einer längern Besprechung hierüber fing er an, zu seinen Leuten über das, was ich gepredigt, zu sprechen, worauf wie natürlich Alle vollkommen bejahend und bestätigend antworteten. Einer von ihnen, ein tapferer Soldat und zugleich ein fürchterlicher Raucher von wildem Hanf und Biertrinker, der unter Anderem aus meiner Predigt etwas

davon aufgelesen, daß es im Himmel herrlich sey, verbreitete sich weitläufig über die Wahrscheinlichkeit, daß Moselekatse dort hin komme, und sagte, er würde so groß seyn, daß seine Höhe bis an den Himmel reiche, wo Matschobane, sein Vater, sey. Freilich ließ er, wie sich von selbst versteht, die Bedingungen weg, unter denen sein Herr dort Eingang findet, und der Sprecher hatte in seinem Enthusiasmus den Geist Matschobane's plötzlich in die oberen Regionen versetzt.

25. Sept. Hielt diesen Morgen eine weitere öffentliche Predigt; eine Schaar, die noch zahlreicher war als die gestrige, hörte mit steigender Aufmerksamkeit zu, und Moselekatse saß wieder ganz in meiner Nähe. Ich sprach von dem allgemeinen Verderben des Menschengeschlechts und von unserer Schuld vor Gott, von der Unentbehrlichkeit eines Heilandes und Erlösers, von Christo, seiner Versöhnung und Auferstehung. Als ich geschlossen hatte, bezeugte Moselekatse wie gewöhnlich seine Freude, was mich besorgen ließ, er habe wenig verstanden und nicht Acht gegeben. Das war jedoch nicht der Fall, denn im Lauf des Tages rief er den Dollmetscher in seinen Wagen und that manche Fragen über das diesen Morgen Gehörte. Nach Williams Angaben war er offenbar sehr unruhig und erwähnte Beispiele von Todschlag oder von Befehlen zur Tödtung solcher, von denen sein Gewissen ihm jetzt sagte, er habe Unschuldige gemordet. Daß das, was ich verkündigt hatte, Wahrheit sey, daran drückte er nicht den geringsten Zweifel aus. Armer Mann! Er hätte nicht nöthig, nur von zweien oder dreien zu reden, die er dem Tode überliefert, sondern von vielen Hunderten von Unschuldigen, die er plötzlich der Ewigkeit überantwortet hat. Man sieht deutlich, er wird nachdenklich, obwohl er eine heitere Miene anzunehmen sucht.

26. Da eine bedeutende Menge Volks aus andern Districten herzukam, war auch die heutige Versammlung groß. Auf diese Weise wird das hier gepredigte Wort bald bis zur äußersten Gränze von Moselekatse's Herrschaft getragen. Gestern äußerte ich ihm, ich müsse auch den Frauen

predigen, denn ihre Seelen hätten den gleichen Werth wie die der Männer, und das Heil Gottes sey ihnen ein eben so großes Bedürfniß wie uns: da gab er sofort die nöthigen Befehle. Die Frauen nahmen Anstand, bei den Männern oder in ihrer Nähe zu sitzen, und zogen es vor, hinter einem leichten Gehäge sich zu sammeln, wo sie nicht bloß hören sondern auch alles sehen konnten, was vorging. Ich behandelte heute in meinem Vortrag ihre Pflichten und Verantwortlichkeit und die künftige Auferstehung, wo einmal Alle würden gerichtet werden. Es war mir ein tief ergreifender Anblick, so viele Hunderte von Menschen vor mir zu sehen, die durch ihre Aufmerksamkeit an den Sprechenden gleichsam hingefesselt waren und in einer Todtenstille da saßen, die nur durch die Stimme desselben unterbrochen wurde.

27. Sept. Hielt wie gewöhnlich Predigt, aber dießmal Nachmittags. Mein Gegenstand war: das Glück des Volkes, dessen Gott Jehovah ist. Die Scene, die sich in diesen Tagen oft wiederholte, war von der Art, daß sie einen Fremden über die Maaßen in Erstaunen setzen muß. Eine Versammlung von Menschen, halbnackt vor mir sitzend, mit ihren Ellbogen auf die Kniee vorwärts gelehnt, und mit erhöhter Aufmerksamkeit lauschend auf die Botschaft der Barmherzigkeit Gottes gegen unser gefallenes, sündiges und beflecktes Menschengeschlecht.

30. In den letzten Tagen durfte ich die gleichen Erfahrungen machen, wie in den früheren, ohne das geringste Zeichen von irgend einer Ermüdung der Hörer. Welch ein Segen ist durch das in dieser nun verflossenen Woche gepredigte Evangelium über dieses Volk ausgebreitet worden! Wer mag das ermessen? —

1. October. (Sonntag). Diesen Vormittag sprach ich zu einer größern Versammlung als gewöhnlich, da 30 bis 40 Männer aus entfernten Dörfern gekommen waren, die gleichfalls mit der tiefsten Aufmerksamkeit zuhörten. Auf Moselekatse's Bitte sangen wir ein Lied, dessen Worte ich zuvor erklärte. Er versicherte aufs Neue, er sey über das

Gehörte sehr erfreut. Ich mußte an der Wahrheit seiner Aeußerung sehr zweifeln, da es ihm nicht wohl gethan haben kann, hören zu müssen, daß er und seinesgleichen mit all ihrer Macht, mit dem Schrecken ihres Namens, mit ihren Reichthümern, mit ihren Hunderten von Weibern und ihren Tausenden von Unterthanen und Knechten arme hülflose Würmer seyen, gleich dem Geringsten der Tausende, deren Blut sie vergossen hätten und mit denen sie am Tage des Gerichts in gleicher Linie stehen und nur durch die Größe ihrer Verbrechen von ihnen unterschieden seyn würden. Ich wundere mich, daß er nicht ernster und begieriger ist mit Nachfragen über die ewigen Dinge; denn er kann nicht umhin, zu sehen, daß ich mit ihm und seinem Volke ernst bin. Seine Verbrechen und die seines Volkes sind offen an den Tag gelegt worden. Ich mußte eine Pflicht erfüllen, nach der mich herzlich verlangt hatte, und jetzt, da die günstige Zeit gekommen, war ich entschlossen, mit aller Kraft zu thun, was mir als Arbeit vorlag und oblag. Es war einleuchtend, daß der Machthaber, der an meiner Seite saß, welcher durch sein Geschick eine Nation zu der mächtigsten in Süd-Afrika, nächst den Zulus an der Küste, gemacht hatte, die Scharfsichtigkeit und Fähigkeit besaß, um zu begreifen, was ich ihn und sein Volk gelehrt; denn jene Theile meiner Ansprachen, die seinen eigenen Zwecken dienten, vermochte er nicht bloß richtig anzuführen, sondern weitläufig zu erörtern und mit seiner eigenen Erfahrung zu bestätigen. Als ich einmal die Pflichten ausführlich behandelt hatte, welche das Wort Gottes den Königen und Unterthanen, den Männern und Frauen, den Eltern und Kindern auflege und dann beschrieb, wie lieblich es sey, wenn man unter einem Volke Liebe walten sehe, denn Gott sey Liebe: so setzte er sehr bald darauf bei einer Rede, die er an eine Anzahl Leute in seiner Nähe hielt, auf Grund dessen, was sie gehört, umständlich auseinander, wie schön es sey, Kinder ihre Eltern lieben zu sehen (er hatte etliche und achtzig Kinder), und wie schön es für Unterthanen sey, ihren König zu lieben und ihm zu gehorchen

(darauf legte er natürlich großen Nachdruck); und den Punkt der allgemeinen gegenseitigen Menschenliebe wußte er auf die Matebelen im Besondern anzuwenden und seinen Zuhörern ans Herz zu legen, wie süß sein Schlaf seyn würde, wenn sie einander wie Kinder Einer Mutter liebten. In derselben Rede — aus welcher er ohne Rückhalt Stellen anführte — hatte ich auch in einer Weise, die zu klar war, um mißverstanden zu werden, es ausgesprochen, daß Gott sage, jeder Mann solle sein eigen Weib haben und jedes Weib seinen eigenen Mann, wobei Kome, einer von des Königs Söhnen, und Andere scherzten, wie ich bemerkte, — weil sie offenbar dieses Wort wohl verstanden und gerne hörten. Ueber die Ehe sprach ich weitläufig, weil ich wußte wie sehr die Gesetze und Sitten der Matebelen gegen die göttliche Wahrheit verstießen. Ich hatte erfahren, daß die Zahl der Verheiratheten im Vergleich gegen die der Soldaten bloß eine Handvoll seyen und daß sie, wenn sie sich vergehen, eine Geldstrafe zahlen müssen. Dieß sieht fast einer Falle gleich, um das Wenige, was sie haben, noch wegzunehmen, und muß, meiner Wahrnehmung zufolge, eine ansehnliche jährliche Summe eintragen. Als ich zum ersten Mal die Matebelen besuchte, war das hierauf bezügliche Gesetz viel strenger. — Ich suchte überdieß mehr als einmal Moselekatse's Herz zu rühren, indem ich ihm das Vergnügen beschrieb, das Eltern empfinden, wenn sie sehen, wie ihre Kinder, die in ihrem zarten Alter so viele ängstliche Sorgen verursachen, heranwachsen und ihnen in den weiteren Jahren Hülfe leisten; wie hart es daher sey und welch große Sünde, solche Kinder von ihren weinenden Eltern wegzureissen, die sie wohl schwerlich mehr sehen; wie jegliches Wesen seinen Ursprung liebe, und Gott diese Gefühle in das Herz der Kinder und Eltern eingepflanzt habe. Moselekatse verstand gar wohl, an was hiemit die Axt gelegt sey.

Tags zuvor hatte ich eine Andeutung gegeben, es sey angemessen, zum Matlokotloko hinüberzugehen und für die noch übrige Zeit meines Aufenthalts dort zu bleiben. Als

er davon hörte, hielt er dieß für den ersten Schritt zu meiner Heimreise und sagte: „Denk' jetzt nicht ans Weggehen: du mußt meinem Volk Gottes Wort predigen, und du weißt, wie gern sie dich hören." Ich erwiederte, obwohl ich über die dem Worte Gottes gewordene gute Aufnahme ausnehmend befriedigt und für seine Güte und die von ihm in der Livingston'schen Angelegenheit übernommene Mühe innig dankbar sey, so nöthige mich doch die Jahreszeit, meine Reise nach acht Tagen sofort anzutreten; er wisse, wenn die Regen wie gewöhnlich beginnen, würde ich zu Fuß heim zu gehen und meinen Wagen hier zurückzulassen haben, so wie er auch sehe, daß in Folge des schlechten Futters meine Ochsen sehr mager geworden; und wenn überdieß einmal der Regen da sey, würden sie zu Grunde gehen. Ich schloß mit der Bemerkung, weil er mich Vater und Mutter heisse, müsse er mich auch einmal Herr seyn lassen.

2. October. Letzte Nacht saß Moselekatse noch spät bei meinem Feuer und würde noch länger da geblieben seyn, wenn nicht ein Gewitter Jeden in seinen Wagen getrieben hätte. Nach dem brennend heißen Tag blies ein kalter Wind, und so trug ich eine starke Erkältung davon. Moselekatse sagte zu einigen seiner Häuptlinge, er werde Regen machen und die Flüsse füllen, und ich würde da bleiben müssen. Er sah, daß es trübe und schwül war, und hielt den Augenblick für günstig, um seine Macht zur Schau zu tragen, über welche ihm wahrscheinlich inzwischen schon Bedenken gekommen sind. Wie das nun auch seyn mag, so hat das Volk seine Gedanken darüber; denn einer von ihnen, mit dem ich davon sprach, äusserte mir, es sey ihnen jetzt klar, weßwegen ich gesagt hätte, er könne keinen Regen machen, und fügte bei: „In der Zeit des Monds fängt der Regen gewöhnlich an, und ist er einmal da, so werden deine Wagen überall einsinken." Nachdem Moselekatse um eine Quantität Elfenbein bei Herrn Edwards eine Reihe Gegenstände eingehandelt hatte, jochten wir alle unsere Ochsen ein, und er nahm wie gewöhnlich seinen bisherigen Platz ein und war in ungemein fröhlicher Stimmung. Ehe wir die

Stadt erreichten, stimmten die Männer einen netten Gesang an, und führten ihn ganz begeistert durch, bis wir in die Hürde eintraten. Dann wurden noch andere Kriegslieder gesungen, in welche Moselekatse einstimmte. Seit meinem Hiersein höre ich dieß jetzt zum ersten Mal. Wegen des Königs Uebelbefinden waren alle Gala-Tage, an welche ich von früher her gewohnt war, unterblieben.

5. October. In den beiden letzten Tagen war ich so fieberhaft und heiser, daß ich keine öffentliche Andacht halten, mit Moselekatse jedoch viel verkehren konnte. Er sandte mir ein Geschenk von Elfenbein, was er mich bat meiner Frau als eine Gabe von ihm zu überbringen, da er ihr für die längst ihm gesendeten Kleider und andern Artikel, die er hoch schätze, allezeit dankbar gewesen sey. Für das Geschenk drückte ich in ihrem Namen meinen Dank aus und sagte, sie werde ohne Zweifel Freude daran haben; jedoch werde sie sich noch viel mehr freuen, wenn sie höre, daß er und sein Volk das heilsame Evangelium angehört, da sie für ihn sowohl wie für mich bete. „Sag' ihr," erwiederte er, „sie ist meine Mutter." Worauf ich bemerkte, es sey schön von den Kindern, ihre Mütter zu lieben und zu erfreuen, und wenn er wünsche, Ma-Mary (wie er meine Frau auch nannte) zu gefallen, so solle er nicht mehr in den Krieg gehen und die Mütter nicht ihrer Kinder berauben. Er entgegnete, er sey in seinem Herzen dem Krieg abgeneigt, seine Soldaten seyen es, die kriegslustig seyen. Ich erinnerte ihn an früher Gesagtes: wenn er die Wohlfahrt seines Volkes und den Bestand seines Reiches wünsche, so müsse er seine Leute im Feldbau und Haushalt beschäftigen u. s. w. und nicht Tausende von starken Männern in Müßiggang erhalten, die mit nichts Anderm als nur mit Schild und Speer umzugehen wüßten. Ich führte das Wort Gottes an, was ich zu wiederholten Malen that, „daß Gott die Völker zerstreut, die gerne Krieg führen." Sein eigenes Bekenntniß, daß er diese Wahrheit zu fühlen bekommen habe, führte ich ihm zu Gemüth. Es sey ihm nun wieder verstattet worden, sich zu sammeln; und Gott in seiner Barmherzigkeit habe mich gesandt ihn

zu warnen und ihn zu bitten, er möge vom Kriege abstehen. Er und sein Volk hätten nun über den Willen und die Liebe Gottes so viel gehört, daß er es einsehen müsse, es werde sein und seines Volkes Glück seyn, mit allen umliegenden Stämmen, die vor seinen Waffen sich fürchteten, Frieden zu schließen. Es könne ihn wundern, setzte ich hinzu, daß ich als ein vereinzelter wehrloser Mensch mir herausnehme, Jemanden zu rügen sowohl als zu berathen, den man so fürchte, daß viele Tausende davor erzittern würden, ihm etwas zu sagen, das ihn verletzen könnte. Mein Verfahren komme daher, daß ich ein von Gott gesandter Bote sey, und gar bald müsse er und ich vor den Schranken jenes Gerichts erscheinen, von welchem ich ihm so oft geredet. Ich erinnerte ihn aufs Neue an Gottes Liebe in der Sendung seines Sohnes, der für die Sünden des Menschengeschlechts gestorben. Auf alles dieses versprach er Acht haben zu wollen. Unser Gespräch schloß mit der gewöhnlichen Bitte von seiner Seite, ich dürfe nicht daran denken, ihn jetzt zu verlassen, er habe mich nicht gesehen, er habe mir noch keine Güte bewiesen. „Keine Güte?" unterbrach ich ihn, „du hast mich mit Güte überschüttet, und ich werde jetzt mit einem Herzen heimkehren, das von Dank überwallt, auch wenn du zu aller mir erzeigten Gunst nicht das Geringste mehr hinzuthust. Ich kam und rechnete nur auf deine Freundschaft. Ich verlange nichts; es gehört nicht unter die Pflichten der Knechte Gottes, die Dinge dieser Welt zu suchen. Das Volk Gottes in meiner Heimath sorgt für meine Bedürfnisse." Ich bat ihn, wenn je ein Lehrer ihn besuche, möge er an mich denken und ihn hören, wie er mich gehört habe. Auf sein Ansuchen bereitete ich die für ihn geeigneten Arzneien und gab ihm einen reichlichen Vorrath, wodurch er wohl sein Befinden in erträglichem Stande, soweit es überhaupt möglich ist, wird erhalten können, mahnte ihn aber, er dürfe keine Besserung erwarten, wenn er nicht das Biertrinken aufgebe.

6. October. William, der Griqua, welcher das Lesen nicht völlig vergessen, hatte meine holländische Bibel entlehnt und durch tägliches Lesen tüchtige Fortschritte gemacht.

Er bat, ich möge ihm doch ein Neues Testament zurücklassen. Ein solches hatte ich nicht; aber bei dem ernstlichen Verlangen, ihm eine Bibel zukommen zu lassen, blieb ich den größten Theil der Nacht auf und schrieb die von mir gemachten Randbemerkungen und Parallelen, die mir auch für die Uebersetzung wünschbar sind, in eine englische Bibel ein. William war über dem Geschenk hoch erfreut: und da nun doch einmal die Bitte um eine Bibel in Moselekatse's Land etwas Neues und Unerhörtes war, so konnte ich nicht anders als glauben und bitten, dieß Buch möchte „Brod seyn, das über's Wasser gefahren wird". Ich erzählte es seinem Herrn, ich hätte dem William das Buch Gottes gegeben; und da es in einer ihm verständlichen Sprache abgefaßt sey, so möge er die vielen mir gewährten Gunstbezeugungen noch um die eine vermehren, daß er dem William erlaube, ihm mitzutheilen was er gelesen. Moselekatse rief mich heute in sein Gehöfte, zeigte mir einiges Elfenbein und sagte: „Das ist für dich, das ist mein Geschenk an dich. Es lag in meiner Absicht, dir noch mehr zu geben, aber es ist nicht angekommen." Als er mein Erstaunen darüber wahrnahm, fuhr er fort: „Ich weiß, du bist um solcher Dinge willen nicht gekommen; aber ich gebe sie dir als ein Zeichen meiner Freude über deinen Besuch. Ich kann dich nicht vergessen, und ich wünsche, daß du auch meiner gedenkst." Ich dankte ihm für das Geschenk; aber sein Anerbieten von Vieh bat ich ablehnen zu dürfen. Als ich auf die Zeit unseres Zusammenseyns, auf das unterdessen Geschehene, auf die Wahrscheinlichkeit, daß wir einander nicht wieder sehen, bis wir uns in der andern Welt begegnen würden, hindeutete und ihn ersuchte, dessen was wir mit einander gesprochen, eingedenk zu bleiben: war das, was er darüber fühlte, offenbar weit mehr als was er hiebei bekennen wollte, und, indem er sich herumdrehte, sagte er etwas zu seinen Weibern, welches mir unverständlich war. Da ich ihn in einer freundlichen Stimmung fand, äußerte ich, ich müsse noch etwas erwähnen. „Was soll ich dem Vater der Troi, der Gefangenen, sagen, wenn ich ihm da-

heim begegne? Möchtest du ihr nicht erlauben, wieder zu ihrem Vater heimzugehen, der jetzt alt ist und um seine Tochter sich grämt?" Auf diese Bitte hin machte er große Augen und war ganz erstaunt. Er schüttelte den Kopf und entgegnete: „Nein, nein, sie kann nicht gehen, sie wünscht gar nicht wegzugehen, sondern sie ist ganz glücklich da wo sie ist. Die Weiber sind meine Lastochsen. Ich kann sie nicht gehen lassen." Daß sie sich da, wo sie ist, glücklich fühle, war, wie ich wohl wußte, nicht der Fall, obwohl sie zu der Aussage genöthigt war, als sey es so. Ich suchte auf sein Gefühl zu wirken. Wie dieß mißlang, nahm ich meine Zuflucht zu Beweisgründen. Da er aber fand, daß diese Behandlungsweise der Sache ihn veranlaßte, mitten unter seinen Weibern stehen zu bleiben, so brach er plötzlich auf und sagte: „Wir wollen zu den Wagen gehen." Das war keine gute Vorbedeutung für die Befreiung der armen Person.

8. October. Sonntag. Diesen Morgen schien Moselekatse vergnügt, als ich ihn bat, daß das Volk sich wieder sammeln möge. Der Befehl erging in der ganzen Stadt und bald stand eine große Schaar vor uns. Nach dem Gesang faßte ich die schon früher behandelten Gegenstände den Hauptpunkten nach zusammen, ging im Lauf der Rede noch näher darauf ein und drückte dem Gesagten das Siegel auf. Ihre ernstliche Aufmerksamkeit war Alles was ich verlangen konnte. Am Schluß zeigte ich ihnen meine Abreise an, und daß ich sie vielleicht nicht wieder sehe, bis wir Alle aus unsern Gräbern auferstehen und vor jenem HErrn und Heiland erscheinen würden, von welchem sie so viel gehört hätten und der dann unser Richter seyn werde. Sie seyen Alle gar freundlich gegen mich gewesen, und die einzige Gunst, die ich mir jetzt von ihnen erbitte, sey die, sie möchten die von mir gehörten Wahrheiten in der Seele bewahren.

9. October. Letzte Nacht saß Moselekatse bei Herrn Edwards und mir bis zu einer späten Stunde, hatte aber wenig zu sagen und sah betrübt aus. — Als es dunkel ge-

worden, kam Troi, die Griqua-Tochter, und ließ sich in unserer Nähe nieder, gerade als ich über den letzten Versuch nachdachte, den ich noch bei dem König für sie wagen wollte. Er fragte sie ziemlich heftig, was sie so fern von ihrer Stadt da wolle. Ganz demüthig erwiederte sie, ihre Absicht sey, mich noch vor meiner Abreise zu sehen, weil ich in die Nähe des Ortes gehe, wo ihre Freunde leben. Weil ich die zwischen Moselekatse und Troi gewechselten Worte nicht verstand, fragte ich ihn, ob er sie habe holen lassen. „Nein," lautete die Antwort. Nun nahm ich nochmals den Gegenstand auf und stellte alle mir zu Gebot stehenden Gründe ins Feld. Ihr Vater sey ein guter Mann, welcher Gott fürchte, jetzt alt sey, dem Grabe nahe, und um seine Tochter traure. Ich hätte gesehen, sagte ich endlich, daß er seine Kinder liebe, und hätte ihn als einen freundlichen Vater sie küssen sehen; wenn er eine Tochter hätte, die in einer fernen Nation als Gefangene lebte, würde er nicht an sie denken und sie wieder zu sehen verlangen? Ich sey es gewiß, er würde es thun. „Ja, wahrlich, ich würde es!" antwortete er und fügte hinzu: „Ich habe nicht gesagt, daß ich sie dir nicht geben will." Das war genug: ich sah, meine Absicht war erreicht. Er stand auf, spazierte auf die Seite, und mein Dank folgte ihm, aufrichtiger obwohl mit weniger Worten als er sie gewöhnlich von seinen Schmeichlern zu hören bekommt. So schloß mein letzter Sonntag mit Moselekatse, und vielleicht der letzte für immer. Es ist möglich, jedoch nicht wahrscheinlich, daß ich ihn noch einmal hier sehen werde, denn ich glaube nicht, daß er noch lange leben wird.

Nachdem wir Alles fertig gemacht, gab Moselekatse den Befehl, daß uns bis zum Schasche-Fluß (60 Stunden weit) ein Schutzgeleit gegeben und ein weiteres Halbdutzend Leute angewiesen werde, mich so weit zu begleiten, bis sie mit der Nachricht zurückkehren könnten, daß mein Husten aufgehört habe. Die Zähne von zwei großen weiblichen Elephanten und von einem männlichen bestimmte er zum Geschenk für meine Leute. Er begleitete uns draußen vor der

Stadt noch eine Strecke weit, dann streckte er, indem es ihn augenscheinlich große Ueberwindung kostete, die Hand aus, ergriff die meinige und sagte mit großem Nachdruck: „Möge Gott für dich Sorge tragen unterwegs und dich wohlbehalten nach Kuruman bringen, und zu Ma-Mary, und sag' ihr, wie ich mich freue, daß ich dich gesehen habe." Wir nahmen einen guten Anlauf und zogen dem Mohutse-Fluß zu, der sechs starke Stunden von da entfernt war. Troi, die von ihren Freundinnen noch Abschied genommen, holte uns bald ein.

25. October. Heute setzten wir über den Schasche-Fluß, der jedoch kein Wasser, sondern nur Sand hatte. Wir schlugen einen westlicheren Weg ein, der viel besser und kürzer war als unser Hinweg. Moselekatse, scheint es, hat befohlen, für unsere Bedürfnisse reichlich zu sorgen, was bis zum Mahuku-Dorf, wo wir zuerst mit einem Matebelen zusammentrafen, genau befolgt wurde. Auch Herr Edwards versah uns von Zeit zu Zeit mit Wildpret. Hier kehrte nun unser Schutzgeleit um. Beim Abschied von uns benahmen sie sich wie wenn sie unsere Brüder im Glauben, oder nahe und theure Verwandte wären. Am Sonntag vorher, nach dem Gottesdienst hatte Einer von ihnen, der ziemlich gut Setschuanisch sprechen konnte, sich geäußert, sie (die Matebelen) hofften, Moselekatse werde so handeln, wie ich ihm gerathen habe. „Wie wir's treiben," fuhr er fort, „so ist's eben Sitte in unserm Volk: Niemand darf dem widersprechen was Moselekatse erlaubt oder befiehlt. Du bist der einzige Mensch, dessen Rath er folgen mag; und weil wir wissen, du hast ihn sowohl unter vier Augen als auch öffentlich unterwiesen, so denken wir, er werde deinem Wort nun nachkommen. Du kannst daraus sehen, wie glücklich alle Leute gewesen sind, dich zu sehen, weil, was du *ihm* gesagt hast, *ihnen* zu gute kommen wird."

Am 27. November verließen wir die Banguaketse, brachten den Sonntag unter den Barolongs von Nyasa, auf einer Außenstation der französischen Missionare in

Motito zu, und kamen am 8. December 1854 nach Hause voll Dankes gegen Gott für alle seine Barmherzigkeit.

Aus dem Vorliegenden mag erhellen, wie weit die Zwecke erreicht worden sind, die ich bei der Unternehmung dieser Reise in's Auge gefaßt hatte. Wenn gleich meine Gesundheit ihre frühere Kraft nicht wieder gewinnen wird, so hat sie sich doch, mit Ausnahme einer Angegriffenheit des Kopfs, sehr gebessert. Während meiner ganzen Reise, vom Anfang bis zum Ende derselben, hatte ich viele Gelegenheiten, den Samen des Evangeliums auszustreuen an Orten, wo man bis dahin noch niemals dieß konnte. Der Verkehr und die Freundschaft, welche schon lange zwischen mir und den Häuptlingen und den Stämmen im Innern bestand, hat sich befestigt und ausgedehnt und wird wohl, unter Gottes Segen, zur Förderung des Reiches unseres Heilandes beitragen, dessen Gebote und Verheißungen seiner Gemeinde die Versicherung geben, daß die äußersten Enden der Erde in seinen Besitz noch kommen werden, wenn die Erde wird voll werden vom Erkenntniß der Ehre des HErrn, wie Wasser das Meer bedeckt.

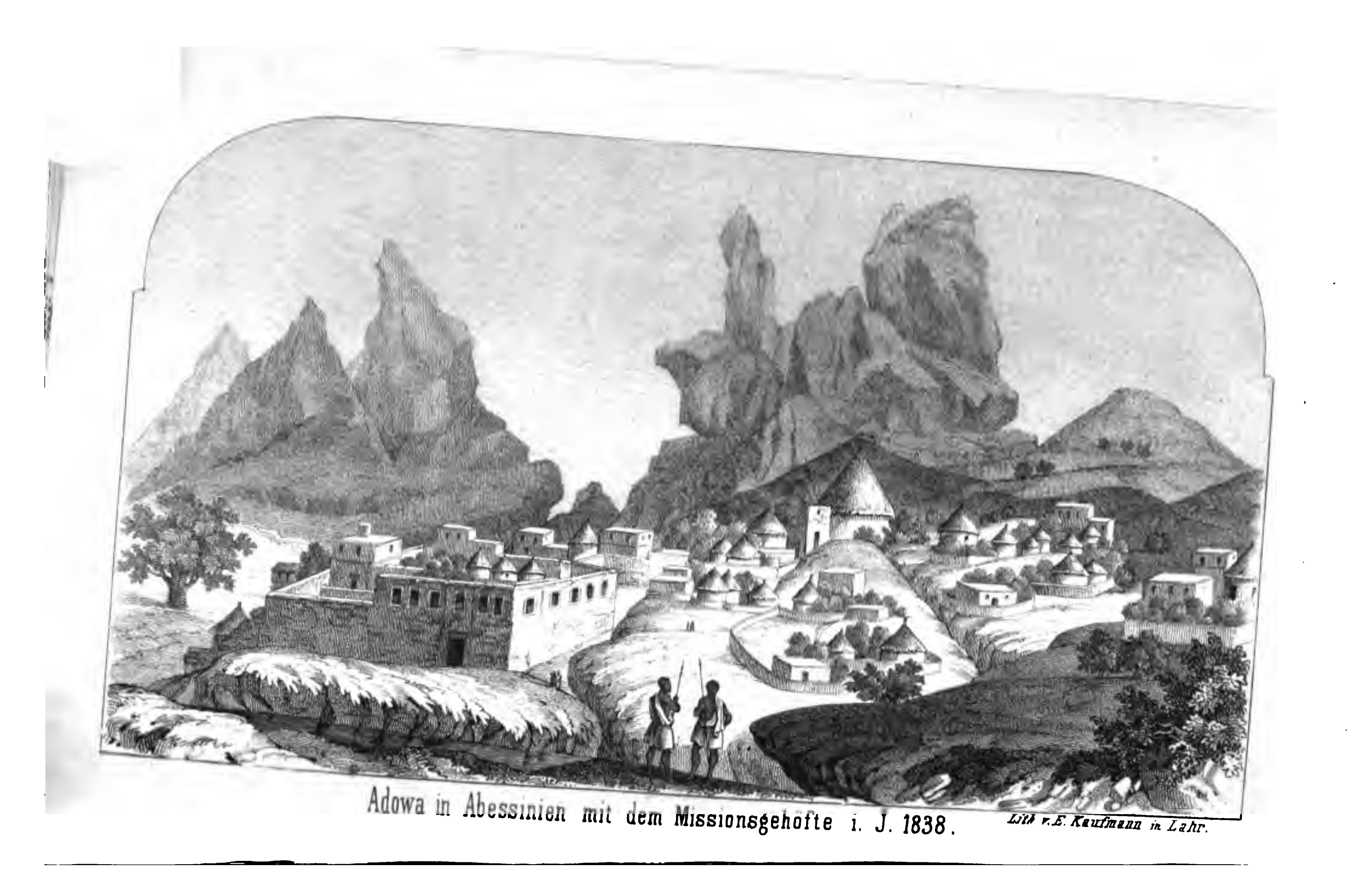
Soeben habe ich mit Dank gegen unsern himmlischen Vater vernommen, daß Dr. Livingston mit außerordentlicher Beharrlichkeit St. Paul de Loanda erreichte und auf dem Rückweg nach Linjanti ist. Es ist mir erhebend und beugend, hinterher wahrnehmen zu dürfen, daß ich in dem, was ich aus Veranlassung Dr. Livingston's ausführen durfte und konnte, von einer Weisheit geleitet wurde, die eine ganz andere als eine menschliche war. Kehrt er unversehrt nach Linjanti zurück, so wird er zu seiner Freude für die Bedürfnisse des äußern und innern Menschen Erquickungen und Stärkungen finden.

Was die Frage betrifft, ob die von mir bereisten Gegenden etwa bald Arbeitsfelder für die Mission werden könnten, so bin ich nichts weniger als mit sanguinischen Hoffnungen erfüllt. An der Willigkeit der Eingebornen selbst, sich unterrichten zu lassen, ist durchaus nicht zu zweifeln; aber gegenwärtig ist die Aussicht keine ermuthigende.

Die Vergangenheit beweist es, daß zwischen den Eingebornen und den Trans-Baal-Buren kein Friede seyn kann, bis die Ersteren, so weit man sie zu erreichen vermag, die Vasallen werden der Letzteren, deren öffentliche Handlungen bisher durch eine tief gewurzelte Feindschaft gegen alle Missionsarbeit sich ausgezeichnet haben. Mir erscheint der Stand der Sache hoffnungsloser als je, seit die Bewohner der „Souveränität" oder Freistaaten mit Herz und Hand die Partei der Trans-Baal-Republik ergriffen haben und dem Werke der Ausrottung der Eingebornen ihren Arm leihen. Warum dieses Alles zugelassen wird, ist ein Räthsel, an dessen Lösung der Menschenverstand vergebens sich wagt; nur über Eines haben wir feste Gewißheit, daß nämlich die Gräßlichkeiten, die in den jüngsten Jahren im Innern ausgeführt worden sind, nicht verborgen bleiben vor Dem, welcher gesagt hat: „Die Rache ist mein; Ich will vergelten." Wäre ein Weg von Sebetuane's oder Moselekatse's Land bis zur Ostküste hin eröffnet, und würde man Erlaubniß zu einem freien Verkehr mit dem Innern erlangen, so wäre ein weites Feld für die Missionsunternehmungen da. Die Matebelen, welche mit Engländern, die in Booten von der Küste den Zambeze herauf kamen, Handel getrieben haben, zeigen, was gethan werden könnte. Zwischen Moselekatse's Land und dem Zambeze ist jedoch ein unübersteigliches Hinderniß, welches alles Reisen mit Ochsen und mit Pferden zur Unmöglichkeit macht: ich meine die so oft genannten Tsetse, die auch Dr. Livingston eines Nähern beschrieben hat. Sie nehmen südlich von dem Limpopo-Fluß ihren Anfang, ziehen sich nördlich bis in die Nähe des Zambeze, und dehnen sich zwischen diesem und dem von mir bereisten Land bis gegen Sebetuane's Gebiet aus. — Die Makalaka, Bakurutse, Maschona, Bacuabi, Masuase, Batonga und andere Stämme, mit welchen ich unter den Matebelen in Berührung kam, schienen in ihrer Anlage nichts besonders wildes zu verrathen. Was die Matebelen zum Schrecken der umliegenden Stämme macht, das ist das Eigenthümliche ihrer Kriegführung und die Art und Weise ihrer Regierung. Es bleibt

nichts übrig als die Stämme im Innern von der Ost- oder Westküste aus zu erreichen zu suchen: und jeder Missionar, welcher die verschlimmernden Einflüsse einer Angrenzung heidnischer Stämme an civilisirte Gemeinwesen aus Erfahrung kennt, würde tausendmal lieber ein ganz abgesondertes Arbeitsfeld haben, trotz der Schwierigkeiten, welche die Erlangung von Vorräthen mit sich führen würde. Moselekatse's Land ist, wie ich voraussetzen darf, dem größten Theile nach gesund, namentlich die höher gelegenen Gegenden desselben, die hauptsächlich auf Granit gelagert sind. Zwar herrscht ohne Zweifel das Fieber in den nördlicheren Gebieten, vornemlich in der nassen Jahreszeit, jedoch nicht mit der Bösartigkeit, wie Dr. Livingston weiter gegen Nordwesten es erfahren hat. Im Ganzen ist das Land schön und würde für den Geologen wie für den Botaniker eine reiche Ausbeute gewähren, wie viel mehr aber für den christlichen Missionar — mit seinen zahlreichen Bewohnern, die unter einem doppelten schweren Joch leben und sterben, von dem ihnen nur das sanfte Joch des HErrn Jesu zu helfen vermag.

1856.
Verantwortliche Redacteure:
Inspector Josenhans und Pfr. Peter.
Druck von Felix Schneider.



Adowa in Abessinien mit dem Missionsgehöfte i. J. 1838.

Lith v. E. Kaufmann in Lahr.

Jahrgang

1856.

Viertes Quartalheft.

Mit einem Bilde von Adoa in Abessinien, mit dem Missionsgehöfte im Jahr 1838.

Basel,
im Verlag des Missions-Institutes.

Verantwortliche Redakteure: Inspector Josenhans und Pfarrer Peter.
Druck von Felix Schneider.

Inhalt

des vierten Heftes 1856.

Seite.

I.

Quartal-Uebersicht

über die

neuesten Ereignisse auf dem Gebiete der Mission.

---

1. Die neuesten Ereignisse auf dem Gebiete der Basler Mission.

(1. April bis 30. Juni 1856.)

A. Nachrichten aus Basel.

Committee. Sitzung vom 2. April 1856. Die Brüder Knecht und Illg erklären sich mit ihrem Ruf nach Afrika im Dienst der Bremer Gesellschaft einverstanden. Die Zöglinge Albert Zeller, Sauvain und Dürr werden theils wegen zu schwacher Begabung, theils aus andern Ursachen entlassen; Andreas Müller dagegen nach einjährigem Soldatendienst, in die Voranstalt wieder aufgenommen. Bei einem Besuch der Herren Stockes und Walker aus Indien wird das Verhältniß der Committee zu Br. Mögling und der Kurg-Mission besprochen und von Ersterm der Verkauf seines der Mission bedingt übergebenen Hauses in Schimoga zum Besten dieses Platzes gut geheißen. Das Statut der Mangalur-Schul-Commission in Verbindung mit der Basler Missionsgesellschaft wird in eilf Artikeln angenommen, das Sa-

nitarium in Käti zu möbliren gestattet, Br. Ammann's Versetzung nach Udapi ratificirt, Br. Gundert's Wahl zum Districtspräses für Canara bestätigt. — Sitzung vom 9. April. Der Jüngling Christoph Zimmermann von Gerlingen wird ins Missionshaus aufgenommen, bis er als Hauslehrer seines Bruders Johannes in Afrika dahin abgehen kann. Ein Reglement für die Privat-Correspondenz mit Brüdern auf den Stationen wird angenommen. Um sich in Hongkong ein Zimmer zu sichern werden unsern Missionaren in China die Mittel angewiesen. Dem chinesischen Jüngling Tenfuk wird auf seinen Wunsch baldige Rückkehr in seine Heimath in Aussicht gestellt. Für Afrika wird über verschiedene kleinere Bauten die Ratification ausgesprochen und Katechist Clerk nach Abude zu setzen beschlossen, um sich der Taufbewerber anzunehmen und Schule zu halten. Für Indien wird die Ordination von Jacob Ramavarma, nach gut bestandenem Examen, durch den Präses der General-Conferenz angeordnet, um dann sogleich in die Reihe der Basler Missionare einzutreten. Br. Leonberger wird gestattet, sein Knabenwaisenhaus in Malasamudra bis auf die Zahl von 50 zu erweitern. — Sitzung vom 16. April. Vom evangelischen Kirchenverein des Westens in Nord-Amerika werden für 4 organisirte Gemeinden Prediger verlangt, die aber zur Zeit im Missionshaus nicht vorhanden sind. Ostindische Angelegenheiten, Schul- und Kirchensachen betreffend, werden geordnet. — Sitzung vom 21. April. Frage: in welches Verhältniß sich die Committee zu Br. Mögling setzen will, da das zweite Jahr des Provisoriums zu Ende geht? Der Gegenstand wird vertagt. — Sitzung vom 23. April. Von der dänischen Missionsgesellschaft und einigen Freunden wird ein Geschenk von 330 Mark Banko gemeldet. Einem tiefgefallenen Bruder, der nach schweren, endlich ans Licht gekommenen Fleischessünden Indien verlassen hat und bald in London ankommen soll, wird anzuzeigen beschlossen, daß er von der Gesellschaft entlassen sey. Seine zwei Kinder wolle man im Kinderhaus behalten bis er selber für sie sorgen könne. Es wird berichtet, daß vom 1. Januar bis 31.

December 1855 an durchreisende Handwerker 3225 Missionskarten vom Bureau seyen abgegeben worden, und beschlossen, mit dieser Vertheilung fortzufahren. Da der zum Besuch in Europa anwesende Miss. Friedrich Müller aus Ostindien nach ärztlichem Zeugniß Gesundheitshalber nicht so bald auf seinen Posten zurückkehren kann, so wird derselbe einstweilen zum Reiseprediger in der Heimath bestimmt und soll in Stuttgart seinen Wohnsitz aufschlagen. — Bei dem bevorstehenden Austritt des Lehrers Cand. Mörike und der Erklärung von Dr. Ostertag, künftig nicht mehr ordentlicher Lehrer seyn zu können, stellt sich das Bedürfniß nach einer tüchtigen neuen Lehrkraft dringend heraus, weßhalb Inspector Auftrag erhält, sich in Württemberg wo möglich nach einem etwas ältern Manne umzusehen. In China wird auf der Außenstation Lilong ein kleines Mädchenschulhaus, das zugleich Wohnung für die Lehrerin und Versammlungsplatz für die Christinnen im Dorf seyn soll, zu erbauen genehmigt. Zur Ermöglichung des Schulbesuchs überhaupt wird für die Kinder eine kleine Unterstützung zugestanden. — Sitzung vom 30. April. (Inspector abwesend.) Der Kaufbrief über das Missionskinder-Haus liegt vor, inbegriffen das Servitut, daß auf den zwei nebenliegenden Stücken keine Wirthschaft darf errichtet werden, so lang das Haus der Missionsgesellschaft gehört. Bei fünf Freunden sind 25,000 Franken zu 3% darauf aufgenommen worden, während die ganze Kaufsumme etwas über 36,000 Franken beträgt. Hr. Linder in London gibt Nachricht von einer Schiffsgelegenheit nach Indien auf dem Segelschiff Orloff Windsor für die 3 Brüder Strobel, Hauser und Handrich und Deggeler's Braut, Jungfrau Lydia Lang, auf Anfang Juni, weßhalb die Einsegnung der erstern auf Freitag den 16. Mai angesetzt wird. Behufs Erleichterung des Inspectors, der sich bisher zu viel mit zeitraubenden administrativen Geschäften zu befassen hatte, wird von der Verwaltungs-Commission eine erweiterte Bureau-Organisation und Anstellung eines Bureauchefs mit größerem Geschäftskreis und ausgedehnteren Vollmachten vorgeschlagen, welchem Antrag die Committee beistimmt und zur Gewinnung einer hiezu

passenden Persönlichkeit, sowie für nothwendig werdende bauliche Aenderungen Vollmacht ertheilt. Uebrigens sey dem Inspector eine gänzliche Ausspannung für etliche Wochen dringend ans Herz zu legen. Folgt noch eine Berathung über Unterbringung und Beaufsichtigung der weiblichen Festbesucher aus dem Volke. — Sitzung vom 21. Mai. Inspector macht aufmerksam auf einen von ihm beigefügten Zusatz im dießjährigen Einladungsformular die weiblichen Festgäste betreffend, welcher zur Abhülfe der gerügten Uebelstände genügend erfunden wird. Sodann stattet derselbe Bericht ab über seine Reise nach Württemberg. Anzeige, daß das Hessendarmstädtische Consistorium die im ganzen Land veranstaltete Missions-Collecte des Epiphaniasfestes, bestehend in 1195 fl. rhein. hieher gesandt habe. Daß Br. Meinzer aus der Voranstalt wegen eines Lungenleidens nach Hause habe zurückkehren müssen. Für Frau Miss. Huber eine mehrwöchige Badecur in Knutwyl, Kant. Luzern, bewilligt, sowie für Geschwister Stanger eine ähnliche in Cannstatt. Die 3 Brüder Strobel, Hauser und Handrich werden von der Committee verabschiedet und mit Gebet entlassen. — Sitzung vom 28. Mai. Carl Sarasin berichtet über seine Reisen nach Carlsruhe, Stuttgart und Bern; Rathsherr Christ über seinen etwas längern Besuch in der französischen Schweiz — Neuchatel, Lausanne und Genf, namentlich über die Missions-Versammlungen in Genf am Pfingstsonntag-Abend und am Pfingstdonnerstag. Betreffend eine Besuchsreise bei unsern alten Freunden in Rußland hat die Committee Freudigkeit, unsern alten Bruder Zaremba damit zu betrauen, da er selber einen Zug hat, sein irdisches Vaterland noch einmal zu sehen. Bischof Gobat von Jerusalem wird inmitten der Committee bewillkommt. Besprechung mit Br. Zaremba über seine bevorstehende Reise; er geht mit Freuden in die Gedanken der Committee ein. Cand. Ulrich Finckh, aus Württemberg, die 2 letzten Jahre Helfer des Pfarrers Meyer in Paris, wird an Cand. Mörike's Stelle als Lehrer im Missionshaus förmlich zu berufen beschlossen. — Sitzung vom 31. Mai. Inspector referirt über eine zwischen ihm, Dr. Ostertag und

Pfarrer Peter gehaltene Besprechung in Betreff der Frage, wie er (der Inspector) von der Mitarbeit am Missions-Magazin gänzlich entbunden werden könnte? Einverstanden sind Alle darüber, künftig die Redaction des Missions-Magazins nur in Eine Hand zu legen. Wer aber der Redactor seyn und in welcher Form die Missions-Zeitschrift fortgeführt werden solle, ob nach dem alten oder nach einem neuen Plan, bleibt weiterer Erwägung anheimgestellt. — Ein Lehrer an der Englischen Schule zu Mangalur wird wegen tiefen, jedoch freiwillig bekannten Sündenfalls aus dem Verband der Gesellschaft entlassen. Br. Christaller in Akropong erhält Heirathsgestattung. — Sitzung vom 11. Juni. Inspector gibt Nachricht über das von ihm besuchte St. Galler Missions- und Bibelfest und seine Rückreise über Rorschach, Constanz und Wagenhausen. Den kranken Zögling Mader bei einer Cur in Cannstatt zu unterstützen, sowie dem aus Indien wegen einer Operation an der Wange zurückgekehrten Br. Albrecht eine Cur in Kreuznach zu ermöglichen beschlossen. Letzterm soll überlassen werden, seinen Aufenthaltsort entweder in Stuttgart oder in Dresden (seiner Heimath) zu nehmen. Der Genannte kommt sodann zur Begrüßung vor die Committee, wirft einen Rückblick auf seine gesammte Missionslaufbahn und schildert seinen Eindruck bei der Abreise von Indien, der durch die traurigen Vorkommenheiten mit einem gefallenen Bruder, mit welchem er die Reise nach England auf dem gleichen Schiff machte, ein besonders wehmüthiger, obschon nicht hoffnungsloser war. Die Missions-Magazinsfrage wird in folgender Weise erledigt: Inspector Josenhans und Pfarrer Peter treten von der Redaction zurück und Dr. Ostertag übernimmt dieselbe vom Jahr 1857 an allein, indem er sich fortan einzig dem literarischen Fach widmet. Die Zeitschrift wird unter einem anderen Titel und in anderer Form erscheinen, nämlich in monatlichen Lieferungen, Stücke aus der neuern evangelischen Missionsgeschichte enthaltend. — Sitzung vom 14. Juni. Rathsherr Sarasin berichtet von den Fortschritten der Halbbatzen-Collecte. Eine Reihe ostindischer Angelegenheiten werden er-

ledigt: unter anderm **200** Rup. für den Kirchenbau in Mulki und eben so viel für das dortige Waisenhaus verwilligt, für den geschwächten Br. Plebst einen Mitarbeiter für die Druckerei in Mangalur zu suchen beschlossen, dem Br. Hauser die Bestimmung in Udapi, Camerer dagegen in Mangalur gegeben, Irion an Gundert's Stelle zum Examinator für die Katechistenpräparanden im Malabar-District ernannt und dem Br. Leonberger für seine Gesundheit eine Reise auf die Küstenstationen angerathen. Gegen Br. Layer in Wilhelmsdorf wird die Bereitwilligkeit ausgesprochen, eines oder zwei seiner Kinder unentgeldlich in die Missionskinder-Erziehungsanstalt aufzunehmen. — Sitzung vom **18.** Juni. Afrika betreffend, werden die beiden Katechisten-Institute in Christiansborg und Akropong an letzterm Ort in Eines zu vereinigen beschlossen, weßhalb sich Br. Zimmermann mit seinen Zöglingen dahin zu begeben hat. Daß Br. Steinhauser in Abokobi der Hülfe bedarf, wird anerkannt. Ebenso daß Geschwister Dieterle bei ihrer Rückkehr am besten in Abude stationirt werden. Hr. Courvoisier theilt voll Dankes gegen den HErrn schriftlich die Resultate der Jahresrechnung von **1855** mit: Einnahme Fr. **481,314**, Ausgabe Fr. **372,386**, demnach Mehreinnahme Fr. **108,928**. Auf der Station Käti (blaue Berge in Indien) wird am schadhaften Missionshaus eine gründliche Renovation und theilweise Neubaute vorzunehmen beschlossen. — Sitzung vom **25.** Juni. Pfr. Handel's (in Stammheim bei Calw) Heimgang wird angezeigt. Er war eine Zeitlang des sel. Inspectors Blumhardt Mitarbeiter gewesen. Für Geschwister Huber eine Hausmöblirung bewilligt. Die Zeugnisse der ersten Voranstalts-Classe vom ablaufenden Semester werden verlesen und vom Inspector über einen gründlichen Durchgang referirt, welchen er mit jedem einzelnen Bruder hatte. Das Resultat dieser Mittheilungen ist, daß **5** Zöglinge ohne weitere Bemerkungen ins Missionshaus vorrücken können, **3** andere ebenfalls, wiewohl mit etwas mehr Bedenken hinsichtlich ihres Gedeihens, und daß **2** theils wegen schwacher Gesundheit und geringer Begabung, theils wegen mangelnder innerer

Befähigung zur Missionslaufbahn, entlassen werden. Es folgt sodann die Aufnahme der heurigen Missionspräparanden. Von 40 Petenten werden 19 Jünglinge ausgewählt, nämlich 11 Württemberger, 4 Badenser, 3 Schweizer und 1 Norddeutscher. Von diesen können 4 sogleich in das Missionshaus eintreten, während die 15 anderen der Voranstalt bedürfen. Folgen noch einige Anordnungen, das Jahresfest betreffend.

Verwaltungs-Commission. Einzige Sitzung am 7. April. Damit sich in der Missionscasse in Indien keine die Bedürfnisse übersteigenden Summen befinden, welche sicher anzulegen schwierig ist, wird verminderte Zusendung beschlossen; andererseits aber, zur Verhütung noch schlimmern Geldmangels, für letztern Fall dem Generalcassier bis auf eine limitirte Summe in London zu trassiren gestattet. Ueber den zu berufenden Bureauchef berathen. Br. Leonberger für 100 Rup. Ackerwerkzeuge anzuschaffen bewilligt, eine Dachreparation in der Tellitscheri-Druckerei auf den Missions-Conto genommen und das Reisegeld für 4 Missionskinder, welche Geschwister Albrecht's mitbringen, geregelt.

Kinder-Erziehungs-Commission. Sitzung vom 8. April. Die Subscription auf das Anlehen von 26,000 Franken behufs des Ankaufs eines neuen Anstaltsgebäudes vorgelegt und von dessen Deckung durch etliche Basler Missionsfreunde berichtet. Anzeige vom Umzug in das neue Haus, welcher am 29. März 1856 Statt gefunden. Beschluß, daß sechs Knaben, nach erstandenem Examen, vom 28. April an das hiesige Gymnasium besuchen. Maria Müller, Tochter des Br. Christian Müller, welche bis dahin bei Verwandten war, aufzunehmen beschlossen. Br. Bührer beauftragt, falls er seine Erholungsreise nach Europa antrete, sechs weitere Missionskinder aus Indien mitzubringen. — Sitzung vom 16. Juni. Die Aufnahmsgesuche für zwei Töchterlein der Brüder Fritz und Albrecht werden verwilligt. Der vom Cassier erstattete Cassenbericht weist einen Saldo von 2000 Fr. aus.

Chronik des Missionshauses. 2. April. Br. Albert Zeller wird von der Committee entlassen. — 4. Verabschiedung des nach England bestimmten Br. Hofer in der St. Elisabethkirche mit dem Segenswunsch: „Selig sind die nicht sehen und doch glauben!" — 7. Abreise Br. Hofers nach London. — 10.—13. Besuch zweier Zöglinge des Missionshauses zu Rotterdam, van Ekris und Verhoeff, nach den Molukken bestimmt. — 11. Br. Strobel reist zur Ordination nach Frankfurt a. M. — 14. Eintritt Br. Boßhardt's, bisherigen Sections-Chefs im Kriegsdepartement Zürich, der als Oeconom der Mission dienen will. — Mai 15. Inspector kehrt von einer Missionsreise nach Württemberg zurück. — 16. Die 3 nach Indien bestimmten Brüder Strobel, Hauser und Handrich werden zu St. Elisabeth verabschiedet. — 21. Bischof Gobat von Jerusalem trifft auf Besuch im Hause ein. — 22. Brüder Strobel, Hauser und Handrich reisen mit der Braut des Br. Deggeller, Jungfrau Lydia Lang, über Paris nach London ab. — 24. Besuch der Miss. Theodor Müller aus England und Klein aus Nazareth. — 31. Br. Zaremba tritt im Auftrag der Committee seine Reise nach Rußland an. — Juni 4. Ankunft der Geschwister Albrecht mit zwei eigenen Kindern und zwei Knaben des † Br. Weigle aus Indien. — 27. Die ersten Festgäste im Hause: Br. Müller mit Gattin, Frau Wittwe Bunz von Stuttgart, — 28. Dr. Barth, Pfr. Werner, Pfr. Zeller, Pfr. Schauffler aus Württemberg. — 29. Einweihung des Missionskinderhauses durch die Committee und durch die Commission vor zahlreicher Versammlung. Ansprachen und Gebet übernahmen Pfr. Le Grand, Rathsherr Christ, Pfr. Deggeller, Miss. Huber, Dr. Barth. — 30. Hr. Carl Reihlen aus Mannheim, Miss. Dieterle von Kornthal, Br. Däuble von London, Hr. Chevalier von Stuttgart angekommen. —

Cassenstand. Die Einnahme der Casse in den Monaten April, Mai, Juni betrug: 103,014 Franken.

B. Nachrichten aus Ostindien.

I. Provinz Canara.

1. Station Mangalur.

Miss. H. Gundert's zweiter Quartalbericht macht folgende Mittheilung: Es ist neulich eine arge Sünde der Tululeute an's Licht gekommen, leider in Folge von Vorgängen in der hiesigen Gemeinde. Finsterniß geoffenbart, ist aber, nach Paulus, schon Licht. Jede im Volk herrschende Sünde wird sich auch irgendwie in Namenchristen regen. Hannah, Simson's Frau, war verdächtig, Jemanden Keimasa gegeben zu haben (bei Canaresen und Concani ist Keimasaka so viel als Bezauberung, Verdüsterung). Dieses Keimasa wird aus etlichen Ingredienzien zusammengesetzt, dem Koth einer Eidechse, Abschabsel von Menschennägeln, einem am Meeresfelsen klebenden Wurm u. dgl. Die Wirkung dieses Mischmaschs ist langsam, aber dennoch sehr verderblich, wenn nicht gar todtbringend. Der Genießende, dem es in dem hitzigen Zugemüse zum Reis beigebracht wird, fühlt am Abend einige Uebelkeit, die aber zu vergehen scheint: nur bleibt eine Mattigkeit zurück, welche mehr und mehr überhand nimmt, und es ist möglich, daß der Patient nach Jahr und Tag stirbt. Die Weberkaste namentlich steht in dem Rufe, dieses Gemengsel zu bereiten. In dem besonderen Fall, den Missionar Bührer zu untersuchen hatte, kam nun zuerst an's Licht, daß Simson's Weib einige Male im Zustand der Besessenheit gewesen, auch nachdem sie sich an die Gemeinde angeschlossen hatte, sowie von vorn herein der Haß der Kastengenossen Simson's, der Weber, dazu beigetragen habe, ihn und seine Frau zum Uebertritt zu den Christen zu bewegen. — Der Verdacht gegen das Weib reichte jedoch nicht zu, weitere Schritte zu thun, und so wurde die Angeschuldigte mit ernstlichster Warnung vor allen Werken der Finsterniß und mit Ermahnung zur Buße und zu offenem Bekenntniß entlassen. Aber sehr demüthigend ist es, daß bei Simson und

seinem Haus, mit Ausnahme der Regelmäßigkeit im Kirchenbesuch, leider nichts zu finden ist, was dazu berechtigte, den Verdacht als völlig ungereimt wegzuwerfen. — Wir theilen dieß mit als einen Beitrag zur Einsicht in die besonderen Gebrechen und Schäden neugesammelter Gemeinden, in denen meistens ein kleines Licht noch mit dicker Finsterniß zu streiten hat.

Miss. H. A. Kaundinja war fast den ganzen Monat Juni hindurch krank am Wechselfieber. Während dieser Zeit mußte er öfter an die im Jahr 1843 noch in seinem heidnischen Zustande durchgemachte Krankheit denken und konnte nicht umhin, dankbare Betrachtungen darüber anzustellen, wie groß der Unterschied sey zwischen einem kranken Bramanen und einem kranken Christen.

Miss. W. Hoch meldet unter dem 19. April seine und seiner Frau glückliche Rückkehr, sowie die Kräftigung der Gesundheit Letzterer zur Uebernahme der Mädchenanstalt.

Die Knabenschule unter dem Schulmeister Daniel Aaron wird von 30 Kindern unserer Gemeinde besucht. Den Schulbesuch betreffend, gibt es noch allerlei Vorurtheile der Eltern zu überwinden, die sich in die Schulpflichtigkeit ihrer Kinder noch nicht recht finden können. Anwesend sind durchschnittlich 23 Knaben.

Die Mädchenschule unter dem Schulmeister Leonhard Schiri, mit der Mädchenanstalt in Verbindung stehend, wird von allen nichtconfirmirten Mädchen der Anstalt, sowie von den bei ihren Eltern (Mitgliedern unserer Gemeinde) wohnenden schulpflichtigen Mädchen besucht; sie zählt 49 Schülerinnen. Der Schulbesuch ist weit besser in dieser Schule, im Durchschnitt sind 44 Schülerinnen anwesend. Der ganze Unterricht ist vorherrschend canaresisch. — Für die confirmirten Anstaltsmädchen (gegenwärtig 9; die Anstalt zählt nun gerade 43 Kinder) ist unter der Leitung von Frau Miss. Hoch und ihrer Gehülfin, Miß Will, eine besondere Morgenschule von 8 bis halb 11 Uhr eingerichtet, in der ich Englisch vorkommt.

Die englische Schule mit ihren 3 Classen, wovon die 2te und 3te Classe eine obere und untere Abtheilung haben, zählt gegenwärtig 159 Schüler.

Die beiden canaresischen Knabenschulen fangen an sich wieder etwas zu erholen. Die Einführung des gewiß niedrig gestellten Schulgeldes von 1 Anna (= 4 Kreuzer) des Monats hat manche Schüler vom Besuch abgehalten. Beide Schulen zählen 40 Schüler.

Die Schule für Bramanen-Mädchen ist ein noch gar gering scheinendes Pflänzlein, das man ganz in der Stille pflegen muß. Doch scheint sich die Schule zu consolidiren. Der Bramanische Schulmeister Venkatescha ist ein früherer Schüler der englischen Schule. Frau Miss. Gundert besucht die Schule und erzählt den Mädchen biblische Geschichten. Die Kinder sind sehr jung, 6 bis 9 Jahre alt; ihre Muttersprache ist Concani; sie müssen das Canaresische erst erlernen.

2. Station Udapi-Mulki.

Am 24. Mai, mit dem Eintritt der Monsun, hatte die Familie Ammann das Missionshaus bezogen; am 26. mußte sie wieder fliehen, denn ein Sturm nahm einen großen Theil der Dachziegel weg und setzte das Haus dem Regen aus. Doch ließen Regen und Sturm nach, und mit Hülfe des Thasildars fand sich bald eine große Anzahl Taglöhner, welche in zwei Tagen das Haus wenigstens mit Stroh bedeckten und es so wieder bewohnbar machten. Während des Sturms fragte Miss. Ammann die Maurer, ob nicht auch der Thurm der Kirche einfallen könnte. Sie erklärten ihn für gesichert. Eine Viertelstunde darnach lag auch er sammt den Kirchenmauern auf dem Boden.

Die Untersuchung über die Brandstiftung der Kirche ist beendigt. Die Gefangenen konnten nicht ganz überwiesen werden. Doch wurde dem Swami von Attimar für 3 Jahre eine Bürgschaftssumme von 5000 Rupies, den drei übrigen Gefangenen geringere Summen zu hinterlegen aufgegeben. Der Muth der Bramanen ist gekühlt; sie fühlen sehr, was sie durch diese Untersuchung gelitten haben. Nur ungeheurer

Geldaufwand hat sie vor dem Gefängniß bewahrt; dennoch war der am meisten angeschuldigte Attimar-Swami zwei Tage im Gefängniß, was für die ganze Bramanenschaft eine Niederlage ist.

Während Miss. Ammann's Anwesenheit in Mangalur zur Zeit der Brandstiftungs-Untersuchung und während einer Reise desselben nach Honor war Miss. Camerer einige Wochen allein, so daß die Heidenpredigt und die Besuche in den Häusern der Heiden fast ruhten, da die Gemeindegeschäfte ihn in Anspruch nahmen. Die Erfahrungen an der Gemeinde im vergangenen Quartal sind eher schwer als erfreulich. Drei der Gemeinde in Gudde entlaufene Männer, die einige Zeit vor dem Kirchenbrand aus ihrer Wüste krank und wie es schien gedemüthigt zurückkamen, sind im Laufe des Quartals abermals davongegangen und haben sich zu ihren früheren Kastenleuten zurück begeben, wo sie nun, wie andere Heiden, wieder den Bhuten (Teufeln) opfern. Nachdem sie zum ersten Mal heimlich entflohen waren, hatte sie der HErr schwer heimgesucht: von den sechs Entlaufenen starben drei, und die andern drei waren mit Fieber behaftet. Krank und elend, wie sie waren, suchten sie eines Tages in Udapi Zuflucht, bekannten und bereuten, aber nicht von Herzen. So ist es denn zur zweiten Flucht gekommen. — Ebenso mußten drei Männer in Gudde am Osterfest vom Abendmahl ausgeschlossen werden, worüber sie so sehr erbittert wurden, daß sie sammt ihren Familien vollends abzufallen schienen. Doch fügen sie sich jetzt der christlichen Zucht und Ordnung. — Wir werden eine große Sichtung in unseren Gemeinden erfahren müssen, und das wird ohne Kampf und Schmerz nicht abgehen. Aber wir harren auf Den, welcher der Durchbrecher aller Bande und der rechte Arzt ist.

Die Heidenpredigt wurde so viel als möglich in den umliegenden Oertchen getrieben. Um den Stadtbewohnern beizukommen, werden sich die Missionare einen geeigneten Platz entweder käuflich oder zur Miethe verschaffen müssen.

Miss. Ammann arbeitete, soweit es die Zeit erlaubte, an der Revision der Tulu-Bibel, von welcher er, trotz der

Verbrennung der Manuscripte im März d. J., doch die vier Evangelien in kürzester Zeit der Presse übergeben zu können hofft.

Im Juni hatte unseren Br. Camerer ein Leberleiden befallen.

Mit den vier Katechisten werden monatlich zwei Conferenzen gehalten, in denen vorderhand die sonntäglichen Predigttexte und Katechismusabschnitte durchgegangen werden.

In Mulki fand, wie Miss. B. Deggeller unter dem 12. Juli berichtet, in der Passionswoche ein Fest statt, auf welches man von dieser und jener Seite dem Missionar Unheil ankündigte und ihn auf der Hut seyn hieß. Es war dieß das Fest des Bappanadu Devastana. Herr Collector Fisher hatte seinen Assistenten, Hrn. Binny, zur Handhabung der Ordnung nach Mulki gesandt. Die plötzliche unangemeldete Ankunft desselben aber ließ das Gerücht entstehen, der Beamte sey gekommen, um am letzten Tage des Festes die Padres mit Gewalt in den Tempel einzuführen. Die Unruhe in den Gemüthern der Leute stieg von Tag zu Tag und erreichte um Mittag des letzten Festtages, als Tausende von Götzendienern aus allen Theilen des Bezirks sich gesammelt hatten, einen solchen Grad, daß Hr. Binny sich genöthigt sah, eine Proclamation zu erlassen, und die Hauptleute des Tempels unter Androhung von Strafe für Erhaltung des Friedens verantwortlich zu machen. Diese Maaßregel wirkte, und das Fest ging ohne Störung vorüber.

Drei Knaben, die Miss. Deggeller taufte, hatten sich eigentlich ihres heidnischen Namens geschämt, offenbarten auch einen kindlichen Glauben; und der Kleinste ist hierin sogar der Erste, und hat schon öfter durch seine lebhaften warmen Aeußerungen nicht nur den Missionar, sondern auch die größeren Knaben, die gegenwärtig waren, erfreut. So disputirte er jüngst einmal mit einem Andern über die Vorzüge von Mose und David. Er behauptete gegen den Anderen, welcher Mose in Schutz nahm, David sey größer. Jener berief sich für Mose darauf, daß durch diesen das Gesetz gegeben worden, besonders aber, daß er mit Gott von

Angesicht zu Angesicht verkehrt habe. Dieser berief sich für David darauf, daß er der Stammvater des Heilandes sey; und als der Andere Davids Sündenfall als Einwurf brachte, erwiederte er, das sey wohl wahr, aber David habe auch recht Buße gethan und geglaubt, und deßhalb sey er Gott eben so nahe gewesen als Mose: denn wer glaube, bei dem sey Gott auch auf Erden. Dieser Knabe heißt nun Leonhard, früher Tjapa. Die anderen zwei hießen früher Duma und Charu, jetzt Theophil und Gottfried. Miss. Deggeller stellte am Tauftage mehrere Fragen an sie.

Missionar zu Theophil: Was hast du dir für heute vorgenommen? Theophil: „Ich will von nun an an den HErrn Jesum glauben." — Wird Er dich auch annehmen? „Ja, Er ist gekommen, das Verlorne zu suchen." — Erkennst du auch deine Sünden und bereust du sie? „Ja." — Woraus? „Jesus kam, die Sünder selig zu machen, und hat Sein Blut für sie vergossen." — Hast du Schlechtes begangen? „Ja." — Was? „Ich habe nicht an Jesum geglaubt und Seine Gebote nicht gehalten." — Hast du auch grobe Sünden begangen? „Nein." — Dann bist du also kein großer Sünder? „Doch." — Warum? „Ich habe nicht an Ihn geglaubt."

Missionar zu Leonhard: Warum begehrst du die Taufe? Leonhard: „Weil ich an Jesum glaube." — Weshalb glaubst du an Ihn? „Damit ich nach dem Tode nicht verloren gehe, sondern in den Himmel komme." — Aber brauchst du Ihn erst dann? „Nein, jetzt." — Warum? „Wir wissen nicht wann wir sterben." — Bist du nun fest und ganz sicher? „Nein." — Was ist das? Willst du etwa nicht? „Nein, ich will." — Was fehlt dir denn dazu? „Glauben." — Du sagtest doch „ich glaube"? „Ja." — Nicht wahr, dein Glaube erscheint dir klein? „Ja, das ist's." — Als der Missionar ihm dann noch das Treuseyn an's Herz legte, und von der Treue des HErrn Jesu und vom Himmel sprach, da weinte Leonhard.

Ueberhaupt finden sich manche Spuren des Lebens unter den Knaben. Christian, der bis dahin in der Classe der

Schullehrerzöglinge war, konnte in's Katechisteninstitut aufgenommen werden. Einige Zeit vorher hatte ihn der HErr kräftig angefaßt.

3. Station Honor.

Seit Februar d. J., wo Miss. Ammann nach Udapi aufzubrechen hatte, ist diese Station ohne Missionar, jedoch mit dem Katechisten Israel besetzt. Am 16. Mai reiste Miss. Ammann im Auftrag des Districtspräses nach Honor, um die dortigen Angelegenheiten zu ordnen. **Weil leider der Arbeiter zu wenig sind, mußte das Missionshaus an den neuen Subcollector Lewin vermiethet werden! — HErr, sende Arbeiter in die große Ernte!**

Anhang.

Station Almanda.

Miss. Mögling schreibt von Mercara unter dem 30. Juli, daß er in den letzten zwei Monaten nur Ein Mal Almanda einen kurzen Besuch abstatten konnte; denn seit der schweren Krankheit, die ihn im März und April fast arbeitsunfähig machte, sey er nie ganz wohl gewesen. Als er vor einem Monat unerwartet nach Almanda kam, fand er zu seiner Freude in der Schulstube nächst der kleinen Kirche ein Dutzend Holega-Knaben emsig beschäftigt, die ersten Anfangsgründe des Canaresischen zu lernen. Die englische Schule in Mercara gedeiht. Trotz der ungünstigen Witterung kommen täglich 30 bis 40 Knaben. Während Miss. Mögling an's Zimmer gefesselt ist, arbeitet er an der Herausgabe des Rajeadraname, der Kurg-Geschichte von Dodda Viraradschendra, die in Mangalur für die Madrasregierung gedruckt wird, und an der englischen Uebersetzung, welche Robert Abercromby im Jahr 1808 davon gemacht hat. Das Buch soll die Presse noch vor Ende dieses Jahres verlassen und wird Europäern, welche Canaresisch lernen, gute Dienste leisten. Der geschichtliche Werth des Buchs ist jedoch nicht sehr groß. — Bei der Schwachheit seiner Gesundheit besitzt Br. Mögling für seine pastoralen und literarischen Arbeiten eine wesentliche Hülfe in seiner Gattin, der verwittweten Frau Missionar Weigle, mit welcher er seit dem 21. Mai verbunden ist. Nur Stephanas und seine Familie sammt dem Katechisten Christian Kamsika wohnen derzeit in Almanda. In Mercara

finden die gewöhnlichen täglichen und wöchentlichen canaresischen Gottesdienste statt.

II. Provinz Südmahratta.

1. Station Hubli.

Miss. J. Müller theilt in seinem zweiten Quartalbericht die Lebensgeschichte eines am 29. April 1856 verstorbenen Gemeindegliedes, eines Goldschmieds, Namens Stephan, mit. In seiner Kindheit eine Zeit lang in einer unserer Schulen, wo man ihn als einen zwar empfänglichen, aber zugleich sehr unbeständigen und reizbaren Knaben kennen gelernt, — und dann als Jüngling schon Meister geworden, ohne im Lehrlingsstand recht ausgehalten zu haben, daher auch seines Gewerbes nicht vollständig kundig und außer Stande, sich und seine verwittwete Mutter, sowie deren noch unerzogene Kinder zu ernähren, — folgte er, als während der Abwesenheit des Missionars auf einer Missionsreise einige seiner früheren Schulkameraden ihm die Nothwendigkeit Christ zu werden vorstellten, alsbald deren Zuspruch, zerriß, „ohne die Kosten zu überschlagen," seine heilige Schnur und aß sogleich mit unseren jungen Christen, die über diesen allzu schnell errungenen, sehr bedenklichen Sieg überaus erfreut waren. Bei allen Aufforderungen seiner Verwandten zum Rücktritt, ja sogar bei den dringenden Bitten seiner Mutter, die sich mit seinen Geschwistern ihm zu Füßen warf und ihn umschlang, blieb er unbeweglich fest. Das schien das Vorhandenseyn eines Glaubensgrundes zu beweisen. Hierauf in Dharwar bei gläubigen Engländern untergebracht, um in seinem Beruf sich zu vervollkommnen, ließ er den alten, trotzigen, unbotmäßigen Sinn, der keinerlei Weisung ertragen mochte, in dem Maaße walten, daß man ihn von dort wegnehmen mußte. Endlich hatte es im December 1851 den Anschein, als sey die Noth, für ihn eine geeignete Beschäftigung zu finden, zu Ende. Es traten nämlich zwei erwachsene Goldschmiede, Brüder, zur christlichen Gemeinde über, und waren willig, Stephan weitere Ausbildung und regelmäßige Arbeit zu geben. Stephan seinerseits zeigte viel Lust

und Freudigkeit, sich ihnen unterzuordnen, bei ihnen zu lernen und mit ihnen zu arbeiten. Wenige Tage nach dem Uebertritt dieser beiden Brüder wurde er auf sein bestimmtes und ernstliches Verlangen hin, und da er für die Zukunft die besten Zusagen und Hoffnungen gab, getauft. Nachdem nun eine Zeit lang Alles gut gegangen war, wurde es ihm bei der regelmäßigen Arbeit und bei der Pünktlichkeit, worauf seine Meister drangen, in allen Ecken zu enge. Er entlief, wie schon früher einmal vor der Taufe, wieder nach Belgaum, kehrte, dort nicht angenommen, nach Hubli zurück, wurde nochmals von seinen beiden Meistern aufgenommen und erklärte sich bereit, als Lehrjunge für seine Kost zu arbeiten. Aufs Neue faßte man Hoffnung für ihn. Nach einigen Wochen jedoch forderte er Lohn für seine geringe Arbeit. Als alles Zureden vergeblich war, versuchte man noch ein Mittel, ihn zum Verstand und in's rechte Geleise zu bringen. Seine Lehrmeister ermöglichten es ihm, auf eigene Rechnung zu arbeiten. Die Kunden, die er bekam, traten jedoch wegen seiner Unpünktlichkeit und seines Hochmuths bald wieder von ihm zurück. Nun mußte er einsehen, daß er weder selbständig arbeiten noch sich ernähren könne. Aber statt sich vor dem Missionar und seinen Lehrherren zu demüthigen, ließ er sich von den Einflüsterungen des Argen hinreißen und lief eines Abends zum dritten Mal davon. Nachdem er zunächst bei einem reichen Lingaiten, der sich von ihm einige Schmucksachen machen ließ, ein kurzes Unterkommen gefunden, suchte er bei den Heiden dadurch Eingang zu gewinnen, daß er die Christen verlästerte. Brodlos, arbeitslos, überdieß an einem, von Kindheit an, ihm anhängenden örtlichen Uebel aufs Neue ernstlich leidend, zog er sich zu seiner Mutter zurück. Mehrere Monate sodann in Dharwar im dortigen Spital ohne Erfolg gepflegt, ward er von dem Katechisten Paul, eben so von Miss. Müller aufgesucht, öffnete ihrem Wort jedoch sein Herz nicht. Eine Zeit lang scheinbar erholt kam er wieder nach Hubli, und soll hier im Geheimen den Wunsch, wieder zu dem Missionar kommen zu wollen, geäußert haben: aber sein großer Stolz ließ ihn nicht im Missionshause erscheinen. Das körperliche Leiden

brach mit einem Mal wieder aus, verschlimmerte sich bedeutend und warf ihn aufs Lager. Verwandte wurden die Ueberbringer seines Wunsches, daß er Paul und Christian sprechen möchte. Bei ihrer Ankunft aber fanden sie den unglücklichen Stephan bereits einige Minuten zuvor verschieden. Seine Familie hätte ihn nur mit Verlust ihrer Kaste beerdigen können, und so brachten die Hubli-Christen seinen Leichnam auf ihren Gottesacker, tief betrübt im Rückblick auf die Wege eines verirrten Schafes, das sich der Leitung des guten Hirten entzogen hatte!

2. Station Dharwar.

Zwei Gemeindeglieder von Dharwar, Stephan und der Katechist Johann, führten, wie Missionar O. Kaufmann berichtet, vom 24. April bis 24. Mai eine Reise nach der Heimath des Erstern, nach Sirsvada, einem über 50 Stunden nördlich von Dharwar im Scholapur-District gelegenen Dorfe, aus. Unterwegs besuchten sie in Nidagunde den Lingaitenpriester, der vor mehreren Jahren dem Stephan einen „Herzspiegel" gegeben hatte, durch welches Büchlein er die erste Anregung erhielt, nach der Wahrheit zu forschen. Die Bilder, die er in dem Büchlein sah, machten einen bleibenden Eindruck auf sein Gemüth. Jener Lingaitenpriester war inzwischen dem Heil um nichts näher gekommen; er mochte von Jesu Tod und Auferstehung nicht hören. In Sirsvada angekommen nahmen sie ihr Quartier in einem verfallenen Götzentempel, der dem Hause von Stephan's Mutter gegenüberliegt. Anfangs, so erzählten die Reisenden, habe diese alte Frau, als sie ihren Sohn sah, geweint, und auch seine übrigen Verwandten hätten ihre Betrübniß darüber ausgedrückt, daß sie ihn als Einen, der seiner Kaste abtrünnig geworden, wieder sehen müßten. Als die beiden Besucher sich ausführlich über ihren Weg und die auf demselben empfangene Kraft Gottes erklärten, so hätten sich die Leute ganz zufrieden gegeben, ja einige von ihnen ihre Freude darüber ausgesprochen und sie zum Essen gerufen. Während ihres ganzen achttägigen Aufenthalts dort mußten sie stets in dem Hause von Stephan's

Mutter essen, obgleich natürlich nicht zugleich mit ihr oder seinen andern Verwandten. Feindschaft erfuhren sie durchaus keine. Täglich versammelten sich, besonders an den Abenden, eine Anzahl Leute von 20 bis 60 um sie her, um das Evangelium zu hören, und nur sehr wenige sollen Widerspruch erhoben haben. Einige von Stephan's Verwandten versprachen nach Dharwar zu kommen, um sich die Christengemeinde anzusehen. Ein Mann jedoch, Namens Sabebanna, ein Bauer, der sich in armseligen Umständen befand und dabei noch krank war, entschloß sich, mit den Reisenden nach Dharwar zu kommen. Er wurde im dasigen Hospital bald wieder hergestellt, und dient nun Stephan als Knecht. — Beide Reisende sind der Ansicht, die Leute jener Gegend seyen im Ganzen viel empfänglicher für die Wahrheit als die hiesigen, und halten dafür, wenn ein christlicher Lehrer eine Zeitlang dort wäre, würden Manche Christen werden. — Es hat sich in jener Gegend eine ziemlich zahlreiche Secte gebildet, aus den verschiedenen Kasten zusammengesetzt, die den Glauben an den Sadguru (= wahren Lehrer) bekennen, den sie sich, wie es scheint, als eine unsichtbare Offenbarung des Einen Gottes denken und als Schöpfer, Erhalter und Erlöser verehren. Sie beten keine Götzen an. Die Kaste halten sie bloß zum Schein, um es mit Niemand zu verderben; sie haben oft geheime Zusammenkünfte, wo sie gemeinschaftlich essen und dem Sadguru Loblieder singen. Dabei aber berauschen sie sich meistens mit Branntwein, Opiumessen oder Hanfrauchen. Stephan selbst gehörte eine Zeit lang dieser Genossenschaft an. — Ein angesehener muhammedanischer Lehrer ließ sich mehrmals in Disputationen mit unsern Leuten ein, zeigte aber, wie zu erwarten war, Feindschaft gegen Christum.

3. Station Bettigeri.

Missionar G. Würth berichtet aus seiner jüngsten Erfahrung über zwei Schüler, wovon der erstere eine schöne, aber vom Wurm des Verderbens frühe angenagte und zerstörte Blüthe, der zweite eine wirkliche, Frucht versprechende, bis dahin bewahrte Pflanze Gottes ist.

1) Eine vereitelte Hoffnung.

Als sich unsere Schulen hier von dem ersten Schlage, der vor vier Jahren durch die Bekehrung einiger Jünglinge sie getroffen, wieder erholt hatten, bildete sich in der obern Knabenschule allmählig eine erste Classe von hoffnungsvollen Schülern, von denen mehrere nicht ohne einen Lebenseindruck vom Evangelium waren. Es war eine Lust, mit ihnen die Geschichten des Alten und Neuen Testamentes zu lesen, weil ihr Herz und ihre Seele dabei war, was ihre, wenn auch nicht immer guten und richtigen, so doch von Theilnahme und innerer Freude an dem Gegenstande zeugenden Antworten bewiesen. Namentlich stach unter ihnen ein Knabe hervor. Ziemlich regelmäßig war er jeden Tag an seinem Platze in der Schule zu finden. Um den Hals hatte er gewöhnlich ein seidenes rothes Halstüchlein gebunden, in dem der Linga, sein Gott, eingewickelt war. Seine weniger schwarze Gesichtsfarbe schien auf eine höhere Kaste hinzuweisen; gleichwohl war er nur der Sohn eines Lingaiten-Barbiers, der mit seiner zahlreichen Familie in der Nähe unserer Schule wohnt, aber als das jüngste von vielen Kindern wurde er zärtlicher behandelt. Seine ältern Brüder mußten im Dorfe mit der Tasche herumwandern, in der sie Scheere und Scheermesser, ihr Handwerkszeug, tragen und so sich ihr Brod verdienen; während der Ernte mußten sie auf den Feldern bei den Bauern, denen sie das Jahr über die Bärte abgenommen hatten, ihren Lohn in natura, wie es hier zu Land Sitte ist, sammeln. Aber der Jüngste, der bereits auch groß genug gewesen wäre, um zur Erwerbung des Unterhaltes mitzuhelfen, durfte indessen in der kühlen Schule sitzen und — eine große Auszeichnung bei ärmeren Leuten, Lesen, Schreiben und Rechnen lernen. Bei der Aufnahme in die Lingaiten-Kaste wurde ihm als Kind der auszeichnende Name Wirupaakscha, d. h. ein monströses Auge habend, ein Name Schiwas, der wegen seines dritten Auges auf der Stirn so genannt wird, gegeben. — In der Schule zeigte er ein sehr leicht erregbares Gemüth und mittelmäßige Geistesanlagen. Durch den biblischen Unterricht,

den er in der Schule genoß, kam er bald zu der Ueberzeugung, daß der Götzendienst Lüge sey. Um nun seinen Wandel mit dieser Ueberzeugung in Einklang zu bringen, weigerte er sich, in seinem Hause vor den Hausgötzen Weihrauch zu verbrennen und sie anzubeten. Seine Angehörigen wurden stutzig darüber und dachten daran, ihn aus der Schule zu entfernen. Weil aber Unglaube in Bezug auf Götzendienst nichts Seltenes in Indien ist und nicht so viel zu sagen hat, da man beim krassesten Unglauben immer noch in Verbindung mit den Seinen bleiben kann, so lange man nur die Kastengesetze nicht verletzt, so beruhigten sie sich wieder. Es gebe ja Viele, die den Linga weggeworfen und die heilige Schnur abgerissen haben, die den Götzendienst mit bitterem Spott verfolgen und es für eine Schande halten würden, vor einem leblosen Götzenbilde sich zu verbeugen, ohne durch Verletzung der Kaste die alte religiöse Gemeinschaft verlassen zu haben, und solche Leute werden noch obendrein für Weise gehalten. Dabei wollte aber Wirupaakscha nicht stehen bleiben. Wie der Götzendienst ihm immer gleichgültiger wurde, so stieg in ihm die Liebe zum Evangelium. Vor etwa 3 Jahren kam er eines Tages auf mein Zimmer und bat mich mit Thränen, ich solle ihn aufnehmen, er wolle ein Christ werden. Ich mußte ihn aber abweisen, weil er noch zu jung war. Die Seinigen, sobald sie merkten, daß er solche Gedanken habe, nahmen ihn für einige Zeit von der Schule hinweg und schickten ihn zu Verwandten in ein entferntes Dorf, wo er keine Gelegenheit haben könnte, solche verderbliche Lehren zu hören. Nachdem sie ihren Zweck erreicht zu haben glaubten, durfte er wieder hieher zurückkehren. Aber sie sahen sich getäuscht, indem der Junge mehr als je seinen Abscheu vor dem Götzendienst und seine Liebe zur Wahrheit zeigte. Da waren andere und stärkere Mittel, um das Wahrheitsgefühl zu unterdrücken, nöthig. Der junge Mensch sollte entsittlicht werden. Zu dem Ende schickte man ihn in eine Tanzschule hier, wo er nach Art öffentlicher Huren das Tanzen lernen, in Weiberverkleidung unzüchtige Possen spielen und unreine Verse singen mußte. Daß er nicht

Muth genug dazu hatte, diesem erniedrigenden Ansinnen zuerst entgegenzutreten, war schon eine Folge eingetretener Lauheit. So oft ich ihn sah, ermahnte ich ihn, nicht länger in diese Dinge zu willigen. Seine Antwort war jedesmal: „so lange ich in meinem Hause seyn muß, und ihr mir keinen Schutz und Zutritt zum Missionshause geben könnet, bin ich genöthigt zu thun, was sie sagen," und gegen Gemeindeglieder äußerte er mehrmals: „ich verderbe in meinem Hause und im Missionshause will man mich nicht annehmen, weil ich zu jung sey." Vor einigen Monaten nun kam er eines Morgens zu mir und erklärte, er gehe nicht mehr zu seinen Eltern, die ihn nur verderben würden, ich solle ihn aufnehmen. — Ich besann mich: das gesetzliche Alter, in welchem er für sich selbst entscheiden konnte, hatte er nun zur Noth erreicht; mit dem Worte Gottes war er ziemlich bekannt; er war angefaßt davon und ein längeres Bleiben in seinem Hause war sein Verderben. Unter diesen Umständen erschien mir eine Abweisung als ein Mangel an Muth und Vertrauen auf den HErrn. Und doch hatte ich keine rechte innerliche Freudigkeit und Gewißheit; ein unerklärliches Gefühl von Schwere lag auf mir. Ich griff nach dem Losungsbüchlein, und siehe Losung (2. Sam. 7, 9.) und Lehrtext (Matth. 28, 19.) lauteten so lieblich und ermunternd. Ich entschloß mich dann, den Sturm zu wagen, und bereitete mich mit Gebet darauf vor. Mein dunkles Vorgefühl, daß wir es hier mit satanischen Mächten zu thun haben, wurde bald bestätigt. Sobald seine Eltern erfahren hatten, daß ihr Sohn hier sey, kamen mehrere handfeste, starke Männer mit umgürteten Lenden, um zum Faustkampf gerüstet zu seyn, und wollten den Jüngling, ohne etwas zu hören, mit Gewalt fortschleppen. Das wurde durch die Dazwischenkunft unserer Leute verhindert. Als Gewalt und Ueberredungskünste nichts mehr fruchteten, reichten sie eine Klage ein bei der Regierung, daß ich ihren Sohn toll gemacht habe. Der eingeborne Beamte, ein gegen uns freundlicher Mann, kam hieher, um selbst zu untersuchen. Er mußte natürlich ihre Angabe für Lüge erklären, und sie zogen scheinbar geschlagen

vom Felde zurück, und wir glaubten, den Sieg davon getragen zu haben. Am andern Tage aber lauerten sie heimlich um das Missionshaus herum, und es gelang ihnen, den in diesem Augenblick eben hinausgegangenen jungen Menschen zu entführen. Jene heillosen Spiele hatten den hoffnungsvollen Schüler schon tiefer verdorben, als er es vielleicht selbst gedacht hatte; sie hatten ihm alle Kraft und Selbstständigkeit geraubt, so daß bessere Regungen nicht mehr einen den Willen lenkenden und bestimmenden Einfluß auf ihn ausüben konnten. Wie ein Schaf zur Schlachtbank ließ er sich willenlos nach Hause führen. Die Notabilitäten des Dorfes wurden gerufen, um selbst Zeugen zu seyn von der Wahrheit der Anklage, daß Wirupaakscha von uns durch eine Arznei toll gemacht worden sey. Er wurde vor die Hausthüre hingesetzt, wo er die Geberden eines Wahnsinnigen durch Verdrehung der Augen, durch Heraushängenlassen der Zunge, durch Lallen u. s. w. nachahmen mußte. Er selbst mußte angeben, wie ihm von mir aus einer kleinen Flasche ein Trank gereicht worden sey, in Folge dessen er seine Eltern gar nicht mehr erkannt habe, und wie durch einen Zauber an mich hingebannt gewesen sey; durch einen Gegenzauber, den sein Vater angewendet habe, sey der Bann gebrochen worden und das natürliche Gefühl der Liebe zu den Eltern wiedergekehrt. Einzelne Leute vom Dorfe, die hieher kamen, erzählten uns dieß wieder und meinten, wir müssen eben doch Verführer seyn und es gehe nicht mit rechten Dingen zu. Wir waren ganz bestürzt über diese unserem Werke so nachtheilige Wendung der Sache, und eine ähnliche teuflische Bosheit, uns zu schaden, haben wir bis jetzt noch nicht erfahren. Die Schulen litten natürlich wieder Noth; doch füllen sie sich allmählig wieder und man fängt wieder an, einzusehen, daß jene Lügen nichts als Ausbrüche einer satanischen Wuth und Finsterniß sind, vor der selbst dem bessern Heiden graut. An denselben Tagen, da wir diese Schmach und Niederlage erlitten, durften wir auch einen kleinen Sieg, freilich nur mit Zittern, feiern.

2) Parameschwara.

Dieser junge Mensch gehört der Kaste derer an, die Seide zwirnen und färben, jetzt aber auch häufig weben. Sein Name, der „höchster Herr" bedeutet und einer der 1000 Namen Schiwas ist, zeigt, daß seine Kastengenossen Anbeter dieses Gottes sind. Sie sind vom Norden her eingewandert, und haben bis jetzt inmitten der Canaresisch redenden Bevölkerung ihre eigene Sprache beibehalten, die eine Abart des Mahratta ist. Der Genuß animalischer Speisen und geistiger Getränke ist ihnen erlaubt, und dadurch unterscheiden sie sich streng von den übrigen Webern. Parameschwara meldete sich schon vor einem Jahre bei uns um Aufnahme. Eine Zeit lang besuchte er unsere Gottesdienste. Als sein Vater die Veränderung an seinem Sohne wahrnahm, griff er zu den gewöhnlichen Mitteln: — er entfernte ihn von hier. Vor einiger Zeit kam der Sohn wieder hieher und eines Abends stellte er sich zu unserer Verwunderung bei uns ein, um zu bleiben. Denn wir hatten ihn bereits aufgegeben. Er blieb standhaft auch bei dem schmählichen Rückfall Wirupaakscha's, und arbeitet fleißig auf seinem Handwerk, was uns ein gutes Zeichen ist und hoffen läßt, daß Etwas aus ihm werden könne. Sein Vater, obgleich ein Heide, hatte doch den Edelmuth, seinem Sohne zu sagen: er hätte zwar gewünscht, er wäre bei ihnen geblieben; da er aber einmal den Schritt aus der Kaste herausgethan habe, so solle er bleiben und hören, was ihm seine neuen Vorgesetzten sagen.

4. Station Malasamudra.

Der Quartalbericht des Missionars J. Leonberger beschreibt uns das Dschadre-Fest in Schirarti, vier Stunden südlich von Malasamudra. Diese jährliche Feier wird zu Ehren nicht eines Götzen sondern eines vergötterten Menschen, des jeweils zuletzt dort verstorbenen Swamis gehalten, wobei der lebende Swami ganz nach seinen Launen die Festlichkeiten leitet. Sobald er stirbt, tritt er in denselben Rang ein. 'ne Reihe solcher Heiligen ist dort begraben, und über jedem

Grabe eine Art Tempel erbaut. Den höchsten Rang nimmt immer der Letztbegrabene ein, und sein Grabmal wird beim Dschadre-Fest mit Opfern von Oel, Cocosnüssen, Hanf, Schmalz, Zucker, Datteln u. dgl. ganz überhäuft. Doch sind diese Opfer im Grunde vielmehr Bezahlungen von Gelübden für Hülfe-Erweisungen, die man durch Anrufung des verstorbenen Swami erlangt zu haben wähnt. Dem lebenden Swami wird noch mehr gebracht, alles aber in baarer Münze, damit er seinen Segen spende. Am 22. Mai bezog Miss. Leonberger, um diesem Feste anzuwohnen, einen Theil eines leerstehenden Klostergebäudes, das eines der merkwürdigsten Gebäude dieser Gegend ist. Es ist zugleich das Grabmal der Erbauerin, einer lingaitischen Fürstentochter, und mag gegen 400 Jahre alt seyn, ist aber nicht vollendet. Die Eingeborenen wissen viel von den im Kloster hausenden Gespenstern zu erzählen. In einem Nebengebäude entdeckten vor einigen Jahren Reisende drei verborgene Höhlen unter dem Fußboden, und bei näherer Untersuchung sah Miss. Leonberger, daß noch mehrere vorhanden, jedoch sorgfältig verdeckt sind. Das macht es sehr wahrscheinlich, daß dieses Kloster einst, wie noch manches andere in Indien, eine Räuberhöhle und Mördergrube war. — In Folge des starken Regens war von der gewöhnlichen Zahl der Festgäste nur die Hälfte gekommen. Es mögen 3—4000 gewesen seyn, weitaus größtentheils Landleute. Wo die Prediger Christi sich aufstellten, hatten sie bald eine Menge Zuhörer, doch wenig aufmerksame. Aber folgende Bemerkungen einiger Bauern sind dennoch sehr beachtenswerth. Einer sagte: „für unser jetziges Geschlecht gibt es keine Hülfe mehr; denn jeder Einzelne steckt so in Lastern und Sünden, daß er nicht mehr los werden kann. Aus diesem Grunde halte ich dafür, daß wir Alle zur Hölle gehen. Ihr seyd andere Leute als wir. Wie uns das Böse, so ist euch das Gute Gewohnheit.“ Und ein Anderer: „Man rühmt viel von unserm Guru und Swami; allein diese sind gerade wie wir auch, und können uns in keiner Weise besser machen. Soll uns Einer besser machen, so muß er selbst besser seyn als wir. Soll uns Einer den Weg zur Seligkeit zeigen, so muß er ihn

vorher selbst wissen." — Ein seltenes Schauspiel bot dießmal das Ziehen des kolossalen Wagens dar. Von den starken Regengüssen war der Lehmboden ganz erweicht, und nur halb so viele Leute als sonst anwesend, so daß die drei 300 Fuß langen Seile nicht ganz mit ziehenden Festgästen besetzt wurden und der Wagen bald stecken blieb, obgleich unaufhörlich Oel auf seine sechs Räder gegossen wurde, damit sich die Erde nicht anhänge. Seine Ehre zu retten, schickte der Swami etwa 25 Treiber aus, die alle Müssigen mit Schlägen zum Ziehen nöthigten.

Von den vielen Ankömmlingen, welche im vorigen Jahr auf die Station kamen, ist nur ein kleines Häuflein übrig geblieben, dem das Heil der Seele ein Anliegen ist. 14 derselben sollen nächstens getauft werden, und 11 andere werden noch eine längere Wartezeit auszuhalten haben. Die Uebrigen, bei 70 Seelen, gingen theils selbst wieder, theils wurden sie entlassen.

5. Station Guledgudd.

Miss. G. Kies erzählt in seinem zweiten Quartalbericht einen vom 20. bis 28. April ausgeführten Besuch in Kappadi Sangama, wo um diese Zeit gleichfalls ein Götzenfest gefeiert wurde. Kappadi Sangama liegt 8 Stunden südöstlich von Guledgudd, am Zusammenfluß des Malapahari in den Krischna. Diesem Umstand verdankt es seinen Namen (Sangama=Zusammengang=Confluenz, Coblenz) und ohne Zweifel auch seine erste Entstehung. Der Krischna gilt nämlich von Alters her als einer der heiligen Ströme Indiens, und alle die Stellen, an welchen seine Zuflüsse münden, werden bis heute an Neu- und Vollmonden von vielen Bramanen aus nah und fern als Tirtha-Sthala (heilige Badeorte) besucht, um in den geweihten Fluthen ihre Sünden wegzuwaschen, damit sie wieder auf neue Rechnung die Sudras desto gewissenloser belügen und betrügen können. Von dem bei solchen Waschungen nöthigen Hermurmeln von Veda Mantras nähren sich allein in Kappadi Sangama gegen 30 Fa-

milien Atcharjas (Priester) oder Veidika (Geistliche). Dieser Ruf Sangama's als sündentilgenden Badeortes hat, wie man mit Gewißheit annehmen darf, auch den ersten Gedanken und Anlaß gegeben zur Gründung des Ischwaratempels daselbst (Ischwara = Herr), in welchem Siwa in einem unzüchtigen Bilde verehrt wird. Der Baustyl dieses auf der äußersten Spitze der Landzunge zwischen beiden Flüssen errichteten Götzensitzes und die Tradition weist in die Glanzperiode des Siwaismus im südlichen Indien zurück, um die Zeit des Vedanta-Reformators Sankaracharja (**700** n. Chr.). Das jetzige Ansehen hauptsächlich unter der Lingaitischen Bevölkerung des canaresischen Mittellandes scheint jedoch der Tempel erst durch Basawa, den göttlich verehrten Stifter dieser eigenthümlichen Siwaiten-Abtheilung, erlangt zu haben. (Siehe Missions-Magazin, Jahrg. **1853**, **1.** Heft, S. **95** ff., **147** ff.) — Am **20.** April machte sich Br. Kies nach Sonnenuntergang mit Nathanael und Dewaputra auf den Weg zu dem Götzenfest in Sangama, während zwei weitere Begleiter mit dem Reiseapparat bereits voraus gegangen waren: denn in der baumlosen und obdachlosen Umgebung des Tempels bedarf es durchaus eines Reisezeltes, das gegen die schrecklich brennende Aprilsonne schützt. Sie legten den größten Theil des schlechten Wegs in einer prächtigen Vollmondnacht zurück und kamen noch vor dem Beginn der größeren Hitze an Ort und Stelle, wo sie jedoch alsbald sich überzeugten, daß sie einige Tage zu frühe sich aufgemacht, welche Zeit sie indeß zu Predigtbesuchen in mehreren umliegenden Dörfchen benützten. — Gerade aber diese frühzeitige Ankunft gab ihnen nun Gelegenheit, den ganzen Verlauf des Götzenfestes mit mehr Muße zu betrachten. Bei ihrer ersten Umschau auf dem Fest- und Tempelplatz fanden sie schon eine Anzahl Krämer mit Errichtung ihrer Buden beschäftigt, die aus terassenförmig aufgeschichteten Erdbänken mit darübergespannten dicken Leinwanddächern bestanden. In der Vorhalle des Tempels machte das Zurichten des Götzenwagens und einer Zuschauergallerie einige andere Abtheilungen rührig. Letztere war für die Nachkommen eines reichen Kaufmanns von Kaladghie bestimmt,

der vor 14 Jahren bei 10,000 Rupies für den Neubau des im Jahr zuvor zusammengebrochenen Götzenwagens ausgegeben haben soll und auch seither auf jedem Feste durch verschwenderische Ausgaben den Großthuer spielte und sich so einen Namen über das Land hin machte. Zur Schmückung des Götzenwagens waren einige Weberfamilien von Guledgudd schon vor dem Missionar nach Sangama gekommen, deren Voreltern seit beinahe 100 Jahren sich durch Geschicklichkeit und Eifer hierin rühmlichst hervorgethan haben sollen, so daß die Nachkommen solche Auszeichnung bisher als ein wohlzuwahrendes Familienrecht betrachteten, für dessen Behauptung sie die größten Kosten nicht scheuten. — In Ermanglung von Wirthshäusern und Herbergen bringt jede Familie der Festbesucher ihren Mundvorrath selbst mit und schafft sich durch eine über mehrere Bambus gespannte Zeltdecke ihr Obdach. Am Morgen des Processionstages strömte es von allen Seiten in ununterbrochenen Zügen herbei, meist auf dem Rücken der dem Siwa heiligen und hier zu Land allgemein gebräuchlichen Reitochsen. Im Ganzen mögen gegen 15,000 Leute beisammen gewesen seyn, was, wegen der beiden letzten Mißjahre, kaum die Hälfte der sonstigen Festbesucher seyn soll. Tritt man unter die lärmende Menge hinein, so meint man eher auf einem Jahrmarkt oder Maientag als bei einem religiösen Feste zu seyn: und wirklich sind es auch nach dem eigenen Geständniß der Heiden vielmehr die Krämerbuden oder die das eintönige öde Dorfleben für ein paar Tage angenehm unterbrechenden Lustbarkeiten, oder endlich das Zusammentreffen mit Verwandten und Bekannten, die aus anderen Gegenden gekommen, was in den meisten Fällen den Anziehungspunct für die Festgäste bildet und wozu der Götze nur Namen und Vorwand leiht. — Das ist die Religion des natürlichen sich selbst überlassenen Menschen: Form und Namen der Religion behält er bei, denn er ist nun einmal in seinem Gewissen gebunden; aber ihr Wesen verläugnet er, ja er macht sie sogar seinem eiteln Sinn und fleischlichen Wesen noch dienstbar. Es war wirklich traurig-lächerlich mit anzusehen, wie die Leute vor dem garstigen schwarzen Stein, der,

ihren eigenen Purana's gemäß, die Darstellung der scheußlichsten Schandthat ihres Gottes ist, sich verbeugten, auf den Boden warfen oder gar zu wiederholten Malen um den Tempel wälzten, und mit welcher Ehrfurcht sie ihre aus Reis, Kuchen, Zucker, Cocosnüsse u. dgl. bestehenden Opfer darbrachten, oder sich mit der vom Opferpriester ihnen als Gnadengabe verabreichten heiligen Asche beschmierten, um für vermeintlich von dem Götzen erhaltene Erhörungen ihre Gelübde zu bezahlen oder um seine Hülfe in ihren Nöthen und seinen Segen zu ihren Unternehmungen zu erflehen. — Unseren Br. Kies ergriff beim Anschauen dieser Ceremonien in dem Tempelhof zu Sangameschwara ein heimlicher Schauer; er fühlte, daß hinter diesem leeren Gaukelspiel eine ernste Wirklichkeit versteckt sey, oder daß, wie der Apostel sagt, was die Heiden opfern, sie den Teufeln opfern. Ganz so fanden sie den Gemüthszustand der Festgäste bei ihren Reden an dieselben. Die Thorheit des Götzendienstes ihnen einleuchtend zu machen, hält nicht schwer; aber damit ist noch wenig erreicht. Immer entschuldigen sie sich wieder mit dem Herkommen und dem Kastenbann, oder lassen nicht undeutlich merken, wie sie, trotz dem, daß sie dem Wort des Missionars beipflichten, eben doch des Grauens nicht los werden können, das bei dem geringsten Unfall als ein unheimlicher Dämon aus dem finstern Hintergrund ihrer Heidenseelen hervorbricht und sie, durch beständige Angst vor der Rache der vernachläßigten Götzen oder vor Zaubereien aller Art, in ihrem ganzen Leben zu Knechten der Furcht macht. Nicht wenige unter ihnen behaupten zwar, wenn man ihnen mit der Wahrheit zusetzt, über diesen niederen Standpunkt der „Unwissenheit" hinaus zu seyn; allein nur zu oft überführt sie ihr Thun der Hohlheit ihres Vorgebens, indem die stolzen „Weisen" in Krankheiten und sonstigem Unglück nicht selten ihre Zuflucht auf einmal wieder zu den längst verachteten Götzen nehmen. Oder wenn wirklich, nach ihrem eigenen Gleichniß, bei Einem derselben der Erkenntnißtopf so voll von Brahmawissenschaft ist, daß auch das stärkste Rütteln ihn nicht mehr zum Schwanken bringen kann, so steht es am schlimmsten. Wie sicher sich diese

Vedantaphilosophen in ihrem Pantheismus fühlen, und mit welchem Stolze sie auf die Verkündigung eines Sünderheilandes herabsehen, das mußte unser Bruder auch in Sangama auf betrübende Weise mehrfach erfahren. — Ein Lingaitenpriester, durch die Predigt während des Festes angeregt, kommt am folgenden Morgen mit einigen seiner Jünger zu einer eingehenderen Unterredung in das Zelt des Missionars. Dieser spricht fast zwei Stunden lang mit ihm über die christlichen Hauptwahrheiten; der schlichte Sudra beweist eine bewundernswerthe Schnelle und Schärfe in der Auffassung, spricht sich aber gegen den Missionar zum Schluß mit freundlichster Höflichkeit dahin aus: „Alles, was Du gegen Götzendienst, Kastenwesen und Sündenleben predigst, ist wahr und gut. Nur fehlt Dir noch die allein folgerichtige Erkenntniß der Einerleiheit des Menschen und der Welt mit Gott, gegen welche die Deiner Darstellung zu Grunde liegende Unterschiedlichkeit der aufzugebende, irrationelle Standpunkt ist.“ Eine schmerzliche Antwort auf das vorausgegangene Zeugniß von Immanuel Jesu, dem Gottmenschen. — Verschieden von diesen eigentlichen Vedantisten waren die Anhänger mehrerer geheimer Secten, mit welchen unsere Brüder dort zusammentrafen. So die alten Bekannten von Miss. Kies, die Kodekall Nudi-Leute, die sich in der Mitte des in jener Jahreszeit sehr niedrig stehenden Krischna auf einer Sandbank gelagert und unter einem durch eine Fahne ausgezeichneten Zelte ihr Nudi-Buch zur göttlichen Verehrung ausgestellt hatten. Der Missionar besuchte sie dort eines Morgens und sprach zu ihnen über die Unzuverläßigkeit ihres „Guru-Ausspruchs“, welchem sich für Zeit und Ewigkeit anzuvertrauen gerade so mißlich sey, als auf ihrer gegenwärtigen Lagerstätte sich für beständig anbauen zu wollen, weßhalb er sie zu dem einzigen sicheren Fels des Heils einlade. — Mehr Hoffnung erweckten die wiederholten Besuche und Unterredungen eines Bauern aus der Nachbarschaft, welcher, wie er sagte, mit noch mehr als hundert seines gleichen seit zwei Jahren von einem Dschangampriester zur Erwartung eines vom Himmel kommenden Guru angehalten worden sey und in der That sehr verlan-

gend war, die Christenhoffnung näher kennen zu lernen, um so mehr, da man sie schon lange eines geheimen Zusammenhangs mit den Missionaren bezüchtige und darum den Priester verfolge. Br. Kies wäre es sehr erwünscht gewesen, mit dem Priester selbst bekannt zu werden, und dessen Jünger schickte daher mehrere Einladungen an ihn zu einer Zusammenkunft mit dem Missionar, gegen die er jedoch eine Entschuldigung vorzuschützen wußte: denn solche Sectenhäupter lieben es aus wohlbegreiflichen Gründen in der Regel nicht, an's Tageslicht zu kommen. Der Missionar gab dem Manne und noch einigen seiner herbeigekommenen Freunde Exemplare unserer Tractate und mehrere für sie passende Bücher, welche sie mit Freuden annahmen und fleißig zu lesen versprachen.

III. Provinz Malabar.

1. Station Cannanur.

Zur Beschäftigung und Unterbringung unserer Gemeindeglieder kaufte Br. Hebich schon im März 1855 ein größeres Feldstück in Tschowwa, das auf einem der Ausläufer der Kurgberge liegt, mit einem Teich und etwa 15 Brunnen, wovon aber einige ganz verschüttet sind, deren Platz nur durch einen Kranz von Gesträuchen angedeutet ist. Erst 6 dieser Brunnen sind gereinigt. Die meisten sind, wie alle ältere Brunnen des Landes, sehr solid gebaut und so tief gesenkt, daß der Quell selbst in der heißesten Zeit nicht versiegt, sondern auch da noch 1 bis 2 Mannshöhe Wasser hat. Im April v. J. hatten unsere Brüder alsbald mit der Reinigung des Brunnens und Errichtung von Häusern beginnen müssen: denn eine Anzahl durch die Aufhebung der Bäckerei unbeschäftigter jüngerer und älterer Männer in Cannanur, ebenso 4 bis 5 Familien aus Andscharkandy, die von ihren Herren ausgestoßen worden, nöthigten zur Herrichtung neuer Niederlassungen für die Gemeindeglieder. Kurz vor der Regenzeit waren 10 Häuser errichtet und bedacht. Anfangs Juni bezog der verwittwete Katechist Stocking mit 32 Personen das neue Feld. Ein Hauptgeschäft bildete die Wieder-

herstellung, Erhöhung und theilweise frische Aufführung der Erdmauer, die an vielen Stellen eingefallen und lückig, überdieß an der östlichen Seite zur Hälfte ganz verschwunden war. Alle arbeiteten tüchtig, auch die Weiber trugen oft sehr schwere Steine auf dem Kopfe herbei. Erst im November wurde diese beschwerliche Arbeit zu Ende gebracht, und die neuen Ansiedler sahen sich doch wenigstens einigermaßen gegen das Einbrechen von Kühen und Rindern geschützt, welche in Indien äußerst listige, abgefeimte und geschickte Kletterer und Springer sind, und zuweilen truppweise oder einzeln bei Tag oder Nacht schadenbringende Einfälle ausführen. Jedes Haus wurde mit einer Anzahl Plantain-Stöcke versehen, auch ein kleiner Plantain-Garten gepflanzt, zwei Stücke Feld zuerst mit Linsen und Sasam besät, später dann als Reisfelder bestellt. — So gewann man unter dem Segen des HErrn allmählig den Boden für das neue Gemeinlein.

Was sogleich von vorn herein außer dem Uebrigen als eine schwierige Frage den Missionaren entgegentrat, war die Gestaltung des häuslichen Lebens, die Löhnung und die Zukunft der Leute und der Niederlassung selbst. Die Verheiratheten hatten natürlich ihr eigenes Hauswesen. Für die Ledigen, damals **10** bis **12**, ließ man kochen, gab ihnen etwas Kleidung und ein kleines Handgeld. Da aber diese Wirthschaft sich in jeder Beziehung als nachtheilig erwies, wurde im Juli v. J. angeordnet, daß jeder ledige Mann für sich selber zu kochen und zu sorgen habe. Nach einigem Widerstand und Murren fügten sich die Betheiligten. Die Löhnungen wurden unter Sorgen und Schmerzen für jeden Arbeiter besonders festgesetzt; auch die Weiber mußten sich zur Feldarbeit verstehen. Dabei haben sie freie Wohnung und ein kleines Gärtchen, bei Krankheiten eine halbe Löhnung oder auch eine Zulage. Diese Löhne belaufen sich auf etwa **50** Rupies im Monat. Zudem mußte man darauf bedacht seyn, den Gemeindegliedern auch auswärts Arbeit zu verschaffen. Anfangs versuchte man, Einige zum selbständigen Bearbeiten eines Stücks Feld zu bewegen, jedoch ohne Erfolg. Es galt für sie und für den Missionar, durch eine

Menge von Hindernissen durchzubrechen. Im October v. J. erklärte man ihnen, man brauche einen Schmied, 2 Maurer, 2 Steinbrecher und 2 Säger, sie sollten es unter einander ausmachen, wer dazu tauge und Freudigkeit habe; man werde ihnen die Werkzeuge geben, sie aber müßten sie abverdienen; erarbeiten sie auf diese Weise mehr als auf dem Felde, dann solle ihnen der wöchentliche Ueberschuß auf die Seite gelegt werden, damit sie sich selbst einen Heerd gründen könnten. Siehe da, in 8 Tagen war Alles im Reinen; sie fingen an, sich emporzuarbeiten und sparten etwas Geld zusammen.

Eine weitere vom HErrn in Gnaden verliehene und darum nur zu Seiner Ehre zu nennende Errungenschaft ist diese, daß 4 der in Tschowwa wohnenden jungen Männer willig worden sind, nach Ueberwindung von allerlei Bedenken sich als selbständige Hausväter niederzulassen. Es sind 2 Maurer und 2 Fuhrleute. Sie müssen ihre Häuser selbst bauen, mit einer Beihülfe von Seiten der Mission. Zu jedem Hause kommt ein kleiner Compound, der ihnen lehnsweise für immer verschrieben wird. In demselben müssen sie gegen nachherige Entschädigung Cocosnußbäume pflanzen. Zwei der Häuser stehen bereits zur Freude der Tschowwa-Bewohner da: ein großer Theil von ihnen half in den Mittagsstunden und Abends bis tief in die Nacht und beim Mondschein Ziegel streichen, Wasser ziehen, Wasser tragen, graben, Erde treten, Steine herschleifen u. s. w. Die scheuen jungen Christen hatten angefangen, einzusehen, daß die Bestrebungen, sie selbständig zu stellen, auch zu ihrem Besten gemeint seyen. Bis dahin waren sie von den Missionaren, von den Katechisten und mehreren einsichtsvollen Männern vergeblich zur Selbständigkeit aufgefordert worden — einer Stufe der Entwicklung, zu der eine christliche Gemeinde durchaus kommen muß, wenn sie nicht in kläglicher Schwachheit und in Trägheit ersterben will. So gering nun auch dieser erste Schritt zur Selbständigkeit der jungen Gemeinde erscheinen mag: so ist dennoch damit die Bahn der Abhängigkeit derselben von den Mitteln der Mission verlassen, was immerhin ein bedeu-

tender Fortschritt ist. Dem ungeachtet wird die Versorgung der Leute unter so vielen und beträchtlichen Schwierigkeiten nicht aufhören, unsere Brüder noch viele Zeit und Kraft zu kosten, und auch bei denjenigen, die selbständiger werden, wird das Berathen und Beaufsichtigen noch manche Noth bereiten. Wir getrösten uns darin des HErrn, der Alles zu seiner Zeit gibt, und hilft, wo man Ihn in Demuth sucht.

Die Einwohneranzahl in Tschowwa ist gegenwärtig 35. (In 2 Häusern 2 Katechistenfamilien mit 6 Seelen; in 7 Häusern 8 Familien mit 17 Seelen, deren Verwandte 5; in einem Hause 7 ledige Männer.) Miss. Diez in Tschirakal besucht die dortige kleine Gemeinde wöchentlich einmal und erklärt ihr den Römerbrief katechetisch.

Wenn es thunlich ist, so liegt es im Plan, die Weberei nach Tschowwa zu verpflanzen und alle Weber (bis jetzt 3 Familien mit 10 Seelen) daselbst sich ansiedeln zu lassen. Auch alle neu an die Gemeinde sich Anschliessenden könnten nach Tschowwa verpflanzt werden. So dürfte sich dort nach und nach ein kleines Christendörflein bilden.

Seither kam man zum Wochengottesdienst, Gebet und Unterricht, so wie zu Taufhandlungen in einem kleinen Häuschen zusammen. Da dasselbe aber einem Aufseher überlassen werden mußte, so ist die Errichtung eines Gebetssaals ein Bedürfniß.

Zur Unterbringung aussätziger Kinder der Gemeinde, die dem Armenhaus in Cannanur nicht übergeben werden konnten, weil da ein rohes zuchtloses Geschlecht haust, ist jüngst die Errichtung eines kleinen Häuschens nöthig geworden.

In Taliparambu wurde Miss. Hebich schon seit mehr als einem Jahre vom Thasildar daselbst um Eröffnung einer englischen Schule angegangen. Hr. Subcollector Thomas hat nicht bloß den gleichen Wunsch ausgesprochen, sondern sich auch zu aller möglichen Hülfe bereit erklärt: monatlich 50 Rupies beizutragen, Subscriptionen zu sammeln, und, wenn einmal ein Anfang geschehen ist, mit uns bei der Regierung um eine Unterstützungssumme für die Schule einzukommen.

Dem abgöttischen Taliparambu, dessen höhere Kasten auf ihre Steingötter noch stolzer sind als das übrige Volk, und an welchem die Predigt von Christo bis dahin abgeprallt zu seyn scheint, ist nun diese neue Wohlthat zugedacht, welche freilich zugleich ein neuer Angriff auf das Götzenthum ist.

2. Station Tellitscheri.

Bei Eröffnung der englischen Schule dahier fand sich's, daß fast alle älteren Knaben aus unseren Heidenschulen kamen, viele andere aber, z. B. Portugiesen u. A. noch gar kein Malaialim gelernt hatten. In Folge dessen verwandelte Miss. Irion die englische Schule zwei Stunden täglich in eine Malaialimschule, um so ein gemeinschaftliches Mittheilungsmittel für den englischen Unterricht zu erreichen. Die englische Schule ist daher auch Malaialimschule. Sie hat 70 Rupies monatlich, und außerdem 300 Rupies für Anschaffung von Schulrequisiten von Seiten der Regierung als Unterstützung zu erwarten. Die Schule ist, wie Br. Sauvain schreibt, auch an stürmischen Tagen der Monsunzeit besucht.

Die Dharmapatnam-Schule in unserem eigenen Gehöfte unter der unmittelbaren Aufsicht des Katechisten Gabriel fängt an sich wieder zu füllen. Sie dient zugleich zur Vorbereitung für die englische Schule.

In der Schule zu Edacadu findet der Katechist Mattu Gelegenheit, das Wort Gottes unter Klein und Groß zu bringen.

Die Confirmationsfeier in Tellitscheri am 27. April war ein besonderer Segenstag. Als drei fromme eifrige Knaben, Nathan, Elias und Gideon, nach längerer Vorbereitung auf Grund des württembergischen Confirmationsbüchleins, vor der gespannt aufmerksamen Gemeinde alle an sie gestellten Fragen auswendig beantworteten, ihr Glaubensbekenntniß ablegten, darauf dem Missionar die Hand reichten, um unter Handauflegung eingesegnet zu werden: da ward die ganze Gemeinde tief ergriffen und zugleich mit den Confirmanden vom HErrn gesegnet durch das Wehen Seines Geistes.

Br. Aldinger fährt in seinem Unterricht an der Waisenschule fort, und sieht sein Malaialim, dessen Erlernung ihn noch hauptsächlich beschäftigt, zunächst schon im Kreise seiner Wirksamkeit verstanden. Seine Waisenkinder sind ihm ein liebenswürdiges Völklein.

3. Station Tschombala.

Miss. Chr. Müller spricht sich in seinem zweiten Quartalbericht darüber aus, daß das bisherige Geleise der Unterstützung neuer durch ihren Uebertritt brodlos und arbeitlos gewordener Gemeindeglieder nunmehr verlassen und ein anderer Weg eingeschlagen werden müsse. Für den Anfang sey wohl bei den Verhältnissen des Malaialimlandes die bisherige Methode nothwendig, indem den gänzlich bloßgestellten Uebertretenden die Hand der Liebe nicht entzogen werden dürfe. Allein das Kind, das man eine Zeitlang auf den Armen getragen und gegängelt habe, müsse endlich doch allein laufen lernen. Unser Bruder hat sich mit Pflanzen und Industriebetrieb und anderen Arbeiten, die geeignet schienen, Nahrungsquellen für die Christen abzugeben, bisher abgemüht, und der HErr hat ihm manches gelingen lassen: aber es ist nun sein ernstliches Streben, binnen drei bis vier Jahren seine Gemeinde auf eine andere Grundlage zu stellen, auf die eines selbständigen bürgerlichen Gedeihens, welches unter dem Segen von Oben durch ihre eigenen Anstrengungen bereitet werden soll. So ist der Eine und Andere bereits in ein selbständiges Geschäft eingewiesen und ernährt sich davon. Der frühere Baumeister Johann Matti betreibt nun seit einem Jahre einen kleinen Handel auf seine eigene Rechnung. Jacob Kunker wird der Oelmacherei sich zuwenden. Zwei andere Familienväter werden das neugekaufte Land in Pacht nehmen. Den jüngsten Erfahrungen zufolge, welche man an Neophyten gemacht hat, die für ihr leibliches Durchkommen auf den selben HErrn und Erretter gewiesen wurden, welchem sie ihre Seele im Glauben übergeben hatten, könnte für die nächste Zeit ein scheinbarer Stillstand in dem Werke eintreten; aber selbst dieses würde für die Gemeinde heil-

samer seyn als das Herzukommen Unlauterer und nicht völlig Durchgebrochener. Erstlinge sind es, die unser HErr jetzt sammelt; sie sollen den Grundstock und das Fundament und Salz der ganzen künftigen Gemeinde bilden; daher ist an ihrer Lauterkeit Alles gelegen. Ist der Anbruch heilig, so ist auch der Teig heilig. Und so die Wurzel krank ist, sind auch die Zweige krank.

Das neue Knabenschulhaus steht fertig da, ist mit Tischen und Bänken versehen, so daß nun die Hinduknaben nicht mehr am Boden und an den Wänden herumzusitzen haben.

Die Heidenschule ist ebenfalls in einem ordentlichen Zustande und zählt durchschnittlich 30—40 Knaben.

4. Station Calicut.

Im Bericht des Miss. J. M. Fritz ist uns ein Ueberblick über das Leben der am 5. Juli 1856 im HErrn entschlafenen Maria Hoar, Ehefrau eines dortigen Katechisten, gegeben. Ihr Heimgang hat nicht bloß in ihrer Familie, sondern auch in der Gemeinde, zu deren besonders begnadigten Gliedern sie gehörte, eine empfindliche Lücke gemacht. Sie war eine der Erstlingsfrüchte der Mission und wurde von dem HErrn durch viel Trübsal in das Reich Seiner Herrlichkeit eingeführt.

Sie war das jüngste Kind einer Najerfamilie, welche im Jahr 1844 der Wahrheit ein geöffnetes Ohr zu leihen schien. Leider hatte man bald zu fürchten, daß namentlich die Mutter aus unlauteren Absichten sich an die Mission angeschlossen. Mehr Hoffnungen ließen sich für die übrigen, sämmtlich herangewachsenen Familienglieder hegen: im Blick auf diese hatte man auch mit der Mutter längere Geduld als sonst wohl der Fall gewesen wäre. Unter denselben zeichnete sich Kunji (Maria) aus. Schon als Hindumädchen hatte sie lesen gelernt, was keines ihrer Geschwister konnte; und als man ihr christliche Bücher, besonders das Neue Testament gab, sog sie mit großer Begierde die Milch des Evangeliums ein; und man hatte die Freude zu sehen, wie das ins Herz

aufgenommene Wort auch auf ihren Wandel einen Einfluß auszuüben begann. Da suchte sie der HErr durch eine schwere Krankheit heim, während welcher ihr noch junger Glaube an den Heiland wuchs. Auf ihre dringende Bitte hin wurde sie getauft und erhielt auf ihr ausdrückliches Verlangen einen „neuen Namen" Maria. Gegen alles Erwarten erholte sie sich wieder und lebte von da an ernsten und zugleich freudigen Glaubens. Eine neue Probezeit erfolgte. Die Pockenseuche brach auch in Calicut aus und sie wurde zum zweiten Mal an die Thore der Ewigkeit gestellt und sah dem Tod als einem besiegten Feinde ruhig und getrost in's Auge. Auf's Neue ward ihr Lauf hienieden ihr verlängert. Freilich hatte fast Niemand sie wieder erkannt, so entstellt durch Narben war ihr Angesicht geworden. Bevor sie aber noch ihr Lager verlassen konnte, wurde ihr Mann Theophil von der selben argen Krankheit befallen und durch den Tod von ihrer Seite gerissen. Von Theophil sowohl als dem in gleicher Nacht (2. Mai 1847) und in gleichem Hause an gleicher Krankheit entschlafenen Andrea hegen unsere Brüder die Hoffnung, daß sie daheim sind bei dem HErrn. Von da an war Maria körperlich immer etwas schwächlich; in ihrem Innern aber hatte sich ein Schatz angelegt, aus dem sie später als eine gute Haushälterin Altes und Neues zum Besten ihrer Umgebung hervorbrachte. Während ihres zweijährigen Wittwenstandes war sie eine treue Gehülfin in der Mädchenschule. Im Januar 1849 verheirathete sie sich zum zweiten Mal mit dem Katechisten Christian Hoar, der an ihr eine treffliche Lebensgefährtin hatte. Die drei Kinder, welche sie ihm gebar, sind ihr in die Ewigkeit vorausgeeilt. Außer ihren körperlichen Leiden und den damit zusammenhängenden Prüfungen hatte sie an ihrer Familie viel zu tragen, deren Glieder um eines ungeordneten Wandels willen aus der Mission entlassen werden mußten und die nach einem dem Trunk und anderen Lastern ergebenen Leben im Schooß der katholischen Kirche starben und begraben wurden. Alles dieses [illegible]merzte sie tief; doch genoß sie auch die Freude, ihre [illegible]wester, welche ebenfalls in der katholischen Kirche getauft

wurde, mit ihren zwei Waisen für einige Zeit bei sich zu haben. Ihr Umgang war für Letztere nicht ohne Segen, und Maria erlebte es noch, ihre Schwester nach vorangegangenem Unterricht in die evangelische Missionsgemeinde aufgenommen und zum heil. Abendmahl zugelassen zu sehen. — Ihr zehntägiges Krankenlager war wirklich erbaulich und ließ tiefe Eindrücke bei den sie Besuchenden zurück. Sie hatte auch ein starkes Vorgefühl, daß sie nicht wieder genesen würde. Nur einmal schien neue Lebenshoffnung in ihr zu erwachen. Ihre zwei letzten Tage brachte sie in bewußtlosem Zustande zu, bis sie endlich am 5. Juli, während man in der Kirche zur Vorbereitung zum heiligen Abendmahl versammelt war und man auch ihrer betend gedachte, zur Freude Dessen eingehen durfte, den sie in lebendigem Glauben erfaßt, im Herzen geliebt und Dem sie in Demuth gedient hat. Ihr Verlust wird allgemein gefühlt. Sie war ein gutes Salz unter den Weibern der Gemeinde, besonders unter den jüngern. Wir wollen nicht „warum, HErr?" fragen, sondern dem HErrn danken für das, was Er an ihrer Seele gethan, und namentlich auch dafür, daß Er uns würdigte, sie Ihm zuzuführen und für Sein Reich zu erziehen.

An dem selben Tage, an welchem Maria Hoar zur oberen Gemeinde einging, wurden der Gemeinde hienieden durch die Taufe vier Seelen einverleibt. Es ist dieß eine Familie im Armenhaus zu Calicut. Sie gehören zu den Aermsten unter den Armen, und der Vater Lamech ist ein ganzer Lazarus voller Geschwüre. Er trägt aber sein Leiden mit großer Geduld und in gläubigem Aufblick zum HErrn.

Auch in Kodakal wurden im Februar zwei erwachsene junge Männer und zwei Kinder getauft. Der Eine ist von der Najer-, der Andere von der Wannar-Kaste. — Ferner wurden in der Kirche zu Calicut am 29. Juni sieben Erwachsene und vier Kinder getauft. Einige Mädchen aus der Schule sind damit inbegriffen.

IV. Nilagiri-District.

Station Käti.

Auf einer von den Nilagiris scharf abgegrenzten, im Osten sich hinziehenden und ziemlich niederen Gebirgskette befindet sich eine Badager-Colonie. Miss. Mörike besuchte dieselbe in jüngster Zeit und hatte auf der fünftägigen Reise dahin viele Gelegenheit zur Verkündigung des Evangeliums. Er schreibt in seinem Quartalbericht hierüber Folgendes: „Am Ziel unserer Reise lagen etwa 5 kleinere und größere Badaga-Dörflein beisammen in der Mitte frisch gepflügten schönen Ackerlandes. Es war gerade Saatzeit, während wir hier in Käti bald die erste Gerstenernte haben. Der Unterschied hat seinen Grund in der verschiedenen Regenzeit. Zehn bis zwölf Pflüge sahen wir bald über Ein großes Feld gehen, ganz wie es hier zu Land auch Sitte ist. Als wir ihnen näher kamen, redete ich sie in Badaga an, was sie bald zutraulich machte, so daß sie ihre Pflüge für einige Minuten verließen, herkamen und eine kurze Ansprache hörten. Im nächsten Dorf angelangt, das ganz wie die hiesigen Dörfer gebaut war, konnten wir Bogigauda (Gauda = Oberster) nicht finden, der sich, ähnlich wie es in den Badaga-Geschichten von anderen Gauda's beschrieben ist, bei der Ankunft von Fremdlingen sorgfältig versteckt halten wollte, bis er durch die Mittheilungen von aufgestellten Kundschaftern Zutrauen gewinnen konnte. Das eine Mal hieß es, er sey zu den Büffeln gegangen, das andere Mal, man wisse nicht wohin. Endlich schien das Reden in Badaga doch einen Eindruck zu machen, und nun hieß es, der Gauda sey am Essen. Mit ihm stellten sich dann auch Andere, Alt und Jung, Mann und Weib, ein. Ich fing an, ihnen zu sagen, warum ich gekommen sey, las Einiges aus unserem Badaga-Lukas vor und suchte ihnen einen Ueberblick über den ganzen Heilsrath Gottes zu geben. Bogigauda und einige Andere waren sehr aufmerksam und wurden nicht müde zu hören. Zuletzt bat ich sie, sie möchten mich nicht umsonst gekommen seyn [illegible]n, sondern zu Herzen nehmen, was nicht ich, sondern

der ewige Gott selbst von der Liebe in Seinem Sohne ihnen mittheile. Der Gauda sprach nicht viel, sagte aber doch, es werde nicht umsonst seyn.“ Hierauf ging Br. Mörike von diesem Dorfe, Maubatty genannt, zu einem benachbarten zweiten, und fand da einen Lingapriester von einem nicht fernen Kloster, wohin diese Badager sozusagen eingepfarrt sind. Dieser konnte lesen und nahm ein Buch an. Eine Unterredung mit ihm wurde zu einer zweiten Predigt an eine zahlreiche Versammlung, unter welcher auch der Gauda und der größte Theil von den früheren Zuhörern sich befanden. — Auch auf dem Rückwege durch das Thal Hasanuru, wo unseren Reisenden zwei gewaltige Bären um die Abendzeit einen unerwarteten Besuch machten, jedoch bald vertrieben wurden, — über Bannary, in dessen Nähe sie zwei fieberkranke Lambadiaru, unseren Zigeunern sehr ähnlich, begegneten und ihnen einige Linderung bieten konnten, nach Satyamangala, einer ansehnlichen Stadt mit zwei bedeutenden Tempeln und einem großen jedoch im Verfall begriffenen Götzenwagen, — und von da über Kallbatty, wo, sowie in der Umgegend, viele römische Katholiken sind als die Christenkaste unter den anderen Kasten, nach Metapolliam — gab es an Einem fort Gelegenheit, das Evangelium des Friedens zu treiben bald vor größeren Schaaren, bald mit Einzelnen aus dem Volke oder aus den Bramanen. — In Metapolliam wurde Abends auf dem Bazaar gepredigt, sodann ein Christ besucht, der erst kürzlich um seines Glaubens willen schwere Verfolgung hatte erleiden müssen. Er war, wahrscheinlich auf Anstiften der feindseligen inländischen Obrigkeit, öffentlich durchgeprügelt worden; die Striemen und Wundenmale an Armen und Füßen waren noch sichtbar. Auch seine Felder wollen sie ihm nehmen und haben ihm bereits deren Bewässerung unmöglich gemacht. Br. Mörike sprach ihm Muth ein und stellte ihm die Herrlichkeit der Leiden in der Nachfolge Christi vor. Der Haß gegen das Licht ist hier sehr groß. Satyanaden, der Katechist, sagte, er habe neulich solche Lästerungen hören müssen, daß ihm während der Predigt Thränen gekommen seyen. — Noch am letzten Tag ihrer glücklichen Heim-

reise stießen unsere Brüder im Wald, bevor es Tag wurde, auf wilde Elephanten. Ganz deutlich hörte man das Krachen der Bambus, die sie abknickten, und den Trompetenton, den sie ausstießen.

Miss. Metz berichtet von seinen Besuchen unter den Koondas. Er wohnte einer Leichenceremonie bei, sah den Bruder des Verstorbenen, obwohl er immer die Thränen von den Augen wischen mußte, dennoch so schnell und rasend, wie alle Anderen, um den Leichnam herumtanzen, und sprach dann, nachdem der Todte verbrannt war, in einem ausführlichen Vortrag an die Versammlung, ohne Widerspruch zu erfahren, der ihm übrigens erwünschter gewesen wäre als das herzlose Jasagen. Von den Koondas zurückgekehrt, ließ Br. Metz sich in Kotagherry nieder und besuchte von da aus während sechs Wochen die meisten Dörfer der Umgegend. Obwohl unter diesem finstern Stamme Zeichen eines nahenden Tagesanbruchs vorhanden sind, dauert doch die Zeit des Wartens für die Knechte des HErrn auf den blauen Bergen annoch fort.

C. Nachrichten aus Afrika.

1. Station Christiansborg.

Die Stationsconferenz, welche am 28. Mai in Christiansborg statt fand, spricht, im Hinblick auf das noch immer fortdauernde Wüstliegen der Stadt Ussu, die Bitte an die Committee aus, das bereits blühende Abokobi entweder zur zweiten Station des Accralandes zu machen oder wenigstens zur zweiten Hälfte der Station des Accralandes. Die Gemeinde in Abokobi ist nicht ein gesammelter Theil der Ussu-Gemeinde, sondern eine meist aus Familienhäusern bestehende Gemeinde von Landleuten, welche selten in die Küstenstädte kommen; und das Landvolk ist der edlere Theil der Bevölkerung. Zudem würde Abokobi selbst ein gar geeigneter Missionsmittelpunkt für die Landbevölkerung seyn, da es von vielen Dörfern umgeben ist.

Am 21. Mai ist der nur ein halbes Jahr als Techniker im Dienst der Mission gestandene Bruder Herzog in seine frühe Ruhe in Abokobi eingegangen. Bald nach seiner Ankunft in Afrika hatte er sich nach dem vorläufigen Beschluß der Stationsconferenz nach Abokobi verfügt, hier nur einige sehr leichte Fieberanfälle zu bestehen gehabt, bis er Anfangs März nach Akropong zog. Schon auf dem zu Fuß zurückgelegten Weg erkrankt, wurde er in Akropong von der Dysenterie befallen. Dieß währte bis zum 17. April, an welchem er sich nach Abokobi tragen lassen konnte. Etliche Tage ging es gut, bis auf einmal ein Rückfall eintrat und zwar dießmal mit Hautwassersucht begleitet. Er ist das Erstlingsopfer Abokobi's. Die Liebe der dortigen Gemeindeglieder, die oft staunend vor seiner Schreinerwerkstätte stehen geblieben, um ihn arbeiten zu sehen, ist ihm bis ins Grab gefolgt, und das Grab selbst war ihr letztes Liebeswerk. Mit ihm ist der Gottesacker in Abokobi eröffnet.

Die Gesundheit aller unserer dortigen Arbeiter und ihrer Familien ist in dieser jüngsten Zeit leidend gewesen; ja Miss. Locher sah sich genöthigt, für sich und seine Frau um Erlaubniß zur Erholung in der Heimath im Frühjahr 1857 zu bitten. Von dem längeren Aufenthalt in Akropong kehrte er schwächer zurück als er hingegangen, die Fieberanfälle mehren sich. Dazu kommt, daß er noch das Hausvateramt am Knabeninstitut für wenigstens 5 bis 6 Monate zu besorgen haben wird, bis die Institutsvereinigung möglich ist.

Die offenen Thüren in Täschi und Odumase (Krobo-land) sind benützt worden, so weit die geschwächten Kräfte es erlaubten. In Täschi hat Miss. Locher endlich ein Häuschen mit zwei Zimmern bekommen, wornach er schon über ein Jahr strebte, um nur wenigstens einen Ort zu haben, an welchem man die Leute empfangen und sprechen kann; und da der Abend die beste Zeit hiezu ist, so muß man über Nacht bleiben können. Bei Br. Locher's letztem Aufenthalt kamen einige junge Leute, ihn zu grüßen. Er hatte den Zögling Isaac bei sich, den er in die Stadt sandte, um zu sehen, ob er Schulkinder bekommen könne. Er fand aber

nur Ein Mädchen, dessen Mutter willig war, ihr Kind zu senden. Die Besuche und Gelegenheiten zu geistlicher Arbeit dauerten fast den ganzen Tag. Auch Fischer, die nichts gefangen hatten, gingen am Häuschen des Missionars vorbei und sahen hinein und blieben zum Theil. Für die Fischer hat es noch besondere Schwierigkeit, Christen zu werden. In der Regel müssen ihrer drei bis vier zusammenhalten, um ihr Geschäft zu treiben. Einer wirft das Netz aus und die Uebrigen rudern. Wer nun Christ werden will, hat seine Kaste und die Fetischpriester gegen sich, und kann als Einzelner nicht fischen gehen ohne seine Genossen. Nur in der Kraft Gottes kann diese Schranke durchbrochen werden. — An andern Orten sind bereits Verfolgungen entstanden. Die Priester behaupteten, wer am Dienstag (dem von ihnen erwählten Feiertage, statt des Sonntags) fischen gehe, werde vom Fetisch getödtet, und erwarteten dieses Resultat bei den Christen. Da aber die heidnischen Fischer sahen, daß den Christen nichts widerfuhr, so erklärten sie den Fetisch für Betrug, gingen auch am Dienstag fischen, und wurden nach und nach für das Evangelium zugänglich. Wir hoffen Aehnliches auch für Tâschi. Nachdem Miss. Locher auf dem Markt zu Tâschi noch gepredigt hatte, nöthigte ihn Fieber und Zahnweh, nach Hause zu gehen.

Obumase und Krobo wurden zweimal von dem Katechisten Paul Fleischer besucht. Das zweite Mal blieb er 14 Tage dort, während deren die Taufcandidaten das Gebet des HErrn, das Glaubensbekenntniß und ein Ga-Lied auswendig lernten.

Während Br. Locher's Aufenthalt in Akropong war Br. Steinhauser sehr angegriffen, und da letzterer allein das Knabeninstitut nicht wohl leiten konnte und Br. Zimmermann in Ussu ebenfalls leidend war, so übernahm Br. Locher die Zöglinge. Er ließ den Katechisten Paul Fleischer heraufkommen, und die Zöglinge wurden möglichst gut beschäftigt, obwohl mit manchen Unterbrechungen von Seiten Br. Locher's. Mitte Mai gingen sie mit ihrem provisorischen Hausvater nach Ussu zurück, und empfingen seitdem von Miss. Zimmer-

mann und den beiden Katechisten Thomas Kwatei und Paul Fleischer Lectionen.

In diesen Tagen, schreibt Br. Locher von Ussu im Juli 1856, wird der König von Ussu, Friedrich Davounah, auf den Thron gesetzt, d. h. er erhält die Macht, die ihm als Häuptling zukommt. Sobald dieß geschehen ist, wird er den Ussu-Leuten befehlen, sich wieder hier anzubauen, was bisher bei der Uneinigkeit der Aeltesten nicht möglich war.

Miss. Zimmermann, gleichfalls von allgemeiner Schwäche und Abgespanntheit darnieder gedrückt, hat inzwischen dennoch seine Uebersetzungsarbeit fortgeführt und, von Thomas Kwatei unterstützt, 2. und 3. Johannisbrief, Judäbrief, Offenbarung Johannis und Daniel übersetzt, um sie sämmtlich mit 1. Johannisbrief, der schon länger fertig war, zusammen drucken zu lassen. Einer Ausspannung und Luftveränderung für einige Wochen bedürftig, wollte Br. Zimmermann mit Br. Steinhauser eine Reise nach Odumase und zu den Bremer-Brüdern, vielleicht auch zu den Ga-Stämmen jenseits des Wolta antreten, als, in Folge der Entscheidung der Committee über die Institutsfrage, Br. Mader ihn einlud, gemeinschaftlich mit ihm und allen Zöglingen von Odumase statt stromabwärts vielmehr stromaufwärts zu dem Otschi redenden Akwamu-Stamm, am Wolta gelegen, zu gehen und von dort nach Akropong zurück, um die nöthigen Einrichtungen für die Vereinigung der zwei Institute zu treffen. Die Woche nach Absendung seines Quartalberichts hoffte Br. Zimmermann diese Erholungsreise antreten zu können.

Die Buschgemeinde Abokobi zählt, wie Miss. Steinhauser berichtet, 71 Gemeindeglieder, wovon 38 Abendmahlsgenossen sind. Die ersteren vertheilen sich so: in Abokobi 25, in Damfa 30, in Pantung 10, in Adanse 2, in Odschirebantang 2, in Sesami 1, in Bantama 1. In der Sonntagsschule in Abokobi sind 13 Erwachsene. Die Wochenschule hat 12 Schüler und 2 Schülerinnen.

Br. Aldinger fährt in seinem Unterricht an der Waisenschule fort, und sieht sein Malaialim, dessen Erlernung ihn noch hauptsächlich beschäftigt, zunächst schon im Kreise seiner Wirksamkeit verstanden. Seine Waisenkinder sind ihm ein liebenswürdiges Völklein.

3. Station Tschombala.

Miss. Chr. Müller spricht sich in seinem zweiten Quartalbericht darüber aus, daß das bisherige Geleise der Unterstützung neuer durch ihren Uebertritt brodlos und arbeitlos gewordener Gemeindeglieder nunmehr verlassen und ein anderer Weg eingeschlagen werden müsse. Für den Anfang sey wohl bei den Verhältnissen des Malaialimlandes die bisherige Methode nothwendig, indem den gänzlich bloßgestellten Uebertretenden die Hand der Liebe nicht entzogen werden dürfe. Allein das Kind, das man eine Zeitlang auf den Armen getragen und gegängelt habe, müsse endlich doch allein laufen lernen. Unser Bruder hat sich mit Pflanzen und Industriebetrieb und anderen Arbeiten, die geeignet schienen, Nahrungsquellen für die Christen abzugeben, bisher abgemüht, und der HErr hat ihm manches gelingen lassen: aber es ist nun sein ernstliches Streben, binnen drei bis vier Jahren seine Gemeinde auf eine andere Grundlage zu stellen, auf die eines selbständigen bürgerlichen Gedeihens, welches unter dem Segen von Oben durch ihre eigenen Anstrengungen bereitet werden soll. So ist der Eine und Andere bereits in ein selbständiges Geschäft eingewiesen und ernährt sich davon. Der frühere Baumeister Johann Matti betreibt nun seit einem Jahre einen kleinen Handel auf seine eigene Rechnung. Jacob Kunker wird der Oelmacherei sich zuwenden. Zwei andere Familienväter werden das neugekaufte Land in Pacht nehmen. Den jüngsten Erfahrungen zufolge, welche man an Neophyten gemacht hat, die für ihr leibliches Durchkommen auf den selben HErrn und Erretter gewiesen wurden, welchem sie ihre Seele im Glauben übergeben hatten, könnte für die nächste Zeit ein scheinbarer Stillstand in dem Werke eintreten; aber selbst dieses würde für die Gemeinde heil-

samer seyn als das Herzukommen Unlauterer und nicht völlig Durchgebrochener. Erstlinge sind es, die unser HErr jetzt sammelt; sie sollen den Grundstock und das Fundament und Salz der ganzen künftigen Gemeinde bilden; daher ist an ihrer Lauterkeit Alles gelegen. Ist der Anbruch heilig, so ist auch der Teig heilig. Und so die Wurzel krank ist, sind auch die Zweige krank.

Das neue Knabenschulhaus steht fertig da, ist mit Tischen und Bänken versehen, so daß nun die Hinduknaben nicht mehr am Boden und an den Wänden herumzusitzen haben.

Die Heidenschule ist ebenfalls in einem ordentlichen Zustande und zählt durchschnittlich 30—40 Knaben.

4. Station Calicut.

Im Bericht des Miss. J. M. Fritz ist uns ein Ueberblick über das Leben der am 5. Juli 1856 im HErrn entschlafenen Maria Hoar, Ehefrau eines dortigen Katechisten, gegeben. Ihr Heimgang hat nicht bloß in ihrer Familie, sondern auch in der Gemeinde, zu deren besonders begnadigten Gliedern sie gehörte, eine empfindliche Lücke gemacht. Sie war eine der Erstlingsfrüchte der Mission und wurde von dem HErrn durch viel Trübsal in das Reich Seiner Herrlichkeit eingeführt.

Sie war das jüngste Kind einer Najerfamilie, welche im Jahr 1844 der Wahrheit ein geöffnetes Ohr zu leihen schien. Leider hatte man bald zu fürchten, daß namentlich die Mutter aus unlauteren Absichten sich an die Mission angeschlossen. Mehr Hoffnungen ließen sich für die übrigen, sämmtlich herangewachsenen Familienglieder hegen: im Blick auf diese hatte man auch mit der Mutter längere Geduld als sonst wohl der Fall gewesen wäre. Unter denselben zeichnete sich Kunji (Maria) aus. Schon als Hindumädchen hatte sie lesen gelernt, was keines ihrer Geschwister konnte; und als man ihr christliche Bücher, besonders das Neue Testament gab, sog sie mit großer Begierde die Milch des Evangeliums ein; und man hatte die Freude zu sehen, wie das ins Herz

aufgenommene Wort auch auf ihren Wandel einen Einfluß auszuüben begann. Da suchte sie der HErr durch eine schwere Krankheit heim, während welcher ihr noch junger Glaube an den Heiland wuchs. Auf ihre dringende Bitte hin wurde sie getauft und erhielt auf ihr ausdrückliches Verlangen einen „neuen Namen" Maria. Gegen alles Erwarten erholte sie sich wieder und lebte von da an ernsten und zugleich freudigen Glaubens. Eine neue Probezeit erfolgte. Die Pockenseuche brach auch in Calicut aus und sie wurde zum zweiten Mal an die Thore der Ewigkeit gestellt und sah dem Tod als einem besiegten Feinde ruhig und getrost in's Auge. Auf's Neue ward ihr Lauf hienieden ihr verlängert. Freilich hatte fast Niemand sie wieder erkannt, so entstellt durch Narben war ihr Angesicht geworden. Bevor sie aber noch ihr Lager verlassen konnte, wurde ihr Mann Theophil von der selben argen Krankheit befallen und durch den Tod von ihrer Seite gerissen. Von Theophil sowohl als dem in gleicher Nacht (2. Mai 1847) und in gleichem Hause an gleicher Krankheit entschlafenen Andrea hegen unsere Brüder die Hoffnung, daß sie daheim sind bei dem HErrn. Von da an war Maria körperlich immer etwas schwächlich; in ihrem Innern aber hatte sich ein Schatz angelegt, aus dem sie später als eine gute Haushälterin Altes und Neues zum Besten ihrer Umgebung hervorbrachte. Während ihres zweijährigen Wittwenstandes war sie eine treue Gehülfin in der Mädchenschule. Im Januar 1849 verheirathete sie sich zum zweiten Mal mit dem Katechisten Christian Hoar, der an ihr eine treffliche Lebensgefährtin hatte. Die drei Kinder, welche sie ihm gebar, sind ihr in die Ewigkeit vorausgeeilt. Außer ihren körperlichen Leiden und den damit zusammenhängenden Prüfungen hatte sie an ihrer Familie viel zu tragen, deren Glieder um eines ungeordneten Wandels willen aus der Mission entlassen werden mußten und die nach einem dem Trunk und anderen Lastern ergebenen Leben im Schooß der katho-
[illegible]n Kirche starben und begraben wurden. Alles dieses
[illegible]te sie tief; doch genoß sie auch die Freude, ihre
[illegible]ter, welche ebenfalls in der katholischen Kirche getauft

wurde, mit ihren zwei Waisen für einige Zeit bei sich zu haben. Ihr Umgang war für Letztere nicht ohne Segen, und Maria erlebte es noch, ihre Schwester nach vorangegangenem Unterricht in die evangelische Missionsgemeinde aufgenommen und zum heil. Abendmahl zugelassen zu sehen. — Ihr zehntägiges Krankenlager war wirklich erbaulich und ließ tiefe Eindrücke bei den sie Besuchenden zurück. Sie hatte auch ein starkes Vorgefühl, daß sie nicht wieder genesen würde. Nur einmal schien neue Lebenshoffnung in ihr zu erwachen. Ihre zwei letzten Tage brachte sie in bewußtlosem Zustande zu, bis sie endlich am 5. Juli, während man in der Kirche zur Vorbereitung zum heiligen Abendmahl versammelt war und man auch ihrer betend gedachte, zur Freude Dessen eingehen durfte, den sie in lebendigem Glauben erfaßt, im Herzen geliebt und Dem sie in Demuth gedient hat. Ihr Verlust wird allgemein gefühlt. Sie war ein gutes Salz unter den Weibern der Gemeinde, besonders unter den jüngern. Wir wollen nicht „warum, HErr?" fragen, sondern dem HErrn danken für das, was Er an ihrer Seele gethan, und namentlich auch dafür, daß Er uns würdigte, sie Ihm zuzuführen und für Sein Reich zu erziehen.

An dem selben Tage, an welchem Maria Hoar zur oberen Gemeinde einging, wurden der Gemeinde hienieden durch die Taufe vier Seelen einverleibt. Es ist dieß eine Familie im Armenhaus zu Calicut. Sie gehören zu den Aermsten unter den Armen, und der Vater Lamech ist ein ganzer Lazarus voller Geschwüre. Er trägt aber sein Leiden mit großer Geduld und in gläubigem Aufblick zum HErrn.

Auch in Kodakal wurden im Februar zwei erwachsene junge Männer und zwei Kinder getauft. Der Eine ist von der Najer-, der Andere von der Wannar-Kaste. — Ferner wurden in der Kirche zu Calicut am 29. Juni sieben Erwachsene und vier Kinder getauft. Einige Mädchen aus der Schule sind damit inbegriffen.

IV. Nilagiri-District.

Station Käti.

Auf einer von den Nilagiris scharf abgegrenzten, im Osten sich hinziehenden und ziemlich niederen Gebirgskette befindet sich eine Badager-Colonie. Miss. Mörike besuchte dieselbe in jüngster Zeit und hatte auf der fünftägigen Reise dahin viele Gelegenheit zur Verkündigung des Evangeliums. Er schreibt in seinem Quartalbericht hierüber Folgendes: „Am Ziel unserer Reise lagen etwa 5 kleinere und größere Badaga-Dörflein beisammen in der Mitte frisch gepflügten schönen Ackerlandes. Es war gerade Saatzeit, während wir hier in Käti bald die erste Gerstenernte haben. Der Unterschied hat seinen Grund in der verschiedenen Regenzeit. Zehn bis zwölf Pflüge sahen wir bald über Ein groses Feld gehen, ganz wie es hier zu Land auch Sitte ist. Als wir ihnen näher kamen, redete ich sie in Badaga an, was sie bald zutraulich machte, so daß sie ihre Pflüge für einige Minuten verliesen, herkamen und eine kurze Ansprache hörten. Im nächsten Dorf angelangt, das ganz wie die hiesigen Dörfer gebaut war, konnten wir Bogigauda (Gauda = Oberster) nicht finden, der sich, ähnlich wie es in den Badaga-Geschichten von anderen Gauda's beschrieben ist, bei der Ankunft von Fremdlingen sorgfältig versteckt halten wollte, bis er durch die Mittheilungen von aufgestellten Kundschaftern Zutrauen gewinnen konnte. Das eine Mal hieß es, er sey zu den Büffeln gegangen, das andere Mal, man wisse nicht wohin. Endlich schien das Reden in Badaga doch einen Eindruck zu machen, und nun hieß es, der Gauda sey am Essen. Mit ihm stellten sich dann auch Andere, Alt und Jung, Mann und Weib, ein. Ich fing an, ihnen zu sagen, warum ich gekommen sey, las Einiges aus unserem Badaga-Lukas vor und suchte ihnen einen Ueberblick über den ganzen Heilsrath Gottes zu geben. Bogigauda und einige Andere waren sehr aufmerksam und wurden nicht müde zu hören. Zuletzt bat ich sie, sie möchten mich nicht umsonst gekommen seyn [illegible] sondern zu Herzen nehmen, was nicht ich, sondern

der ewige Gott selbst von der Liebe in Seinem Sohne ihnen mittheile. Der Gauda sprach nicht viel, sagte aber doch, es werde nicht umsonst seyn." Hierauf ging Br. Mörike von diesem Dorfe, Maubatty genannt, zu einem benachbarten zweiten, und fand da einen Lingapriester von einem nicht fernen Kloster, wohin diese Badager sozusagen eingepfarrt sind. Dieser konnte lesen und nahm ein Buch an. Eine Unterredung mit ihm wurde zu einer zweiten Predigt an eine zahlreiche Versammlung, unter welcher auch der Gauda und der größte Theil von den früheren Zuhörern sich befanden. — Auch auf dem Rückwege durch das Thal Hasanuru, wo unseren Reisenden zwei gewaltige Bären um die Abendzeit einen unerwarteten Besuch machten, jedoch bald vertrieben wurden, — über Bannary, in dessen Nähe sie zwei fieberkranke Lambadiaru, unseren Zigeunern sehr ähnlich, begegneten und ihnen einige Linderung bieten konnten, nach Satyamangala, einer ansehnlichen Stadt mit zwei bedeutenden Tempeln und einem großen jedoch im Verfall begriffenen Götzenwagen, — und von da über Kallbatty, wo, sowie in der Umgegend, viele römische Katholiken sind als die Christenkaste unter den anderen Kasten, nach Metapolliam — gab es an Einem fort Gelegenheit, das Evangelium des Friedens zu treiben bald vor größeren Schaaren, bald mit Einzelnen aus dem Volke oder aus den Bramanen. — In Metapolliam wurde Abends auf dem Bazaar gepredigt, sodann ein Christ besucht, der erst kürzlich um seines Glaubens willen schwere Verfolgung hatte erleiden müssen. Er war, wahrscheinlich auf Anstiften der feindseligen inländischen Obrigkeit, öffentlich durchgeprügelt worden; die Striemen und Wundenmale an Armen und Füßen waren noch sichtbar. Auch seine Felder wollen sie ihm nehmen und haben ihm bereits deren Bewässerung unmöglich gemacht. Br. Mörike sprach ihm Muth ein und stellte ihm die Herrlichkeit der Leiden in der Nachfolge Christi vor. Der Haß gegen das Licht ist hier sehr groß. Satyanaden, der Katechist, sagte, er habe neulich solche Lästerungen hören müssen, daß ihm während der Predigt Thränen gekommen seyen. — Noch am letzten Tag ihrer glücklichen Heim-

reise stießen unsere Brüder im Wald, bevor es Tag wurde, auf wilde Elephanten. Ganz deutlich hörte man das Krachen der Bambus, die sie abknickten, und den Trompetenton, den sie ausstießen.

Miss. Metz berichtet von seinen Besuchen unter den Koondas. Er wohnte einer Leichenceremonie bei, sah den Bruder des Verstorbenen, obwohl er immer die Thränen von den Augen wischen mußte, dennoch so schnell und rasend, wie alle Anderen, um den Leichnam herumtanzen, und sprach dann, nachdem der Todte verbrannt war, in einem ausführlichen Vortrag an die Versammlung, ohne Widerspruch zu erfahren, der ihm übrigens erwünschter gewesen wäre als das herzlose Jasagen. Von den Koondas zurückgekehrt, ließ Br. Metz sich in Kotagherry nieder und besuchte von da aus während sechs Wochen die meisten Dörfer der Umgegend. Obwohl unter diesem finstern Stamme Zeichen eines nahenden Tagesanbruchs vorhanden sind, dauert doch die Zeit des Wartens für die Knechte des HErrn auf den blauen Bergen annoch fort.

C. Nachrichten aus Afrika.

1. Station Christiansborg.

Die Stationsconferenz, welche am 28. Mai in Christiansborg statt fand, spricht, im Hinblick auf das noch immer fortdauernde Wüsteliegen der Stadt Ussu, die Bitte an die Committee aus, das bereits blühende Abokobi entweder zur zweiten Station des Accralandes zu machen oder wenigstens zur zweiten Hälfte der Station des Accralandes. Die Gemeinde in Abokobi ist nicht ein gesammelter Theil der Ussu-Gemeinde, sondern eine meist aus Familienhäusern bestehende Gemeinde von Landleuten, welche selten in die Küstenstädte kommen; und das Landvolk ist der edlere Theil der Bevölkerung. Zudem würde Abokobi selbst ein gar geeigneter Missionsmittelpunkt für die Landbevölkerung seyn, da es von vielen Dörfern umgeben ist.

Am 21. Mai ist der nur ein halbes Jahr als Techniker im Dienst der Mission gestandene Bruder Herzog in seine frühe Ruhe in Abokobi eingegangen. Bald nach seiner Ankunft in Afrika hatte er sich nach dem vorläufigen Beschluß der Stationsconferenz nach Abokobi verfügt, hier nur einige sehr leichte Fieberanfälle zu bestehen gehabt, bis er Anfangs März nach Akropong zog. Schon auf dem zu Fuß zurückgelegten Weg erkrankt, wurde er in Akropong von der Dysenterie befallen. Dieß währte bis zum 17. April, an welchem er sich nach Abokobi tragen lassen konnte. Etliche Tage ging es gut, bis auf einmal ein Rückfall eintrat und zwar dießmal mit Hautwassersucht begleitet. Er ist das Erstlingsopfer Abokobi's. Die Liebe der dortigen Gemeindeglieder, die oft staunend vor seiner Schreinerwerkstätte stehen geblieben, um ihn arbeiten zu sehen, ist ihm bis ins Grab gefolgt, und das Grab selbst war ihr letztes Liebeswerk. Mit ihm ist der Gottesacker in Abokobi eröffnet.

Die Gesundheit aller unserer dortigen Arbeiter und ihrer Familien ist in dieser jüngsten Zeit leidend gewesen; ja Miss. Locher sah sich genöthigt, für sich und seine Frau um Erlaubniß zur Erholung in der Heimath im Frühjahr 1857 zu bitten. Von dem längeren Aufenthalt in Akropong kehrte er schwächer zurück als er hingegangen, die Fieberanfälle mehren sich. Dazu kommt, daß er noch das Hausvateramt am Knabeninstitut für wenigstens 5 bis 6 Monate zu besorgen haben wird, bis die Institutsvereinigung möglich ist.

Die offenen Thüren in Täschi und Odumase (Kroboland) sind benützt worden, so weit die geschwächten Kräfte es erlaubten. In Täschi hat Miss. Locher endlich ein Häuschen mit zwei Zimmern bekommen, wornach er schon über ein Jahr strebte, um nur wenigstens einen Ort zu haben, an welchem man die Leute empfangen und sprechen kann; und da der Abend die beste Zeit hiezu ist, so muß man über Nacht bleiben können. Bei Br. Locher's letztem Aufenthalt kamen einige junge Leute, ihn zu grüßen. Er hatte den Zögling Isaac bei sich, den er in die Stadt sandte, um zu sehen, ob er Schulkinder bekommen könne. Er fand aber

nur Ein Mädchen, dessen Mutter willig war, ihr Kind zu senden. Die Besuche und Gelegenheiten zu geistlicher Arbeit dauerten fast den ganzen Tag. Auch Fischer, die nichts gefangen hatten, gingen am Häuschen des Missionars vorbei und sahen hinein und blieben zum Theil. Für die Fischer hat es noch besondere Schwierigkeit, Christen zu werden. In der Regel müssen ihrer drei bis vier zusammenhalten, um ihr Geschäft zu treiben. Einer wirft das Netz aus und die Uebrigen rudern. Wer nun Christ werden will, hat seine Kaste und die Fetischpriester gegen sich, und kann als Einzelner nicht fischen gehen ohne seine Genossen. Nur in der Kraft Gottes kann diese Schranke durchbrochen werden. — An andern Orten sind bereits Verfolgungen entstanden. Die Priester behaupteten, wer am Dienstag (dem von ihnen erwählten Feiertage, statt des Sonntags) fischen gehe, werde vom Fetisch getödtet, und erwarteten dieses Resultat bei den Christen. Da aber die heidnischen Fischer sahen, daß den Christen nichts widerfuhr, so erklärten sie den Fetisch für Betrug, gingen auch am Dienstag fischen, und wurden nach und nach für das Evangelium zugänglich. Wir hoffen Aehnliches auch für Täschi. Nachdem Miss. Locher auf dem Markt zu Täschi noch gepredigt hatte, nöthigte ihn Fieber und Zahnweh, nach Hause zu gehen.

Odumase und **Krobo** wurden zweimal von dem Katechisten Paul Fleischer besucht. Das zweite Mal blieb er 14 Tage dort, während deren die Taufcandidaten das Gebet des HErrn, das Glaubensbekenntniß und ein Ga-Lied auswendig lernten.

Während Br. Locher's Aufenthalt in Akropong war Br. Steinhauser sehr angegriffen, und da letzterer allein das Knabeninstitut nicht wohl leiten konnte und Br. Zimmermann in Ussu ebenfalls leidend war, so übernahm Br. Locher die **Zöglinge**. Er ließ den Katechisten Paul Fleischer heraufkommen, und die Zöglinge wurden möglichst gut beschäftigt, obwohl mit manchen Unterbrechungen von Seiten Br. Locher's.
Mai gingen sie mit ihrem provisorischen Hausvater
ſu zurück, und empfingen seitdem von Miss. Zimmer-

mann und den beiden Katechisten Thomas Kwatei und Paul Fleischer Lectionen.

In diesen Tagen, schreibt Br. Locher von Ussu im Juli 1856, wird der König von Ussu, Friedrich Davounah, auf den Thron gesetzt, d. h. er erhält die Macht, die ihm als Häuptling zukommt. Sobald dieß geschehen ist, wird er den Ussu-Leuten befehlen, sich wieder hier anzubauen, was bisher bei der Uneinigkeit der Aeltesten nicht möglich war.

Miss. Zimmermann, gleichfalls von allgemeiner Schwäche und Abgespanntheit darnieder gedrückt, hat inzwischen dennoch seine Uebersetzungsarbeit fortgeführt und, von Thomas Kwatei unterstützt, 2. und 3. Johannisbrief, Judäbrief, Offenbarung Johannis und Daniel übersetzt, um sie sämmtlich mit 1. Johannisbrief, der schon länger fertig war, zusammen drucken zu lassen. Einer Ausspannung und Luftveränderung für einige Wochen bedürftig, wollte Br. Zimmermann mit Br. Steinhauser eine Reise nach Odumase und zu den Bremer-Brüdern, vielleicht auch zu den Ga-Stämmen jenseits des Wolta antreten, als, in Folge der Entscheidung der Committee über die Institutsfrage, Br. Mader ihn einlud, gemeinschaftlich mit ihm und allen Zöglingen von Odumase statt stromabwärts vielmehr stromaufwärts zu dem Otschi redenden Akwamu-Stamm, am Wolta gelegen, zu gehen und von dort nach Akropong zurück, um die nöthigen Einrichtungen für die Vereinigung der zwei Institute zu treffen. Die Woche nach Absendung seines Quartalberichts hoffte Br. Zimmermann diese Erholungsreise antreten zu können.

Die Buschgemeinde Abokobi zählt, wie Miss. Steinhauser berichtet, 71 Gemeindeglieder, wovon 38 Abendmahlsgenossen sind. Die ersteren vertheilen sich so: in Abokobi 25, in Damfa 30, in Pantung 10, in Adanse 2, in Odschirebantang 2, in Sesami 1, in Bantama 1. In der Sonntagsschule in Abokobi sind 13 Erwachsene. Die Wochenschule hat 12 Schüler und 2 Schülerinnen.

2. Station Akropong.

Die Missionare und die Christengemeinde mußten sich im Frühjahr allerlei Ränke von Seiten des Häuptlings und der Aeltesten gefallen lassen. Sie machten nämlich ein Gesetz, welches einerseits die Preise der Lebensmittel, andererseits den Werth des Geldes herabsetzte, kündigten am Pfingstmontag die neue Verordnung den Missionaren zur Nachachtung an, unter Strafandrohung für die Zuwiderhandelnden, und verlangten zum Schluß von denselben ein Geschenk von 8 Dollars, da das Gesetz zum Besten der Missionare sey. Wie vorauszusehen war, hatte dieses neue Gesetz die Folge, daß, da die Leute der Stadt die von ihnen festgesetzten Preise beibehielten, die Missionare und Christen die bisher bezogenen Lebensmittel nicht mehr erhalten konnten und deßhalb genöthigt waren, solche anderwärts sich zu verschaffen.

Auch in diesem Vierteljahr wurde ein Häuflein von sechs Taufbewerbern von Miss. Widmann in Abude sacramentlich der Kirche Christi einverleibt. Es sind junge Leute im Alter von 18 bis zu 23 Jahren. Ihre ersten Eindrücke von der christlichen Wahrheit bekamen sie durch die Predigt, sowie durch das Beispiel des Eduard Samson und durch dessen Unterredungen mit ihnen. Spott und Beschimpfung der Heiden tragen sie mit Geduld. In Abude ist nun eine kleine Christengemeinde und es bahnt sich noch Weiteres an. Der dortige christliche Lehrer Clerk meldet dem Miss. Widmann, wie er für einen Taufcandidaten bei dessen Verwandten habe einschreiten müssen. Dieser hatte unter den zuletzt Getauften seyn wollen, wurde aber durch seine Familie zurück gehalten. Er besteht auf dem Christ werden und die Seinigen wollen ihn ausstoßen und sind entschlossen, die Rache aller Fetische über ihn herabzurufen. Der Bedrohte hat die Flucht ergriffen und ist von dem Missionar nach Akropong beschieden.

Miss. Mader's Straßenpredigt hat eine Ausdehnung erfahren. Wie nämlich jeden Freitag Abend in Akropong, so wird in den benachbarten Orten Abiru und Dawu jeden Montag Abend gepredigt. Seit einigen Wochen hilft der Katechist David Dieterle mit. Die Zuhörerzahl in den beiden letzten

Orten war nicht unbedeutend. — Die Zahl der in der Akroponger Gemeinde während der letzten 5 Jahre eingelernten deutschen Choräle beträgt 40, englische Melodien, die nebenbei eingeübt wurden, nicht eingerechnet.

Br. Mohr ist schon längere Zeit durch wiederholte Fieberanfälle geschwächt, wozu nun noch ein bedenkliches Leberleiden gekommen ist. Er hat 9 Jahre in diesem Klima angestrengt gearbeitet und bedarf der Erholung in Europa, sowie auch seine Frau.

Der nächsten Quartal-Uebersicht vorgreifend melden wir, daß Miss. Christaller zu seiner dringend nothwendig gewordenen Erholung eine Seereise antrat, am 20. Juli von Christiansborg sich nach Fernando Po begab, dort am 27. ankam, am 2. August mit Miss. Hinderer und dessen Gattin an Bord des Retriever zusammentraf, und am 12. August in Fourah Bay, Sierra Leone, bei Br. Reichardt anlangte, wo er einen Monat zu bleiben gedenkt.

3. Station Gjadam.

Miss. Baum verließ Akropong am 15. April. Auf dem Wege von da nach Gjadam begannen die Leidensproben sehr bald. Zu Unwohlseyn, Fieber, großer Ermattung und Schlaflosigkeit kam noch vielerlei Verdruß mit unverschämten, wortbrüchigen und übermäßig fordernden Trägern. Am 20. April überraschte er Br. Süß und konnte sich nun erholen. Doch warf ihn auf's Neue ein Fieber auf's Bette oder doch wenigstens in Folge von Kopf- und Magenleiden in völlige Unthätigkeit vom 22. Mai bis Mitte Juni. Die Fortschritte im Erlernen der Sprache werden dabei sehr aufgehalten.

Das Land ist ergiebig bei wenig Arbeit. Eine Mais-Ernte ist eingeheimst. Bricht kein Krieg aus, rauben keine Diebe, so wäre für etwa ein Jahr für den Tisch der beiden Missionare gesorgt. Ihr Glaube aber wird in jedem Falle, sey es Krieg oder Frieden unter dem Kotoku-Volke, sich zu regen und zu wehren haben.

D. Nachrichten aus China.

Mit dem zweiten Quartalbericht sandte uns Miss. R. Lechler ein Verzeichniß der von ihm und Br. Winnes gemachten Ausstellungen an Dr. Medhurst's Uebersetzung des Neuen Testaments. Diese Ausstellungen wurden in einer 6 Bogen starken Ausführung philologisch, exegetisch und dogmatisch begründet, Dr. Medhurst übersandt. Der Bischof von Victoria erbat sich eine Copie davon für sich, weil er in England Gebrauch davon machen will. Dr. Medhurst hat bereits eine Antwort darauf an den Secretär der Bibelcommittee in Hongkong geschickt, die jedoch bei Abgang des Berichts unseren Brüdern noch nicht zugekommen war. — Eine zweite Beilage des Berichts Br. Lechler's bildet ein „Probeblatt" aus dem von unserem seligen Br. Hamberg angelegten und von Br. Lechler fortgeführten und ergänzten Hakka-Wörterbuch. Die Ausarbeitung dieses Lexikons ist ein wesentliches Förderungsmittel zur gründlichen Erlernung dieses Dialects. „Unsere beiderseitige Ueberzeugung," schreibt Miss. Lechler von sich und Br. Winnes, „von der Nothwendigkeit eines solchen Hülfsbuchs zu systematischer Erlernung des Volksdialects hat mir auch seither den Muth erhalten, mich durch eine solche an sich so langweilige Arbeit hindurch zu winden. Das Meiste ist jetzt überstanden. Die noch fehlenden Buchstaben L M P W, welche sich in keinem der drei Bücher, in welchen Br. Hamberg seine Wortsammlungen niedergelegt hatte, vorfanden, sind nun hinzugefügt worden; und wenn vollends die Zeichen hineingeschrieben seyn werden, so wird es eine wahre Lust seyn, den Hakkadialect zu studiren."

Im Juni fiel ungeheuer starker Regen, der eine Mauer des Hauses unserer Brüder, welche nur von in der Sonne getrockneten Lehmziegeln erbaut war, gänzlich auflöste. Die Gefahr war sehr groß. Man mußte eiligst Stützen anbringen, damit das Dach und ein kleines Häuschen, welches Br. Hamberg hatte aufbauen lassen, nicht zusammenstürzten.

„In dem letzten Vierteljahr," berichtet Miss. Lechler weiter, „war es uns gestattet, den Raum unserer Hütte weiter

zu machen und die Seile länger zu dehnen. Der Gehülfe Tschongbin ist nämlich mit Weib und Kindern nach Tschonglok (siehe 3. Heft 1856) gezogen, wo er von nun an bleiben wird. Mit ihm ging der von Br. Hamberg getaufte Tshi a si auch von dort her. Derselbe war im Januar hieher gekommen, um mich abzuholen, da Tschongbin bei seinem letzten Besuche in jener Gegend den Leuten Hoffnung gemacht hatte, daß ich kommen werde. Ich fühlte aber, daß meine Zeit noch nicht gekommen sey, und ließ sie deßhalb allein ziehen. Ich gab ihnen 1000 Neue Testamente mit, für deren Transport und Verbreitung dort oben der Cassier unserer Bibelcommittee mir 30 Dollars gibt. — Der Gehülfe Tschongkong ist mit seiner Frau in seine Heimath Maham gezogen, wo er predigen und Schule halten wird. — Der Präparand Tschinkau hat sich mit dem Gehülfen oder Gemeindeältesten Naiphen von Lilong auf den Weg gemacht, um das Evangelium zu verkündigen und Bücher zu vertheilen. Letzterer ist wieder zurückgekommen und hat erzählt, wie sie meistens freundliche Aufnahme unter ihren Landsleuten gefunden haben. Tschinkau ist noch fort, und wird bis über die Kreisstadt Fuitschusu hinausgehen."

Sowohl ihre Erfahrungen als auch die Erwägung der Verhältnisse haben unsere Brüder seit Anfang dieses Jahres zu dem Entschluß gebracht, der Schule und insbesondere der Heranbildung besserer Gehülfen als sie bisher hatten sich zu widmen. Miss. Winnes gibt uns in seinem zweiten Quartalbericht eingehendere Mittheilungen über den Stand und den Fortgang seiner chinesischen Schule, woraus erhellt, daß das Schulwesen in China trotz der eigenthümlichen und unbeholfenen Sprache doch nicht so hoffnungslos und erfolglos ist, daß es nicht der Unterstützung und Theilnahme der christlichen Heimath werth wäre.

Das Schülerpersonal betreffend, zählt die von unseren Brüdern errichtete Schule in Pukak seit diesem Jahr 14 Knaben und Jünglinge im Alter von 11 bis 20 Jahren. Darunter ist ein Heide, die anderen sind Christen, Kinder von Gliedern unserer Gemeinde. Von diesen Schülern

D. Nachrichten aus China.

Mit dem zweiten Quartalbericht sandte uns Miss. R. Lechler ein Verzeichniß der von ihm und Br. Winnes gemachten Ausstellungen an Dr. Medhurst's Uebersetzung des Neuen Testaments. Diese Ausstellungen wurden in einer 6 Bogen starken Ausführung philologisch, exegetisch und dogmatisch begründet, Dr. Medhurst übersandt. Der Bischof von Victoria erbat sich eine Copie davon für sich, weil er in England Gebrauch davon machen will. Dr. Medhurst hat bereits eine Antwort darauf an den Secretär der Bibelcommittee in Hongkong geschickt, die jedoch bei Abgang des Berichts unseren Brüdern noch nicht zugekommen war. — Eine zweite Beilage des Berichts Br. Lechler's bildet ein „Probeblatt" aus dem von unserem seligen Br. Hamberg angelegten und von Br. Lechler fortgeführten und ergänzten Hakka-Wörterbuch. Die Ausarbeitung dieses Lexikons ist ein wesentliches Förderungsmittel zur gründlichen Erlernung dieses Dialects. „Unsere beiderseitige Ueberzeugung," schreibt Miss. Lechler von sich und Br. Winnes, „von der Nothwendigkeit eines solchen Hülfsbuchs zu systematischer Erlernung des Volksdialects hat mir auch seither den Muth erhalten, mich durch eine solche an sich so langweilige Arbeit hindurch zu winden. Das Meiste ist jetzt überstanden. Die noch fehlenden Buchstaben L M P W, welche sich in keinem der drei Bücher, in welchen Br. Hamberg seine Wortsammlungen niedergelegt hatte, vorfanden, sind nun hinzugefügt worden; und wenn vollends die Zeichen hineingeschrieben seyn werden, so wird es eine wahre Lust seyn, den Hakkadialect zu studiren."

Im Juni fiel ungeheuer starker Regen, der eine Mauer des Hauses unserer Brüder, welche nur von in der Sonne getrockneten Lehmziegeln erbaut war, gänzlich auflöste. Die Gefahr war sehr groß. Man mußte eiligst Stützen anbringen, damit das Dach und ein kleines Häuschen, welches Br. Hamberg hatte aufbauen lassen, nicht zusammenstürzten.

„In dem letzten Vierteljahr," berichtet Miss. Lechler weiter, „war es uns gestattet, den Raum unserer Hütte weiter

zu machen und die Seile länger zu dehnen. Der Gehülfe Tschongbin ist nämlich mit Weib und Kindern nach Tschonglok (siehe 3. Heft 1856) gezogen, wo er von nun an bleiben wird. Mit ihm ging der von Br. Hamberg getaufte Tshi a si auch von dort her. Derselbe war im Januar hieher gekommen, um mich abzuholen, da Tschongbin bei seinem letzten Besuche in jener Gegend den Leuten Hoffnung gemacht hatte, daß ich kommen werde. Ich fühlte aber, daß meine Zeit noch nicht gekommen sey, und ließ sie deßhalb allein ziehen. Ich gab ihnen 1000 Neue Testamente mit, für deren Transport und Verbreitung dort oben der Cassier unserer Bibelcommittee mir 30 Dollars gibt. — Der Gehülfe Tschongkong ist mit seiner Frau in seine Heimath Maham gezogen, wo er predigen und Schule halten wird. — Der Präparand Tschinkau hat sich mit dem Gehülfen oder Gemeindeältesten Ngiphen von Lilong auf den Weg gemacht, um das Evangelium zu verkündigen und Bücher zu vertheilen. Letzterer ist wieder zurückgekommen und hat erzählt, wie sie meistens freundliche Aufnahme unter ihren Landsleuten gefunden haben. Tschinkau ist noch fort, und wird bis über die Kreisstadt Fuitschufu hinausgehen."

Sowohl ihre Erfahrungen als auch die Erwägung der Verhältnisse haben unsere Brüder seit Anfang dieses Jahres zu dem Entschluß gebracht, der Schule und insbesondere der Heranbildung besserer Gehülfen als sie bisher hatten sich zu widmen. Miss. Winnes gibt uns in seinem zweiten Quartalbericht eingehendere Mittheilungen über den Stand und den Fortgang seiner chinesischen Schule, woraus erhellt, daß das Schulwesen in China trotz der eigenthümlichen und unbeholfenen Sprache doch nicht so hoffnungslos und erfolglos ist, daß es nicht der Unterstützung und Theilnahme der christlichen Heimath werth wäre.

Das Schülerpersonal betreffend, zählt die von unseren Brüdern errichtete Schule in Pukak seit diesem Jahr 14 Knaben und Jünglinge im Alter von 11 bis 20 Jahren. Darunter ist ein Heide, die anderen sind Christen, Kinder von Gliedern unserer Gemeinde. Von diesen Schülern

haben 8 die hiesige Schule seit ihrem Bestehen besucht; 2, Br. Lechler's Pflegkinder, waren früher in der Schule des Bischofs von Hongkong; Einer besuchte früher die Schule in Lilong, nachdem er im vorigen Jahr mit seinen Eltern getauft worden, und gibt Hoffnung, ein Gehülfe in der Mission zu werden. Ein anderer Schüler, aus dem Tschonglok-Kreis, im Jahr 1852 mit seinem Vater in Pukak getauft und eine Zeitlang in der Schule in Lungko, berechtigt zu gleicher Hoffnung.

Unterrichts-Gegenstände:

a) Das Chinesische.

Wie bekannt, beschränkt sich alles Lernen und Studiren in den chinesischen Schulen auf das Lesen, Auswendiglernen und Einüben der Klassiker und auf das Schreiben. Die Classiker werden in folgender Ordnung gelesen: Nachdem der in die Schule neu eintretende Schüler ein oder zwei Anfangsbücher gelesen und auswendig gelernt hat, dann wird ihm Mencius und Confucius zu lesen gegeben, welche man die 4 Bücher nennt. Hierauf liest er den Schiking, sodann den Schuking, darauf den Jitking. Nun hat er die wichtigsten Bücher gelesen. Die 2 noch übrigen Liki und Tschun tschiu werden für nicht so wichtig gehalten. Hat der Schüler 4—5 Jahre an diesen Büchern gelesen und auswendig gelernt, so fängt man an, in der selben Ordnung, wie sie dieselben gelesen haben, die Classiker zu erklären und sie ihrem Verständniß aufzuschließen; man übt sie im Anfertigen von Aufsätzen und im Versmachen. So werden sie nach chinesischen Begriffen zu „Gelehrten“; und so treiben es die chinesischen Schulmeister. Abgeholfen kann hier erst werden, wenn einmal Gehülfen da sind, welche eine andere Bildung empfangen haben als die jetzigen, namentlich eine fremde Sprache verstehen, um die ihrige damit vergleichen zu können. — So wichtig übrigens für einen deutschen Schulknaben die deutsche Sprache ist, so wichtig ist für den chinesischen die chinesische Sprache. Diese kann aber nur

an den Classikern recht erlernt werden. Die Methode freilich ist verwerflich.

b) Der von unseren Missionaren ertheilte Unterricht:

1) Religion. Alle haben den kleinen lutherischen Katechismus auswendig gelernt und, mit Ausnahme der 5 in diesem Jahr eingetretenen Schüler, die einfache ausführliche und erbauliche Auslegung desselben von Miss. Lechler gehört. Zwei der Letzteren hat Br. Lechler früher schon in Jamtsau in der christlichen Lehre unterrichtet. Zwei andere, die beiden ältesten unter den Schülern, haben eine ordentliche christliche Erkenntniß. — In der christlichen Lehre hören sie alle täglich Br. Lechler's Erklärung eines ausführlichen Lehrbuchs. — Als im vorigen Jahr die Psalmen erklärt wurden, lernten sie eine große Anzahl derselben auswendig; ferner eine Anzahl Sprüche des Neuen Testaments. In den von Miss. Winnes gehaltenen Morgenstunden haben sie in diesem Jahre die Erklärung der Sprüchwörter und des Predigers gehört. Jetzt liest derselbe mit 10 Schülern täglich ein Kapitel in der Bibel, und will auf diese Weise das Alte Testament mit ihnen durchlesen, damit sie es dem Wortsinne nach verstehen lernen.

Die Denkthätigkeit der chinesischen Schüler tritt übrigens hinter der der Kinder in unserer christlichen Heimath zurück, wovon die Missionare täglich die Erfahrung machen, so oft sie Katechese mit ihrer chinesischen Schule halten. Dieß rührt ohne Zweifel theilweise daher, daß der chinesische Lehrer nicht fähig ist, das Denkvermögen zu wecken und zu üben. Denn nachdem er zuerst nur auswendig hat lernen lassen, übt er dann seine Schüler nicht im Auffinden des Sinnes, sondern sagt ihnen selbst die Sache 2 bis 3 Mal vor und fragt sie am nächsten Tag darüber ab. Dieß hängt wieder mit der chinesischen Bornirtheit zusammen, daß ihre Bücher so tief seyen, daß es zuerst eines gelehrten Magisters bedürfe, um diese Tiefen zu ergründen und sie den Unmündigen aufzuschließen. Nun erwarten die Schüler von dem Missionar ein

Gleiches, und wenn es nicht so geht, wenn sie dem Missionar erklären sollen, dann stehen sie häufig da wie auf den Kopf geschlagen.

2) Geographie. Dieser Gegenstand wurde erst in diesem Jahre aufgenommen. Zuerst die Elemente der mathematischen Geographie. Hierauf China, zunächst die physikalischen Verhältnisse.

3) Rechnen. Miss. Winnes schreibt: „Ich glaubte früher, die Chinesen seyen gute Mathematiker und deßwegen sey dieser Unterrichtsgegenstand nicht so nöthig. Jetzt bin ich von dem Gegentheil überzeugt. Zwei Schüler nehmen an diesem Unterricht keinen Theil, weil sie nicht mit den anderen fortkommen können. Wir stehen gegenwärtig an der Multiplication."

4) Schreiben. Die Schüler, welche Englisch lernen, ihrer 7, haben Schönschreiben. Die übrigen werden in Zukunft ihre eigene Sprache mit lateinischen Buchstaben schreiben gelehrt werden.

5) Gesang. Sie können 5 Melodieen ordentlich singen und ihre Stimmen werden nach und nach biegsamer und wohllautender. Einem 13 Jahre alten und sehr gut befähigten Schüler, Namens Tschin minsiu, der im Jahr 1854 getauft wurde, gibt Br. Winnes seit diesem Jahre Unterricht auf der Physharmonika; Er wird in einem halben Jahre fähig seyn, Choräle zu spielen und dann den Kirchengesang zu begleiten.

6) Englische Sprache. Br. Winnes liest jetzt mit Mehreren das Evangelium Johannis in der englischen Bibel. Daneben haben sie Sprachübungen. Es ist sehr viel daran gelegen, daß die Chinesen fremde Sprachen kennen lernen, damit sie an diesen die Einseitigkeit und Unbehilflichkeit der ihrigen wahrnehmen lernen. Man macht sie vergeblich auf die Mängel der von ihnen für die Vorzüglichste gehaltenen chinesischen Sprache aufmerksam, so lange sie keinen Vergleich mit einer anderen Sprache anstellen können. Für die Heranbildung tüchtiger Missionsgehülfen ist dieser Gesichtspunkt von größter Wichtigkeit. Sollen

diese nämlich eine bessere Bildung erlangen, als sie in ihrer eigenen Sprache ihnen möglich ist; so müssen sie mit den Sprachen christlicher Völker bekannt gemacht werden. Die katholischen Missionare haben dieß schon längst begriffen: daher sie ihre eingeborenen Priester außer der lateinischen Sprache auch noch eine andere lebende Sprache, entweder die portugiesische oder die französische oder italienische erlernen ließen.

Das religiöse Leben der Schüler betreffend, so zeigen Alle Lust und Freude an Gottes Wort, ohne daß dasselbe bis jetzt in ihnen eine Kraft zur Wiedergeburt geworden wäre.

Anhang.

Mittheilungen von Basler Brüdern in fremden Diensten.

Ostindien.

Miss. C. W. Isenberg in Bombay schreibt von da unter dem 1. April 1856: „Bruder Deimler hat nun die bestimmte Weisung erhalten, sobald er kann, nach Ost-Afrika zu Br. Rebmann zu gehen. Er wird aber wohl schwerlich vor Ende der Regenzeit, d. h. vor dem September, gehen können; bis dahin soll eine Dampfschiff-Verbindung zwischen Aden und Mauritius über Zanzibar hergestellt werden. Vorher wird Br. Deimler seine zweite Ordination vom hiesigen Bischof erhalten. — Gestern hat unser Bischof 9 oder 10 unserer neubekehrten Eingeborenen, 2 Jüdinnen und einige Afrikanerinnen confirmirt. Die Herren Robertson, Mitchell und Hunter haben seit einigen Wochen alle 14 Tage an das junge Bombay über allerlei Gegenstände Vorträge gehalten, um das Evangelium unter diese Menschenclasse zu bringen. „Indiens Vergangenheit“, „Gewissensfreiheit“ waren Gegenstände zweier Vorträge, die bis jetzt gehalten wurden. Das hat den Sohn des Parsi-Geldfürsten Sir Jamsetji Jidgibhoi auch angeregt, und er hat einen Vortrag in Guzerattischer

„über die Pflichten des Menschen“ in der Townhall gehalten, wobei über 2000 Menschen, davon die Meisten Parsis waren, zugegen gewesen seyn sollen. So fangen also auch Parsis an zu moralisiren. Kürzlich sind in Ahmednagar zwei junge Hindus, bisherige Deisten, von der Jung-Bombay-Partei zum Christenthum bekehrt worden. Das hat die Stadt sehr aufgeregt.“

Miss. Gottfried Deimler, bisher in Bombay, schreibt auf dem Weg nach Aden am Bord des Madras unter dem 15. Mai 1856: „Sie sehen, daß ich auf meinem Weg nach Ost-Afrika bin, und werden sich darüber freuen. Ich freue mich auch, aber im Glauben. Eine nicht leichte Probezeit habe ich bis jetzt in Indien schon durchgemacht; sie wird fortdauern in Ost-Afrika in anderer Form. Kampf und Treue und Ausharren gilt es überall, wenn man kein dummes Salz werden will, das zu nichts nütze ist, als daß man es hinauswerfe. — Mit diesem Monat wird das erste Dampfschiff von Aden nach Mauritius mit Berührung von Zanzibar gehen. So wird auch Ost-Afrika mehr und mehr in die civilisirte Welt hineingezogen, und für die Arbeiter der Mission erwachsen dadurch auch Erleichterungen.“

West-Afrika.

Keta (Quitta), Station der Bremer Missionsgesellschaft, auf der Sclavenküste. Miss. Bernhard Schlegel schreibt von da unter dem 16. Mai 1856: „Es wird mir immer klarer, wie unsere Arbeit in Afrika eine Arbeit für die Zukunft ist und das Bahnbrechen für Afrika's anrückende Geschichte zum Zwecke hat. Wir müssen als Männer der Hoffnung geduldig arbeiten lernen ohne viel zu sehen, nach jenem Wort des HErrn: „Dieser säet, der Andere schneidet.“ „Andere haben gearbeitet, und ihr seyd in ihre Arbeit gekommen.“ Gelingt es dem HErrn, das mit uns auszurichten, so wird gewiß sich auch „der Säende einst ebenso freuen, wie der, so geerntet hat.“ Wer dieses aus dem Auge läßt, der arbeitet halb vergeblich in Afrika. Die wenigen Seelen, die uns zu unserer Ermunterung dabei zufallen, sind nur die Erstlings-

beiträge Afrika's zur Fülle der Heiden, die wir um so mehr erreichen können, je mehr wir ihre Sprache erfassen. Das nimmt aber auch unsere Kraft in Anspruch, wie keine andere Arbeit. Man wird überall in der Heidenwelt, besonders in Afrika, die Beobachtung machen können, daß diejenigen Brüder am tiefsten und schnellsten an ihrer Gesundheit untergraben werden, welche sich besonders mit Sprache und Uebersetzungsarbeit zu befassen haben..... Der Teufel mit all seinem Heer hat einen großen Zorn über uns, wir müssen auf der Hut stehen, und uns immer unmittelbarer an den Fürsten des Lebens anschließen in Demuth und ernstem Gebet, wenn uns der Arge nicht antasten und fällen soll. Ach, wir sind eben Knaben und nicht Kriegsleute! Männer in Christo, die wissen was der Arge im Sinne hat, sollten wir seyn und müssen wir werden in Afrika! Ich habe mich schon oft darüber gewundert, daß der HErr sein Werk auf dieser Sclavenküste durch lauter junge unerfahrene Leute beginnt; aber es ist, scheint's, so seine Art, damit Er einst desto mehr Kronen auf seinem Haupte habe (Offenb. 19, 12) am Tage seiner Erscheinung..... Wir sind auf der Sclavenküste und unter dem Sclavenvolke im eigentlichen Sinne, nicht auf der Goldküste, wie es noch immer in Missionsblättern zu lesen ist. Die Sprache der Bewohner des Sclavenlandes wird mit einem gemeinsamen Namen „Ewhe" genannt. Sie erstreckt sich der Küste entlang vom Wolta bis gegen den Niger hin (in Lagos wird Ewhe gesprochen an der Küste) und von der Küste bis tief in's Herz von Afrika und bildet zu Otschi einen zweiten Hauptast des westafrikanischen Sprachstamms. Die Ewhesprache umfaßt 4 große Gebiete, die sich alle mit wenig Schwierigkeit verstehen, vielleicht mit Ausnahme von Dahome, welches ein Mischvolk ist und dessen Dialect mit Joruba durchwoben ist, welche Sprache übrigens mit Ewhe nähere Verwandtschaft hat. Die 4 Dialecte der Ewhesprache sind: I. Anglo, der obere Küstendialect, in dem wir uns bewegen. II. Angfue, in welchem Weki liegt, was von den Europäern „Krepe" genannt wurde. Es liegt nordwestlich von Anglo, begrenzt im Westen den

Woltastrom, die Grenze zwischen Ewhe und Otschi bis tief ins Innere, zieht sich nordöstlich über das Akugebirge hin und begrenzt nach der Küste hin das Widagebiet, den unteren Sclavenküstendialect, welcher III. mit Dahome derselbe ist, auch politisch unmittelbar unter Dahome steht. Dahome erstreckt sich vom Wolta bis an die Grenzen der Sprache, die an den Ufern des Niger gesprochen wird, zu welcher Joruba gehört. IV. Machi hinter Dahome, im Herzen von Afrika. Ueber die inneren Grenzen der Ewhe- und theilweise auch der Otschisprache dürfte eine Wolta-Expedition Aufschluß geben, welche die letzte Niger-Expedition ergänzen würde." —

2. Die neusten Ereignisse auf dem Gebiete anderer Missionsgesellschaften.

China.

(Rheinische Mission.) Miss. Krone hat, durch den Gehülfen Wong lung veranlaßt, im April dieses Jahres eine neue Station in dem Dorf Hoau angefangen. Er sagt von diesem Ort: „Hoau liegt in dem an Sanon angrenzenden Kreise Kwei schin, welcher zum Bezirk Wei tschau gehört. Es ist also nicht allein unter einem andern Kreis-, sondern sogar Bezirksmandarin, als die übrigen Rheinischen und Baseler Stationen. Schon das ist von Wichtigkeit. Wenn wir uns alle in einen Kreis hineindrängen, so ist's leicht möglich, daß dem Mandarin endlich bange wird und er mit einem Edikt plötzlich der ganzen Mission, wenigstens für eine Zeitlang, ein Ende macht."

Hinter-Indien und asiatischer Archipelagus.

(Amerikan. Baptisten.) Prohm. Miss. Kincaid sagt in seinem Brief vom November 1855: „Der König in Ava habe in den letzten 5 Monaten mehrere Botschaften an ihn gesandt und ihn aufgefordert, nach Ava zu kommen, um sich dort niederzulassen, er wolle ihm Boote und Leute schicken, um ihn abzuholen, und ihm ein Haus verschaffen." Dann fügt er hinzu: „Wie die Sachen jetzt stehen, scheint es mir

nicht am Platz, Prohm zu verlassen. Wir haben 4 Birmanen- und 2 Karenen-Gemeinden weit auseinander — die nördlichste und die südlichste wenigstens 100 Meilen auseinander; und außer diesen jungen Gemeinden haben wir Bekehrte an verschiedenen andern Orten, wo Hoffnung ist, daß auch Gemeinden entstehen werden, sowohl unter Birmanen als Karenen. Und dann sind unsre eingebornen Prediger, obschon treu und thätig, noch jung an Erfahrung und im Evangelium sehr wenig bewandert." — Derselbe Missionar meldet auch die Gründung einer Gemeinde in Thajet: „Ich habe so eben" — schreibt er — „einen jungen Menschen von Ava getauft, den vierten im Lauf des Jahres. — In Thajet, der Grenzstadt von Britisch Birmah, habe ich 8 getauft und diese sammt 5 an andern Orten getauften aber jetzt in Thajet wohnenden bilden eine Gemeinde. Zwei Gehülfen arbeiten in der Stadt und den benachbarten Dörfern mit guter Hoffnung. Ich besuche den Ort alle 4 oder 6 Wochen. — Thajet ist für das Missionswerk vortrefflich gelegen. Die Bevölkerung nimmt noch zu und eine Menge Dörfer sind leicht erreichbar. Wir wünschen sehr, eine ähnliche Mission in Keaugen zu gründen, einer großen schönen Stadt, 30 Meilen unterhalb Prohm, wo Alles Erfolg verspricht." — Indeß hatte der Missionar keineswegs nur Erfreuliches zu berichten. Vielmehr besuchte er auf seiner Reise einige Gemeinden, die ihm mehr Kummer und Sorgen als Freude machten.

Henthada-Mission. Miss. Thomas schreibt unterm 28. März 1856 von Henthada: „Seit meinem letzten Brief vom 29. Februar haben wir weitere 25 Bekehrte getauft und eine neue Gemeinde gebildet, die zweite im Tharrawaddi-District. Vor etwa 4 Monaten gab ich Ihnen Nachricht von der Gründung der ersten Gemeinde in jener Provinz. Die vorige Woche wurden derselben 9 weitere Mitglieder durch die Taufe hinzugethan, was ihre Zahl auf 29 erhebt. Es ist ein sehr lieblicher Zweig der Kirche Christi. Sie bauen jetzt selber eine Kapelle, wo sie und hoffentlich noch eine größere Zahl ihren Gottesdienst halten können."

Missionar Dr. Mason theilt folgende 2 Briefe von Nationalgehülfen mit. Der erste von San Schapau, dem Haupt-Bghai-Gehülfen ist an San Squala geschrieben und lautet in deutscher Uebersetzung also: „Theurer Lehrer und älterer Bruder! — Ich vermag gar nichts. Ich habe keine Weisheit und kein Urtheil; aber ich glaube fest, wie die heilige Schrift sagt, daß Gott Alles vermag. Als ich hieher kam war ich in Büchern nicht bewandert, aber Gott wandelte die Herzen der Bghais um, daß sie Christen wurden und 39 Kirchen bauten, für welche sie Lehrer verlangen, und obschon sie verlassen sind, wacht Gott doch über ihnen, daß sie fest bleiben. Ich verstehe die Bibel nicht; dennoch befähigt mich Gott zu reden, aber nicht aus eigener Weisheit. Darum Brüder, wenn ihr betet, vergesset euern Bruder nicht, den kleinen Lehrer Schapau im Lande der Bghais. — Als ich hörte, der Lehrer Whitaken sey in Taungu angekommen, wünschte ich sehr ihn zu besuchen; damals war aber mein ganzer Leib von Krankheit wie geschunden. Ich wußte nicht was thun, aber es trieb mich hinaus in's Freie; so ging ich in den Wald und grub einige Wurzeln aus, die für die Krankheit gut seyn sollten, und nachdem ich sie auf einem Stein zerrieben und dann einen Teig daraus gemacht hatte, beugte ich mein Haupt vor Gott und bat um seinen Segen. Dann salbte ich mich, und nachdem ich eine Nacht geruht, erwachte ich des Morgens ein wenig besser; und nun eilte ich den Lehrer zu besuchen. Ich blieb vier Tage in Taungu, und am Sonntag mußte ich dem Lehrer in Bghai dolmetschen. Er las aber in der Bibel von Ananias und Saphira, deren Bedeutung ich nicht recht verstand. Indeß half mir der Lehrer im Reden, so daß die Bghais mich ordentlich verstehen konnten. Sie verlangten sehr nach Bibeln, und als der Lehrer ihnen später welche zu senden versprach, freuten sie sich sehr. Die Bghais sind sehr gottesfürchtig und verehren Gott in großer Furcht. Darum, Brüder, betet für sie; vergesset sie nicht. Ich bin jetzt 2 Jahre unter den Bghais und wünschte manchmal sehr mein kleines Töchterchen (in Maulmain) zu sehen und zurückzukehren; allein Gott hat mich bestellt, die Bghais

in Büchern zu lehren und ich sah sie in einem Dorf nach dem andern Kirchen bauen, daher durfte ich nicht zurück kehren. Es ist wie's in der Bibel heißt: „die Ernte ist reif", und der Befehl ist da zu ernten. Brüder, wenn Gott solches befohlen hat, dürft ihr unthätig bleiben? Gott hat den Weg der Freude eröffnet und wir sollten uns alle mit einander freuen. Aber ich habe doch kein Vertrauen zu mir selbst. Meine Zuversicht ist in Gott. Darum, Brüder und Schwestern, Lehrer und Lehrerinnen, ihr alle, betet für mich und daß das Reich Gottes in Taungu kommen möge." —

Der andere Brief ist von Sau Pwaipau, dem ersten Gehülfen unter den Paku's. Derselbe schreibt: „Gnade den Lehrern, Lehrerinnen und Jüngern, allen und jedem von ihnen. Ich preise Gott nach seinem Wort. Ich fühle mich nie schwach in Ihm, und durch seinen Beistand freue ich mich beständig in Ihm. Gott hat mich hieher gebracht, und obschon ich anfangs traurig war, hat Er dennoch seine Kraft in Wahrheit kund gethan und ich kann seine Güte nicht genug rühmen. Aber ich denke nicht an das, was mich glücklich macht. Ich predige und sehe wie das Licht die Finsterniß hell durchstrahlt. Es nimmt von Tag zu Tag zu, wie die erste Dämmerung am Morgen immer lichter wird. Die Gebete der Lehrer, Lehrerinnen und Jünger sind erhört worden. Durch die Predigt haben die Zuhörer einen Lehrsatz nach dem andern verstehen lernen. Die Leute hier lernen die Bücher gut und Gott steht ihnen bei. Wer einige Fertigkeit erlangt hat verläßt mich, denn die Einwohner anderer Dörfer bauen Kirchen und kommen um sie als Lehrer zu berufen. Ich habe 8 Paku-Lehrer geliefert für eben so viele Dörfer, wohin sie eingeladen wurden zu lehren. Betet für diese 8 Lehrer, Brüder, denn sie haben nun erst zu lernen angefangen und wissen noch fast nichts. — Im Anfang, als ich hieher kam und predigte, war ein Häuptling hier, der nichts von Gerechtigkeit wußte; als er aber ein Christ wurde, ward er ein starker Mann in Gott. Er ermahnte und lehrte seine Familie und sein Volk in Sachen, welche die künftige Welt betreffen, mit großem Eifer, und er liebt mich wie sein eigenes

Kind. — Dieses Jahr war viel Krankheit unter uns. Zwanzig Personen sind gestorben, von denen 9 getauft waren. Noch bleiben die Christen fest, ein jeglicher von ihnen, und sind stark in Gott. Theure Lehrer, Lehrerinnen und Jünger aller Orten, betet in Liebe für dieses Volk.“

Java. Batavia. (Goßner'sche Mission.) Miss. Michaelis berichtet von einer weitern Taufhandlung, welche am Weihnachtsfeste 1855 drei bekehrten Mädchen zu Theil geworden. Dieselben erhielten dabei die Namen Maria, Elisabeth und Johanna.

Borneo. Tanggohan. (Rheinische Mission.) Auf dieser neuen Station (siehe Heft I. Seite 71.) nahm Miss. Nott am Weihnachtsfeste 1855 die Erstlinge aus den Dajacken durch die Taufe in die Gemeinde Christi auf. Es waren ihrer fünf: 2 Männer, eine Frau und 2 Kinder. Nach der Taufe wurde den Erwachsenen auch das heilige Abendmahl gereicht. — Miss. van Höfen, welcher am 14. Februar dieses Jahres Tanggohan besuchte, schreibt davon: „Geschwister Nott sind schon ziemlich eingerichtet. Auch geht es mit der Wirksamkeit sehr gut. 60—70 Schüler, des Sonntags eine ziemliche Anzahl Zuhörer, auch schon einige Pandelinge getauft. Das alles zeugt von einem guten Anfang.“

Hindustan.

Nach der letzten Volkszählung ist das Verhältniß der Missionare zu der Bevölkerung folgendes: Präsidentschaft von Bengalen: Einwohner 45,160,000, Missionare 103. — Präsidentschaft Agra: 30,250,000, Missionare 60. — Präsidentschaft Bombay: 10,000,000, Missionare 33. — Präsidentschaft Madras: 27,280,000, Missionare 182. — Pendschab: 5,600,000, Missionare 5. — Scind: 1,500,000, Missionar 1. — Nagpur: 4,850,000, Missionare 2. — Heiderabad: 10,666,000, Missionar 0. — Oude: 2,970,000, Missionar 0. — Uebrige Staaten: 28,500,000, Missionar 0.

Ober- und Niederindien.

Ranschi-Bethesda. (Goßner'sche Mission.) Miss. Sternberg in Muzufferpor besuchte im Februar dieses Jahres die Missionare in Ranschi unter den Kohls, wo er sich 8 Tage aufhielt. In seinem Bericht von diesem Besuch sagt er unter anderm: „Die Mission der Brüder in Ranschi ist eine Mission, wie sie sich jeder Missionar wünscht. Hier ist ein Volk — die Kohls — weder so verfeinert wie die Hindus und Chinesen, noch so verwildert wie die Australier; ein Volk von guten natürlichen Anlagen sowohl leiblich als geistig; versunken zwar in die Gewalt der natürlichen Lüste der gefallenen Menschennatur, doch aber nicht darin noch mehr befestigt und bestärkt durch eine verworfene Götterlehre oder eine alle Gottesfurcht überflügelnde Philosophie; auch nicht in Banden gehalten durch eine interessirte Priesterschaft oder falsche Heiligenschaft; — und unter dieses Volk ist das Evangelium von der Gnade Gottes in Christo gefallen und hat in den Herzen der Leute gezündet, so daß von dem Tag an, da die Erstlinge aus diesem Volk die Liebe Gottes erkannt und angenommen haben, das Feuer dieser Liebe von einem zum andern, vom nähern zum fernern, von Dorf zu Dorf fortgezündet hat, bis daß jetzt die dort umher gesammelte Gemeinde nicht nach Einzelnen, sondern nach Hunderten gezählt wird, und gegründete Hoffnung vorhanden ist, daß im Verlaufe nicht vieler Jahre der ganze Stamm der Kohls der Gemeinde zugethan werden wird. Wenn die Brüder jetzt ihre Taufzeiten haben (denn zu gewissen Jahreszeiten sind die Kohls mit ihrer Ackerarbeit zu sehr beschäftigt), so haben sie nicht einen oder zwei Täuflinge, sondern gleich 40 und 50 und 60 zu taufen; an dem Sonntage, wo ich bei ihnen war, standen 75 Seelen vor dem Taufstein — Greise und Jünglinge, alte Mütterchen und Mütter mit säugenden Kindern auf dem Schooß (oder vielmehr auf dem Rücken); — den Sonntag zuvor war eine ähnliche Anzahl getauft worden und den Sonntag darauf sollten auch noch andere getauft werden. — Hiebei ist zu bemerken, daß die Taufcandidaten

nicht so schnell und übereilt zur Taufe zugelassen werden; sie haben gewöhnlich mehrere Jahre nach ihrer Meldung darauf zu warten und Proben ihrer Aufrichtigkeit durch Ablegung gewisser charakteristisch-heidnischer Gebräuche und Laster zu geben. Es sind auch in der ökonomischen Verwaltung der Mission gar keine Umstände vorhanden, aus welcher die sich Meldenden Hoffnung auf irdische Vortheile, Versorgung, Unterstützung u. dgl. schöpfen könnten: sie müssen sich sogar für die Zeit ihrer Vorbereitung ihr eigenes Essen mitbringen; die Brüder reichen ihnen bloß Geistliches und befassen sich mit dem Irdischen gar nicht. Doch haben es die Kohls nicht leichter, wenigstens nicht viel leichter als die Hindus, wenn sie Christ werden wollen. Sie haben auch ihre Kaste, die sie beim Uebertritt verlieren; sie haben Land und Haus und Hof, das ihnen um Christi willen genommen wird und das sie sich nachher erst durchs Gericht erklagen müssen; sie werden oft thätlich und schrecklich mißhandelt; Weiber werden verstoßen, Kinder enterbt, Eltern verlassen u. s. w. Manche, die angefaßt waren, lassen sich durch dieses Kreuz Christi abschrecken und versinken wieder in heidnische Gleichgültigkeit; aber viele überwinden; und das Reich Gottes wächst von Jahr zu Jahr — die neue Kirche, welche die Brüder jetzt beendigt haben, ist sehr groß; aber wenn alle vorhandenen Getauften an Einem Sonntage darin versammelt würden, wäre der weite Fußboden derselben doch wohl eher zu klein als zu groß. — Ich war mit Br. Schatz auf 2 Dörfern, wo einige ihrer nächsten Bekehrten wohnen. Auf dem Einen Dorfe, Kottu, wohnten 16 christliche Kohlsfamilien mitten unter den noch heidnischen Kohls; sie hatten sich bereits ein einfaches Bethaus erbaut, in welchem der Aelteste unter ihnen (der Erstling aller Kohlschristen, Namens Nauman) die Morgen- und Abendgebete hält. — Die Schule besteht gegenwärtig aus 70 Knaben und Mädchen. — Ich habe noch nicht viel Schulen gesehen; doch denke ich, ich sage nicht zu viel wenn ich die Schule in Ranschi für eine Normalschule erkläre; ich habe wenigstens vieles davon mir zum Muster genommen und gedenke es nachzuahmen im Kleinen. Die Kinder sind indessen

meist Kinder der christlichen Kohls. — Einen besonders erquicklichen Eindruck macht der Gesang der Kinder. — sie singen vierstimmig und so rein und melodisch, daß man sich ganz nach Deutschland versetzt glaubt. Am Sonntag Morgen bringen die Knaben vor jedem Hause der Brüder ein Ständchen, und ich kann sagen, daß ihr Gesang dem eines Gymnasialchors zu Hause ganz und gar nicht nachstand."

Im April 1856 schreibt Miss. Schatz: „Was die Zahl der bis jetzt getauften Kohls betrifft, so beträgt die Zahl der Kinder — zum Theil aber oft ziemlich groser Kinder, weil ja schon viele derselben nachher verheirathet worden sind, über 200, und der Alten, die gewöhnlich Väter und Mütter sind, 266. Der HErr hat sich einige davon heimgeholt; einige davon, doch nur wenige mußten ausgeschlossen werden. Die Zahl der überhaupt mit uns in Verbindung stehenden Personen mag sich wohl auf 800 belaufen. Mit den Verfolgungen hat es immer noch nicht aufgehört: es ist fast der gewöhnliche Gang, daß, sobald einer wirklich getauft ist, ihm von allen Seiten zu Leibe gegangen wird."

Calcutta. (Freie Kirche Schottlands.) Dr. Duff schreibt unterm 2. Mai 1856: „Unsre grose Central-Anstalt war noch nie voller als jetzt, und dasselbe kann von den Zweigstationen zu Tschinsurah, Bansberia und Kulna gesagt werden. Die göttliche Wahrheit in Verbindung mit allgemeiner Wissenschaft wird täglich 2—3000 hoffnungsvollen jungen Leuten dieses einst verfinsterten Landes beigebracht, und Gottes Wort wird ja nicht leer zurück kommen."

Pendschab. Die Presbyterianische Kirche Nord-Amerikas hat unter den Afghanen in Rewal-Pindi, einer Stadt von 15,000 Einwohnern, 160 Meilen (engl.) nordwestlich von Lahor, eine Station angefangen. Es heißt hierüber in ihrem Bericht: — „In Rewal-Pindi wurde unter der Aufsicht der Missionare in Lahor eine Schule angefangen, deren Lehrer George Scott ist. — Nachgehends wurde dieser Ort zu einer Station für ausgedehntere Arbeiten unter den Hindus im nordwestlichen Theil des Pendschab bestimmt, sowie auch um unter den Afghanen ein Missionswerk zu beginnen.

Herr Morrison, der von Lahor nach dieser Station zog, wird seine Arbeit auf dem vorigen Felde fortsetzen. — Die Mission unter den Afghanen wurde in Folge auffallender Winke der Vorsehung unternommen. Das Land Afghanistan liegt zwischen Indien und Persien und enthält 5,000,000 Einwohner: ein rüstiges, kräftiges Volk, das in Stämme und Familien eingetheilt ist. Sie sind Muhammedaner, unter denen jetzt in ihrem eigenen Lande keine Missionsarbeit möglich ist. Sie finden sich aber in großer Anzahl an verschiedenen Orten im Nordwesten Indiens und Andere besuchen diese Orte in Handelsgeschäften." — Die Missionare Morrison und Löwenthal sind für diese Mission bestimmt; letzterer hauptsächlich zur Arbeit unter den Afghanen.

Vorderindien.

Bombay. (Freie Kirche Schottlands.) Unter dem 12. Juni 1856 schrieben 4 Parsi-Jünglinge folgenden Brief an die Missionare Dr. Wilson und White: „Verehrte Herren! „Wir unterzeichnete Schüler der Elphinstone-Anstalt (Re„gierungsschule) nehmen uns die Freiheit Ihnen unsre Ueber„zeugung hinsichtlich der Parsi-Religion und des Christenthums „mitzutheilen. — Wir sind durch die Gnade Gottes völlig „überzeugt, daß die Parsi-Religion falsch ist; ihre Lehren sind „unbestimmt und unvernünftig; sie ist eine menschliche Er„findung, keine Offenbarung Gottes. Nachdem wir 2 bis 3 „Jahre der wahren Religion nachgeforscht, fanden wir, daß „aller Trost, alle Hoffnung und Freude, alles Glück und alles „Gute in dieser und in der zukünftigen Welt in dem HErrn „Jesu vereinigt ist. Es gereicht uns jetzt zur größten Freude, „Ihnen zu sagen, daß, da wir von der Wahrheit des Christen„thums vollkommen überzeugt sind, wir getauft und in die „sichtbare Kirche Christi aufgenommen zu werden wünschen. „Es gereicht uns zur größten Freude durch die Gnade Gottes „zu sagen, daß wir entschlossen sind, an das Licht heraus „zu kommen, welches das Herz erleuchtet und der Seele wohl „thut. Wir sind in einer Lage, wo das Heil uns ganz „nahe ist, und haben uns entschlossen zu der Religion über-

„zutreten, die uns von dem eingebornen Sohn Gottes ge„offenbart worden ist. Bis jetzt waren wir so blind, daß, „obschon wir Augen hatten zu sehen, wir den Weg der Ge„rechtigkeit und Wahrheit nicht kannten. Wir sind bereit, „mit Gottes Beistand die Prüfungen und alles Ungemach zu „ertragen, welche um des HErrn willen unsrer warten. Was „auch die Leiden seyen, denen wir ausgesetzt seyn mögen, „sey es Mangel an täglicher Nahrung und Kleidung, oder „die Trennung von unsern Verwandten und Freunden, oder „Schmach und Mißhandlung, oder jede andere Trübsal, wir „werden, indem wir auf Gott vertrauen und Ihn zu unsrer „Rechten haben, wie wir beten und hoffen, im Stande seyn, „dem HErrn in allen Stücken zu folgen. Wir sind sehr be„wegt durch die Leiden und Kümmernisse, die durch diesen „unsern Schritt unsre Eltern treffen werden; aber was kön„nen wir thun? Die Seligkeit muß uns werden. — Darum „bitten wir demüthigst, Sie wollen uns in Ihrem Haus eine „Zuflucht gewähren und uns gegen unsre Verwandten in „Schutz nehmen. Nichts hat uns bewogen, uns an die christ„liche Gemeinschaft anzuschließen, als allein die Hoffnung „und das Verlangen, unsre Seelen zu retten. Wir wissen „und sind überzeugt, daß kein anderer Name unter dem Him„mel den Menschen gegeben ist, darinnen wir können selig „werden. — Wir verbleiben, verehrte Herren, Ihre Gehor„samen

Bairamdschi Kersasdschi,
Daruscha Rattondschi,
Bhikadschi Ardasardschi,
Nackarwadschi Bardshirdschi."

Am Montag den 16. Juni wurden diese vier in das Missionshaus aufgenommen. Die erwarteten und gefürchteten Auftritte, wie solche wohl nur in Indien, dort aber häufig vorkommen, ließen nicht lange auf sich warten. — Miss. White erzählt: „Keine Feder vermag zu schildern, was jetzt erfolgte. Väter und Oheime, Großväter und Großoheime, Reiche und Arme, kamen einer nach dem andern

und drangen in die Jünglinge mit allen möglichen Beweggründen der Liebe und mit vielen Thränen, von ihrem Vorhaben abzustehen. Sie versprachen ihnen Geld und vortheilhafte Anstellungen, auch goldene Uhren; und nach Landessitte wurden ihnen Turbane zu Füßen gelegt; sie wurden auf das zärtlichste umarmt und gewarnt, die Missionare würden sie bald wieder fortschicken. Aber alles umsonst. Tags darauf kamen die Frauen, und der Anblick ihrer Mütter erregte die zärtlichsten Gefühle in ihnen. Einer brach in Thränen aus, nachdem er seine Mutter gesehen und ihre Bitte abgeschlagen hatte, Christum zu verlassen und weg zu gehen, und sagte: „Ach meine Mutter, meine Mutter! beten wir doch für meine Mutter!" Es war wirklich herzzerreißend. Am Montag und Dienstag wurden sie von Morgen bis Abend von aller Art Besuchenden und auf alle erdenkliche Weise gedrängt. Sie hatten selbst gebeten, man möchte die Besuchenden zu ihnen lassen. Unwissende Feueranbeter und gebildete Parsis von der Fortschrittsschule, solche, die heimlich an Christum zu glauben vorgaben, und aufgeblähte Ungläubige, Parsipriester und offenbare Spötter, setzten ihnen beständig zu. Aber umsonst. Endlich am Mittwoch wurden neue Versuche angestellt. Man sagte ihnen, ihre Mütter lägen zu Hause am Sterben und wollten weder essen noch trinken, bis ihre Söhne kämen, sie zu besuchen. Man verbürge sich, daß ihnen nach dem Besuch ihrer Mütter die Rückkehr nicht verwehrt werde; daß ihnen auch frei stehen solle, Christum offen zu bekennen, wenn sie nur bei ihren Verwandten bleiben wollten. Von dem Gedanken an die sterbende Mutter tief ergriffen, und durch diese feierlich gegebenen Versprechungen bewogen, wurde der Eine, Daruscha, ehe die Schriften, welche aufgesetzt wurden, unterzeichnet waren, nicht gegen seinen Willen, auf die Seite gebracht. Dieß verdroß die andern drei so sehr, daß sie beschlossen, sich nicht zu rühren; aber bei spätern Besuchen von Freunden und auf dieselben Zusicherungen hin gingen am Freitag noch zwei mit ihnen fort. Der vierte, Bairamdschi Kersasdschi, ist noch in Ambrolie, obschon sie ihm seit den 12 Tagen, wo er zu

uns gekommen ist, mit Briefen und andern Mitteln unaufhörlich zusetzten. Er hat angefangen, die Anstalt zu besuchen, obschon es nicht rathsam ist, ohne einen Polizeidiener mit ihm dahin zu gehen. Seit der Kampf begann, war Ambrolie wie im Belagerungszustand, Tag und Nacht von Polizeidienern unter Leitung eines europäischen Offiziers bewacht; ohne diese Vorsicht wären die Folgen schreckenerregend." — Eine weitere Folge dieser Vorfälle war, daß alle Parsi-Zöglinge dieser Anstalt, einen ausgenommen, ausgetreten sind.

Nestorianer.

(Amerikan. Miss.) Miss. Breath in Urumiah schreibt unter dem 31. Januar 1856: „Insofern die Feindseligkeit der Regierung das Volk mißtrauisch gegen uns gemacht hat, hat sie der Sache der Mission im Allgemeinen geschadet; noch hat aber kein Arbeitszweig, mit Ausnahme der Dorfschulen, wesentlich darunter gelitten. Die Missionare und ihre Gehülfen gehen offen umher wie zuvor, und die Dorfbewohner versammeln sich noch ziemlich zahlreich zur Predigt. Die Seminarien sind so hoch geschätzt als je, und die Presse ist noch ganz ungehemmt. Allein die Dorfschulen haben sehr gelitten, nicht sowohl durch direkte Maßregeln Askar Khan's als durch die Besorgniß der Nestorianer, daß, wenn sie ihre Kinder in die Schule schicken, sie von der Regierung gestraft werden möchten. Anstatt 70 Schulen mit 1100—1200 Kindern wie vor einem Jahr, zählen wir jetzt nur noch etwa die Hälfte."

Türkei.

(Amerikan. Miss.) Miss. Everett in Constantinopel besuchte im Januar 1856 Nikomedia und Bagtschejuk und machte, besonders an letzterm Orte, sehr erfreuliche Erfahrungen. Er sagt in seinem Bericht: „Ich sah manche Zeichen, daß der heilige Geist an vielen Herzen arbeitet. Eines ist: die Begierde und Beständigkeit, mit welcher die, so von der Wahrheit überzeugt sind, dem Evangelio Folge leisten. Folgende Fälle sind besonderer Beachtung werth. Ein Schwie-

gersohn von einem der Ortsvorsteher scheint von der Gnade Gottes angefaßt zu seyn; er fehlt nie beim Gottesdienst. Ein anderer, ein Enkel des Hauptmannes des Dorfs, erscheint ganz verändert. Er war früher ein arger Trinker, und nachdem er die Wahrheit erkannt, gab er das Trinken ganz auf. Wenn seine vorigen Freunde ihn verspotteten und sagten: „Du gehst zur Kirche! du bist ein Pietist geworden! du, der du so viel Wein trinkst, daß er dir aus der Nase lauft!“ erwiederte er ganz gelassen: „wart nur und sieh.“ — Ein anderer, der Spaßvogel des Dorfes, der mit seinen Possen von einem Kaffeehaus zum andern ging, ist einer der gesetztesten und nüchternsten Menschen geworden, so daß sich das ganze Dorf über ihn wundert. Wenn seine frühern Gefährten ihn zum Spaßmachen auffordern, so sagt er ihnen ganz ernsthaft: „ich kann nicht; es ist wider meine Natur.“ — Eine Frau, die vor einem Jahr erweckt wurde, fing an, die Kapelle zu besuchen; aber ihr Mann verbot es ihr bei Todesstrafe. Sie gehorchte, betete aber mit ihren 3 Kindern täglich auf ihrem Zimmer, bis sie vor einigen Wochen sich entschloß, wieder in die Kapelle zu gehen, „es komme was da wolle.“ Sie erfuhr zu ihrem Erstaunen, daß ihre Gebete erhört waren und daß es ihrem Manne recht war, daß sie ging. Er kommt jetzt mit seiner Frau und 3 Kindern in alle Versammlungen. — Die Wirksamkeit des heiligen Geistes zeigt sich auch darin, daß Viele in der Bibel lesen. Nahe an 30 Frauen lernen jetzt von einem 14jährigen Knaben lesen, der für seine im Winter geleisteten Dienste nun Schuhe bekommt. Drei Frauen, die zu arm waren, ein ABC-Buch um 100 Paras (12 Kreuzer) zu kaufen, brachten 95 Paras zusammen und baten angelegentlich um ein ABC-Buch dafür. — Ein Armenier hatte ein ABC-Buch gekauft und lernte lesen. Als er im Buchstabiren zu den Worten kam: „Jesus Christus kam in die Welt, Sünder selig zu machen“, wurde er von Rührung ganz übernommen und brach in ein langes Weinen aus. Obwohl er die Kirche immer besuchte, waren ihm die Augen früher nie aufgegangen.“ — „Die Brüder haben auch eine Kaffeebude, die Mor-

gens und Abends voll Besuchender ist; manchmal kommen bis 40 da zusammen. Einer der Anwesenden liest und erklärt beständig die Bibel. Der Feind gibt sich große Mühe, die Bude zu schließen oder die Protestanten zu vertreiben. Der Eigenthümer ist ein Armenier, der seinen Vertrag nicht brechen will und in Folge der bösen Umtriebe seiner Freunde bald selber Protestant geworden wäre."

Miss. Morgan in Antakieh berichtet in seinem Brief vom 18. April 1856 die Gründung einer neuen protestantischen Gemeinde in Bitias. Er sagt: „Vor etwa 3 Jahren kam ein junger Mensch von Bitias, Namens Karabed, nach Kessab, als gerade Miss. Schneider sich einige Tage dort aufhielt, um der damals dort entstandenen kleinen protestantischen Gemeinde zu predigen. Karabed wohnte einigen seiner Predigten bei und gewann die Wahrheit lieb. Er ging dann nach Aintab und wurde da, wie wir hoffen, bekehrt. Er kehrte nach Bitias zurück und erzählte seinen Verwandten und Nachbarn, was er gesehen und gehört, und sie wurden dadurch für das Evangelium gewonnen. Seit anderthalb Jahren arbeitet nun ein Gehülfe dort, und was ist der Erfolg? Es sind jetzt zwischen 30 und 40 erklärte Protestanten dort, von welchen 4 oder 5 wahre Frömmigkeit zeigen. Ein Mitglied der Gemeinde hat den nöthigen Boden für eine Kirche angeboten; andere machen sich verbindlich, die Hälfte der Baukosten zu bestreiten. Unter den Armeniern ist viel Nachfrage und beständig treten neue zu den Protestanten über." — Von einem andern Ort, den Miss. Morgan besuchte, schreibt er: „In der Nähe von Kessab ist ein armenischer Weiler von etwa 20 Häusern, worin alle, mit Ausnahme von 2 Familien Protestanten geworden sind. Die Häuser sind alle nahe bei einander, und das Brettschlagen, wodurch eine religiöse Versammlung angezeigt wird, brachte bald alle zusammen. — An dem Abhang und auf der Ebene, worauf Kessab steht, sind noch mehrere Häusergruppen, in denen das Evangelium Eingang gefunden hat. An einer Stelle sind 4 oder 5 Häuser, alle protestantisch."

Missionar Dr. Mason theilt folgende 2 Briefe von Nationalgehülfen mit. Der erste von San Schapau, dem Haupt-Bghai-Gehülfen ist an San Squala geschrieben und lautet in deutscher Uebersetzung also: „Theurer Lehrer und älterer Bruder! — Ich vermag gar nichts. Ich habe keine Weisheit und kein Urtheil; aber ich glaube fest, wie die heilige Schrift sagt, daß Gott Alles vermag. Als ich hieher kam war ich in Büchern nicht bewandert, aber Gott wandelte die Herzen der Bghais um, daß sie Christen wurden und 39 Kirchen bauten, für welche sie Lehrer verlangen, und obschon sie verlassen sind, wacht Gott doch über ihnen, daß sie fest bleiben. Ich verstehe die Bibel nicht; dennoch befähigt mich Gott zu reden, aber nicht aus eigener Weisheit. Darum Brüder, wenn ihr betet, vergesset euern Bruder nicht, den kleinsten Lehrer Schapau im Lande der Bghais. — Als ich hörte, der Lehrer Whitaken sey in Taungu angekommen, wünschte ich sehr ihn zu besuchen; damals war aber mein ganzer Leib von Krankheit wie geschunden. Ich wußte nicht was thun, aber es trieb mich hinaus in's Freie; so ging ich in den Wald und grub einige Wurzeln aus, die für die Krankheit gut seyn sollten, und nachdem ich sie auf einem Stein zerrieben und dann einen Teig daraus gemacht hatte, beugte ich mein Haupt vor Gott und bat um seinen Segen. Dann salbte ich mich, und nachdem ich eine Nacht geruht, erwachte ich des Morgens ein wenig besser; und nun eilte ich den Lehrer zu besuchen. Ich blieb vier Tage in Taungu, und am Sonntag mußte ich dem Lehrer in Bghai dolmetschen. Er las aber in der Bibel von Ananias und Saphira, deren Bedeutung ich nicht recht verstand. Indeß half mir der Lehrer im Reden, so daß die Bghais mich ordentlich verstehen konnten. Sie verlangten sehr nach Bibeln, und als der Lehrer ihnen später welche zu senden versprach, freuten sie sich sehr. Die Bghais sind sehr gottesfürchtig und verehren Gott in großer Furcht. Darum, Brüder, betet für sie; vergesset sie nicht. Ich bin jetzt 2 Jahre unter den Bghais und wünschte manchmal sehr mein kleines Töchterchen (in Maulmain) zu sehen und zurückzukehren; allein Gott hat mich bestellt, die Bghais

in Büchern zu lehren und ich sah sie in einem Dorf nach dem andern Kirchen bauen, daher durfte ich nicht zurück kehren. Es ist wie's in der Bibel heißt: „die Ernte ist reif“, und der Befehl ist da zu ernten. Brüder, wenn Gott solches befohlen hat, dürft ihr unthätig bleiben? Gott hat den Weg der Freude eröffnet und wir sollten uns alle mit einander freuen. Aber ich habe doch kein Vertrauen zu mir selbst. Meine Zuversicht ist in Gott. Darum, Brüder und Schwestern, Lehrer und Lehrerinnen, ihr alle, betet für mich und daß das Reich Gottes in Taungu kommen möge.“ —

Der andere Brief ist von Sau Pwaipau, dem ersten Gehülfen unter den Paku's. Derselbe schreibt: „Gnade den Lehrern, Lehrerinnen und Jüngern, allen und jedem von ihnen. Ich preise Gott nach seinem Wort. Ich fühle mich nie schwach in Ihm, und durch seinen Beistand freue ich mich beständig in Ihm. Gott hat mich hieher gebracht, und obschon ich anfangs traurig war, hat Er dennoch seine Kraft in Wahrheit kund gethan und ich kann seine Güte nicht genug rühmen. Aber ich denke nicht an das, was mich glücklich macht. Ich predige und sehe wie das Licht die Finsterniß hell durchstrahlt. Es nimmt von Tag zu Tag zu, wie die erste Dämmerung am Morgen immer lichter wird. Die Gebete der Lehrer, Lehrerinnen und Jünger sind erhört worden. Durch die Predigt haben die Zuhörer einen Lehrsatz nach dem andern verstehen lernen. Die Leute hier lernen die Bücher gut und Gott steht ihnen bei. Wer einige Fertigkeit erlangt hat verläßt mich, denn die Einwohner anderer Dörfer bauen Kirchen und kommen um sie als Lehrer zu berufen. Ich habe 8 Paku-Lehrer geliefert für eben so viele Dörfer, wohin sie eingeladen wurden zu lehren. Betet für diese 8 Lehrer, Brüder, denn sie haben nun erst zu lernen angefangen und wissen noch fast nichts. — Im Anfang, als ich hieher kam und predigte, war ein Häuptling hier, der nichts von Gerechtigkeit wußte; als er aber ein Christ wurde, ward er ein starker Mann in Gott. Er ermahnte und lehrte seine Familie und sein Volk in Sachen, welche die künftige Welt betreffen, mit großem Eifer, und er liebt mich wie sein eigenes

Kind. — Dieses Jahr war viel Krankheit unter uns. Zwanzig Personen sind gestorben, von denen 9 getauft waren. Noch bleiben die Christen fest, ein jeglicher von ihnen, und sind stark in Gott. Theure Lehrer, Lehrerinnen und Jünger aller Orten, betet in Liebe für dieses Volk."

Java. Batavia. (Goßner'sche Mission.) Miss. Michaelis berichtet von einer weitern Taufhandlung, welche am Weihnachtsfeste 1855 drei bekehrten Mädchen zu Theil geworden. Dieselben erhielten dabei die Namen Maria, Elisabeth und Johanna.

Borneo. Tanggohan. (Rheinische Mission.) Auf dieser neuen Station (siehe Heft I. Seite 71.) nahm Miss. Rott am Weihnachtsfeste 1855 die Erstlinge aus den Dajacken durch die Taufe in die Gemeinde Christi auf. Es waren ihrer fünf: 2 Männer, eine Frau und 2 Kinder. Nach der Taufe wurde den Erwachsenen auch das heilige Abendmahl gereicht. — Miss. van Höfen, welcher am 14. Februar dieses Jahres Tanggohan besuchte, schreibt davon: „Geschwister Rott sind schon ziemlich eingerichtet. Auch geht es mit der Wirksamkeit sehr gut. 60—70 Schüler, des Sonntags eine ziemliche Anzahl Zuhörer, auch schon einige Pandelinge getauft. Das alles zeugt von einem guten Anfang."

Hindustan.

Nach der letzten Volkszählung ist das Verhältniß der Missionare zu der Bevölkerung folgendes: Präsidentschaft von Bengalen: Einwohner 45,160,000, Missionare 103. — Präsidentschaft Agra: 30,250,000, Missionare 60. — Präsidentschaft Bombay: 10,000,000, Missionare 33. — Präsidentschaft Madras: 27,280,000, Missionare 182. — Pendschab: 5,600,000, Missionare 5. — Scind: 1,500,000, Missionar 1. — Nagpur: 4,850,000, Missionare 2. — Heiderabad: 10,666,000, Missionar 0. — Oude: 2,970,000, Missionar 0. — Uebrige Staaten: 28,500,000, Missionar 0.

Ober- und Niederindien.

Ranschi-Bethesda. (Goßner'sche Mission.) Miss. Sternberg in Muzufferpor besuchte im Februar dieses Jahres die Missionare in Ranschi unter den Kohls, wo er sich 8 Tage aufhielt. In seinem Bericht von diesem Besuch sagt er unter anderm: „Die Mission der Brüder in Ranschi ist eine Mission, wie sie sich jeder Missionar wünscht. Hier ist ein Volk — die Kohls — weder so verfeinert wie die Hindus und Chinesen, noch so verwildert wie die Australier; ein Volk von guten natürlichen Anlagen sowohl leiblich als geistig; versunken zwar in die Gewalt der natürlichen Lüste der gefallenen Menschennatur, doch aber nicht darin noch mehr befestigt und bestärkt durch eine verworfene Götterlehre oder eine alle Gottesfurcht überklügelnde Philosophie; auch nicht in Banden gehalten durch eine interessirte Priesterschaft oder falsche Heiligenschaft; — und unter dieses Volk ist das Evangelium von der Gnade Gottes in Christo gefallen und hat in den Herzen der Leute gezündet, so daß von dem Tag an, da die Erstlinge aus diesem Volk die Liebe Gottes erkannt und angenommen haben, das Feuer dieser Liebe von einem zum andern, vom nähern zum fernern, von Dorf zu Dorf fortgezündet hat, bis daß jetzt die dort umher gesammelte Gemeinde nicht nach Einzelnen, sondern nach Hunderten gezählt wird, und gegründete Hoffnung vorhanden ist, daß im Verlaufe nicht vieler Jahre der ganze Stamm der Kohls der Gemeinde zugethan werden wird. Wenn die Brüder jetzt ihre Taufzeiten haben (denn zu gewissen Jahreszeiten sind die Kohls mit ihrer Ackerarbeit zu sehr beschäftigt), so haben sie nicht einen oder zwei Täuflinge, sondern gleich 40 und 50 und 60 zu taufen; an dem Sonntage, wo ich bei ihnen war, standen 75 Seelen vor dem Taufstein — Greise und Jünglinge, alte Mütterchen und Mütter mit säugenden Kindern auf dem Schooß (oder vielmehr auf dem Rücken); — den Sonntag zuvor war eine ähnliche Anzahl getauft worden und den Sonntag darauf sollten auch noch andere getauft werden. — Hiebei ist zu bemerken, daß die Taufcandidaten

nicht so schnell und übereilt zur Taufe zugelassen werden; sie haben gewöhnlich mehrere Jahre nach ihrer Meldung darauf zu warten und Proben ihrer Aufrichtigkeit durch Ablegung gewisser charakteristisch-heidnischer Gebräuche und Laster zu geben. Es sind auch in der ökonomischen Verwaltung der Mission gar keine Umstände vorhanden, aus welcher die sich Meldenden Hoffnung auf irdische Vortheile, Versorgung, Unterstützung u. dgl. schöpfen könnten: sie müssen sich sogar für die Zeit ihrer Vorbereitung ihr eigenes Essen mitbringen; die Brüder reichen ihnen bloß Geistliches und befassen sich mit dem Irdischen gar nicht. Doch haben es die Kohls nicht leichter, wenigstens nicht viel leichter als die Hindus, wenn sie Christ werden wollen. Sie haben auch ihre Kaste, die sie beim Uebertritt verlieren; sie haben Land und Haus und Hof, das ihnen um Christi willen genommen wird und das sie sich nachher erst durchs Gericht erklagen müssen; sie werden oft thätlich und schrecklich mißhandelt; Weiber werden verstoßen, Kinder enterbt, Eltern verlassen u. s. w. Manche, die angefaßt waren, lassen sich durch dieses Kreuz Christi abschrecken und versinken wieder in heidnische Gleichgültigkeit; aber viele überwinden; und das Reich Gottes wächst von Jahr zu Jahr — die neue Kirche, welche die Brüder jetzt beendigt haben, ist sehr groß; aber wenn alle vorhandenen Getauften an Einem Sonntage darin versammelt würden, wäre der weite Fußboden derselben doch wohl eher zu klein als zu groß. — Ich war mit Br. Schatz auf 2 Dörfern, wo einige ihrer nächsten Bekehrten wohnen. Auf dem Einen Dorfe, Kotta, wohnten 16 christliche Kohlsfamilien mitten unter den noch heidnischen Kohls; sie hatten sich bereits ein einfaches Bethaus erbaut, in welchem der Aelteste unter ihnen (der Erstling aller Kohlschristen, Namens Nauman) die Morgen- und Abendgebete hält. — Die Schule besteht gegenwärtig aus 70 Knaben und Mädchen. — Ich habe noch nicht viel Schulen gesehen; doch denke ich, ich sage nicht zu viel wenn ich die Schule in Ranschi für eine Normalschule erkläre; ich habe wenigstens vieles davon mir zum Muster genommen und gedenke es nachzuahmen im Kleinen. Die Kinder sind indessen

meist Kinder der christlichen Kohls. — Einen besonders erquicklichen Eindruck macht der Gesang der Kinder — sie singen vierstimmig und so rein und melodisch, daß man sich ganz nach Deutschland versetzt glaubt. Am Sonntag Morgen bringen die Knaben vor jedem Hause der Brüder ein Ständchen, und ich kann sagen, daß ihr Gesang dem eines Gymnasialchors zu Hause ganz und gar nicht nachstand."

Im April 1856 schreibt Miss. Schatz: „Was die Zahl der bis jetzt getauften Kohls betrifft, so beträgt die Zahl der Kinder — zum Theil aber oft ziemlich großer Kinder, weil ja schon viele derselben nachher verheirathet worden sind, über 200, und der Alten, die gewöhnlich Väter und Mütter sind, 266. Der HErr hat sich einige davon heimgeholt; einige davon, doch nur wenige mußten ausgeschlossen werden. Die Zahl der überhaupt mit uns in Verbindung stehenden Personen mag sich wohl auf 800 belaufen. Mit den Verfolgungen hat es immer noch nicht aufgehört: es ist fast der gewöhnliche Gang, daß, sobald einer wirklich getauft ist, ihm von allen Seiten zu Leibe gegangen wird."

Calcutta. (Freie Kirche Schottlands.) Dr. Duff schreibt unterm 2. Mai 1856: „Unsre große Central-Anstalt war noch nie voller als jetzt, und dasselbe kann von den Zweigstationen zu Tschinsurah, Bansberia und Kulna gesagt werden. Die göttliche Wahrheit in Verbindung mit allgemeiner Wissenschaft wird täglich 2—3000 hoffnungsvollen jungen Leuten dieses einst verfinsterten Landes beigebracht, und Gottes Wort wird ja nicht leer zurück kommen."

Pendschab. Die Presbyterianische Kirche Nord-Amerikas hat unter den Afghanen in Rewal-Pindi, einer Stadt von 15,000 Einwohnern, 160 Meilen (engl.) nordwestlich von Lahor, eine Station angefangen. Es heißt hierüber in ihrem Bericht: — „In Rewal-Pindi wurde unter der Aufsicht der Missionare in Lahor eine Schule angefangen, deren Lehrer George Scott ist. — Nachgehends wurde dieser Ort zu einer Station für ausgedehntere Arbeiten unter den Hindus im nordwestlichen Theil des Pendschab bestimmt, sowie auch um unter den Afghanen ein Missionswerk zu beginnen.

Herr Morrison, der von Lahor nach dieser Station zog, wird seine Arbeit auf dem vorigen Felde fortsetzen. — Die Mission unter den Afghanen wurde in Folge auffallender Winke der Vorsehung unternommen. Das Land Afghanistan liegt zwischen Indien und Persien und enthält 5,000,000 Einwohner: ein rüstiges, kräftiges Volk, das in Stämme und Familien eingetheilt ist. Sie sind Muhammedaner, unter denen jetzt in ihrem eigenen Lande keine Missionsarbeit möglich ist. Sie finden sich aber in großer Anzahl an verschiedenen Orten im Nordwesten Indiens und Andere besuchen diese Orte in Handelsgeschäften.“ — Die Missionare Morrison und Löwenthal sind für diese Mission bestimmt; letzterer hauptsächlich zur Arbeit unter den Afghanen.

Vorderindien.

Bombay. (Freie Kirche Schottlands.) Unter dem 12. Juni 1856 schrieben 4 Parsi-Jünglinge folgenden Brief an die Missionare Dr. Wilson und White: „Verehrte Herren! „Wir unterzeichnete Schüler der Elphinstone-Anstalt (Regierungsschule) nehmen uns die Freiheit Ihnen unsre Ueberzeugung hinsichtlich der Parsi-Religion und des Christenthums mitzutheilen. — Wir sind durch die Gnade Gottes völlig „überzeugt, daß die Parsi-Religion falsch ist; ihre Lehren sind „unbestimmt und unvernünftig; sie ist eine menschliche Erfindung, keine Offenbarung Gottes. Nachdem wir 2 bis 3 „Jahre der wahren Religion nachgeforscht, fanden wir, daß „aller Trost, alle Hoffnung und Freude, alles Glück und alles „Gute in dieser und in der zukünftigen Welt in dem HErrn „Jesu vereinigt ist. Es gereicht uns jetzt zur größten Freude, „Ihnen zu sagen, daß, da wir von der Wahrheit des Christenthums vollkommen überzeugt sind, wir getauft und in die „sichtbare Kirche Christi aufgenommen zu werden wünschen. „Es gereicht uns zur größten Freude durch die Gnade Gottes „zu sagen, daß wir entschlossen sind, an das Licht heraus „zu kommen, welches das Herz erleuchtet und der Seele wohl thut. Wir sind in einer Lage, wo das Heil uns ganz nahe ist, und haben uns entschlossen zu der Religion über-

„zutreten, die uns von dem eingebornen Sohn Gottes ge-
„offenbart worden ist. Bis jetzt waren wir so blind, daß,
„obschon wir Augen hatten zu sehen, wir den Weg der Ge-
„rechtigkeit und Wahrheit nicht kannten. Wir sind bereit,
„mit Gottes Beistand die Prüfungen und alles Ungemach zu
„ertragen, welche um des HErrn willen unsrer warten. Was
„auch die Leiden seyen, denen wir ausgesetzt seyn mögen,
„sey es Mangel an täglicher Nahrung und Kleidung, oder
„die Trennung von unsern Verwandten und Freunden, oder
„Schmach und Mißhandlung, oder jede andere Trübsal, wir
„werden, indem wir auf Gott vertrauen und Ihn zu unsrer
„Rechten haben, wie wir beten und hoffen, im Stande seyn,
„dem HErrn in allen Stücken zu folgen. Wir sind sehr be-
„wegt durch die Leiden und Kümmernisse, die durch diesen
„unsern Schritt unsre Eltern treffen werden; aber was kön-
„nen wir thun? Die Seligkeit muß uns werden. — Darum
„bitten wir demüthigst, Sie wollen uns in Ihrem Haus eine
„Zuflucht gewähren und uns gegen unsre Verwandten in
„Schutz nehmen. Nichts hat uns bewogen, uns an die christ-
„liche Gemeinschaft anzuschließen, als allein die Hoffnung
„und das Verlangen, unsre Seelen zu retten. Wir wissen
„und sind überzeugt, daß kein anderer Name unter dem Him-
„mel den Menschen gegeben ist, darinnen wir können selig
„werden. — Wir verbleiben, verehrte Herren, Ihre Gehor-
„samen

Bairamdschi Kersasdschi,
Darascha Rattondschi,
Bhikadschi Ardasardschi,
Nackarwadschi Bardshirdschi."

Am Montag den 16. Juni wurden diese vier in das Missionshaus aufgenommen. Die erwarteten und gefürchteten Auftritte, wie solche wohl nur in Indien, dort aber häufig vorkommen, ließen nicht lange auf sich warten. — Miss. White erzählt: „Keine Feder vermag zu schildern, was jetzt erfolgte. Väter und Oheime, Großväter und Großoheime, Reiche und Arme, kamen einer nach dem andern

und drangen in die Jünglinge mit allen möglichen Beweggründen der Liebe und mit vielen Thränen, von ihrem Vorhaben abzustehen. Sie versprachen ihnen Geld und vortheilhafte Anstellungen, auch goldene Uhren; und nach Landessitte wurden ihnen Turbane zu Füßen gelegt; sie wurden auf das zärtlichste umarmt und gewarnt, die Missionare würden sie bald wieder fortschicken. Aber alles umsonst. Tags darauf kamen die Frauen, und der Anblick ihrer Mütter erregte die zärtlichsten Gefühle in ihnen. Einer brach in Thränen aus, nachdem er seine Mutter gesehen und ihre Bitte abgeschlagen hatte, Christum zu verlassen und weg zu gehen, und sagte: „Ach meine Mutter, meine Mutter! beten wir doch für meine Mutter!“ Es war wirklich herzzerreißend. Am Montag und Dienstag wurden sie von Morgen bis Abend von aller Art Besuchenden und auf alle erdenkliche Weise gedrängt. Sie hatten selbst gebeten, man möchte die Besuchenden zu ihnen lassen. Unwissende Feueranbeter und gebildete Parsis von der Fortschrittsschule, solche, die heimlich an Christum zu glauben vorgaben, und aufgeblähte Ungläubige, Parspriester und offenbare Spötter, setzten ihnen beständig zu. Aber umsonst. Endlich am Mittwoch wurden neue Versuche angestellt. Man sagte ihnen, ihre Mütter lägen zu Hause am Sterben und wollten weder essen noch trinken, bis ihre Söhne kämen, sie zu besuchen. Man verbürge sich, daß ihnen nach dem Besuch ihrer Mütter die Rückkehr nicht verwehrt werde; daß ihnen auch frei stehen solle, Christum offen zu bekennen, wenn sie nur bei ihren Verwandten bleiben wollten. Von dem Gedanken an die sterbende Mutter tief ergriffen, und durch diese feierlich gegebenen Versprechungen bewogen, wurde der Eine, Darascha, ehe die Schriften, welche aufgesetzt wurden, unterzeichnet waren, nicht gegen seinen Willen, auf die Seite gebracht. Dieß verdroß die andern drei so sehr, daß sie beschlossen, sich nicht zu rühren; aber bei spätern Besuchen von Freunden und auf dieselben Zusicherungen hin gingen am Freitag noch zwei mit ihnen fort. Der vierte, Bairamdschi Kersasdschi, ist noch in Ambrolie, obschon sie ihm seit den 12 Tagen, wo er zu

uns gekommen ist, mit Briefen und andern Mitteln unaufhörlich zusetzten. Er hat angefangen, die Anstalt zu besuchen, obschon es nicht rathsam ist, ohne einen Polizeidiener mit ihm dahin zu gehen. Seit der Kampf begann, war Ambrolie wie im Belagerungszustand, Tag und Nacht von Polizeidienern unter Leitung eines europäischen Offiziers bewacht; ohne diese Vorsicht wären die Folgen schreckenerregend." — Eine weitere Folge dieser Vorfälle war, daß alle Parsi-Zöglinge dieser Anstalt, einen ausgenommen, ausgetreten sind.

Nestorianer.

(Amerikan. Miss.) Miss. Breath in Urumiah schreibt unter dem 31. Januar 1856: „Insofern die Feindseligkeit der Regierung das Volk mißtrauisch gegen uns gemacht hat, hat sie der Sache der Mission im Allgemeinen geschadet; noch hat aber kein Arbeitszweig, mit Ausnahme der Dorfschulen, wesentlich darunter gelitten. Die Missionare und ihre Gehülfen gehen offen umher wie zuvor, und die Dorfbewohner versammeln sich noch ziemlich zahlreich zur Predigt. Die Seminarien sind so hoch geschätzt als je, und die Presse ist noch ganz ungehemmt. Allein die Dorfschulen haben sehr gelitten, nicht sowohl durch direkte Maßregeln Askar Khan's als durch die Besorgniß der Nestorianer, daß, wenn sie ihre Kinder in die Schule schicken, sie von der Regierung gestraft werden möchten. Anstatt 70 Schulen mit 1100—1200 Kindern wie vor einem Jahr, zählen wir jetzt nur noch etwa die Hälfte."

Türkei.

(Amerikan. Miss.) Miss. Everett in Constantinopel besuchte im Januar 1856 Nikomedia und Bagtschejuk und machte, besonders an letzterm Orte, sehr erfreuliche Erfahrungen. Er sagt in seinem Bericht: „Ich sah manche Zeichen, daß der heilige Geist an vielen Herzen arbeitet. Eines ist: die Begierde und Beständigkeit, mit welcher die, so von der Wahrheit überzeugt sind, dem Evangelio Folge leisten. Folgende Fälle sind besonderer Beachtung werth. Ein Schwie-

Gottes gewonnen werden, dieß nur dann möglich ist, wenn sie vom Wesen des Christenthums eine andere Anschauung bekommen, als diejenige ist, welche ihnen die gefallenen Kirchen des Morgenlandes darbieten. Es war deßhalb natürlich, daß die Freunde der Mission schon frühe ihren Blick darauf richteten, vor Allem jene morgenländischen Gemeinden selbst durch die Predigt des lautern Evangeliums aus ihrem geistlichen Tode zu wecken und unter ihnen eine Reformation des Lebens und der Lehre hervorzurufen, wie sie im 16. Jahrhundert in Mitten der abendländischen Christenheit durch Gottes Gnade zu Stande gekommen war. Erst dann konnte man hoffen, daß auch die Bekenner des Islam von ihrem alten und (man möchte sagen) gerechten Vorurtheil gegen das Christenthum abkommen und von der Herrlichkeit des Evangeliums angelockt werden möchten. Ja, dann konnte man hoffen, daß der neue Lichtglanz, der von den wiederaufgerichteten Leuchtern in die Finsterniß rings umher hineinströmte, bald eine gotteskräftige Anziehung auf alle nach Licht und Wahrheit suchenden Seelen ausüben und umwandelnd auf die gesammte muhammedanische Bevölkerung des Ostens einwirken werde.

Dieser Gesichtspunkt war es, von welchem die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft ausging, als sie schon in den ersten Zeiten ihres Bestandes ihre Thätigkeit den gefallenen Kirchen des Orients zuwandte, und auf der Insel Malta einen Mittelpunkt ihrer Wirksamkeit gründete, von wo aus der Strom des neuen Lichts und Lebens nach Palästina, Syrien, Klein-Asien, Aegypten und Abessinien sich ergießen sollte. Dieselbe Anschauung war es auch, welche unsre Basler Missionsgesellschaft im Anfang der 20er Jahre veranlaßte, ihren ersten selbständigen Missionsversuch unter den Armeniern von Süd-Rußland zu unternehmen, und welche bald darauf die amerikanische Missionsgesellschaft bewog, ihre Friedensboten nach Constantinopel und in die Länder des türkischen Reiches zu senden.

Man hört zuweilen sagen, daß eine Mission unter der gefallenen und zum Leichnam gewordenen Kirche des Mor-

genlandes nur eine vergebliche und hoffnungslose Arbeit sey. Allerdings schien eine Erfahrung von fast 30 Jahren diese trostlose Ansicht zu bestätigen. Keine unter allen Missionen der neueren Zeit schien unfruchtbarer zu seyn als eben diese. Man fing an zu glauben, daß auf diese Kirchen das Wort des Briefes Judä anzuwenden sey: „Sie sind kahle unfruchtbare Bäume, zweimal erstorben und ausgewurzelt" (Jud. 12); oder das Wort des Ebräerbriefs: „Es ist unmöglich, daß die, so einmal erleuchtet sind und geschmeckt haben die himmlische Gabe und theilhaftig geworden sind des heiligen Geistes und geschmeckt haben das gütige Wort Gottes und die Kräfte der zukünftigen Welt, wo sie abfallen, daß sie wiederum sollten zur Buße erneuert werden" (6, 4—6). Schon zog die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft ihre dortigen Missionen, eine nach der andern, ein, ließ aber doch nun wieder einen einzelnen Wachposten zurück, gleich als ahnte sie, daß dieser ihr Rückzug nur ein Schritt des Unglaubens und der Ungeduld sey. Denn ist nicht auch die abendländische Christenheit, eben als sie aufs allertiefste gefallen und entartet war, durch Gottes allmächtige Gnade wieder zum Leben erweckt und erneuert worden? Und sagt die Schrift nicht: „Der verherrlichte Jesus hat auch für die Abtrünnigen Gaben empfangen?"

Aber der HErr wollte durch Thatsachen, die selbst die Ungläubigsten überzeugen mußten, unsern Kleinmuth und unsre Ungeduld beschämen. Während kaum Jemand noch zu hoffen wagte, wirkte die Gnade Gottes unter den Armeniern in Constantinopel eine Erweckung, die wie ein Lauffeuer sich von Gegend zu Gegend verbreitete. Aus Einem, der den HErrn von ganzem Herzen suchte, wurden Zehn und aus Zehn Hundert, und jetzt bestehen weithin im türkischen Reiche mehr als 200 armenisch-protestantische Gemeinden, die nicht nur durch ihren Glauben und ihren würdigen Wandel das Evangelium zieren, sondern auch aus ihrem eigenen Schoos die tüchtigsten Lehrer und Evangelisten darbieten, die das himmlische Feuer immer weiter in die zerstreuten Kirchen des Ostens tragen. Und auch jene

erste Hoffnung, die sich an die erwartete Belebung dieser orientalischen Christen knüpfte, daß nämlich dadurch auch die muhammedanische Bevölkerung werde zum Suchen nach dem wahren Heil in Christo geweckt werden, auch sie ist nicht getäuscht worden. Bereits regt sich's mächtig auch unter den Todtengebeinen der Bekenner des Islam, und es ist allenthalben ein Fragen nach dem, vor dessen Kreuz auch der Halbmond stürzen muß.

Durch diese Thatsachen aber hat der HErr selbst die Frage entschieden, ob auch die erstorbenen Kirchen des Morgenlands wieder können zum Leben gebracht werden. Und diese glorreiche Entscheidung hat die Wirkung gehabt, daß die Augen aller der Missionsgesellschaften, die schon zuvor in jenen Ländern gearbeitet hatten, wieder auf's neue sich dahin richteten. Die Missionsfreunde in Amerika und in London haben mit außerordentlicher Energie ihre Missionen im Morgenlande verstärkt, und bereits sind Anstalten getroffen, auch die längst verlassenen Posten wieder einzunehmen. Zu den letzteren gehört vor Allem Abessinien.

2. Land und Leute.

Was die Armenier für die heidnische und muhammedanische Welt Asiens sind, das ist das christliche Abessinien für Afrika. Wie Jene unter allen Völkern des unermeßlichen asiatischen Erdtheils das einzige sind, welches unter allen Stürmen und Verfolgungen, die über Asien hinbrausten, dennoch wenigstens am Christennamen festgehalten hat, so ist auch das abessinische Volk das einzige auf dem weiten, tiefumnachteten Continent Afrika's, das seinem alten Christenglauben unter tausend Erschütterungen unentweglich treu blieb. Aber anderseits, gleichwie Jene durch ihren tiefen Abfall von dem ächten und lautern Evangelium, in Lehre und Wandel für die sie umgebenden muhammedanischen und heidnischen Völker, statt zum Salz und Licht, eher zum Stein des Anstoßes und Aergernisses geworden sind, so ist auch der umgestürzte Leuchter Abessiniens ein unüber-

steigliches Hinderniß auf dem Pfade geworden, der die Heiden und Muselmanen Afrika's zum Kreuze führen sollte.

Von der heißen Sandküste, die im Nordosten Afrika's vom rothen Meer bespült wird, steigt man terassenweise in das wild zerrissene majestätische Gebirgsland von Abessinien hinauf. Es bildet den nordöstlichen großartigen Vorsprung des Hochlandes, das sich über die ganze südliche Hälfte von Afrika ausbreitet. Nach allen Seiten steil abfallend, bildet Abessinien eine natürliche Felsenburg, zu der man nur auf den beschwerlichsten Pässen hinaufsteigt. Im Süden, Westen und Norden liegt die Kolla, d. h. heißes Land, ein 6—7 Tagereisen breiter, glühendheißer Sumpfdistrict, voller Urwälder, wimmelnd von Elephanten, Raubthieren und Schlangen, aber von Menschen nur schwach bevölkert. Gegen Osten fällt das Hochland zur wüsten und heißen Tiefebene des Adallandes und zur glühenden Sandwüste Samhara ab. Der Küstensaum längs des rothen Meeres ist flach und einförmig, ohne gute Häfen und sichere Ankerplätze. Dieß sind die Gränzen Abessiniens, gleichsam der Gürtel, der die hohe Felsenburg umgibt.

Das Innere des gewaltigen Berglandes besteht aus großen, grasreichen Hochebenen von 4—10,000 Fuß Höhe, die von unzähligen, tiefen, engen und schluchtenartigen Thälern zerrissen sind. Aus den Hochebenen selbst ragen wieder da und dort viele säulen-, tafel- und pyramidenförmige Felsberge empor, oder es ziehen sich einzelne zusammenhängende Gebirgsketten drüber hin, die zum Theil die Schneeregion berühren. Im südlichen und nördlichen Abessinien findet man viele erloschene Kraterberge, während in mehreren Gegenden noch brennende Vulkane je und je Rauch, Feuer und Lava ausspeien. Auch die häufigen Erdbeben und die zahlreichen warmen Quellen zeugen davon, wie im Innern des Hochlandes noch immer unterirdische Feuer glühen.

Kaum gibt es in Afrika ein anderes Land, das reicher an herrlichen, fast immer strömenden Gewässern wäre. Während auf den Hochebenen und in den erloschenen Kra-

tern zahlreiche Alpenseen glänzen, so rauschen von allen Höhen herab und durch alle Thalgründe befruchtende Ströme und Bäche, und machen das Land zu einem der fruchtbarsten der Erde. An vielen Orten gibt der üppige Boden eine dreifache Ernte. Alle Arten von Getreide gedeihen auf's vollkommenste, während in den Tiefebenen nicht nur Wein, sondern alle köstlichen Gewächse des Südens zur vollen Reife gelangen. Kaffee, Weihrauch, Myrrhen, Balsam, Datteln sind einheimische Produkte. Cedern und Tamarinden breiten ihren weiten Schatten über das saftige Grün der Wiesen und Waiden aus. Auf den üppigen Alpenwiesen des Nordens und auf den grasreichen Ebenen des Südens weiden zahllose Heerden von Rindern, Pferden, Kameelen und Schafen, und die großen duftigen Waldungen liefern den köstlichsten Honig in Fülle.

Diese Mannigfaltigkeit der Produkte ist bedingt durch die außerordentliche Verschiedenheit klimatischer Verhältnisse, die dieses Land in sich vereinigt. Denn während auf dem Küstensaum des Adallandes und der Samhara, so wie in der weitgestreckten Kolla die tropische Hitze bis zu 50 und 60° Reaumür steigt und eine Mittelwärme von 27 bis 31° hat, so herrscht auf den Hochebenen im Sommer eine köstliche erquickende Alpenluft von unbeschreiblicher Reinheit und Durchsichtigkeit, die im Herbst und Winter zu schneidender Kälte sich steigert. Auf den Gebirgen selbst liegt den größten Theil des Jahres tiefer, auf etlichen selbst ewiger Schnee. Im Januar beginnt auf der heißen Küstenterrasse die tropische Regenzeit, die oft mit furchtbaren Gewittern und Hagel verbunden ist und selbst die Bäche in reißende Ströme verwandelt; sie dauert im Tiefland bis zum Mai und zieht sich langsam ins Hochland hinauf, wo sie vom Mai bis October anhält.

Dieses reiche gesegnete Land ist von sechs verschiedenen Stämmen bewohnt, die sich ebenso durch Sprache, Sitte und Religion, als durch ihre Abstammung und Körperbildung von einander unterscheiden. Der herrschende und bedeutendste Stamm sind die eigentlichen Abessinier, ein

kräftiges, schöngebautes, hellbraunes Geschlecht, das durch seine ganze Erscheinung seine Abkunft von demselben Semitenstamme beurkundet, zu dem auch die Araber und Mauern gehören. Im Süden und Osten des Reiches wohnt das schöne und tapfere Volk der Gallas, das in der Mitte des 16. Jahrhunderts in zahllosen Schaaren in die südlichen Gränzen Abessiniens hereinbrach und einen großen Theil des Landes sich unterwarf. Sie sind zum größten Theil Muhammedaner oder Heiden. An der Ostküste wohnen die muhammedanischen Danakil, ein wildes, treuloses, räuberisches Volk, zertheilt in zahllose kleine Stämme, die den Zugang in's Innere für Karawanen und Reisende im höchsten Grade gefährlich machen. Den Norden und Westen des Landes haben die Schankalas, d. h. die „schwarzen Wilden" besetzt, während in Südabessinien die Gongas wohnen, in denen man noch die verkommenen heidnischen Ueberreste der Ureinwohner zu finden glaubt. Durch das ganze Land zerstreut, aber doch am häufigsten in der Provinz Amhara, trifft man die Falassa oder Falascha, die abessinischen Juden, die in früher Urzeit hier einwanderten und entweder noch jetzt am mosaischen Gesetz festhalten oder die christliche Religion des Landes angenommen haben.

Einst war Abessinien eine große feudale Erbmonarchie unter einem mächtigen König, oder wie ihn christliche Reisende zu nennen pflegten, Kaiser. Die einzelnen Provinzen des Reiches standen unter Statthaltern, oder besser gesagt, unter Lehensfürsten, welche unter der Oberhoheit des Königs die Landschaften verwalteten, bestimmte Abgaben an diesen zahlten, und im Krieg die Heeresfolge leisteten. Es war somit eine ähnliche staatliche Einrichtung, wie sie in der alten deutschen Kaiserzeit bestand, oder wie sie in manchen Paschaliks der Türkei heute noch besteht. Seit dem 16. Jahrhundert aber löste sich das Reich allmählig auf. Die Gallas eroberten und besetzten die Provinzen im Süden und Osten; im übrigen Abessinien aber bildeten sich acht Erbstaaten unter Häuptlingen, Ras genannt, die

zwar der Form nach die Oberhoheit des Königs anerkennen, in der Wirklichkeit jedoch völlig unabhängig ihr Wesen treiben und durch ihre beständigen Aufstände die Ruhe und Ordnung des Reichs unaufhörlich in Frage stellen, so daß der Abkömmling des einstigen mächtigen Herrscherhauses, der sogenannte Kaiser, in den letzten Zeiten ohne Macht und Ansehen und verarmt zu Gondar lebte. Erst in der neuesten Zeit ist ein Mann aufgestanden, der mit kühnem Muth und ungewöhnlicher Kraft sich aufgemacht hat, die alten Rechte des Königs wieder zur Geltung zu bringen und die alten Gränzen des Reiches mit den Waffen in der Hand wieder herzustellen. Wir werden hernach von ihm ausführlicher reden.

Die Provinzen, wie sie in alter Zeit bestanden, oder in neuerer Zeit sich gebildet haben, sind folgende:

1. Wenn man von der Küste des rothen Meeres her, da wo die Insel Massowah liegt, Abessinien betritt, so ist die erste Provinz das Reich Tigre im Nordosten des Landes. Hier lag die allerfrüheste, aber später verlassene Hauptstadt des ganzen Reiches, Axum, deren prachtvolle Trümmer noch heute von ihrer einstigen Herrlichkeit zeugen. Jetzt ist es eine unbedeutende Stadt mit etwa 600 Häusern, während das auf einem Hügel stehende Adowa mit seinen 8000 Einwohnern zur Hauptstadt des Reiches Tigre sich erhoben hat.

2. Westlich von Tigre liegt die Provinz Amhara. Sie bildete einst und bildet noch jetzt den Centralpunkt von ganz Abessinien. Auf einer Hochebene, die gegen 7000' hoch über dem Meere liegt, breitet sich an zwei kleinen Gewässern, die dem blauen Nil zuströmen, die Hauptstadt Gondar mit 18,000 Einwohnern aus. Einst wohnten hier zwischen 60—80,000 Menschen. In einem großen, freilich jetzt verfallenen Schlosse residirte hier der „König der Könige", und auch heute noch ist sie die Residenz des Abkömmlings des einst so mächtigen Herrscherstammes. Hier ist auch der Sitz des Abuna, d. h. des kirchlichen Oberhaupts der abessinischen Kirche, und nicht weniger als 44 Kirchen

ragen aus der noch immer ansehnlichen Stadt empor. Gewerbfleiß und Handel haben hier ihren Mittelpunkt.

3. Im Süden schließt sich an Amhara das Reich Schoa an, ein unabhängiger Staat, der jetzt zu den blühendsten und bestgeordneten von Abessinien gehört, mit anderthalb Millionen christlichen, muhammedanischen und heidnischen Einwohnern, die theils Abessinier, theils Gallas sind. Angollola ist die erste, und das auf einer mehr als 8000 Fuß hohen Bergkuppe gelegene Ankobar die zweite Hauptstadt dieses Staates.

4. Noch weiter südlich liegt das Reich Gurague, ein hohes Bergland mit fruchtbaren Thälern, größtentheils von Christen bewohnt. In dem Alpensee Jawai (Zawai) liegen fünf fruchtbare Inseln, auf denen mehrere christliche Klöster mit alten Bibliotheken sich finden.

5. Daran schließt sich südlich die kleine Provinz Kambate an, das einst ganz von Christen bewohnt war, nun aber nur noch einzelne zersprengte Christengemeinden hat, mit zahlreichen Kirchen und Klöstern, aber ohne Priester, mitten unter Heiden und Muhammedanern.

6. Westlich von den beiden letztgenannten Staaten ist das Reich Enarea, einst ein Glied des großen abessinischen Reiches, jetzt von muhammedanischen Gallas beherrscht, unter denen nur wenige zerstreute Ueberreste von Christen sich befinden.

7. Im Süden von Enarea erhebt sich das große, von wilden Kaffeebäumen bedeckte Bergland von Kafa, das wahrscheinlich unserm „Kaffee" den Namen gegeben hat, einst von Christen, jetzt größtentheils von Heiden bewohnt.

8. Westlich von Kafa schließt sich das Reich Wollamo an, ein fruchtbares Gebirgsland, bevölkert von schön gebildeten, christlichen Einwohnern.

9. Am weitesten gen Süden, am tiefsten in das Herz Afrikas vorgeschoben, liegt das Reich Dschindschiro, ehemals, wie das ganze abessinische Reich, ein christlicher Staat, jetzt aber in Folge der Eroberung durch die Gallas ins Heidenthum und in den Islam zurückgefallen, während

nur einzelne zersprengte Christenhäuflein hin und wieder sich noch finden.

10. Zwischen den genannten Staaten hausen unzählige Stämme der Gallas mit republikanischer Verfassung und selbstgewählten Oberhäuptern, wodurch sich diese Länder der Gallas, wie man sie zusammenfassend nennt, von den Reichen Enarea und Dschindschiro unterscheiden, die zwar auch von Gallas beherrscht werden, aber erbliche Fürsten haben.

11. Wenden wir uns nach der Küste des rothen Meeres, so treffen wir hier das Land der Danakil und der Adal, die in früher Zeit ein mächtiges, von dem abessinischen Oberkönig abhängiges Reich bildeten, das aber im 16. Jahrhundert von den aus dem Innern einbrechenden Gallas zerstört ward. Jetzt hausen dort zahlreiche, völlig von einander unabhängige und stets sich bekriegende Stämme. Der elende Hafenort Tadschura war einst ein sehr bedeutender Handelsplatz, wo die Waaren des Auslandes mit denen aus dem Inneren Afrikas sich begegneten.

12. Endlich sind noch die Länder der Schankala zu nennen, die in den dichten sumpfigen Wäldern der Kolla am nördlichen und westlichen Fuße des Hochlandes, und wohl auch am südlichen in Kafa, wohnen und hauptsächlich von der Jagd auf Elephanten, Rhinozerosse und andere Raubthiere, sowie vom Handel mit dem Gold ihres Landes, mit Elfenbein und Rhinozeroshörnern leben. Sie stehen auf der niedrigsten Stufe der Bildung und sind größtentheils in ein jämmerliches Heidenthum hinabgesunken.

Alle diese Staaten standen einst unter der Oberherrlichkeit des Königs, und bildeten zusammen Ein mächtiges christliches Reich, das berufen war, die Fahne des Kreuzes bis in das Herz Afrikas zu tragen, und die Leuchte des Evangeliums in die Finsternisse der Kinder Hams hineinscheinen zu lassen. Aber ach, die Wacht- und Signalfeuer auf den Bergen Aethiopiens, um die sich alle übrigen Söhne Afrikas sammeln sollten, — sie sind erloschen, und die Hüter, denen die Hut des heiligen Feuers und Lichtes vertraut

war, fielen in tiefen Schlaf. Das Banner des Kreuzes liegt zusammen gerollt unter dem Schutt und Staub menschlicher Satzungen, während es dem Widersacher Gottes und der Menschen mittlerweile gelungen ist, den Halbmond und die Gräuel des Götzendienstes über dem zerfallenen Heiligthum Christi aufzurichten.

---

3. Die abessinische Kirche.

Die abessinische Kirche, wie sie im Laufe der Zeiten geworden, ist eine eigenthümliche Mischung aus Christenthum, Judenthum und Heidenthum.

Wir haben oben schon gezeigt, daß Abessinien die Predigt vom Kreuze nicht in ursprünglicher Lauterkeit durch Apostel oder Apostelschüler vernahm, sondern daß das Christenthum erst im vierten Jahrhundert, und zwar bereits vielfach getrübt und den Keim mannigfacher Verderbniß und Entstellung in sich tragend, durch zwei schiffbrüchige Fremdlinge ins Land kam, und daß dann die abessinische Kirche ihre eigenthümliche Lehrform und ihre Ordnungen und Einrichtungen von Aegypten aus erhielt. Eben in diesem letzteren Lande aber brachen in der Mitte des fünften Jahrhunderts jene verderblichen Lehrstreitigkeiten aus, welche sich um die Frage nach den beiden Naturen in Christo und deren gegenseitige Verbindung bewegten und mehrere Jahrhunderte hindurch die ganze morgenländische Kirche zerrütteten. Drei Parteien bildeten sich nach und nach in scharfen Gegensätzen gegen einander aus, und während die mittlere, am richtigen Verständniß der Schriftlehre festhaltend, siegreich aus dem Kampfe hervorging und die rechtgläubige „katholische Kirche" bildete, gestalteten sich die beiden andern zu sektirerischen Parteiungen aus, deren Ueberreste sich noch bis auf den heutigen Tag in den Nestorianern Vorder-Asiens einerseits, und in den monophysitischen Kopten in Aegypten und Abessinien anderseits finden. Die rechtgläubige („katholische") Kirche hielt nämlich fest, daß in dem einigen unzertheilten Christus zwei Naturen seyen, die

göttliche und die menschliche, ohne gegenseitige Vermischung, ohne Veränderung, ohne Auflösung der einen in die andere, doch auch ohne wesentliches Auseinanderseyn der beiden; vielmehr finde eine gegenseitige Mittheilung der Eigenschaften der einen Natur an die andere statt, so daß die göttliche Natur an den Leiden des Erlösers wesentlich Theil nahm und dadurch diesem Leiden die unendliche Verdienstlichkeit gab, während wiederum die menschliche Natur des HErrn Antheil hat an den Eigenschaften der göttlichen.

Im Gegensatz gegen diese Auffassung lehrte Nestorius, der Stifter der Nestorianer (428 Patriarch von Constantinopel, nachher aber entsetzt und verbannt), zwar auch die beiden Naturen in Christo, hielt sie aber so sehr auseinander, daß er die gegenseitige Mittheilung ihrer Eigenschaften ausdrücklich läugnete und damit die wahre Gottmenschlichkeit des Erlösers aufhob und mit ihr die ewig und unendlich zulängliche Geltung seines Erlösungswerkes.

In das entgegengesetzte Extrem fielen die Monophysiten, welche, wie auch dieser ihr griechischer Name sagt, nur Eine Natur in Christo annehmen, indem bei seiner Menschwerdung die menschliche in die göttliche völlig aufgegangen sey. Dadurch wurde die reine Menschheit des HErrn völlig zerstört und eben damit ein Irrthum in die Kirche einzuführen versucht, der das innerste Wesen der schriftmäßigen Lehre von der Ausrichtung des Heilswerks zu vernichten drohte. Eben diese letztere Lehre nun aber ist es, die von Aegypten aus sich auch nach Abessinien verpflanzte und da bis auf den heutigen Tag unsägliches Unheil verbreitete.

Denn Christus ist dort nicht mehr der Gegenstand eines lebendigen, nach Heil und Seligkeit dürstenden Glaubens, der alle Kräfte und Regungen der Seele in eine neue göttliche Bewegung setzt und die Frucht eines heiligen gottseligen Lebens und Wandels hervorbringt; in Abessinien ist Er nur der Zankapfel einer streitsüchtigen Theologie, die es liebt, sich in nutzlose, spitzfindige Unterscheidungen zu verwirren und Priester und Volk zu den bittern Gefühlen eines

nie endenden Lehrstreits aufzuregen. „Die Christen Abessiniens," schreibt Gobat, einst Missionar in jenem Lande, „sind gegenwärtig in drei Parteien getheilt, die so feindselig einander gegenüber stehen, daß sie sich gegenseitig verfluchen und keine mit der andern am Abendmahl Theil nehmen würde. Es ist ein einziger Streitpunkt der Theologie, der sie trennt, ... der nie endende Kampf über die Salbung Jesu Christi." Nach der weiteren Ausführung von Gobat ist die eine Partei der Ansicht, daß der Ausdruck: Christus sey mit dem heiligen Geiste gesalbt worden, nur den Sinn habe: die Gottheit habe sich mit Seiner menschlichen Natur vereinigt, indem der Name „heiliger Geist" nichts anderes bezeichne als die göttliche Natur Christi. Andere behaupten, jener obige Ausdruck deute nur an, daß durch den heiligen Geist die Vereinigung der Gottheit mit der Menschheit in Christo vollzogen und vollendet worden sey. Die dritte Partei meint, es soll dadurch das Eingehen des heiligen Geistes in Seine menschliche Natur bezeichnet werden, wodurch Er, als Mensch, zu dem Werk unsrer Erlösung befähigt wurde. Sie nennen seine Salbung (in diesem Sinne gefaßt) eine „dritte Geburt."

So wird um den HErrn Jesus gestritten und gezankt; aber Er wird weder geliebt, noch als Heiland im Glauben aufgenommen. Das Vertrauen der Seelen steht nicht auf Ihm. Zwischeneingekommene Mittler sind es, die seinen Platz einnehmen. Die Jungfrau Maria, der Erzengel St. Michael und unzählige andere Heilige rücken die Seele in unendliche Ferne von Ihm hinweg. Das natürliche, unerneuerte Herz flieht ohnehin vor Ihm, der, wenn Er gläubig erfaßt und ergriffen wird, die Sünde in uns richtet, verdammt und hinwegschafft, und nimmt seine Zuflucht lieber zu kreatürlichen Mittlern, die es verehren und doch dabei in der Sünde verharren kann. Die Sündlosigkeit der Jungfrau Maria ist eine besondere Lieblingslehre der Abessinier, und kein Zug in Gobats treuem Zeugniß war ihnen anstößiger und verwandelte so viele Mönche in seine erbitterten Feinde, als seine unverholene Verwerfung alles Vertrauens

auf die Fürbitte der Maria, so sehr, daß sie ihn geradezu einen ungläubigen Muselman nannten.

Losgerissen aber von dem, bei welchem allein die Erneuerung des gefallenen Menschen zu finden ist, bleibt der abessinische Christ ganz und gar der Macht seiner natürlichen Verderbniß preisgegeben, und deßhalb ist es nicht zu verwundern, daß die Masse des allgemein herrschenden sittlichen Verderbens in gleichem Verhältniß steht mit der Entstellung der Lehre. Abessinien ist seit vielen Generationen ein Land des Streits und Kriegs; Tigre und Amhara haben sich gegenseitig in blutigen Kämpfen verwüstet, und jedesmal wurde der Sieg geschändet durch eine wahrhaft barbarische Verstümmelung des Besiegten. Major Harris erzählt in seinem Werk über das Hochland von Aethiopien von den „Hunderten von verstümmelten Unglücklichen, die durch die blutigen Tyrannen von Nord-Abessinien ihrer Hände, Füße, Augen und Zungen beraubt wurden“ und die bei Gelegenheit eines Festes Almosen erflehend am Hofe von Schoa sich einfanden. Wollust wie Grausamkeit gehen allenthalben im Schwange. Das Band der Ehe verhindert nicht den unverhüllten ehebrecherischen Verkehr mit Andern; und wenn der Mann oder das Weib der leichtsinnig geschlossenen Verbindung überdrüssig wird, so wird sie eben so leicht durch gegenseitiges Einverständniß aufgelöst. Der Mann vermehrt, wenn seine Mittel es erlauben, die Zahl seiner Kebsweiber, und findet seine Strafe in der Untreue derer, die er zu Sclaven seiner Lust herabwürdigt.

Die Schwärme von Mönchen und Einsiedlern, die zum Zeichen ihrer Armuth in gelben Gewändern oder in dem gegerbten Fell der Antilope umherziehen, tragen nicht wenig zu diesem Zustand der Entsittlichung bei. „Sie legen Engelsgewand an,“ wie die Abessinier von Solchen sagen, welche Mönche werden; aber nur zu oft ist es eben eine Hülle, um darunter eine fleischliche Gesinnung und einen verworfenen Lebenswandel zu verbergen. So verbreitet sich die Sittenlosigkeit über alle Classen der Gesellschaft, wie eine ansteckende Krankheit.

An die Stelle des geistlichen Fastens, da die Seele sich vom Bösen enthält, wie es den Jüngern Christi geziemt, setzt der Abessinier das leibliche Fasten. Seine Fastenzeiten sind lang und strenge. „Wenn wir alle Fasttage zusammenrechnen," sagt Gobat, „so nehmen sie 9 Monate vom Jahre ein; aber es gibt nur etliche wenige Mönche, die sie vollständig beobachten. Es gibt eine Fastenzeit von 56 Tagen vor Ostern, und eine andere von 16 Tagen im Monat August, die zum Andenken an den Tod und die Himmelfahrt der Jungfrau Maria gehalten wird. Diese zwei, zusammen mit den Fasten an jedem Mittwoch und Freitag, müssen von Allen gehalten werden. Eben so wird im Innern des Landes das 40tägige Fasten vor Weihnachten allgemein beobachtet, seltener in Tigre. Außerdem wird selten von Jemand gebeichtet, wo der Priester nicht als Bußübung ein mehr oder weniger langes und strenges Fasten auferlegt; doch kann man sich mit Geld davon loskaufen ... Das Fasten besteht in der Enthaltung von allem Fleisch, ausgenommen Fisch, und daß man überhaupt keinerlei Nahrung, nicht einmal Wasser zu sich nehme, bis 3 Uhr Nachmittags, ausgenommen an Samstagen und Sonntagen, wo man schon nach 8 Uhr Morgens etwas essen und trinken darf."

Major Harris beschreibt die große Strenge der Fasten, welche den Ostern vorangeht. Während der drei letzten Tage dieser Fastenzeit hatten die Priester weder Brod noch Wasser zu sich genommen, und der König von Schoa selbst war sichtbar abgemagert und ganz schwach geworden durch die strenge und lange Selbstpeinigung, der er sich freiwillig unterzogen hatte. Von dem Fasten zu Ehren der heiligen Jungfrau sind selbst Kinder vom zartesten Alter nicht ausgenommen.

Alle unnatürlichen Beschränkungen rächen sich durch ein eben so unnatürliches Umschlagen in die maaßloseste Zügellosigkeit. Mit dem ersten Hahnenschrei am Ostermorgen beginnt Schwelgerei, Trunkenheit und zuchtloser Lärm. Für die Befriedigung aller Lüste des Fleisches wird aufs reich-

lichste gesorgt, und der Tag der Auferstehung des HErrn wird entweiht durch einen gräulichen Carneval der Sünde.

Aber bei jeder Menschenseele treten Zeiten ein, wo das Gewissen aufwacht und wo die Hammerschläge des Gerichts sich hören lassen. Auch in dem unwissenden Abessinien fehlt es daran nicht. In der Stunde tödtlicher Krankheit bedarf die Seele etwas mehr als das Verdienst, das man mit Fasten erlangt hat; und die Anrufung der Jungfrau Maria und der Heiligen reicht nicht aus, die Angst und Unruhe des Herzens zu stillen. Man sendet nach dem Priester, daß er die Beichte des Sterbenden höre und Absolution ertheile. Die Sterbebetten und das Teskar, d. h. die festliche Bewirthung, die man je und je den Priestern und den Armen gibt, daß sie für die Seele des Verstorbenen beten, sind reiche Erntezeiten für die habsüchtige Priesterschaft. Selbst der, der die Absolution empfangen hat, darf beim Scheiden aus diesem Leibe nicht auf sofort eintretende Ruhe und Seligkeit im Himmel hoffen. Ehe die Seele dahin gelangt, muß sie durch eine unbestimmte Periode der Pein hindurchgehen, die aber durch Vervielfältigung der Gebete und Almosen für den Abgeschiedenen kann verkürzt werden. Deßhalb wird an die Priesterschaft in der Angst Alles, was man auftreiben kann, weggeschenkt, um ihre heilbringende Vermittlung sich zu sichern und durch ihre Fasten, Gebete und Seelenmessen die zukünftige Pein abzuwenden oder zu verkürzen. „Die Bezahlung von acht Salzstücken," sagt Major Harris, „bringt die Seele eines armen Mannes an den Ort der Ruhe; das Teskar oder die Todten-Festmahlzeit versetzt sie, je nach der Köstlichkeit der Bewirthung, auf eine höhere oder niedrigere Stufe der Seligkeit. Der Preis, um den man die ewige Seligkeit erlangt, ist natürlich für den Reichen höher; aber blanke Thaler vermögen Alles. Die feilen Priester sind für solchen Preis bereit, fortwährend bei Tag und Nacht zu beten und Messe zu halten. Ein König ist noch viel höher taxirt, und die Gedächtnißfeier an den Todestagen der letzten sechs Könige von Schoa wird mit ungeheuerm Aufwand alljährlich in

der Hauptstadt gehalten. Einmal im Jahr, gerade ehe die Festmahlzeiten beginnen, werden ihre Seelen vollkommen von aller Sünde absolvirt."

Dieß ist die traurige Entstellung, in welcher das Christenthum in der abessinischen Kirche sich uns darstellt; aber wir müssen auch die jüdischen Elemente kennen lernen, die sich mit dem abessinischen Christenthum in so auffallender Weise vermengt haben.

Sehen wir zuerst die kirchlichen Bauwerke an. Die abessinischen Kirchen sind kreisförmig, gekrönt mit einem zuckerhutartigen Dach, aus dessen Spitze ein metallenes Kreuz emporragt. Das Innere besteht aus drei Abtheilungen. Die erste ist der äußerste Kreis, der wie eine Vorhalle um den eigentlichen Bau sich zieht; hier wird der Morgengottesdienst gehalten. Die zweite ist das Heiligthum, wo die Priester functioniren, mit einem abgeschlossenen besondern Winkel, zu welchem auch Laien während der Messe zugelassen werden. Die Wände sind mit elenden Gemälden geschmückt, welche die Madonna, die heilige Dreieinigkeit, den heiligen Georg sammt dem grünen Drachen 2c. darstellen. Ein Vorhang verhüllt das „Kedis Kedisin" oder das Allerheiligste, wo das „Tabot" oder die Bundeslade aufgestellt ist. Die Gegenwart dieser Bundeslade macht die Kirche zum Heiligthum. Jede Kirche hat eine solche, aber die ächte Bundeslade von Jerusalem, glaubt man, sey in der Kathedrale zu Axum aufgestellt. Bei besonderen Gelegenheiten ziehen die Priester in feierlichen Processionen umher, wobei sie die Bundeslade ihrer Kirche unter großen Sonnenschirmen umhertragen; und wie die römischen Katholiken vor der Hostie, so fällt in Abessinien vor der vorüberziehenden Bundeslade die ganze abergläubige Menge, Jung und Alt, Reich und Arm, anbetend nieder und beugt sich vor dem „Tempel des ewigen Gottes." Harris schildert mit lebendigen Farben, wie die Bundeslade der Kathedrale des heiligen Michael zu Ankobar unter einem Baldachin von Scharlach vor dem Schoakriegsheer bei dem jährlichen Einfall in die Gallaländer vorangetragen wurde;

und als der König mit seinem verworrenen Kriegshaufen triumphirend zurückkehrte, nachdem das Gebiet der unglücklichen Nachbarn mit Raub, Mord und Brand erfüllt, und die Einen schonungslos hingeschlachtet, die Andern als Sclaven weggeführt worden waren, da zog abermals dieselbe Bundeslade vor den Truppen einher, während Einer vor ihr her tanzte.

Andere aus dem Judenthum herüber gekommene Gebräuche wollen wir nur andeuten; wie z. B. die Beobachtung des jüdischen Sabbaths am Samstag neben dem christlichen Sonntag, die Beschneidung, das Verbot, „die Spannader auf dem Gelenke der Hüfte zu essen" (1 Mos. 32, 32), und die allgemein herrschende Sehnsucht, wo immer möglich eine Wallfahrt nach Jerusalem zu machen. „Sie glauben," sagt Gobat, „daß in dem Augenblick, wo sie die Steine von Jerusalem küssen, ihnen alle Sünden vergeben seyen; doch die eigentlich verdienstliche Handlung ist die Ermüdung der Reise."

Juden sind schon sehr frühe in Abessinien eingewandert, besonders bei der Zerstörung von Jerusalem durch Titus (im Jahr 70); und ihre Nachkommen finden sich noch überall in den Gebirgen von Semien und Lasta unter dem Namen der Falaschas. Ehe das Christenthum eingeführt wurde, übten sie großen Einfluß im Lande aus und wußten das Volk zur Annahme vieler ihrer Gebräuche zu bewegen. Die kaiserliche Familie rühmt sich der Abstammung von Salomo, und auf der abessinischen Reichsfahne steht noch bis auf den heutigen Tag die Inschrift: „Es hat überwunden der Löwe aus dem Stamm Juda." Aber als das Christenthum allgemeine Annahme im Lande fand, bildeten sich die Juden, welche die Taufe verweigerten, in den Gebirgen zu einem eigenen Gemeinwesen, das von Königen und Königinnen aus ihrer eigenen Mitte regiert wurde, bis in der Mitte des elften Jahrhunderts die jüdische Königin Esther, die gerade herrschende Landesnoth benützend, von ihren Gebirgshöhen herab auf die leidenden Christen sich warf, alle Sprößlinge der königlichen Familie, 500 an

der Zahl, mordete, und sich selbst die Krone von Abessinien aufsetzte. Von den Prinzen von Geblüt überlebte nur ein Einziger diese Blutscene; aber es dauerte zwei Jahrhunderte, bis (im 13. Jahrhundert) der Thron wieder an den alten Königsstamm zurückerstattet wurde.

Wir haben oben gesagt, daß neben Christenthum und Judenthum sich auch vielfache Elemente des alten Heidenthums in der abessinischen Kirche finden. Und wie wäre dieß anders möglich? Denn ein entstelltes und verstümmeltes Christenthum besitzt nicht die Kraft, das praktische Heidenthum aus dem Leben eines Volkes kräftig auszufegen. Das Wesen des Heidenthums aber besteht in der Abhängigkeit von dunkeln, geheimnißvollen Naturmächten und in der bangen Furcht vor bösen Geistern. Beides findet sich überreichlich in dem abessinischen Volke.

Der allgemeine Glaube ist, daß böse Geister mit Einbruch der Nacht in die Häuser dringen und sie besetzen. Zu Amhara fürchtet man sich, Wasser auf den Boden auszugießen, damit man nicht etwa irgend einen unsichtbaren Geist in seinen geheimnißvollen Beschäftigungen störe. Amulette werden auf Arme und Nacken gehäuft, und um die Lenden trägt man den Tulsim, d. h. einen sorgfältig gearbeiteten Gürtel, an dem sich eine Menge kleiner lederner Taschen befinden, um darin heilige Zaubermittel zu tragen, die in doppelte und dreifache Umschläge eingewickelt sind. Von den Kranken glaubt man, daß ihr Leiden von dem Einfluß des „bösen Auges", d. h. des verzaubernden, verderblichen Blickes gewisser Personen stamme; um das Uebel zu vertreiben, führt man einen Stier unter Singen und Lärmen um das Bett des Kranken und schlachtet ihn dann außerhalb der Schwelle. „Gleich den heidnischen Gallas," sagt Harris, „bringen die Christen von Schoa im Fall einer Krankheit die sogenannten Gelübdeopfer dem bösen Geiste Sar, trotz dem strengen königlichen Verbot. Drei Männer und eine Frau, die es verstehen, mit dem bösen Geiste umzugehen, versammeln sich an einem bestimmten Platze und schicken sich dann an, die Ceremonie in einem

frischgefegten und gereinigten Hause zu vollziehen. Ein hellbraunes Huhn, eine röthliche Ziege und ein Bock mit weißem Hals werden geopfert; das Blut der Opferthiere wird dann mit Fett und Butter vermengt und so während der Nacht in einem abgelegenen Gäßchen ausgeschüttet; und nun glaubt man, daß ein Jeder, der die Gasse betritt, von der Krankheit des Patienten befallen, dieser aber zu völliger Gesundheit wieder hergestellt werde."

So vereinigten sich diese verschiedenen Elemente des Judenthums, des Heidenthums und eines entstellten Christenthums, um jene eigenthümliche Mischung hervorzubringen, die, unter dem Namen der christlichen Kirche, auf den Hochlanden Aethiopiens sich findet. Von einem solchen Gemengsel von allerlei Irrthum, was ist da Gutes zu erwarten? Wie wäre es möglich, daß Abessinien einen heilsamen und erleuchtenden Einfluß auf die es umgebende muhammedanische und heidnische Welt ausübe? Von uralten Zeiten her hat die abessinische Nation auf alle Völker rings umher nicht anziehend und freundlich gewinnend, sondern abstoßend gewirkt und ihren Haß und Abscheu sich zugezogen. Der ewige Krieg gegen die heidnischen Gallas zeugt dafür. Alljährlich sind abessinische Kriegshaufen auf Raub und Verwüstung ausgezogen. Ein ewig sich forterbender Haß gegen die Heiden, sowie die Gier nach Beute und nach Befriedigung böser Lüste ist es, was die christlichen Heereszüge von Abessinien in Bewegung setzt, wenn sie in wilden Horden von ihren heimathlichen Bergen herabstürzen auf diejenigen Theile der Gallaländer, die am wenigsten auf einen solchen Ueberfall gerüstet sind. Weder die Gebrechlichkeit des Alters, noch die zarten Jahre der Kindheit schützen vor ihrer Wuth. Der nordamerikanische Indianer trägt als Siegeszeichen die Kopfhaut, der Dahomier und Dayak das Haupt des erschlagenen Feindes davon; die Trophäe, die der christliche Abessinier wählt, ist zu schändlich, um auch nur genannt zu werden.

Es ist nicht zu verwundern, daß diese Nation auch noch an einer andern Schuld schweren Antheil hat, an dem

Sclavenhandel. Die großen Karawanenstraßen für den ost-afrikanischen Sclavenhandel führen mitten durch das Herz von Abessinien. „Karawanen von 100 bis zu 3000 Sclaven jeden Alters," sagt Major Harris, „passiren während des größten Theils des Jahres durch Schoa. Dreiviertheile davon sind junge Knaben und Mädchen, manche noch ganz Kind und zu jung, um den Jammer ihrer Lage zu verstehen." Die Einkünfte der Herrscher von Schoa sind ins Unglaubliche gestiegen von der Durchgangssteuer, die sie auf jeden Sclaven, der durch das Land geführt wird, gesetzt haben. Außerdem hat der verstorbene König Sahela Selassie das Recht des Vorkaufs sich vorbehalten, und diese königliche Prärogative wurde so reichlich von ihm benützt, daß er nicht weniger als 8000 Haussclaven sich zueignete, von denen 300 als Concubinen in sein Harem kamen. Die nördlichen Provinzen haben sich nicht so viel an diesem schmählichen Handel betheiligt; doch haben auch sie ihre Schankala-Sclaven.

Wenn aber die abessinische Nation in so tiefen Abfall von Gott und seiner heiligen Wahrheit gerathen ist, so hat es ihr auch nicht an göttlichen Gerichten und bitteren Heimsuchungen gefehlt. Schon im 7. Jahrhundert haben arabische Kriegshaufen das Tiefland überfluthet, das zwischen dem rothen Meer und dem Hochland sich ausbreitet, und diese Küstenebene ist noch bis auf den heutigen Tag im Besitze ihrer Nachkommen, der wilden Danakil. Dieß, und die Gründung der Mamelukenherrschaft in Aegypten, beraubte Abessinien nicht nur eines schönen und reichen Theils seines Gebiets, sondern, was noch schlimmer war, auch der Ausgänge für seinen Handel, und machte es zu einem vom Verkehr nach Außen abgeschlossenen, isolirten Reiche. Aber die Wogen der muhammedanischen Einfälle machten nicht Halt auf der östlichen Küstenstrecke; sie rauschten heran bis zu den mächtigen Felsenhöhen des abessinischen Hochlandes und bedrohten den ganzen Bestand der Nation. Im 16. Jahrhundert bahnte sich Mahomed Graan „mit der linken Hand", der König von Adal (dem Küstenland), den Weg

durch die Hohlwege und Bergpässe bis ins Herz des Reiches, nahm Besitz von Schoa, überfluthete Amhara, und indem er den damaligen Kaiser Nebla Denschel durch Tigre verfolgte, schlug er ihn an den Ufern des blauen Nil. Das Land ward verwüstet, die Kirchen verbrannt, die Prinzen von Geblüt (bis auf Einen, der entkam) gemordet, und der Kaiser selbst als ein hülfloser Flüchtling in der Wüste entdeckt und hingerichtet. Auch die wilden Gallastämme, die Verwirrung benützend, brachen in Schoa ein und besetzten es mit ihren Colonieen. Es schien als wenn der Augenblick gekommen sey, wo Abessinien seine nationale Unabhängigkeit verlieren, und wo seine Kirche, gleich allen andern orientalischen Kirchen, sich in den Staub beugen sollte, damit der muhammedanische Eroberer seinen Fuß auf ihren Nacken setze.

Aber das abessinische Volksthum, obschon zusammengeschrumpft und vermindert, konnte und sollte nicht vernichtet werden. Die eben rechtzeitige Ankunft eines kleinen portugiesischen Heeres in Massowa lenkte die Aufmerksamkeit der Danakil, deren König, Mahomed Graan, in der Schlacht gefallen war, von Abessinien ab, während die Abessinier selbst den Kampf mit den Gallas im Innern des Landes fortsetzten. Von ihren Bergfesten aus vertheidigten sie mit kühnem Muth ihr Vaterland und ihre Kirche; und Dr. Krapf, als er die wilde zerrissene Gestalt jener Provinzen mit ihren schwer ersteiglichen, durch schauerliche Schluchten von einander getrennten Bergfesten überschaute, verstand, warum „die fortgesetzten Anstrengungen der zahlreichen Galla-Reiterei und die der Muhammedaner von Adal, diesen Theil von Schoa zu erobern, fehlschlugen, und warum der christliche Name durch diese wilden Horden nicht ausgetilgt werden konnte."

Das aus unzähligen Wunden blutende Reich erholte sich nach und nach, und schritt sogar, unter der Anführung von Sahela Selassie's Vorfahren, wieder zum Angriff. Ankobar wurde wieder genommen und zur Hauptstadt des neu erstehenden Schoa-Königreichs erhoben, das, obgleich

dem Namen nach nur eine Provinz des abessinischen Reiches, doch in Wirklichkeit seitdem ein unabhängiger Staat geworden ist. Und so hat das abessinische Volksthum alle Stürme überlebt, obwohl kläglich zusammengeschmolzen und des Glanzes seiner früheren Herrlichkeit und Größe beraubt.

Wie weithin aber sich diese seine frühere Größe erstreckte, das kann man noch heute erkennen aus den zersprengten christlichen Gemeinden, die weit außerhalb seiner jetzigen Gränzen mitten in Ländern liegen, welche, mit Ausnahme dieser vereinzelten christlichen Oasen, jetzt ganz und gar heidnisch oder muhammedanisch sind.

Eine der merkwürdigsten dieser Oasen sind die fünf Inseln in dem zur Provinz Gurague gehörigen See Zawai, wo nicht weniger als 3000 Christenhäuser sich noch befinden sollen. Dabei ist bemerkenswerth, daß ungeachtet es dort gänzlich an Priestern fehlt, doch die Kirchen unversehrt bis heute erhalten und die Christen in ihrem christlichen Bekenntniß unerschüttert blieben. Auf diese Inseln sollen bei dem Einfall der Muhammedaner unter dem grausamen Graan alle die heiligen Geräthe aus den Kirchen des südlichen Abessiniens geflüchtet worden seyn, und noch jetzt sollen sich in der Kirche des heiligen Michael daselbst zahlreiche Bundesladen, goldene und silberne Stühle und andere Heiligthümer befinden, während die kostbaren Manuscripte verloren gingen. In der Provinz Gurague überhaupt, wo jene Inseln liegen, soll nach Dr. Krapf der größere Theil der Einwohner sich zum Christenthum bekennen, obwohl sie von Muhammedanern und Heiden rings umgeben sind. — Kambate, südlich von Gurague, ist fast ausschließlich von Christen bewohnt. Auch sie haben zahlreiche Kirchen und Klöster, aber keine Priester. Zwischen Kambate und Gurague mitten innen wohnen Gallastämme, welche Harris als „wahre Ungeheuer von Grausamkeit" beschreibt, „die man mehr fürchte als wilde Thiere." — Auch die Provinz Wollamo, südöstlich von Dschindschiro, faßt zahlreiche Christen in sich. Ja bis in die Nähe des

Aequators (bis zum 5. Grad nördlicher Breite) sollen sich noch viele zersprengte Reste der abessinischen Kirche finden.

Was für eine Kette weit bis in's Herz Afrika's vorgeschobener Missionsposten gäbe das, wenn alle diese wunderbar erhaltenen Christengemeinden für das lautere Evangelium gewonnen und durch dasselbe neu belebt und zu wahren Missionskirchen umgewandelt würden! So tief sie auch in Unwissenheit und heidnisches Wesen versunken seyn mögen, sie bekennen doch noch den Namen Christi, sie haben ihren christlichen Glauben unter den schwersten Versuchungen und Gefahren standhaft bewahrt. Sollte nicht diese ihre wunderbare Erhaltung ein Zeichen seyn, daß sie von Gott noch für besondere Zwecke aufbewahrt seyn möchten? Wie? Wenn das Licht der Wahrheit wieder in Abessinien angezündet und auf den Leuchter gestellt, und seine Strahlen weit hinaus in jene entlegenen Vorposten werfen würde! Sollte nicht vielleicht von hier aus nach Gottes vorbedachtem Rath der Haupteroberungszug des Evangeliums über die heidnischen und muhammedanischen Reiche Afrika's ausgehen, während andere geistliche Kriegsheere vom Westen herüber und vom Süden heraufzögen und so die vieltausendjährige Herrschaft Satans endlich auch dort zerstörten?

Dieser Gedanke ist so natürlich und so naheliegend, daß er nicht erst in neuerer Zeit, sondern schon seit Jahrhunderten die christliche Kirche des Abendlandes, obwohl in sehr verschiedener Weise, beschäftigt hat. Lernen wir in kurzer Uebersicht das kennen, was bisher zur Missionirung Abessiniens gethan wurde.

---

4. Die frühern Missionsversuche in Abessinien.

Es wäre mehr als verwunderlich, wenn die römische Kirche bei ihrem Streben nach allgemeiner Weltherrschaft Abessinien und seine bedeutungsvolle Stellung in Afrika übersehen hätte. Schon vor mehr als 300 Jahren wurde von ihr der erste Versuch gemacht, die abessinische Kirche,

welche vom Pabst und seiner angemaßten Oberherrlichkeit über die Christenheit nichts wissen will, dem römischen Stuhl zu unterwerfen. Der König von Portugal, Johann II., hatte durch Reisende von dem Daseyn der abessinischen Kirche gehört, und sofort sandte er Abgeordnete dahin, die darüber genauere Nachforschungen anstellen sollten. Im Jahr 1490 kam der erste Portugiese dahin. Eben damit aber begannen die Versuche, die Kirche Abessiniens unter das Joch des Pabstes zu beugen. Doch Alles war vergebens. Bald aber schien sich eine günstigere Gelegenheit anzubieten. Als nämlich die abessinischen Könige zur Zeit des muhammedanischen Einfalls sich um Hülfe an die Portugiesen wandten, welche eben damals ihre Herrschaft in Ostindien gegründet hatten, da erschienen diese wirklich mit ihren Schiffen und kriegsgeübten Truppen an der Küste Ost-Afrika's und retteten Abessinien dadurch vom Untergang, daß sie die muhammedanischen Eroberer nöthigten, zur Vertheidigung ihres eigenen Landes an die Küste zurückzukehren. Der Lohn für diese Hülfe sollte theils die Abtretung des dritten Theils des Landes an die Portugiesen, theils die Unterwerfung der Landeskirche unter den römischen Pabst seyn. Der damalige Kaiser von Abessinien, Claudius, wies mit Entrüstung diese Forderungen zurück. Man drohte ihm mit dem Bannfluch. Claudius lachte darüber, da der Pabst zu Rom nichts in Abessinien zu sagen habe und selbst ein Ketzer sey. Die portugiesischen Priester wurden aus dem Lande entfernt (1540).

Fünfzehn Jahre später (1555) erschienen die ersten Jesuiten am Hofe zu Gondar. Aber auch ihr Versuch, die römisch-katholische Lehre im Lande zur Geltung zu bringen, schlug fehl. Claudius widerstand allen ihren Zumuthungen fest und entschieden; und als die Jesuiten die Gelehrten Abessiniens zu einer öffentlichen Disputation herausforderten, so nahm der Kaiser selbst, aus Furcht, seine einfältigen Mönche möchten den Spitzfindigkeiten der klugen und gewandten Jesuiten nicht gewachsen seyn, persönlichen Antheil an dem Wortkampf und brachte, wie die jesuitischen

Geschichtschreiber selbst bekennen, seine Gegner zum Schweigen. Diese aber, da sie fanden, daß alle ihre Künste fehlschlugen, sprachen den Bannfluch über das Land aus, und damit dieser nicht einem Blitzstrahl gleiche, der nicht einschlägt, reizten sie die Muhammedaner an der Küste zu einem Ueberfall in Abessinien an, bei welchem Kaiser Claudius, ein Mann von ungewöhnlicher Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und Mäßigung, im Kampfe fiel. Die Wuth der Jesuiten kannte keine Gränzen, sie scheuten kein Mittel, um Abessinien für seinen Widerstand gegen die päbstliche Herrschaft zu züchtigen und zu verderben. Selbst von Ostindien herüber beriefen sie portugiesische Truppen, um mit ihrer Hülfe das widerstrebende Land „zu bekehren.“ Aber da griff der Pabst selbst ein, verweigerte seine Zustimmung zu diesem Vorhaben und rief die Jesuiten aus Ost-Afrika zurück. Das geschah im Jahr 1560.

Vierzig Jahre lang ruhte die Mission. Im Jahr 1603 kehrten die Jesuiten auf's Neue nach Abessinien zurück, um das Werk von vorne zu beginnen. Das Land war auf's tiefste zerrüttet durch die blutigen Kämpfe verschiedener Thronbewerber. Das Haupt der neuen Mission, der Jesuite Peter Pays, beobachtete mit wachsamem Auge die verschiedenen Wechselfälle des Kampfes und schloß sich endlich an die Partei an, welche die meiste Aussicht zum Siege hatte und auch wirklich am Ende die Oberhand gewann. Der neue König Susneus, dankbar für die von den Jesuiten empfangene Unterstützung, räumte ihnen fast unbegränzten Einfluß ein. Nach einander erschienen königliche Edicte zu Gunsten der römisch-katholischen Kirche. Die kühne Einsprache des Abuna (Oberhaupts der abessinischen Kirche), die muthigen Schilderhebungen mächtiger Häuptlinge zur Vertheidigung ihrer Kirche, der Haß des Volks, das an seinem alten Glauben hing, — Alles das brachte keine Aenderung in des Kaisers Sinn hervor; bis er endlich im Jahr 1626 förmlich mit seinen Hofleuten den monophysitischen Glauben abschwur, dem römischen Stuhl sich unter-

warf und allen seinen Unterthanen befahl, seinem Beispiel zu folgen.

Aber obgleich der Hof den Einflüsterungen der Jesuiten nachgegeben hatte, die Nation blieb fest, und immer sich wiederholende Aufstände zeugten von ihrem Unwillen. Es war umsonst, daß die Aufrührer geschlagen und ihre Hauptführer hingerichtet wurden; das abessinische Volk erwies sich ebenso ausdauernd in seinem Widerstand, als die jesuitische Partei in ihren Angriffen. Das Reich blieb in unaufhörlicher Aufregung und Zerrüttung, bis der König, müde des blutigen Hinmordens seiner Unterthanen, und überzeugt, daß seine Bemühungen, sie zur Annahme der römischen Lehren zu bringen, hoffnungslos seyen, endlich den Bitten seiner Räthe Gehör gab und seinem Volke die freie Ausübung seines alten Glaubens gestattete. „Es ist unmöglich," sagt Harris, „das Entzücken zu beschreiben, mit welchem dieses Edict begrüßt wurde. Das Lob des Kaisers tönte allenthalben wieder. Die Rosenkränze und Kruzifixe der Jesuiten wurden weggeworfen und in Haufen verbrannt. Männer und Weiber tanzten vor Freuden in den Straßen und sangen sich chorweise zu:

Die Heerde Aethiopiens ist den Klauen der Geier entronnen,
die vom Westen kamen.
Die Lehre des heiligen Markus ist der Grundpfeiler unsrer
Kirche.
Laßt uns Alle fröhlich seyn und Halleluiah singen,
Denn die Sonne der Freiheit ist aufgegangen über unsrem
Land."

So endete eine Mission, die in Betreff der Hinterlist, mit der sie in Abessinien begonnen, der Schlauheit und Grausamkeit, mit der sie fortgeführt, und der Schmach, mit der ihr ein Ende gemacht wurde, ihresgleichen nicht leicht in der Geschichte findet.

Die ersten protestantischen Missionare, Gobat und Kugler, gebildet in der Missionsanstalt zu Basel und ausgesandt von der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft, be-

traten Abessinien im Anfang des Jahres 1830. Ihre Arbeit wurde fortgeführt bis zum Jahr 1838, wo die Eifersucht der abessinischen Geistlichkeit die Missionare nöthigte, das Land zu verlassen, indem Ubie, der ihnen sonst gewogene Fürst von Tigre, erklärte, daß er sie nicht länger zu schützen vermöge. Dr. Krapf, der es nicht über's Herz bringen konnte, diese Mission ganz zu verlassen, beschloß, einer Einladung des Königs von Schoa zu folgen und dieses Reich zu besuchen, und wirklich gelang es ihm, mit Miss. Isenberg im Mai 1839 dahin vorzudringen. Im November desselben Jahres aber, bis wohin sie gemeinschaftlich ihre Arbeiten fortsetzten, war Isenberg genöthigt, für einige Zeit nach Europa zurückzukehren. Dr. Krapf blieb allein bis zum März 1842, wo auch er Schoa verließ und unter unsäglichen Leiden und Gefahren mitten durch wilde Stämme hindurch die Reise nach Aegypten machte. Dort traf er mit Isenberg und dem neuangekommenen Mühleisen zusammen, und trat mit ihnen, nachdem er sich von seinen Strapatzen erholt hatte, auf's Neue die Reise nach dem Königreich Schoa an. Aber siehe, sie fanden die Thüren verschlossen, — wahrscheinlich in Folge von Umtrieben der römisch-katholischen und der abessinischen Priesterschaft. Seit dieser Zeit wurde von protestantischer Seite nichts weiter gethan, während mittlerweile die Jesuiten auf's Neue ihr Wesen in Abessinien zu treiben angefangen hatten.

Einem gewissen Pater Jacobis nämlich war es gelungen, an der östlichen Gränze von Abessinien eine neue römisch-katholische Mission zu gründen. „Die ganze Ostgränze von Tigre," schreibt Krapf unter dem 1. August 1855, „ist von dem römischen Wesen angesteckt. Die katholischen Missionare, an deren Spitze Jacobis steht, haben hier mehrere Kirchen gebaut, in welchen abessinische Priester fungiren, die zum römischen Glauben übergetreten sind. Andere abessinische Priester gleicher Art wurden in's Innere gesandt, um den Katholicismus zu verbreiten. Jacobis soll viele heilige Schriften, die wir früher unter dem Volk

verbreiteten, um Salzstücke aufgekauft, und theils in Kisten verschlossen, theils verbrannt haben..... All sein Unterricht bewegt sich um die Verehrung der Jungfrau Maria, zu deren Verherrlichung er alle seine Kräfte anstrengt. Er hat seine Maßregeln, ganz Abessinien zum römischen Glauben zu bekehren, trefflich genommen, und bereits rühmt er sich in seinen Briefen, die er nach Europa sendet, daß sein Werk ihm nahezu gelungen sey."

Der HErr aber wird Seine Ehre keinem Andern, auch nicht der Jungfrau Maria geben, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, so scheint der Zeitpunkt nicht mehr ferne zu seyn, wo in Abessinien dennoch das Licht der Wahrheit neu angezündet und durch das erneuerte und wiedergeborene Aethiopien das seligmachende Wort vom Kreuze bis in das Herz Afrika's getragen wird.

Ehe wir aber von dem neuaufgenommenen Versuche einer protestantischen Mission in Abessinien Näheres berichten, haben wir noch die Umstände kennen zu lernen, die dazu Veranlassung gaben.

Je weniger die in den beiden letzten Jahrzehnten daselbst mehrfach ausgeführten evangelischen Missionsunternehmungen bei allem Segen, den sie im Einzelnen hatten, dennoch in Folge vieler und unüberwindlicher Schwierigkeiten, einen bleibenden Fuß haben fassen können: desto mehr steht die Evangelisation dieses nun einmal bereits seit anderthalb tausend Jahren der Christenheit einverleibten Landes als eine noch immer ungelöste Aufgabe vor der protestantischen Missionsgemeinde da. Abessinien, auch in seiner tiefen Verkommenheit und Erstorbenheit, ist dennoch eine Erinnerung an die erste Gnadenstunde Afrika's in den frühsten Jahrhunderten der christlichen Kirche, hat trotz aller Entstellung und Verwirrung doch den Namen Christi noch bewahrt und reizt daher das jetzt in die Arbeit gerufene Missionsvolk zu dem Liebeswerk, das geraubte Kleinod der lautern Wahrheit Gottes ihm wieder mitzutheilen. Beson-

ders lebhaft aber muß dieß Verlangen bei denen seyn, welche die ersten Zeugen des Evangeliums in Abessinien in der Neuzeit waren und noch immer als Arbeiter in der großen Ernte stehen. So fügte es sich denn in eigenthümlicher Weise, daß Bischof Gobat von Jerusalem, Dr. Krapf und Missionar Isenberg, welche seit ihrem Weggang von Abessinien, ein jeder in ein anderes Missionsgebiet eingetreten, dennoch das Land ihrer ersten Arbeit und ersten Liebe in treuem Gedächtniß trugen, zu einem erneuten Missionsversuch daselbst zusammenwirken konnten.

Bischof Gobat's gegenwärtige Stellung in Jerusalem bringt ihn in beständigen Verkehr sowohl mit dem dortigen abessinischen Kloster als auch mit Abessiniern, die nach Jerusalem wallfahren. Fortwährend genießt er in Abessinien große Liebe und ist unzählige Mal schon eingeladen worden, dahin zurückzukehren. Die steten Grüße von dorther mußten dem Bischof auf Zion wie wiederholte Rufe vorkommen: „Komm' herüber und hilf uns!" Dazu kam, daß Missionar Isenberg, von gleicher alter Liebe für Abessinien beseelt, während eines längeren Aufenthalts in Riehen bei Basel im Jahr 1853 die Zöglinge der Chrischona-Anstalt, aus deren Mitte jährlich mehrere nach Jerusalem in das dortige Brüderhaus ausgesendet werden, durch Mittheilung seiner Missionserlebnisse für Abessinien begeisterte, die jungen Brüder in der amharischen Sprache unterrichtete und auf diese Weise sich Nachfolger in sein abessinisches Arbeitsfeld gewann. Eben so wenig hatte Dr. Krapf die ihm theure Stätte seines früheren Wirkens und Leidens vergessen können, und hatte während seines Besuchs in Basel im Jahr 1854 den auch von Herrn Spittler daselbst gehegten Plan neu aufgefrischt und belebt, und zugleich die Absicht ausgesprochen, auf seiner Rückreise nach seiner ostafrikanischen Station den Weg über Abessinien zu nehmen. Noch in demselben Jahr 1854 berief Bischof Gobat sechs Brüder der Chrischona-Anstalt, um sie nach einem etwa einjährigen Aufenthalte in Jerusalem, wo sie sich weiter für ihren Missionsberuf ausbilden sollten, nach Abessinien zu senden. Ein

Zeichen aber, daß für eine neue protestantische Missionsunternehmung die rechte Stunde geschlagen habe, mußten die neusten Nachrichten aus jenem Lande seyn: daß nämlich nicht bloß der gegenwärtige König Theodoros dem Evangelium eifrig zugethan, so wie daß der bisherige Jesuiten-Missionar Jacobis außer Thätigkeit gesetzt sey, sondern daß auch der gegenwärtige Abuna in Abessinien, von unserem Basler Missionar Lieder in Aegypten gebildet, ein warmer Freund der evangelischen Mission sey.

Auf dem Wege nach Jerusalem lud Missionar Krapf auf Malta noch einen jungen Abessinier, Maderakal, welcher die dortige Schule besucht hatte, als Reisegefährten ein, mit dem er dann in Cairo wieder zusammentraf. Er selbst kam am Ende des Jahres 1854 in Jerusalem an. Die Aufgabe aber, womit Bischof Gobat den neu angehenden Missionar Flad von Chrischona jetzt betraute, war zunächst die, eine Visitationsreise nach Abessinien unter der Leitung des erfahrenen Missionars Dr. Krapf anzutreten, durch welchen der Eingang in das schwer zugängliche Land wesentlich erleichtert werden mußte, während die fünf anderen Brüder das Resultat in Jerusalem abwarten sollten. Krapf selbst hegte die Hoffnung, von Abessinien aus südlich durch ganz unbekannte Länder bis zum Aequator vorzudringen und unterwegs die zerstreuten Ueberreste von Christen zu besuchen. In Cairo zu Anfang des Jahres 1855 angelangt, ließen sich die abessinischen Reisenden bei dem neuen koptischen Patriarchen einführen, der bereits mehrere wohlthätige Neuerungen in der koptischen Kirche, z. B. die Entfernung fast aller Bilder, angebahnt hat, und gegenwärtig ein großes Gebäude, das für die Heranbildung junger Candidaten des Predigtamts bestimmt ist, aufführen läßt. Er ist mit der amharischen Sprache bekannt, da er eine Reihe von Jahren hindurch mit dem jetzigen Abuna (Vater, Erzbischof) von Abessinien, Abba Salame, zusammen lebte, welcher selbst früher ein Zögling der Schule der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft in Cairo gewesen ist. Als der Patriarch von der Missionsreise nach Abessinien

und den dabei verfolgten Zwecken hörte, sprach er seinen vollen Beifall hierüber aus. Die Hauptfeinde der Mission würden, meinte er, die römischen Agenten seyn. Er selbst erklärte sich bereit, den Reisenden Empfehlungsbriefe an den Abuna, an Ubie, den Fürsten von Tigre, an Cassai, den neuen Fürsten von Amhara, so wie an den König von Schoa mitzugeben. Er war es auch, der sie von der in Gondar erfolgten Einkerkerung des Pater Jacobis, des Superintendenten der römischen Mission, in Kenntniß setzte. Jacobis hatte von Cassai eine Vorladung erhalten, gab dieser keine Folge, erlaubte sich noch dazu Schimpfworte und so ward er gefänglich eingesetzt. Der Abuna, Abba Salame, war von Anfang an erklärter Gegner des Jacobis und der Römlinge gewesen, allein Ubie seinerseits ihr offener Freund, welcher Geschenke von ihnen empfing und darum auf des Abuna's Rath, die Römer des Landes zu verweisen, nicht hören wollte. Cassai und Ubie, hieß es, seyen im Kriege miteinander.

Der neue Missionsversuch in Abessinien traf demnach mit Umständen zusammen, die nicht bloß an sich von großer Wichtigkeit waren, sondern auch für die Förderung desselben höchst geeignet erscheinen und die Hoffnungen unserer Reisenden in hohem Maaß stärken mußten. Aus Dr. Krapf's Tagebuch, das wir nun aufschlagen, wird erhellen, daß die in Abessinien in der jüngsten Zeit eingetretenen Veränderungen eine weit größere Bedeutung haben, als man Anfangs nur denken konnte. Wir sind zugleich in Stand gesetzt, auch das Tagebuch des Bruders Flad zu benützen, das uns manche schätzbare Mittheilungen gibt.

Auszüge
aus
Dr. Krapf's Tagebuch
über
seine abessinische Reise
im Jahr 1855.

I. Reise von Suez nach Adoa.

Die abessinische Reisegesellschaft, welche zu Anfang des vorigen Jahrs an dem Ufer des rothen Meeres eintraf, bestand aus Miss. Dr. Krapf, Missionar Flad, welcher zufolge der von Bischof Gobat empfangenen Weisung sich in Jerusalem an ersteren angeschlossen hatte, ferner aus dem jungen Abessinier Maderakal, der in Cairo zu diesen beiden gestoßen, und aus Wolda Gabriel, einem abessinischen Knecht, den Krapf in Jerusalem gedungen. Den 20. Januar 1855 kamen sie in Suez an. Wir begleiten sie auf ihrer 32tägigen Fahrt auf dem rothen Meere und blicken zu diesem Behuf in Dr. Krapf's Tagebuch:

„20. Januar 1855. Vor unserer Ankunft in Suez hatte bereits Hr. Betts, ein Beamter der ägyptischen Transitverwaltung, die Gefälligkeit gehabt, bei einem arabischen Capitän ein Schiff für 600 ägyptische Piaster zu miethen, welches uns von Suez nach Dschidda befördern sollte. Wir konnten daher sofort nach unserer Ankunft in Suez unser Gepäck einschiffen und den Hafen um 4 Uhr Nachmittags verlassen. Um 6 Uhr warfen wir auf der selben Stelle Anker, über welche, wie man glaubt, der Zug der Kinder Israel aus Aegypten nach der Küste Arabiens sich hinbewegt hat. Das war eine herzstärkende Erinnerung, und wir schmeckten den Trost des Wortes, daß der Hüter Israels nicht schläft und nicht schlummert, daß Er um Sein Volk her ist, ihre Land- und Seereisen zu Herzen

nimmt und eine feste Burg für die ist, die auf Ihn allein trauen."

„1. Februar. Kurz bevor wir Dschidda's ansichtig wurden, brach die Segelstange unseres Schiffes, — ein Ereigniß, das ähnliche Besorgnisse in uns wiedererweckte wie Tags zuvor, wo ein arabisches Schiff, das den großen Mast verloren, dem unsrigen einen fürchterlichen Stoß gab, daß es zu verwundern war, wie wir ohne ernstliche Beschädigung davon kamen. Wir landeten jedoch wohlbehalten in Dschidda und wurden von dem brittischen Consul, Hrn. Col, freundlich aufgenommen, durch dessen gütige Vermittlung wir sogleich mit einem arabischen Capitän bekannt wurden, der im Begriff war, von Dschidda nach Massoa (Massowah) an der abessinischen Küste überzufahren. Freudig ergriffen wir diese Gelegenheit, die uns Zeit und Geld in Dschidda ersparte, und begaben uns an Bord des Schiffes, das uns nach Abessinien bringen sollte."

„3. Februar. Abreise von Dschidda. Unser Schiff hatte eine Schaar muhammedanischer Pilgrimme an Bord, welche von Mekka kamen und nach Abessinien zurückkehrten. Einige waren von Massoa und Tigre; andere von dem Wollo-Stamm Tehuladere in der Nähe des Haik-Sees, den ich im Jahr 1842 sah. Die Wallfahrer von Tehuladere sagten, Adara Bille, der Gallahäuptling von Lagga Ghora, der mich in dem genannten Jahr beraubte, sey gestorben, und sein Sohn sey jetzt der Herrscher des Stammes. Diese Pilgrimme waren ausnehmend eifrige Muhammedaner, wie die Wollo-Galla überhaupt sind. Ihr Fanatismus zeigte sich in dem hitzigen Streit, den sie mit unserem Wolda Gabriel führten, welcher auf's entschiedenste das Christenthum gegen sie vertheidigte, leider jedoch in etwas bitterer Weise, die wir so viel als möglich zu mildern suchten."

Da der Lebensgang des Wolda Gabriel nicht uninteressant ist, so sey er hier kurz erwähnt. Er ist aus Schoa gebürtig, und will Miss. Krapf in seiner Kindheit in Ankobar gesehen haben. Von Schoa ging er nach Gondar

in Gesellschaft eines Priesters, welcher bei dem Abuna etwas zu thun hatte. Nach Erledigung seines Geschäfts bei dem Erzbischof entschloß sich der Priester zu einer Wallfahrt nach Jerusalem, und bat den Wolda Gabriel und einen zweiten Jüngling aus Schoa, ihn in die heilige Stadt zu begleiten. Als die Reisegesellschaft in Dschidda ankömmt, wird Gabriel's junger Freund krank und von diesem treulich gepflegt. Eines Nachmittags geht Gabriel aus, um Quellwasser zu holen. Bei seiner Rückkehr findet er den Kranken todt zu Boden gestreckt, und vernimmt auf nähere Nachfrage, daß der Priester das Gepäck sowohl des todten als des lebenden Reisegefährten mit sich genommen und von Dschidda auf einem Schiff weggefahren sey. Zugleich ergreift der muhammedanische Hausbesitzer den Ueberlebenden und verkauft ihn als Sclaven nach Mekka, von wo er nach Medina gebracht wird. Natürlich hatte der Priester vorher Gabriel um eine gewisse Summe Geldes an den Muhammedaner verkauft. Gabriel wurde nun zum Islam genöthigt. Nach einem etwa einjährigen Aufenthalt in Mekka und Medina begibt sich sein neuer Gebieter um einiger Geschäfte willen nach Dschidda. Während der junge Sclave wieder in dieser Stadt ist, wird er mit einem muhammedanischen Kaufmann bekannt, der von Massoa kam und eine Anzahl Sclaven hatte, die er in Suez zu verkaufen wünschte. Dieser Kaufmann sprach Gabriel zu, er solle seinem Herrn entfliehen, an Bord des Schiffes kommen und seine Sclaven überwachen. Gabriel ließ sich den Vorschlag gefallen und kam mit dem Sclavenhändler wohlbehalten in Suez an. Dieser aber, statt Gabriel den versprochenen Lohn zu geben, verkaufte ihn nach Cairo, wo ein reicher Muhammedaner sein Herr wird, der den Sclaven in die Schule schickt. Da begibt sich's eines Tags, daß ein christlicher Priester aus Abessinien mit Gabriel in den Straßen Cairo's zusammentrifft, ihn amharisch anredet und fragt, wer er sey und woher er komme. Gabriel erzählte ihm seinen Lebensgang, worauf der Priester die Landesregierung durch das koptische Patriarchat in Kenntniß

hievon setzte und so die Befreiung des Sclaven auswirkte. Nun schloß er sich an eine Karawane christlicher Pilgrimme aus Abessinien an und reiste nach Jerusalem, wo er in das abessinische Kloster ging. Unbefriedigt von dem Klosterleben trat er wieder aus, wurde Knecht bei einigen Europäern und endlich bei dem Judenmissionar Georges. Von diesem bekam er eine Bibel und lernte durch ihn die evangelische Wahrheit kennen. Als Dr. Krapf in Jerusalem angekommen, und Gabriel erfahren hatte, daß derselbe nach Schoa zu reisen vorhabe, bot er ihm seine Dienste unterwegs an, welche dieser mit Vergnügen annahm. Der junge Mann konnte lesen und schreiben und hat seine größte Freude am Bibellesen, ohne daß bis jetzt sein Herz erneuert wäre; doch nahm er das wahre Christenthum gegen Muhammedaner und orientalische Christen so nachdrücklich und freimüthig in Schutz, daß man ihm gern zuhörte und er hierin seinen schüchternen Landsmann Maderakal übertraf. Der Erzählung vorgreifend bemerken wir, daß Wolda Gabriel in Adoa (Adowa) und Axum erkrankte und die Reise nach Gondar nicht mit den Uebrigen fortsetzen konnte.

Mitte Februar in der Nähe des arabischen Hafens Birket wurde die Fahrt sehr gefährlich. Dr. Krapf schreibt hierüber in seinem Tagebuch: „15. und 16. Februar. Seit drei Tagen haben wir ununterbrochen Sturm, auch sehr viel Regen. Die Matrosen mußten vier Anker auswerfen, sonst würden wir der Felsenküste der fanatischen Assir-Araber zugetrieben worden seyn, welche die „Christenhunde" ohne Erbarmen ausgeplündert oder gar gemordet hätten, wenn wir ihnen in die Hände gefallen wären. Der heftige Regen durchnäßte unser Gepäck ganz und gar, denn das Schiff war unbedeckt und auch unsere kleine Kajüte nicht im Stande, den Regen abzuwehren: so verloren wir einen Theil der Vorräthe, die wir für unsere Landreise angekauft. Die Errettung des HErrn aus so großen Gefahren in den drei letzten Tagen und Nächten wird uns unvergeßlich bleiben."

„17. Februar. Da unsere Mitreisenden bei dem Capitän sich beklagten, es sey ihnen Geld und andere Gegen-

stände entwendet worden, ordnete er eine Untersuchung bei den Matrosen an. Alles Vermißte fand sich in dem Zuber einer Schankala-Sclavin vor, welche dem Capitän gehört und etwas blödsinnig ist. Während sie den Diebstahl gestand, bedauerte sie, keinen Zutritt zu unserer Kajüte gehabt zu haben, da sie alles, was Allah — Gott — sie hätte finden lassen, weggenommen haben würde. Der Capitän wollte ihr tüchtige Schläge geben; in Anbetracht aber ihres verwirrten Zustandes baten wir ihn, die körperliche Züchtigung ihr zu erlassen."

„18. Februar. Die gute Hand unseres Gottes hat uns wieder aus einer drohenden Gefahr errettet. Letzte Nacht schlief unser Steuermann am Ruder ein. Das brennende Licht, das sich in einem kleinen Kästchen von Holz befand, ergriff das Papier, das den Compaß umgab. Von da breitete sich das Feuer über einige Segeltücher aus, die um den Steuermann herum lagen. Zum Glück erwachte er, ehe das Feuer an einen Sack mit Schießpulver gekommen, welcher dem Capitän gehörte und den die Matrosen, unverständig genug, auf die Kajüte gelegt hatten, in der wir schliefen. Diese gnädige Bewahrung zeigte uns auf's Neue, wie nothwendig es ist, uns mit dem größten Ernst in die schützende Obhut des Allmächtigen bei Tag und bei Nacht zu befehlen."

Am 20. Februar landeten unsere Freunde an der abessinischen Inselstadt Massoa in der Bai gleiches Namens. Diese lebhafte Handelsstadt gehört dem Vicekönig von Aegypten, hat bei elender Bauart etwa 12,000 Einwohner und ist ungemein heiß, wie auch aus Miss. Flad's Tagebuch zu ersehen, der unter dem 26. Februar in Massoa schreibt: „Die große Hitze hier macht unseren Aufenthalt sehr beschwerlich. Ich bin voll rother Hitzblattern, die sehr schmerzen." Die Reisenden getrösteten sich daher, bald die frische Bergluft Abessiniens genießen zu dürfen. Doch waren für jetzt dringende Gründe vorhanden zu einem längeren Aufenthalt in Massoa. Hören wir darüber Miss. Krapf unter dem 20. Februar:

„Herr Baroni, Secretär des englischen Consuls, Herrn Plowden, nahm uns in dessen Abwesenheit sehr freundlich auf und theilte uns die in der jüngsten Zeit in Abessinien eingetretenen wichtigen Veränderungen in Folge des Siegs Cassai's über Ubie, den Herrscher von Tigre, mit. Bald nach unserer Ankunft bekamen wir einen Besuch von einem abessinischen Jüngling Guebru, welcher zugleich mit seinem Bruder Mirdscha von Dr. Wilson in Bombay seine Bildung erhalten hat. Ubie hatte ihn vor einiger Zeit nach Bombay gesendet, um einige Waaren für ihn in Indien zu kaufen. Guebru that uns zu wissen, wie er nach seiner ersten Heimkehr von Indien in Verbindung mit seinem Bruder Mirdscha eine Schule in Adoa begonnen, gegen welche Anfangs Kidana Mariam aufgetreten sey, ein Priester, der im Jahr 1838 die Vertreibung der protestantischen Missionare bewerkstelligt habe, nachdem er von den römischen Missionaren 100 Dollars zu diesem Zweck empfangen. Als Guebru sah, daß ihm die Einrichtung und Fortführung der Schule nicht gelinge, nahm er einen Priester von Waldubba hiefür in Anspruch und versah ihn mit den dazu erforderlichen Mitteln. Unglücklicher Weise aber brachen die Pocken aus und rafften den Priester und einige Schüler weg, und die Uebrigen blieben von der Schule weg, die seit damals nicht mehr in Gang kam. Die offene Art und Weise des jungen Mannes that mir wohl; würde er von einem fähigen europäischen Missionar unterstützt und überwacht, so könnte er seinem Vaterlande von großem Segen seyn."

„28. Februar. Der englische Consul ist aus dem nördlichen Tigre angekommen, wohin er sich begeben hatte, um einen durch den Naib von Harkiko unterdrückten christlichen Stamm in Schutz zu nehmen. Der Consul ist der Meinung, daß wir bis Tigre sicher reisen könnten; an der Grenze jedoch sollten wir warten, bis die Thronbesteigung des neuen Königs Theodoros*) — früher Cassai genannt

*) Anmerkung. „Die Abessinier haben ein Buch, das Fakra Jasus (Liebe Jesu) heißt, worin steht, ein gewisser Mann, Theodoros,

— proclamirt sey und dessen Regierung sich befestigt habe, woraufhin dann die Straßen würden von Räubern gesäubert seyn, da jeder Abessinier während des Regierungs-Interims, und so lange bis der neue Herrscher auf jedem bedeutenderen Markt des Landes ausgerufen worden, ein Räuber sey. Plowden hat eine hohe Meinung von Theodoros, den er persönlich kennt, und glaubt, der neue „König der Könige von Aethiopien" — wie Cassai jetzt heißt — werde die Zustände Abessiniens wesentlich bessern. — Während unseres Aufenthalts in Massoa hatten wir von Zeit zu Zeit Besuch von abessinischen Christen, welche des Handels halben auf der Insel weilten. Einer von ihnen, ein unterrichteter Mann, trug mir im Ernst auf, an Missionar Isenberg zu schreiben und ihn zu ersuchen, er möge wieder nach Tigre kommen, da alle unsere Widersacher, Ubie, Kidana Mariam und die römischen Missionare — entfernt worden seyen."

„1. März. Diesen Morgen führte sich der neue Pascha von Massoa, den der türkische Gouverneur von Dschidda angestellt hat, bei seinen Unterthanen selbst ein. Die Großen von der Insel, auch die Consuln Englands und Frankreichs, der römische Bischof mit den Missionaren von Mucullu — einem Platze auf dem Festland, wo die Römer eine Kirche haben — und wir, waren sämmtlich eingeladen, bei der Feierlichkeit anzuwohnen. Alle Anwesenden standen, hörten den in türkischer Sprache verlesenen Ferman des Sultans an, und die Eingeborenen wurden hierauf angewiesen, darnach sich zu achten und den erwählten Angestellten in Ehren zu halten. Besonders schärfte der Ferman ein, daß der neue Pascha sich gegen Engländer und Franzosen freundlich beweisen solle, da sie Verbündete der Türken seyen. Der

---

werde in Griechenland aufstehen und alle Lande seinem Scepter unterwerfen, und von da an werde die ganze Welt christlich werden." „Auch unter den Falaschas findet sich die Vorstellung, der Messias werde als ein großer Eroberer mit dem Namen Theodoros auftreten." Gobat. Dieß der Grund, warum Cassai diesen Namen angenommen.

letzte Statthalter von Massoa hatte sich in Folge mehrerer Verbrechen, die er begangen, erhenkt, da er seine Absetzung und gefängliche Verbringung nach Constantinopel voraus-sah. — Heute kamen neue Nachrichten aus Abessinien an, welche dahin lauteten, daß die Niederlage Ubie's unzweifelhaft und vollständig sey. Ubie wurde gefangen genommen und eingekerkert, sein Sohn Schetu in der Schlacht getödtet; seine beiden anderen Söhne, Cassai und Gongul, haben die Gnade des Dedschesmadsch Cassai angerufen, welcher nach seinem über Ubie gewonnenen Sieg als König der Könige von Aethiopien gekrönt und unter dem Namen Theodoros ausgerufen worden ist. Der Sieger nahm dem Ubie 7000 Flinten, 60,000 deutsche Kronenthaler*) und viele andere Schätze weg, und Ubie muß, wenn er frei werden will, noch weitere 40,000 deutsche Thaler zahlen. Balgadaraia, welcher mit Ras Wolda Selassie und mit Sabagadis, einem früheren edlen Häuptlinge, verwandt und ein Freund der weißen Leute ist, wurde von Theodoros zum königlichen Statthalter von Tigre ernannt. Ueber die römischen Missionare ist auf's bestimmteste die Landesverweisung ausgesprochen und ihnen jegliche Rückkehr verboten worden. Der König hat den Wunsch, Herrn Plowden zu sehen, welchen er seit vielen Jahren kennt und schätzt. In Folge dieser Nachrichten ermuthigte uns der Consul, unsere Landreise anzutreten."

„5. März. Herr Plowden hatte die Güte, uns zwei Führer aus dem Schoho-Stamm, den Nomaden an der Küste, zu bestellen, durch deren Gebiet wir zu reisen hatten. Seiner Anordnung gemäß wurde den Führern die mäßige Summe von vier deutschen Kronenthalern zuerkannt. Auf diese Weise war uns von vorn herein Mühe und Ausgaben erspart unter den geschwätzigen lästigen Schoho's, welche in

*) Anmerkung. „Es sind dieß österreichische Maria-Theresia-Thaler zu 2 fl. 24 kr. Außerdem hat man in Abessinien noch als kleines Geld „Salzstücke" in der Form eines Wetzsteines, nur etwas dicker." Flad's Tagebuch.

früheren Zeiten die abessinischen Reisenden maaßlos überforderten. Freundlich und fest hatte Herr Plowden sie vermocht, sich zu der Summe von zwei Thalern für jeden Führer zu verstehen. Dieß ist ein Beweis, von wie großem Nutzen die Errichtung europäischer Consulate in fremden Ländern ist, unter der Voraussetzung, daß sie gegen die Eingeborenen nicht allzu freigebig sind und auch das Interesse der Reisenden berücksichtigen."

Nachdem sich die Missionare im Gebet dem HErrn befohlen hatten, fuhren sie von Massoa in einem Boot ab, das sie nach Harkiko oder Dohono, einem großen Dorf auf dem Festland am Fuß der ersten Berge des Schoho-Landes brachte. Es liegt ungefähr vier (engl.) Meilen von der Insel Massoa und ist der Sitz des Naib, welcher unter dem Gouverneur von Massoa steht und das Schoholand regiert, das dem Namen nach zu dem türkischen Reiche gehört. Der Consul hatte den Naib schon vor der Ankunft Dr. Krapf's bitten lassen, er möge für Kameele sorgen Die frühere Sitte, dem Naib ein ansehnliches Geschenk zu geben, war jetzt unter dem Einfluß der englischen und französischen Consuln in Massoa in Abgang gekommen. Auch der Preis für die Kameele, welche das Reisegepäck bis zum Fuß des Schumfeito-Bergs an der abessinischen Grenze bringen sollten, hatte sich von drei deutschen Thalern, die Miss. Krapf auf seiner ersten Reise nach Abessinien im Jahr 1837 für jedes Kameel hatte zahlen müssen, auf anderthalb vermindert.

Am 7. März nach Mitternacht brach die Reisegesellschaft von Dohono auf, ruhte am Morgen und Nachmittag eine Zeitlang und erreichte am Abend die Station Hamhamo. Der Regen machte ihnen hier viel zu schaffen. In dem abessinischen Küstenland sind Januar, Februar und März die Regenmonate, während im eigentlichen Abessinien die Regenzeit erst im Juni beginnt und im September endet. Regnet es an der Küste, so rückt der Schoho-Nomade mit seiner Heerde an die Grenze von Tigre hinauf; und umgekehrt zieht er sich an die Küste zurück, wenn der Regen

in Habesch beginnt. So sehen sich die Schoho's genöthigt, sowohl mit den Abessiniern auf einem freundlichen Fuße zu stehen, als auch mit den Bewohnern Dohono's und Massoa's; sonst würden sie unbändige Wilde seyn. „Die verschiedensten Arten von Thieren," schreibt Br. Flad von diesem hügeligen, öden und wüsten Land, „finden sich hier: Löwen, Leoparden, Hyänen, welch letztere man des Nachts heulen hörte, Tiger, Gazellen, Hasen, Rebhühner rc. Wir kamen an einer Stelle vorüber, wo der Vater eines unserer Führer vor einigen Jahren von einem Löwen getödtet wurde, und der Sohn, so oft er hieher kommt, an dem Grabe seines Vaters jedesmal ein kurzes muhammedanisches Gebet spricht." Am 9. Nachmittags langte man am Fuß des Schumfeito-Bergs an, wo die Kameele umkehrten und deren Ladung von Trägern oder von Ochsen den etwa 6000 Fuß hohen Berg hinauf getragen werden mußte. Streitsüchtig, wie die Schoho's sind, haderten sie am Morgen des folgenden Tags lange Zeit, bis sie das Gepäck auf die Ochsen vertheilt hatten und dann endlich sich auf den Weg machten. In vier Stunden ritten die Reisenden auf Maulthieren den Berg hinauf, und wurden oben in dem ersten Christen-Dorf an der Grenze von Tigre, in Halai, von Ayto Habtai und dessen Bruder Wolda Michael freundlich aufgenommen. Der englische Consul, welcher auf seiner Reise durch Tigre gewöhnlich in diesem Hause absteigt, hatte sie dahin empfohlen.

Das Unwohlseyn von Miss. Flad in den letzten Tagen in Folge des starken Regens, welchem sie in der sogenannten Samhar-Gegend des Scholandes ausgesetzt gewesen, hatte sich bis zu einem Fieber gesteigert, an dem er nun gefährlich darniederlag. „Ach! wie verlassen ist ein Kranker," seufzt Br. Flad, „in diesen Ländern! Stall, Küche, Wohnzimmer und Krankenzimmer ist alles in einem und demselben Raum, der überdieß auf Einer Seite ganz offen steht. Wir haben zwar alle Tage sehr viel Besuche, d. h. auf abessinische Art. Die Besucher betteln einen Thaler oder ein Kleid oder sonst etwas was sie sehen oder ihnen anständig wäre. Dr. Krapf

benützt diese Gelegenheit, um den Kommenden einen Abschnitt aus der heiligen Schrift vorzulesen, womit er eine Erklärung und Anwendung verbindet. Doch nehmen wir wenig Verlangen nach dem Worte Gottes wahr."

Ein wunderbares heiliges Walten des HErrn aber durften die evangelischen Missionare auf der Höhe des Schumfeito in Halai erleben, wobei die Hand, welche Gerechtigkeit und Gericht schaffet denen, die Unrecht leiden, sichtbar ans Licht trat. Wir lesen unter dem 12. März in Dr. Krapf's Tagebuch und staunen mit ihm:

„12. März. Heute kam der römische Missionar, Pater Jacobis, incognito hier in Halai an. Er ist auf der Flucht aus dem inneren Abessinien nach Massoa.

„Welch beachtenswerther Wechsel der Dinge! Als Jacobis mit seinen Genossen vor 17 Jahren in Adoa eintraf, wurden Isenberg, Blumhardt und ich aus Abessinien vertrieben. Jetzt ist die Reihe an den Römern, zu weichen, während wir unter Umständen, die von den damaligen weit verschieden sind, das Land wieder betreten dürfen. Die Betrachtung dieses auffallenden Umschwungs der Verhältnisse mußte unser Vertrauen auf den HErrn mächtig stärken, welcher endlich die Plane aller Feinde Seines Evangeliums zu nichte machen wird, wenn Sein Volk in Geduld und Glauben, im Gebet und Wohlthun nicht müde und matt wird. Auf diese Weise werden die Heiligen die Welt erobern — nicht durch Macht oder Gewalt, sondern allein durch Glauben und Selbstverläugnung."

Mit Bezugnahme auf ein Schreiben, worin Krapf das Verfahren der Römer während ihres jüngsten 17jährigen Aufenthalts in Abessinien dargelegt hat, berichtet er nur in Kürze, daß sie in Halai, Diran, Kaich Kur und anderen auf der Grenze von Tigre gelegenen Dörfern viele für sich gewannen, daß im Inneren des Landes eine Menge abessinischer Priester es mit ihnen hielten, daß sie ihre Bekehrten wieder tauften, die abessinischen Priester wieder ordinirten, die im Lande aufgefundenen oder da und dort aufgekauften Bibeln verbrannten oder in Kisten schlossen, daß sie einen

ernstlichen Versuch machten, den gegenwärtigen koptischen Abuna wegen seines Widerstandes, den er ihnen leistete, zu entfernen, daß sie an der Einführung des ungereimtesten Mariendienstes mit großem Eifer arbeiteten, — von Ubie, dem Fürsten von Tigre, beschützt wurden, den sie zu einer Zeit, da er in Roth war und die abessinischen Priester gegen ihn aufgetreten, mit reichen Geschenken gewannen, — und daß endlich Pater Jacobis eine Unterstützung mit fremden Truppen diesem Fürsten in Aussicht stellte, wenn er ihn zum Patriarchen von ganz Aethiopien einsetzen würde. Aber alle diese Versuche scheiterten gänzlich, als Theodoros das Ruder des abessinischen Reiches in die Hand nahm.

Während Flad in Halai am Fieber krank lag, widmete Krapf seine Zeit vielen Priestern und Laien dieses Bezirks, die zu ihm kamen und das Wort Gottes von ihm vernahmen. Er schreibt unter dem 13.—18. März:

„Auch einige Knaben, die Pater Jacobis unterrichtet hatte, sprachen bei uns ein. Sie trugen metallene Kreuze um den Hals, welche der Pater ihnen zum Zeichen ihres römischen Christenthums gegeben, und behaupteten, die Teufel könnten ihnen so lange nichts anhaben, als sie diese Kreuze an sich hätten, sprachen auch ganz entschieden aus, Maria müsse angebetet werden, weil sie die Himmelskönigin sey. Als ich zur Bestätigung dieser vermessenen Behauptung Beweise aus der Schrift von ihnen verlangte, konnten sie aus der Bibel hiefür nichts anführen, sondern beriefen sich allein auf das apokryphische abessinische Buch „Dersana Mariam“ (d. h. Geschichten von Maria), dessen sich Pater Jacobis als Handbuch bei seinem Unterricht bediente. Ich meinerseits führte nun die Stelle 1. Timoth. 2, 6 an: „Es ist Ein Gott und Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus,“ worauf sie nichts erwiedern konnten und weggingen. Nachher sagte man uns, es sey den Knaben strenge verboten worden, uns wieder zu besuchen. Dagegen kam ein abessinischer Priester an einem Tag dreimal zu uns, welcher offenbar ein römischer Spion war, der Acht haben mußte,

ob Jemand von ihren Angehörigen zu uns komme. So oft er uns besuchte, griff ich nach der Bibel und las und erklärte ihm ein Capitel. Sein Sohn ist auch Priester im Dienst der Römer."

Br. Flad's wiederhergestellte Gesundheit erlaubte jetzt den Wiederaufbruch von Halai, und die inzwischen eingelaufenen Nachrichten über die öffentlichen Zustände ermuthigten nicht weniger dazu. Am 20. März war ein Engländer, Herr Coffin, der seit 40 Jahren in Abessinien lebt und ein vollkommener Abessinier in jeder Hinsicht geworden ist, auf seinem Weg nach Massoa durch Halai gereist und hatte mitgetheilt, er habe den Weg von Adoa her ziemlich sicher gefunden und der neue König sey auf dem Marktplatz von Adoa bereits ausgerufen worden. Dr. Krapf durfte nun die Ankunft des Herrn Plowden, welcher versprochen hatte, bald in Halai einzutreffen, nicht länger abwarten, sondern bat seinen Gastherrn Ayto Habtai, ihm Packträger und Maulthiere nach Adoa zu verschaffen. Habtai selbst, vom Consul darum ersucht, war willig, den Reisenden das Geleit zu geben bis zu seinem Freunde Bach Lebech, welcher am Eingang in das wilde und bewaldete Tzaranna-Thal wohnte, wo Räuber hausen und, wie man sagte, erst einige Tage zuvor ein Mann überfallen und getödtet worden war. Der Weg dahin zog sich in vielen Krümmungen über wüste liegendes oder schlecht angebautes Feld, an mehreren Dörfern vorüber, deren Einwohner großentheils Anhänger von Jacobis gewesen, nun aber aus Furcht, von dem Abuna mit dem Bannfluch belegt zu werden, zur abessinischen Kirche zurückgekehrt waren. Am 22. März Abends ließ man sich in der Nähe des Dorfes Marta in einem kleinen fruchtbaren Thälchen nieder, durch das ein Bächlein floß, zu welchem Heerden von Affen herbeikamen, um zu trinken. Habtai hatte seine Leute die Nacht hindurch als Wächter aufgestellt, da Löwen den Platz unsicher machten. Tags darauf erreichte man das Dorf des Bach Lebech, übergab diesem Hrn. Plowden's Brief, worin derselbe den

Empfänger bat, die Reisenden durch die Tzaranna-Wildniß zu begleiten.

Wir lassen nun für den weiteren Weg bis in die Nähe Adoa's das Tagebuch Dr. Krapf's selbst reden:

„23. März. Bach Lebech, Habtai's Freund, war früher — und ist noch, glaube ich, — ein Räuberhauptmann, der schon viel Unheil in dieser unheimlichen Gegend angerichtet hat. Vor einigen Jahren hatte er Hrn. Plowden beraubt, den Raub aber später wieder zurückerstattet, als er in Erfahrung gebracht, wer der Herr sey, und mit dem Consul Freundschaft geschlossen. Der Mann kann in der That sehr nützlich, aber auch sehr schädlich werden, wenn man in der waldigen und unbewohnten Wildniß zu reisen hat, wo die Räuber plötzlich die Reisenden überfallen können. Sogar in Friedenszeiten ist diese Wildniß selten ganz sicher. Der neue König wird hoffentlich den Räubereien ein Ende machen."

„24. März. Bald nach Mitternacht machten wir uns auf den Weg, da Bach Lebech es für rathsamer hielt, einen Theil der Wildniß bei Nacht zu durchreisen. Wir hatten ihm zwei deutsche Thaler nebst einigen Nadeln, Scheeren und Rasirmessern als Belohnung für sein Geleit durch die Wildniß gegeben. Er nahm es mit einigem Sträuben an, und mehr aus Rücksicht auf den Consul als aus Wohlgefallen an unserem Geschenk. Weil wir einiges Mißtrauen in ihn setzten, empfahlen wir uns nur um so ernstlicher im Gebet dem Schutz unseres allmächtigen Gottes und ergriffen zugleich solche Vorsichtsmaaßregeln, die wir für menschlich zulässig hielten. Einen Theil unseres Geldes verbargen wir in meine Stiefel, die ich zu diesem Zweck in London so hatte einrichten lassen, daß ich unten an jeder Sohle 18 Thaler verbergen konnte. Unser übriges Geld trugen wir um die Lenden. Unterwegs schritt Bach Lebech vor uns her durch das Dickicht. An der Spitze unseres kleinen Zugs waren einige Musketiere, ebenso in der Mitte und in der Nachhut. Gegen Mittag trafen wir wohlbe-[illegible]ten an dem Fluß Balassa ein, wo die größte Gefahr

vorüber war. Der Wald ist so dick, daß im Fall eines plötzlichen Angriffs eine Flucht unmöglich ist. Wir mußten daher dem HErrn für unsere Errettung aus dieser gefährlichen Gegend von Herzen danken. Als wir schon am Morgen das lichtere Gehölze erreicht hatten, hörten wir mit einem Mal einen lauten Trommellärm und bald darauf sahen wir eine Menge Leute am Wege hin auf und ab laufen, — ein Umstand, der uns einiges Bangen machte; denn ich erinnerte mich sogleich an meine Unfälle in den Jahren 1842 und 1851, wo ich in Räuberhände fiel. Bach Lebech hatte jedoch die Auskunft gebracht, daß die lärmenden Leute eine Leichenceremonie vollziehen. Vom Balassafluß kehrte unser Führer wieder heim. Er konnte uns jedoch nicht verlassen, ohne uns noch einige weitere Kleinigkeiten abzubetteln und ohne den Wunsch auszusprechen, daß ich ihm, falls der Rückweg mich wieder hieher führe, ein schönes Pferd von Schoa mitbringen möge. Wie sehr ist's doch Schade, daß ein so trefflicher und großer Strich Landes bis dahin unbewohnt geblieben ist und nur von wilden Menschen und Thieren in Besitz genommen ist! Was könnte in den Händen einer fleißigen europäischen Colonie daraus werden, welche ihre Häuser auf den umliegenden Hügeln hätte, wenn das Thal auch während eines Theils des Jahrs ungesund seyn würde!"

„Während wir unser Mittagessen an dem Ufer des schönen Balassa kochten, sahen wir uns auf Ein Mal von dem Sohn des dortigen Gouverneurs und dessen bewaffneter Mannschaft umringt. Er fragte uns ernsthaft, wer wir seyen, woher wir kommen und wohin wir gehen. Insbesondere erkundigte er sich darnach, ob wir Massoa vor der Proclamation des neuen Königs oder nach derselben verlassen hätten. Auf alle diese Fragen gab ich ihm die nöthige Antwort. Namentlich sagte ich ihm, wir seyen von Massoa erst nach der Proclamation abgereist; denn ich sah wohl voraus, daß unser Frager in feindlicher Absicht gekommen war und sich für ermächtigt hielt uns zu plündern, wenn wir Massoa verlassen hätten, bevor Abessinien einen

König hatte. Wir eröffneten ihm zugleich, wir seyen zu dem König und zu dem Abuna gesandt, und zeigten ihm eine Kiste, in welcher das für den Abuna in Gondar bestimmte Bild des neuen koptischen Patriarchen in Cairo war. Ich hatte Anfangs in Cairo diese Kiste nicht gern mitgenommen, die uns von dem Patriarchen zugesendet worden war, um sie als ein Geschenk für seinen Freund Abba Salame den Erzbischof mitzunehmen; aber bei näherer Erwägung fand ich schon in Cairo, es möge uns dieß auf unserer Reise von Nutzen seyn, da wir ja sagen könnten, wir seyen die Ueberbringer von Briefen und Geschenken des Patriarchen an den Abuna. Bei dieser Gelegenheit und ebenso noch später kam uns diese Kiste sehr gut zu statten. Der junge Gouverneur begnügte sich endlich mit etwas Schnupftaback, einer Scheere und einem Phosphorfeuerzeug, und ging damit zu unserem großen Vergnügen davon."

„Nach dem Mittagessen verließen wir den Fluß und reisten bergauf nach dem Dorf Gera Sernai, wohin wir eine Empfehlung Herrn Plowden's an seinen Freund Fescha hatten. In seiner Abwesenheit nahm uns dessen Bruder Medhen für die einbrechende Nacht in sein Haus auf. Von Gera Sernai hatten wir eine prachtvolle Aussicht über einen großen Theil des umliegenden Landes. Doch war es auf dem Gipfel dieses hohen Berges kalt."

Am folgenden Morgen wurde mit Sonnenaufgang die Reise fortgesetzt. Medhen gab das Geleit bis zum Fluß Ungudja, von wo es wieder einen hohen Berg hinauf ging. Im Lauf des Tages kam man an viel zerstörten Häusern und Dörfern, auch an einem früheren Schlachtfeld vorüber, das mit unzähligen Grabhügeln übersät ist. „Hier," schreibt Bruder Flad, „hat der barbarische Ubie dem Nebrit Wolda Selasse, nachdem er ihn besiegt hatte, einen Finger nach dem andern, dann die Hände, die Arme, die Vorderfüße, die Kniee, die Schenkel, die Ohren, die Nase, die Augen, ein Glied nach dem andern, und endlich den Kopf abhauen lassen!" Abends langte man in dem Dorfe Negara Tzamre an und übernachtete bei Schum Sa-

lomo, der sein Bedauren aussprach, daß er nicht im Stande sey, die Reisenden gehörig bewirthen zu können, da die Soldaten von Ubie kurz zuvor sein Dorf ausgeplündert hätten. „Ueberall,“ sagt Dr. Krapf, „wurden wir nach Pater Jacobis gefragt; und wären wir Freunde oder Anhänger von ihm gewesen, würden sie uns augenblicklich beraubt haben, da er für vogelfrei erklärt war. Bach Lebech besonders war sehr böse geworden, als er vernahm, Jacobis habe incognito Halai erreicht, ohne an seinem Dorf bei dem Tzaranna-Thal vorüber zu kommen, und drohte in seiner Räuber-Manier, er wolle, wenn er ihn bekomme, ihm Alles bis auf's Hemd nehmen und ihn nackt davon jagen. Der vorsichtige Pater war auf lauter Umwegen und verkleidet mit Hülfe seiner Freunde von Semien nach Adoa gekommen, in Begleitung zweier abessinischer Priester, die ihm so ergeben waren, daß sie seine Verbannung in Massoa mit ihm theilen wollten.“

Am 26. März Morgens sahen sich endlich unsere Reisenden einem Ruhepunkt auf ihrer sauren Wallfahrt nahegebracht. Zwischen sehr hohen Bergen führte sie ihr Weg durch ein schönes Thal, welches in ein liebliches enges Thälchen auslief, das von der Mimsah bewässert ist. Gerste, Pfeffer, Zwiebel, Reben stunden in reifer Frucht vor ihnen. Das ganze Thal gehörte dem Abuna. Sein Verwalter brachte ihnen, nachdem sie sich unter dem Schatten eines Baums niedergelassen, Brod, Milch, auch Trauben, was ein treffliches Labsal für sie war. Sie waren nun gestärkt für die noch kurze Strecke, und bevor der Abend einbrach, trafen sie unter des HErrn gnädigem Schirm und Schutz in Adoa, einer der wichtigsten Städte Habesch's, wohlbehalten ein.

---

2. Reise von Adoa nach Gondar und Debra Tabor.

Sogleich bei ihrer Ankunft wurden Dr. Krapf und seine Reisegefährten im Hause des englischen Consuls, des Herrn Plowden, auf's freundlichste aufgenommen. Die vielen

Knechte, vom ersten an bis zum letzten, bewiesen ihnen große Aufmerksamkeit. Sie waren kaum angekommen, so stellte sich bei ihnen der Zollverwalter Pascha Seino ein, Sohn des Pascha Seino, der im Jahr 1838 als Feind der Mission aufgetreten war und unterdessen starb, — nicht jedoch, um ihr Gepäck zu untersuchen, sondern um sie mit einem Schaf und einem Krug abessinischen Honigtranks zu beschenken. Er that dieß aus Rücksicht gegen Herrn Plowden, als dessen Gäste er die Reisenden begrüßte; denn dieser war ihm ein Freund in der Noth gewesen und hatte ihm, als Ubie das Vermögen des Vaters von Pascha Seino eingezogen und ihn seines Postens entsetzt hatte, wesentliche Dienste erwiesen. Auch Maderakal's Mutter war alsbald herbeigeeilt, um ihren seit zwölf Jahren nicht mehr gesehenen Sohn zu bewillkommen. Es war eine rührende Scene. Sie hatte ihn schon längst für todt gehalten. Auch sie brachte einen Krug Honigwein herbei, der aber wenigstens den Europäern unter der Reisegesellschaft zu stark war. „Beim Nachtessen," schreibt Flad, „wurde mir zum ersten Mal abessinisch aufgewartet auf folgende Weise: ein Knecht kniete neben dem Tisch vor mich hin, rührte zuerst mit seiner Hand die Sauce und das Fleisch, nahm dann ein Stück Brod, tunkte es in die Brühe, ballte es in seiner Hand zu einer Kugel und gab mir's in den Mund. Dieß kostet einen Occidentalen viel Ueberwindung. Es abzulehnen, würde ein Abessinier für eine große Verachtung ansehen."

Dr. Krapf hatte in Adoa theils neue Verbindungen, welche für die Mission von Erfolg seyn konnten, anzuknüpfen, theils die noch etwa bestehenden alten wieder zu erneuern. So begab er sich denn zuerst nach dem Dorf Maigogo, um dort Ayto Workie, den Vater der beiden oben (im Tagebuch unter dem 20. Februar) genannten jungen Leute, Guebru und Mirdscha, zu besuchen. Die Hitze war außergewöhnlich, und während Krapf und Flad zu Fuß gingen, erhielt Letzterer eine Art Sonnenstich und war genöthigt, auf einem Maulthier nach Adoa zurückzukehren, wo bald ein so starkes Fieber ausbrach, daß Krapf das Schlimmste

befürchten mußte. Nach zwei Tagen befand sich Flad zwar besser, jedoch noch nicht außer Gefahr. Mirdscha Workie, eben erst von Semien angelangt, wo er den König gesehen, kam nun mit seinem Besuch den Missionaren zuvor. Der König hatte ihn etwas ungnädig empfangen, weil Workie und seine Familie bisher die Gunst Ubie's genossen, und Guebru allerlei Güter und Waaren für Ubie aus Indien geholt hatte. Mirdscha hofft jedoch, der König werde seinen Sinn ändern, wenn er den englischen Consul spricht, welcher der verdächtigten Familie die Gnade des Königs wieder zuwenden werde. Mirdscha erklärte die Nachricht von einem königlichen Verbot des Sclavenhandels und der Vielweiberei in Abessinien für wahr: den Muhammedanern sey der Verkauf der Sclaven, die sie bereits besitzen, nur an Christen des Landes, nicht nach außen erlaubt: sie selber hätten binnen zwei Jahren entweder Christen zu werden oder das Land zu verlassen: der König wolle den französischen und englischen Consuln schreiben, künftig keine römischen Priester mehr von Massoa nach Abessinien zuzulassen: auch habe er eine Gesandtschaft an den Kaiser von Rußland abgehen lassen, um mit ihm Freundschaft zu schließen.

Auch Wolda Rufael, ein Eingeborener von Adoa, und sein Haus, gehörte unter Dr. Krapf's Erinnerungen: denn hier hatten seiner Zeit die Missionare Gobat und Isenberg gewohnt. Der Hausherr und sein Weib lebten beide noch, beschrieben ihm die inzwischen seit der Vertreibung der evangelischen Missionare durchgemachte Noth, und hatten auf Herz und Lippen die Frage, ob jetzt die Missionare nicht wieder nach Abessinien kämen, nachdem Ubie und alle andern Widersacher der Mission das Feld geräumt hätten. Auch über die im Jahr 1838 im Gedränge zurückgelassenen Bibeln wurde Auskunft verlangt und ertheilt.

Ein wehthuender Anblick für Dr. Krapf war das von Miss. Isenberg noch angefangene, aber dann unvollendet gebliebene Haus, nebst der Mauer, die es umgab; es war fast eine Ruine geworden. Das kleine Haus, worin Krapf und Blumhardt gewohnt, ist noch in ziemlich gutem Stande

und gegenwärtig von einem abessinischen Priester bewohnt. Auf dem Boden der früheren evangelischen Missionsstation stehen jetzt ein Paar ärmliche Hütten von Priestern aus Adoa! — Wolda Rufael und noch ein anderer ehrenwerther Freund, Debtera Matheos, drangen in Dr. Krapf, er möge den Statthalter von Tigre, Balgadaria, oder den König selbst um die Erlaubniß zur Wiederherstellung der früheren Missionsgebäude angehen; allein dazu schien ihm noch nicht der geeignete Zeitpunct gekommen. Auch war er der Ansicht, daß im Fall eines Wiederbeginns die Mission einen anderen Niederlassungsort zu wählen habe, wenn nicht der König oder der Abuna ausdrücklich Adoa hiefür bestimme.

Mitten unter der beinahe allgemeinen Erstorbenheit eines Verlangens nach dem Worte Gottes in Adoa fand Dr. Krapf ein Blümlein in der Wüste. Es war der Oberknecht in Herrn Plowdens Hause, Bellata Salech, welcher nicht bloß die äthiopische Bibel liest, sondern sie auch mit der amharischen vergleicht und sehr heilsbegierig ist. Fasten, Absolution, Heiligen-Anbetung und andere hervorstechende Lehrpuncte der abessinischen Religion bildeten die Gegenstände der Besprechung, welche der Missionar selbst in seinem Tagebuch als eine unvergeßliche Erbauung und Erfrischung für seine Seele bezeichnet. Er gab Salech, welcher gar gerne Amharisch liest, ein Exemplar eines amharischen Psalters, und fand ihn bald darauf in Gesellschaft des Wolda Gabriel, seines Dieners, amharisch und äthiopisch die Psalmen lesen.

Der junge, so sehr einer väterlichen Leitung und Ueberwachung bedürftige Maderakal sollte von nun an ganz allein stehen und die in Malta empfangene Gabe bewahren. Wie nothwendig wären für solche Küchlein die schirmenden Flügel einer Henne! Diese nun sich selbst und dem Walten der finsteren Mächte überlassen zu müssen inmitten eines zerrütteten Volkes, bei so reichlich vorliegender Arbeit, wie hier, doch wieder den Pilgerstab als ein Fremdling ergreifen zu müssen und nicht des HErrn Werk treiben zu

dürfen, dem doch alle Lande nach Seinen Schöpfer- und Opfer-Rechten gehören — das sind für den Glauben und für die Liebe eines Missionars stechende Schmerzen, die ihn zu dem Schrei nöthigen: „Hüter, ist die Nacht bald hin? Komm', HErr Jesu, komme bald!" Dr. Krapf machte Maderakal auf mehrere Arbeiten aufmerksam, denen er sich zu seinem und zu Anderer Segen widmen könne. Die Anlegung eines Wörterbuchs der Tigre-Sprache, die Unterweisung eines Sohns des Herrn Coffin (siehe 20. März im Tagebuch) und mehrerer anderer abessinischer Knaben, die Einführung seiner Mutter in die Wahrheit des Evangeliums waren Aufgaben, an deren Lösung er gehen sollte, bis unter dem Schutz des HErrn eine eigentliche Missionsarbeit in Abessinien wieder aufgenommen werden könnte. Ihn nach Gondar oder Cairo zu weisen, wäre darum nicht wohl gethan gewesen, weil die Mutter nach seiner langen Abwesenheit ihn jetzt für einige Zeit bei sich zu haben wünschte. Sie sprach übrigens nicht bloß gegen Dr. Krapf für Alles, was er ihrem Sohn auf der Reise gethan, sondern auch gegen die Lehrer und Wohlthäter desselben in Europa ihren lebhaften Dank aus. Maderakal's Mutter ist eine angesehene und vermögliche Frau, auch fromm nach abessinischen Begriffen, d. h. freigebig gegen Arme, Priester, Mönche und Kirchen. Mögen ihre Almosen Corneliusgaben seyn, die hinaufkommen in das Gedächtniß vor Gott, damit sie den Weg der Gerechtigkeit erkenne und betrete, die in dem HErrn Jesu ist und in dem Glauben an Ihn!

Außer Maderakal, Wolda Rufael und der Familie Workie würde eine künftige Mission in Adoa auch an dem eben genannten Debtera Matheos einen Mithelfer haben. Mit großer Begierde erkundigte er sich darnach, ob Herr Isenberg wieder komme und ob er dann die Uebersetzung des Alten Testaments in den Tigre-Dialect anfangen werde. Er ist ein sehr einsichtsvoller und hochgeachteter Mann in Adoa, im Aethiopischen wohlbewandert und auch des Arabischen mächtig; doch ist seine christliche Erkenntniß bis jetzt mehr Verstandes-, als Erfahrungs-Sache.

Nachdem inzwischen Br. Flad noch von einem zweiten Anfall, da er plötzlich ohnmächtig geworden und wie todt zu Boden gestürzt war, mit Gottes treuer Hülfe sich schnell wieder erholt hatte, konnten die Zurüstungen zur Fortsetzung der Reise nach Gondar gemacht werden. Niemand wollte den Reisenden Maulthiere miethen; so mußten sie deren zwei für sich ankaufen und Träger für ihr Gepäck dingen.

Am 2. April Morgens 8 Uhr reisten sie von Adoa ab. Maderakal begleitete sie eine Strecke weit. Um Mittag hatten sie Axum, die frühere Hauptstadt der äthiopischen Könige, erreicht. Wir hören hierüber Dr. Krapf's Tagebuch unter dem 2. April:

„Wir nahmen unser Absteigquartier bei Agau Deras, einem reichen Kaufmann, welcher Bischof Gobat kennt und mit großer Verehrung von ihm sprach. Agau Deras ist ein Freund aller weißen Leute. Als er die Frage stellte, warum die Engländer so sehr gegen den Sclavenhandel seyen, welchen er selber betrieben zu haben scheint; führte ich unseres Heilands Gebot an: „Alles was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihnen auch" — und „liebe deinen Nächsten wie dich selbst" — und „Jesus hat sich selbst zum Lösegeld für uns gegeben." Er verstand was diese Schriftstellen wollen. Gegen Abend besuchten wir die große steinerne Kirche, sowie auch die bekannten hiesigen Obelisken. Nur wenige von ihnen stehen noch, bei weitem der größere Theil ist umgestürzt. Diese erstaunlichen Werke schienen mir aus einem an der dortigen Stelle befindlichen Granithügel ausgehauen zu seyn. An dem Fußgestell eines Obelisken konnten wir die Form von Schaalen deutlich wahrnehmen, woraus sich mit Gewißheit erkennen läßt, daß hier heidnische Opfer den Göttern gebracht wurden, und zugleich zu vermuthen ist, daß hier der Mittelpunct des alten äthiopischen Heidenthums war. Oestlich von den Obelisken ist ein großer Teich, aus dem man wahrscheinlich für die Priester und deren ceremoniösen Götterdienst Wasser holte. Noch jetzt holen die Einwohner von Axum ihr

Wasser aus diesem Teich, der sich durch Regen füllt. Was die Kirche betrifft, so war sie ohne Zweifel ein heidnischer Tempel. Ich kann jetzt den Ausdruck völlig verstehen, welchen die Abessinier von dieser Kirche brauchen. Die Sage geht, der Teufel habe sie gebaut. Sie wollen damit sagen, die götzendienerischen Arumiten oder Aethiopier hätten vor Alters diesen Bau aufgeführt, noch in der Zeit ihres Heidenthums, welches, nach dem Urtheil des Wortes Gottes, Werk des Teufels ist. Als aber die Arumiten Christen wurden, wurde dieser heidnische oder Teufels-Tempel in eine christliche Kirche umgewandelt. So sagen die Abessinier auch, ihre ersten Könige seyen Schlangen gewesen; Sando, eine ungeheuer große Schlange, habe über Tigre und Hamassen geherrscht. Damit wollen augenscheinlich die heidnischen despotischen Könige des alten Aethiopiens bezeichnet werden. Die gegenwärtige Kirche von Arum hätte eine mehrfache Reparatur sehr nöthig, aber Niemand denkt daran. — Als die Leute uns auf die Obelisken zugehen sahen, fragten sie uns, ob unter dem Fußgestell Gold zu finden sey. Der höchste Obelisk ist gegen 65 Fuß hoch. Ohne allen Zweifel war Arum vor Alters eine große Stadt; und der neue König Theodoros würde kaum einen besseren Punct zu seiner neuen Residenz aussuchen können als Arum, wo sich nach Süden und Südosten hin eine sehr schöne und große fruchtbare Ebene aufthut. Es that mir in der Seele weh, eine solche Menge von Priestern in der Stadt zu sehen, welche für alles Religiöse so kalt und gleichgültig sind. Da war auch nicht Einer, welcher herbeigekommen wäre, sich mit uns zu besprechen."

Von Arum nahm die Reise die Richtung nach der Provinz Schirre, bald durch schöne Fruchtthäler, bald über hügeliges theils angebautes, theils wüsteliegendes Land, an die Ufer des Flusses Salech Lecha (auch Mai Tuaro genannt), von da durch eine dicht bewaldete Wildniß hinab in die Ebenen von Adi Getat an den Fluß Balaß. Von hier ging es die abschüssige Schlucht von Gemalo hinab, und wieder hinauf in eine unabsehbare, meist unangebaute

Hochebene. „Es ist sehr schön," schreibt Br. Flad unter dem 5. April, „besonders des Nachts, wenn wir oft eine Reihe von Bergen um uns her im Feuer sehen. Es ist nämlich jetzt die Zeit, wo die Abessinier das alte Gras abbrennen, damit ihnen nach der Regenzeit bald grünes nachwachse. Auch verzehrt dieses Feuer viele Schlangen und Ottern, und vertreibt Löwen und Hyänen." Auf der Ebene in Mai Tamen trafen sie mit vielen Kaufleuten von Wolkait zusammen, welche Baumwolle und Zeuge in die Provinz Tigre brachten. Als sie — es war gerade Charfreitag, da die theuern Brüder voll Heimweh in dieser schauerlichen Gegend an die schönen Gottesdienste daheim gedachten — in die Nähe des Tacassie-Flusses kamen, wollten die Träger da nicht übernachten, weil sie einen Ueberfall von wilden Thieren befürchteten. So zog man es vor, nach dem kleinen Dorfe Adangeto zu gehen, wo die Kaufleute ihren Zoll zu entrichten haben. Bevor sie aber Tags darauf an das Bette des Tacassie kamen, hatten sie mehrere tausend Fuß sehr steil hinunter zu steigen. Der Fluß geht nämlich zwischen zwei jähen und hohen Gebirgsketten hin. Zur Regenzeit ist er für die Heere von Tigre und Amhara unüberschreitbar, weil keine Brücke über ihn führt, welche jedoch leicht zu bauen wäre, da eine Menge großer Bäume an den Ufern des Flusses steht. Das Bette des Flusses ist etwa 160 Fuß breit, im Sommer aber hat es nur eine ungefähr 60 Fuß breite Wasserfläche mit anderthalb oder zwei Fuß Tiefe. Die Hitze war dort außerordentlich groß, so daß man einen Fieberanfall besorgen mußte, wenn man zu lange verweilt hätte. Die Abessinier selbst halten sich nicht gern am Tacassie auf. Nachdem man gekocht und zu Mittag gespeist, stieg man den jenseitigen steilen Berg hinan, welcher den Fluß in seinem nordwestlichen Lauf umschließt. Man brauchte einige Stunden, bis man auf der Höhe ankam, wo sich dem Blick abermals eine Ebene darbot. Es war der Vorabend des heiligen Osterfestes. Das Dorf Heida schien zum Uebernachten geeignet, kaum jedoch gab Jemand ein Unterkommen. Erst nach langem Warten kam

ein Mann, dessen Frau die Fremdlinge abgewiesen, und bot ihnen eine neben seinem Hause stehende Hütte an, die freilich sehr schlecht war, jedoch ihnen wohl genügte.

Hier in Heida hielten die nach innen und außen ruhebedürftigen Reisenden ihr abessinisches Ostern. Es war der 8. April. Liegt auch Abessinien annoch im Reich des Todes und in einem weiten großen Grab, so war dennoch schon die Anwesenheit christlicher Missionare ein thatsächlicher Beweis, daß der auferstandene Lebensfürst Jesus in der Person dieser Seiner Gesandten auch durch dieses annoch todte Land erbarmend hinwandelt und sein Panier aus der Höhe wiederum in dessen Mitte aufzupflanzen gedenkt. Sonst leuchtete ihren Augen keinerlei Osterglanz, am wenigsten an ihrer Reisegesellschaft, entgegen. Ihre Gepäckträger waren sehr froh, daß an diesem Tag das 40tägige abessinische Fasten zu Ende ging und baten daher die Missionare um Fleisch, und, als ihnen ein Bock gekauft worden war, verzehrten sie denselben zum größten Theil roh, so lange das Fleisch noch warm war. Dr. Krapf versuchte im Lauf des Tags, die Herzen auf Ostergedanken zu lenken, las ihnen die Geschichte der Auferstehung des Heilands vor und erklärte sie, aber es ließ sich wenig Empfänglichkeit an ihnen wahrnehmen. „Und doch," sagt das Tagebuch, „so schmerzlich der Anblick ist der geistlichen Abgestumpftheit und Erstarrung dieser sogenannten Christen, ist noch ein großer Unterschied zwischen ihnen und den Suaheli-Muhammedanern und heidnischen Wanika u. A. im Süden. So niedrig auch das Christenthum in Abessinien steht, so fühlt der Missionar doch, daß er, wenigstens theoretisch, eine gemeinsame Grundlage mit den Abessiniern hat, welche nur einer Reformation und Neubelebung bedarf, während die Heiden sowohl theoretisch als auch practisch ihm entfremdet sind, denn sie sind ohne Gott und ohne Christo."

Von Heida führte der Weg in den nächsten drei Tagen in der Provinz von Waldubba, die von vielen Mönchen und Nonnen bewohnt ist, über eine Reihe von Flüssen, zuerst Gui Serentia, Bura, sodann Mai Teclit, Ensea, Sarima

und Daguſit. Es ging beſtändig über hohe Hügel und Berge und dann wieder durch tiefe Bergſchluchten, was den Weg ſehr ermüdend machte, aber zu gleicher Zeit dem Auge eine Reihe äußerſt maleriſcher und romantiſcher Gegenden vorführte. Am Abend des Oſtermittwochs war Dr. Krapf in dem Dorfe Debba Baher am Fuß des hohen Lamalmo-Berges angelangt. Die kürzlich erſt von des Königs Soldaten ausgeplünderten Dorfbewohner entſchuldigten ſich, es ſey ihnen unmöglich, den Pilgern auch nur einige Erquickung zu bieten. Dieſe übernachteten nun unter einem Baum, weil Niemand ſie aufnahm. Einer der Träger löſchte ſeinen Durſt an einer Quelle, trank aber mit dem Waſſer einen Blutegel hinein, der ihm im Schlund große Noth machte. Durch ſtarkes Nieſen, nachdem er viel Schnupftaback genommen, wurde er der Plage wieder los.

Unter nicht geringen Beſchwerden wurde Tags darauf der ſteile hohe Berg Lamalmo erſtiegen, welcher ſeinen Namen „grüne Farbe" ohne Zweifel von den grünen Stellen hat, die ſeinen Gipfel bedecken, und von dem Wald von Wachholderbäumen, welche das ganze Jahr hindurch grün ſind. Oben auf dem Berge wurde man durch ein großartiges und majeſtätiſches Panorama belohnt. All die kleineren Hügel und Berge, die vielen Bäche und Flüſſe, die dem Tacaſſie zufließen, und über die man in der erſten Hälfte der Woche gekommen war, lagen unſeren Reiſenden jetzt zu den Füßen. Sie konnten nach Norden einen Blick werfen ſogar bis in das Schankala-Land, und nach Oſten auf die Berge von Semien, wo ſie Hagel wahrnahmen auf dem Berge Bahuit, welcher einer der hervorragendſten iſt in dieſer abeſſiniſchen Provinz. Auf dem Lamalmo-Berge war es kalt. Gegen 9 Uhr Morgens zogen ſie bei dem Dorfe Kedus Georgis Feras Saber vorbei, wo der in Abeſſinien ſo viel verehrte heilige Georg eine feindliche Armee vertilgt haben ſoll, weßhalb der Ort als heilig gilt und kein Soldat ihn betreten darf. Eine Stunde darauf kamen ſie bei dem Dorfe Dobark an, deſſen Zollbeamte ihnen ſehr grob begegneten und ſie anhielten. Auf den verſchiedenen

Zollstationen gab es überhaupt viel Verdruß durchzumachen, obwohl den Beamten untersagt ist, den weißen Leuten und allen denen, welche keine Kaufleute sind, etwas abzunehmen; dessen ungeachtet aber werden die Reisenden angehalten, wenn sie den habsüchtigen Menschen keine Geschenke geben.

Im Regen, der mit einem Mal sie überfiel, kam die Reisegesellschaft Vormittag 11 Uhr nach Degua, dem Dorfe des Woggara-Gouverneurs, Atku Taschu, und fand diesen, der am folgenden Tag den Platz verlassen sollte, um dem königlichen Heer sich anzuschließen, in halb trunkenem Zustande unter dem Haufen seiner Lagergenossen, welche auf des Gouverneurs Kosten schwelgten und praßten. Sein Benehmen war kindisch und roh zugleich. Sogleich fing er an, Pistolen u. dgl. zu betteln. Nachdem der Diener eine kleine Percussionspistole hervorgeholt, fand er daran ein solches Wohlgefallen, daß er sie beständig in seiner Hand hielt und unaufhörlich belobte. Gegen Versuche, dem Gespräch eine Richtung auf geistliche Dinge zu geben, war er ganz taub und nur voll von seiner eigenen Größe und von dem Verlangen nach der Pistole, die ihm bei der bevorstehenden Expedition des Königs gegen die muhammedanischen Wollo-Galla-Stämme sehr nützlich werden könne. Als die Europäer lange genug der Gegenstand der Verwunderung und des Gelächters der Soldaten und Weiber gewesen, der Gouverneur auch über europäische Sitten und Künste viel gefragt hatte, schickte er die Fremden endlich weg und wies ihnen eine elende Hütte zum Nachtquartier an, ohne ihnen auch nur einen Bissen Brod zu geben, was um so schmählicher in Abessinien ist, da hier die Gastfreundschaft üblich und als ein verdienstliches Werk angesehen ist. In der regnichten und kalten Nacht konnten sie wegen des vielen Ungeziefers in ihrer Hütte wenig schlafen.

Unter dem 13. April lesen wir nun im Tagebuch weiter:

„Im Begriff, von dem Gouverneur von Woggara uns zu verabschieden, erhielten wir die Erklärung von ihm, er lasse uns nicht abziehen, bevor er die Pistole und Pulver und Kugeln bekommen habe, wobei er vorschützte, [illegible]

uns keinerlei Zoll abgenommen. Auf unsere Verweigerung der Pistole erwiederte er: „Ihr seyd meine Gefangenen. Ich lasse Euch nicht nach Gondar gehen.“ Da wir sahen, er werde uns alles Ernstes ausplündern, gaben wir ihm die Pistole, die er jedoch nur unter der Bedingung annahm, „daß,“ wie er sagte, „Ihr sie mir aus Freundschaft gebet, und nicht dem König saget, als hätte ich sie von Euch erzwungen.“ Hierauf gab ich ihm keine Antwort; ich konnte wohl voraussehen, daß der geringste Widerstand von unserer Seite bedenkliche Folgen mit sich geführt hätte. In der That, seit wir den Räuberhauptmann Bach Lebech verließen, hatten wir mit keinem schamloseren Bettler zu thun. Wie der Herr, so die Knechte und Soldaten. Sie plagten uns gleicher Weise mit allerlei Begehren. Die Pistole in seiner Hand, sagte jetzt der Gouverneur: „Nun könnt Ihr nach Gondar gehen, der Weg ist ganz sicher.“ Gestern hatten wir aus seinem Munde gehört, Räuber machten die Straße unsicher und deßhalb wolle er uns durch seinen Bruder begleiten lassen. Aber all dieß Gerede war nur ein Umweg zu dem Ziele, sich selbst groß und wichtig zu machen und uns zu bewegen, ihm die Pistole zu schenken. Man darf die Hoffnung hegen, daß die kräftige Regierung des Theodoros den Betteleien seiner Gouverneure Einhalt thun wird. Als wir dem Atku Taschu aus den Augen waren, nahmen wir unsere Richtung gegen Amba Georgis und ließen uns am Abend in der Wildniß von Masal Dengia nieder, wo wir einen großen Vorrath von Futter und Holz fanden, was die königliche Armee, die vor einiger Zeit hier ihr Lager gehabt, zurückgelassen hatte.“

„14. April. Wir machten uns frühe auf, reisten zuerst eine beträchtliche Strecke über ebenes Land, und machten dann in Antscheba Meda Halt, in der Nähe von Senia Dar, wo Kaufleute auszuruhen pflegen. Am Nachmittag hatten wir eine herrliche Aussicht nach Süden und Osten. Südlich sahen wir den Tzana-See oder See von Dembea, wie er auch heißt. Oestlich sahen wir die hohen Berge von Semien, und südöstlich bemerkten wir das Hochgebirge

der Wollo-Galla, durch deren Gebiet ich im Jahr 1842 gereist bin. Die Provinz von Woggara, in deren Bereich wir seit dem gestrigen Tage sind, ist sehr schön, eben, wasserreich, hat viel schwarzen Gartenboden, welcher reiche Ernten tragen müßte, wenn er gehörig bebaut würde. Aber der größere Theil dieser Provinz ist unangebaut, in wüstem Zustand gelassen und menschenleer, — eine Folge davon, daß dieser Landestheil schon so oft zum Schlachtfeld gedient hat, da auf diesem ebenen Boden auch die Cavallerie leicht ihre Angriffe ausführen kann. Das Klima ist kühl, fast kalt. — Ueber den Fluß Angreb führt eine steinerne Brücke, welche König Fasil schon vor einigen Jahrhunderten durch portugiesische Meister hat bauen lassen. Der Weg von der Grenze Woggara's nach Gondar geht über mehrere steile Hügel, welche diese abessinische Hauptstadt vor jedem plötzlichen Ueberfall von Norden her schützen. Ehe wir den Hügel erstiegen, auf welchem Gondar liegt, hatten wir noch über einen Fluß zu setzen, welcher in den See von Dembea fällt. Bei unserer Ankunft in der Hauptstadt nahmen wir unsere Wohnung in Kedus Gabriel, jenem Stadtviertel von Gondar, in welchem der Abuna seinen Sitz hat. Da er abwesend war, wurden wir kalt von seinem Verwalter empfangen; aber Hadschi Dscheir, ein ägyptischer Priester, und Guebra Haiwot, ein abessinischer Mönch und Hüter von des Abuna's Schätzen, erkannten mich und so erhielten wir bald Zutritt in das erzbischöfliche Haus. Guebra Haiwot hatte früher mit mir und Miss. Isenberg eine Reise nach Dschidda und Aegypten gemacht. Wir waren sehr froh, alsbald Unterkommen zu finden, da es bei unserer Ankunft regnete."

So waren denn um die Mitte April unsere Reisenden an einem zweiten größeren Ziel ihrer abessinischen Reise, in Gondar, der Hauptstadt des Amhara-Reichs und der Provinz Dembea, angekommen, ohne jedoch hier, wie sie gehofft, einen längeren Aufenthalt sich gönnen zu dürfen. Denn eine Audienz bei dem Abuna wurde dadurch verhindert, daß dieser eben jetzt im Gefolge des Königs sich be-

fand, welcher, auf einem Kriegszug gegen die Wollo-Gallas begriffen, 60 bis 70 englische Meilen (4 starke Tagereisen) südöstlich von Gondar mit seinem Heer in Debra Tabor gelagert war. Sie mußten daher sofort auf eine eilige Weiterreise denken, um wo möglich noch, ehe ein Zusammenstoß beider Heere erfolge, den Abuna und den König zu sprechen, deren Rückkehr aus dem Krieg sie nicht abwarten konnten, weil sonst die Regenzeit über sie hereingekommen wäre. Der Tag ihres Aufenthalts in Gondar — der 15. April — wurde zu einem ihrer unruhigsten. Umlagert von Bettlern, zum Theil von trunkenen Priestern, verlassen von ihren bisherigen Gepäck-Trägern, welche nach Adoa zurückkehren wollten, — abgewiesen von den Leuten in Gondar, die sich ihnen nicht zu Dienst stellten, stunden sie da im fremden Lande! Wie sollten sie die Rüstungen zur Fortsetzung ihrer Reise machen? Da war der Aegypter Hadschi Dscheir der Freund in der Noth, welcher einige von seinen Leuten anwies, Dr. Krapfs Gepäck zu tragen, und außerdem bot sich ein Mann von Kebus Gabriel aus freien Stücken zu ihrem Begleiter in das königliche Lager an, welcher sich übrigens mit der geheimen Hoffnung und dem Verlangen trug, wie später erhellte, daß man ihn nach Jerusalem mitnehmen möge, wohin er eine Wallfahrt zu machen wünschte.

Am 16. verließen sie Gondar, begleitet von vielen Männern und Frauen, Knaben und Mädchen. Der Weg ging über eine Ebene und in südöstlicher Richtung dem Tzana-See zu. Das Land am Tzana mag wohl zu dem fruchtbarsten in Abessinien gehören. Wein, Korn, Waizen, Baumwolle gedeihen hier sehr gut. Am Abend dieses Tages fanden sie in dem Haus des Gouverneurs von Goraba eine freundliche Aufnahme und trafen da mit noch andern Gästen zusammen. Es waren vier oder fünf Likaunt, d. h. Minister des Staats, welche die Weisung vom König erhalten hatten, sich in sein Lager zu begeben. Unter der früheren königlichen Dynastie waren nur 12 Likaunt des abessinischen Reiches; der gegenwärtige König hat nun ihre

Zahl um 4 neue vermehrt. Sie sind die Geheime-Räthe Seiner Majestät, die Ausleger der geschriebenen Gesetze oder der überlieferten Satzungen 2c. Tags darauf wurden sie unterwegs mit einem deutschen Landsmann, Hrn. Sander aus Preußen bekannt, welcher seit 7 Jahren Behufs wissenschaftlicher Forschungen in Abessinien lebt. Er war zuerst in Ubie's Dienste als Artillerist getreten, in der letzten Schlacht aber, in welcher Ubie Herrschaft und Freiheit einbüßte, in die Hände des Fürsten von Cassai gefallen sammt den zwei Kanonen, welche Ubie früher als ein Geschenk von Louis Philipp, dem König der Franzosen, empfangen hatte. Herr Sander wurde jedoch sofort begnadigt und von dem König Theodoros angestellt. — Hatte das Uebernachten auf der ganzen Reise seine großen Schwierigkeiten gehabt und zu den täglichen Nöthen und Plagen in diesem Lande der Zigeunerei und Bettelei ein nicht geringes Kreuz am Abend jeden Tages noch hinzugelegt: so wurde das nächtliche Unterkommen auf der kleinen Strecke von Gondar bis Debra Tabor noch zu einer ungewöhnlichen Geduldsschule. Von uneigennütziger abessinischer Gastfreundschaft hatten unsere Brüder bisher selten Erfahrung gemacht. In der Regel begegneten ihnen, wenn sie erschöpft am Abend anklopften, saure finstere Gesichter; und wenn einer etwas gab, verlangte er dafür in dem Geschenk den doppelten Werth. In dem Dorfe Tekur am Abend des 18ten saßen sie drei Viertelstunden am Wege, ohne daß sich Jemand fand, der sie hätte beherbergen mögen. Als aber endlich ein Mann gehört, es seyen Pilger von Jerusalem, sagte er, um Jerusalems willen nehme er sie auf. Nachher wollte er ihnen sogar noch die Füße waschen, was sie jedoch freundlich ablehnten. Die Abessinier halten die Pilger, welche von Jerusalem kommen, für besonders fromm, und haben die Gewohnheit, ihnen die Füße zu waschen.

Im Lauf dieses Tages waren sie durch das fruchtbare Thal von Foggera gekommen, dessen Boden viele Tausende von Bewohnern ernähren könnte. Zur Linken hatten sie das Dorf Woina Daga, wo viel Wein gebaut wird, des-

sen sich der König und die Priester bei dem heiligen Abendmahle bedienen. In der Nähe von Woina Daga ist eine große Stadt mit Namen Terita, größtentheils von Muhammedanern bewohnt, die auch in Gondar ein eigenes Stadtviertel haben. Ueber den Fluß Erep, der in den Tzana-See fällt, führte sie eine steinerne Brücke, die der oben erwähnte König Fasil gleichfalls hatte bauen lassen. Nachmittags waren sie bei Amora Gadel vorbeigekommen, einem einsamen und hohen Felsen, der thurmähnlich aufwärts strebt. Hunderte von Geiern aller Art halten sich bei diesem Felsen auf, welcher daher seinen Namen Amora Gadel hat, d. h. Geierfels. Da wenige Tage zuvor das königliche Lager hierorts gewesen war und viele Maulthiere, Esel und Pferde unbegraben da lagen, so fanden jetzt die Geier eine Zeitlang ihre Nahrung hier und erwiesen der Gegend den großen Dienst, daß sie mit den Aasen aufräumten.

Am 19. April Morgens gegen 10 Uhr war das eigentliche Reiseziel erreicht, Debra Tabor, der gegenwärtige Wohnsitz des Königs Theodoros, welcher vorher Fürst von Cassai gewesen. Die Stadt liegt auf einem Hügel, an dessen Fuß sich Wiesen hinziehen, welche für die Könige Abessiniens wegen ihrer großen Zahl Pferde ein dringendes Bedürfniß sind.

Dr. Krapf's Tagebuch macht uns über diesen schon an sich selbst interessanten und wichtigen, je nach Umständen aber auch folgereich werdenden Besuch zunächst bei dem Abuna, dem gegenwärtigen geistlichen Oberhaupt des abessinischen Reichs, und sodann auch bei dem Könige Theodoros folgende eingehende Mittheilungen:

„Um Mittag kamen wir in des Königs Lager an, auf der Ebene von Dschan Meda. Wir begaben uns zuerst in das Zelt des Abuna, welcher, als er meiner ansichtig geworden, aufstand und mir die Hand gab. Nachdem wir ihn begrüßt und unsere Briefe von Bischof Gobat und dem Koptischen Patriarchen Kirillos in Cairo ihm übergeben hatten, wurden wir ersucht, uns auf ein Fell zu

setzen und einige Erfrischungen anzunehmen. Man gab uns gut gebackenes Brod und Traubenwein, während der Abuna seine Briefe durchlas. Das Bild des Patriarchen hatten wir in Gondar gelassen. Nachdem unser Imbiß und des Abuna's Brieflesen vorüber war, begann er eine Unterredung mit mir, in welcher er mit einer Herzlichkeit und Vertraulichkeit sich äußerte, als wenn ich Seines Gleichen wäre. Er erinnerte sich, daß er mich im Jahr 1837 bei Missionar Kruse gesehen, als ich meine erste Reise nach Abessinien machte. Wir sprachen arabisch, und, wenn ich dachte, nicht recht verstanden worden zu seyn, auch amharisch. Er versuchte zuerst, mir einen umfassenden und richtigen Einblick in die gegenwärtige Sachlage und in die neusten in Abessinien eingetretenen Veränderungen zu geben. Der Inhalt seiner Eröffnungen war folgender: König Theodoros sey Ein Herz und Eine Seele mit ihm; Seine Majestät leiste der Kirche jegliche Beihülfe, was weder Ubie noch Ras Ali früher gethan. Des Königs ernstlicher Plan gehe dahin, sowohl die Muhammedaner als auch die heidnischen Gallas, auch Schoa und alle im Süden von Abessinien gelegenen Gebiete sich zu unterwerfen, Ein großes Reich zu errichten, wie vor Alters, und die christliche Religion in allen seinen Staaten zur herrschenden zu machen. Der König gehe fleißig zur Kirche und zum heiligen Abendmahl, lese die Bibel amharisch, während die Ittege (Königin), eine Tochter von Ras Ali, sie äthiopisch lese. Er habe Vielweiberei und Sclavenhandel streng verboten, und den Muhammedanern geboten, Christen zu werden oder in einer bestimmten Frist sein Land zu verlassen. Als ich gegen die Anwendung von Gewalt in religiösen Angelegenheiten den Einwand machte, das sey im Widerspruch mit dem Evangelium und damit trete man in die Fußtapfen der Muhammedaner, entgegnete der Abuna, der König gedenke zunächst ihr Land zu erobern, und sodann christliche Priester zu senden, Kirchen zu bauen und Schulen zu errichten für die Muhammedaner und Heiden."



„Auf Bischof Gobats Plan übergehend, erhielt ich vom Abuna den Bescheid, der König würde gern darauf eingehen, da er lebhaft wünsche, Handwerker und Künstler zu bekommen, um das Land zu civilisiren, und Seine Majestät beabsichtige, durch ein Ausschreiben nach England, Frankreich und Deutschland Künstler nach Abessinien einzuladen. Er äußerte, er wolle uns beim König einführen, Bischof Gobat's Brief ihm vorlegen und denselben der königlichen Erwägung empfehlen. Dann sprach er sich über die Römer also aus: „„Ich werde, so lang ich lebe, ihren Aufenthalt in Abessinien nicht dulden, denn sie haben gegen mich Ränke geschmiedet und sich verschworen, mich von Gondar zu vertreiben, haben in mein Kirchenregiment Eingriffe gethan dadurch, daß sie die Abessinier, welche ihre Lehren annahmen, wieder tauften und wieder ordinirten. Ich hätte sie geduldet, wenn sie bloß gelehrt hätten; ich hätte sie auch nicht verhindert, die Galla zu bekehren, da es mir lieb wäre, diese zu Christen getauft zu sehen. Daß ich die römischen Missionare aus Abessinien vertrieb, darf sie selber gar nicht befremden, da ja der Papst zu Rom nur das Gleiche thut und jeden Priester oder Lehrer, der eine andere Religion hat, alsbald wegschickt."" Bei den Protestanten sey dieß ganz anders, sie verfolgten Niemanden, der von ihnen abweiche. Die protestantischen Missionare würden der abessinischen Kirche keinen Schaden thun, diese würde nur Bibeln von ihnen empfangen. Seyen die protestantischen Missionare Männer wie Lieder und Kruse in Cairo, so werde er sie mit Freuden aufnehmen; aber die Römer werde er nie mehr in Abessinien arbeiten lassen."

„Da das monatliche Fest St. Michael war, an welchem der König Almosen auszutheilen pflegt, konnte der Abuna uns nicht sogleich bei dem König einführen. Seine Majestät vertheilte, wie ich nachher hörte, 3000 deutsche Thaler und viele Maulesel, Pferde, Kleidungsstücke u. dgl. an Arme, Kranke, Lahme, an die Priester, Mönche u. A."

„Schließlich sprach sich der Abuna dahin aus, er wünsche von der Königin von England einen Brief in Form

eines Fermans zu erhalten, wodurch der englische Consul veranlaßt würde, die Abessinier gegen die Römer im rothen Meer zu schützen, da letztere wegen Vertreibung ihrer Priester aus dem Lande den Abessiniern mit Rache gedroht hätten. Herr Rochet, französischer Consul in Dschidda, hatte wirklich eine von dem Abuna über Dschidda nach Cairo gemachte Sendung mit Beschlag belegt."

„Als wir des Abuna's Zelt verließen, befahl er seinem Schaffner, welcher früher Miss. Isenberg's Diener war, uns mit einem Farren und mit Honigtrank für den Abend und für unsere Rückkehr nach Gondar zu versorgen."

„Am Abend besuchte uns Herr Bell, ein Engländer, der seit einer Reihe von Jahren in Abessinien ist und in Sprache und Manieren und Uebrigem ein vollkommener Abessinier geworden ist. Der König hat ihn zu seinem Adjutanten und Lika mankuas gemacht, d. i. zu einem Träger des gleichen in der Schlacht vom König getragenen Rockes. Diese Offiziere, ihrer vier an der Zahl, müssen sich nämlich genau so kleiden wie der König, so daß der Feind niemals erkennen kann, welches der wirkliche König ist. Es ist ein gefährlicher, aber ehrenvoller Posten. Herr Bell hat durch seine Dienste beträchtliche Ländereien erworben. Der Abuna hatte ihn beauftragt, über Bischof Gobat's Plan ausführlich mit uns zu reden, bevor er uns morgen bei Seiner Majestät einführe. Er sagte uns, wir sollten bei dem König von dem priesterlichen Charakter der von Gobat zu sendenden Männer nicht reden, sondern nur den weltlichen Theil ihrer Mission erwähnen, da Punkte, welche die Religion betreffen, von dem Abuna entschieden werden, der unser Freund sey und Bischof Gobat's Sendboten, so weit es in seiner Macht stehe, unterstützen und schützen werde. Ich erwiederte Herrn Bell klar und bestimmt, Bischof Gobat habe nicht bloß das zeitliche in Civilisation bestehende Wohl der Abessinier im Auge, sondern vor Allem und hauptsächlich die geistliche Förderung und Hebung des Landes durch Errichtung von Schulen, Austheilung von Bibeln, so wie durch Unterweisung in der

lauteren Lehre des Evangeliums. Herr Bell antwortete: „„Das ist Alles recht und gut, und der Abuna weiß es und er wird Gobat's Sendboten schützen. Aber er bat mich, Ihnen zu sagen, daß Sie mit dem König nur über den äußeren und weltlichen Punkt sprechen, und das Uebrige dem Abuna selbst überlassen möchten.““

„20. April. Gegen 8 Uhr Morgens wurden wir beim König eingeführt, welcher, sobald er den Abuna gesehen, vortrat, ihm entgegenging und ihn zu einer Art von Bettstelle führte, die mit einem prächtigen Teppich bedeckt war, worauf er ihn Platz zu nehmen bat, während man uns auf einem zu des Königs Füßen ausgebreiteten Teppich niedersitzen hieß. Seine Majestät trug eine Krone auf dem Haupt und einen prächtigen mit Gold und Silber gestickten Talar. Nach der Begrüßung las der Abuna die Briefe des Bischofs Gobat und des koptischen Patriarchen vor. Der König fragte sogleich: „„Ist Gobat wohl? Sein Schreiben freut mich, und ich wünsche, daß er mir vor der Hand nur drei Arbeiter schicke, nämlich einen Büchsenmacher, einen Architekten und einen Buchdrucker. Ich werde sie gut zahlen. Sind sie mit meiner Zahlung zufrieden und ich mit ihnen, so will ich Gobat um eine weitere Zahl von Arbeitern bitten.““ Hierauf fuhr der Abuna fort: „„Seine Majestät wird aber der Religion dieser Männer nichts in den Weg legen, sondern wird ihnen gestatten, nach ihrer eigenen Ueberzeugung zu leben.““ Der König entgegnete: „„In Glaubenssachen werde ich mich nicht mischen, da dieß Euer Amt ist. Was Ihr mir in dieser Hinsicht saget, werde ich thun.““ Nun fragte ich den König über meine Reise nach Schoa und Kaffa, von welcher ich dem Abuna vorläufig gesprochen hatte. Seine Majestät erwiederte, er sey gegenwärtig in einem Feldzug gegen die Galla begriffen, wolle mir aber einen Weg eröffnen, wenn ich bis nach dem Regen warten könne. Wünschten wir dagegen nach Aegypten zurückzukehren, so würde er uns eine Schutzwache bis an die Grenze nach Matamma mitgeben. Wir antworteten, da die Regenzeit in den niederen

Gegenden vorherrschend die Fieberzeit sey, hätten wir den Wunsch, vor Einbruch der Regenzeit zurückzukehren; überdieß möchten wir so schnell wie möglich und zwar über Sennar heimkehren, um Bischof Gobat von der Antwort Sr. Majestät in Betreff der Gewerksmänner in Kenntniß zu setzen. Als wir Abschied vom König nahmen, befahl er einem Offizier, uns einen Soldaten nebst zwei Maulthieren so wie Lebensmittel für unsere Reise, nämlich zwei Farren, 50 Brode, 3 Krüge Wein u. A. mitzugeben."

„Die Nähe der Regenzeit, Bruder Flad's häufiges Erkranken und außerdem seine nicht völlig zureichende Kenntniß der arabischen und amharischen Sprache ließen es mich als Pflicht erkennen, daß ich ihn nach Cairo begleite und nicht nach Aden vorrücke, wie andernfalls die mir von der Committee gegebenen Weisungen es erfordert haben würden."

„Nachdem unsere Besprechung mit dem König vorüber war, wurde sein Zelt abgebrochen, das Lager aufgehoben, und die Armee trat ihren Marsch gegen das feindliche Gebiet an. Sie war damals etwa 40,000 Mann stark, und wurde, wie wir nachher hörten, durch die starken Contingente, die aus Godscham und Tigre unter besondern Anführern sich noch anschlossen, auf 60,000 bis 70,000 Mann erhöht."

„Der König ist gegen 35 Jahre alt, von schwarzbrauner Farbe und mittlerer Größe. Obwohl freundlich und herablassend gegen seine Umgebung, vergißt er doch nie seine Würde. Die weißen Leute hat er besonders gern und hört auf ihren Rath. Als er unser Vorhaben, nach Aegypten zurückzukehren, vernahm, sagte er: „Warum nicht bei mir bleiben einige Zeit?" Er hätte es gern gesehen, wenn wir ihn auf seinem Kriegszug gegen die Wollo-Galla begleitet hätten. Gegen Arme, Priester, Mönche und Kirchen ist er sehr freigebig. Sein Urtheil ist rasch, seine Antworten kurz, aber treffend. Wir hatten ihm unter unseren Geschenken ein Taschentuch mit den verschiedenen Flaggen der europäischen, asiatischen und amerikanischen Reiche gegeben; er nahm es in seine Hand und betrachtete die ver-

schiedenen Farben; wie er nun die Flagge von Jerusalem unten sah, fragte er auf der Stelle, warum sie nicht in die Mitte gesetzt sey und warum die englische oben sey. In allen Rechtssachen ist er sehr genau und in seinen Entscheidungen tritt er oft seinen Likaunt oder Rechtsgelehrten entgegen. Aus allen Theilen Abessiniens strömen ihm daher immer Leute zu, die ihre Beschwerden ihm vortragen. In jener Nacht, welche wir im Lager unter des Abuna's Zelt zubrachten, hörten wir schon Morgens zwei Uhr den Ruf: „Dschan hoi, Dschan hoi", d. h. o Majestät! So riefen Leute, die seinem Lager nachzogen, um Zutritt bei dem König zu finden und ihre Noth ihm zu klagen. Seine Majestät gab sofort Antwort durch den Kal hatzie, d. i. den Mund des Königs, welches der Staats-Herold ist. Von Morgens zwei bis acht Uhr kam eine Partie nach der andern, und der König hörte und verbeschied sie alle. Eben so leitet er alle Kriegsunternehmungen, so daß wir uns nur wundern mußten, wie er all diese aufreibende Arbeit bei Tag und Nacht ertragen kann. Wenn seine Hofleute diesem unaufhörlichen Strom von Arbeit Einhalt thun wollen, pflegt er zu sagen: „Wenn ich den Armen nicht helfe, verklagen sie mich bei Gott. Ich bin auch arm gewesen." Der König stammt von einer geringen Familie in der Provinz Kuara, die am abessinischen Nil liegt. Seine Mutter, sagt man, war eine Verkäuferin von Kosso, dem wohlbekannten specifischen Heilmittel gegen den Bandwurm, der in Abessinien gar häufig vorkommt. Sein Vater scheint dagegen ein Verwandter zu dem früheren Gouverneur von Dembea, Dedschadsch Comfu, gewesen zu seyn, welcher mehrmals die ägyptischen Truppen geschlagen hat, die von Sennar her Abessinien angriffen. Cassai — so hieß der König ursprünglich — lernte in einer der Schulen Gondar's lesen und schreiben. Nach der Schulzeit wurde er Soldat in dem Heere Comfu's, der späterhin ihn seinem Gebieter, Ras Ali, dem damaligen Beherrscher des ganzen westlichen Abessiniens, empfahl. Cassai zeichnete sich durch Verstand und Tapferkeit aus und erhielt durch den Ras

bald einen Gouverneurs-Posten unter der Leitung der berühmten Mutter des Ras Ali, der Woisoro Mennen. Aber Cassai zerfiel mit dieser bedeutenden Frau. Er schlug ihr Heer, nahm ihr Land und verstärkte seine Macht durch den Zuzug seiner Landsleute in Kuara. Als der Gouverneur von Godscham, Goschu, der geschlagenen Gebieterin zu Hülfe eilte, überwand Cassai auch ihn; und endlich schlug er auch die Armee von Ras Ali selbst in die Flucht. So machte er sich zum unangefochtenen Herrn von ganz Amhara. Nachdem er seine weitaussehenden Plane bis zu diesem Punkt erreicht hatte, beschickte er den Abuna, der damals zu Adoa in Tigre war. Cassai's Absicht ging dahin, vorerst mit dem Oberhaupt der Kirche einen Bund zu schließen, bevor er Ubie, den Herrscher von Tigre, angreifen würde. Der Abuna ließ Cassai sagen, er komme nicht nach Gondar, so lange die römischen Missionare dort sich aufhalten dürften. Cassai vertrieb sogleich die Missionare von Gondar, worauf der Abuna erschien und mit Cassai sich verband, um ein großes äthiopisches Reich zu errichten und die christliche Religion darin auszubreiten, — ein Reich, das sich vom rothen Meer bis zum abessinischen Nil, und von Aegypten bis Kaffa beim Aequator ausdehnen sollte."

„Nachdem so das Bündniß zwischen den Häuptern der Kirche und des Staats zu Stande gekommen, war Cassai's erster weiterer Schritt, Ubie zur Unterwerfung unter den Herrscher von Amhara und zur Tributzahlung aufzufordern. Ubie aber, welcher lieber einer Schlacht die Entscheidung hierüber anheimstellen wollte, wurde geschlagen, verlor Freiheit und Land, wie bereits oben erwähnt wurde. Nach Ubie's Niederlage wurde Cassai zum König der Könige — von Aethiopien — gekrönt unter dem neuen Namen „Theodoros", den er, wie gleichfalls angedeutet, wahrscheinlich im Hinblick auf eine alte Ueberlieferung in einem abessinischen Buch annahm, welche dahin lautet, es werde ein König mit Namen Theodoros aufstehen, der Abessinien groß und glücklich machen, und Mecca und Medina, die Bollwerke des Muhammedanismus, zerstören werde."

„Unsere Angelegenheiten bei dem König und dem Abuna waren zu Ende gebracht, und wir schickten uns nun an, nach Gondar umzukehren. Vor unserer Abreise gab uns der Abuna 50 deutsche Thaler, um ihm eine tragbare Orgel und zwei grüne Brillen zu kaufen. Der Brief des Königs für Bischof Gobat, und seine eigenen Briefe sowohl an die Herrn Kruse und Lieder als auch an Bischof Gobat, sollten uns, wie er sagte, nach Gondar nachgesendet werden. Endlich ersuchte er mich, ihm jeden Gedanken von Wichtigkeit, der mir aufsteige und für ihn sich eigne, mitzutheilen. Eben so gab er mir den Auftrag, meiner Missionsgesellschaft und allen meinen Freunden in Cairo seine Hochachtung zu bezeugen. Ausdrücklich sprach er noch davon, wie sehr er bedauert habe, daß wir im Jahr 1843 Adoa so schnell verlassen hätten; er habe den Priestern nach Adoa geschrieben, den Herren Isenberg und Mühleisen und mir keine Noth zu bereiten; wir seyen aber bereits abgereist gewesen, als sein Brief in Adoa angekommen. Auch habe er an Ubie geschrieben, uns zu schützen; dieser Fürst aber habe ihm eigentlich nie gehorcht, weil die Römer ihn bestochen und mit Vorurtheilen gegen uns erfüllt hätten. Dieß sey jetzt ganz anders seit Theodoros Herrschaft, welcher große Macht in seine — des Abuna — Hände gelegt habe. Aus Allem, was ich von dem Abuna sah und hörte, kann ich den sicheren Schluß ziehen, er würde die Rückkehr der protestantischen Missionare gern sehen, will jedoch sie nicht ausdrücklich kommen heißen, obwohl, wenn sie kommen, er sie gegen seine Geistlichkeit in Schutz nehmen würde, sofern sie nur mit christlicher Klugheit auftreten und sich jeglicher Einmischung in das Kirchenregiment enthalten. Der Zweck der protestantischen Missionare ist ihm wohl bekannt und er billigt ihn, auch was Abessinien betrifft. Solche Missionare, welche in die Fußtapfen von Kruse und Lieder treten, wünscht er für Abessinien zu haben."

„Auf unserem Heimweg nach Gondar begegneten wir einem endlosen Zug von Soldaten, welche der Armee des Königs, die ohnedem schon wie Heuschrecken wimmelte, sich

anschließen wollten. Da war ein Trupp Soldaten, die unterwegs einem Kaufmann seinen Esel mit Zwang abgenommen hatten. Sobald diese unseren königlichen Janitscharen erblickten, gaben sie den Esel seinem Herrn zurück, aus Furcht, unser Begleiter möchte sie dem König anzeigen. Die Bedrückungen von Seiten der Soldaten und der Gouverneure in Habesch sind sehr groß, trotz dem, daß der König die Uebertreter streng bestraft. Wir gingen an den Gestaden des Sees von Dembea vorüber und nippten von seinem süßen Wasser. Der See ist fischreich, und seine Umgegend so lieblich als nur irgend eine in der Welt. Bei unserer Ankunft in Gondar quartierte uns der Gouverneur der Stadt in einem angenehmen Hause nahe beim Marktplatz ein und sandte uns auf Befehl des Königs eine tägliche Ration Bier, Honigtrank und Brod bis zum Tag unserer Abreise."

Vom 24. April bis 3. Mai verweilten unsere Reisenden in Gondar. Ihre Fieberanfälle, an denen Dr. Krapf und Br. Flad zu leiden hatten, und die für die lange Reise nach Aegypten erforderlichen Vorbereitungen nöthigten sie zu diesem längeren Aufenthalt. Es machte ihnen auf's Neue nicht geringe Schwierigkeit, Knechte für die Reise zu bekommen, weil die in den hochgelegenen Gegenden lebenden Abessinier gegen Reisen, die durch Niederungen und Thäler gehen, wo gewöhnlich Hitze und Fieber herrschen, eine entschiedene Abneigung haben. Endlich gelang es ihnen, zwei Knechte zu finden, welche um eine mäßige Summe bereit waren sie nach Cairo zu begleiten. Nur wenige Leute besuchten sie während der Woche, die sie in Gondar zubrachten: was sich jedoch aus manchen Gründen erklären läßt. Theils hielten wohl die Leute, bei welchen die Missionare zur Herberge waren, Viele zurück; theils mochten Andere vor den Missionaren selbst Scheu haben, da man sie als „Franken" ansah — so heißt man in Abessinien die römischen Missionare und römischen Katholiken — und sie folglich für geächtete Leute hielt, welche kein Abessinier besuchen könne. Es hätte etwas längere Zeit bedurft, bis die Eingeborenen

sowohl mit dem christlichen Bekenntniß der Fremdlinge als auch mit deren Stellung zu dem Abuna und zu dem König bekannt geworden wären. Im Lauf jener Woche kam der englische Consul, Herr Plowden, in Gondar an, in der Absicht, den König auf seinem Feldzug gegen die Gallas zu begleiten und, wenn möglich, ihm in der Verfolgung seiner großen politischen Plane und Culturzwecke mit Rath zur Seite zu stehen.

Dr. Krapf's Vorhaben beim Aufbruch von Gondar am 3. Mai ging nun dahin, den Weg durch das westliche Abessinien einzuschlagen und über Sennar, Chartum, Berber, die nubische Wüste und schließlich auf dem Nil nach Cairo zurückzukehren. Dieser letzte Theil der Reise vom 3. Mai bis 28. Juli war oft ein schwerer Leidensweg, gegen dessen Mühsale die unterdessen überstandenen Reisenöthe noch gering zu achten waren. Wir können hier nur die hauptsächlichsten Erlebnisse dieser Rückreise mittheilen, folgen aber unseren Reisenden auf einem Wege, welchen vor ihnen protestantische Missionare noch nie betreten hatten und der darum viel Neues und Anziehendes bietet.

---

3. Rückreise von Gondar über Sennar, Chartum, Berber, durch die nubische Wüste, und auf dem Nil nach Cairo.

Von Gondar nahm Dr. Krapf nicht sofort eine westliche Richtung, sondern eine südliche gegen den Tzana-See, um zunächst den Gouverneur von Dembea abzuholen, der ihm im Auftrag des Königs bis Wechne das Schutzgeleit geben sollte. Noch unweit Gondar traf er unterwegs einen Muhammedaner, der in Kaffa gewesen. Nach den Aussagen dieses Mannes ist jenseits Kaffa ein Land Worata, in dessen Süden ein großer See, Namens Tzamburie, sich finde, was wohl der See Tzamburu seyn wird, von welchem die Wakamba südlich vom Aequator Dr. Krapf oft gesprochen haben. Auch habe der König von Kaffa, wie der Reisebegleiter sagte, eine Art Telegraphen in seinem Land einge-

richtet, und zwar in der Weise, daß er Trommler, die jederzeit ganz nahe bei einem großen Baum auf der Wache sind, in gewissen Entfernungen von einander aufgestellt habe. Sobald nun der Feind in's Land fällt, steigt der Trommler der nächsten Station auf den Baum, gibt das Zeichen, welches sofort von Station zu Station weiter getragen wird und in kurzer Zeit die Mannschaft in's Feld ruft.

Etwa 2 Stunden von Gondar führte der Weg durch ein Juden-Dorf. Falaschas heißen, wie bekannt, die abessinischen Juden. Sie waren hier meist Weber, welche Baumwollenkleider machten. Ihr Priester oder Rabbiner unterhielt sich einige Minuten mit den Reisenden. Bei Vergleichung einiger Proben der Falascha-Sprache mit der Kuara's und der heidnischen Kamanten in der Nähe Gondar's und des Waha-Berges in der Provinz Tschelga fand Dr. Krapf, daß die Sprache dieser 3 Stämme eine und dieselbe ist mit nur geringem Unterschied. Diese Sprache ist nicht mit der äthiopischen verwandt, sondern gehört zu einer anderen Familie, die sich, wie Krapf dafür hält, noch an den Ufern des abessinischen Nils oder jenseits dieses Flusses auffinden lassen wird. Die Falascha haben bis dahin religiöse Freiheit genossen; ob und wie weit der gegenwärtige König diese ihnen ferner zugestehen wird, läßt sich nicht bestimmen. Sonst will er nur die christliche Religion in seinem Reiche dulden. Ein Missionar wäre am Platze unter ihnen. Er würde unter den Falaschas, auch unter den Kamanten und einigen anderen heidnischen Ueberresten, Salan genannt, die umherziehende Schafhirten sind, vollauf zu thun haben.

Spät am Abend des 3. Mai kamen die Reisenden in das Dorf Botsch, wo der Gouverneur von Dembea, Ayto Engeda, sie erwartete, sehr freundlich empfing, mit Speise versorgte und ein gutes Nachtquartier in seinem Pferdestall für sie hergerichtet hatte. Einige Priester, die am Nachtessen Theil nahmen, warfen allerlei Fragen über religiöse Lehrpunkte auf. In Christo, sagten sie, sey nur Eine Bachri, d. h. Eine Natur und nicht zwei, wie die Franken behaupten,

denn Christus sey nur Einer. Wenn wir folglich glauben und bekennen, daß Christus am Kreuze gestorben sey, könnten und müßten wir eben so wohl sagen: Gott ist am Kreuze gestorben, denn Christus war Gott. Ferner, wenn wir sagten: das Wort ward Fleisch, so könnten und müßten wir auch sagen: das Fleisch wurde das Wort oder Gott, denn das Wort war Gott. Dr. Krapf entgegnete, daß wir Protestanten uns nicht gern solcher unschriftmäßigen Ausdrücke bedienen, und daß wir die menschliche und göttliche Natur in Christo zwar unterscheiden aber nicht trennen, und andererseits sie auch nicht vermischen. — Christus, fuhren die abessinischen Priester fort, wurde in seiner Mutter Leib mit dem heiligen Geiste gesalbt, um unser Prophet, Priester und König zu werden; in seiner nachherigen Taufe wurde diese Würde bloß offenbar. Dr. Krapf erwiederte: diese Lehre sey nicht schriftmäßig, denn die Schrift sage nicht, daß Christus den heiligen Geist empfangen habe, sondern daß er in seiner Mutter Leib von dem Heiligen Geist empfangen sey, um von der Erbsünde frei und von den Sündern geschieden zu seyn, welche Er nicht würde haben erlösen können, wenn seine Erzeugung die nämliche wie die unsrige gewesen wäre. Aber was das Herabkommen des Heiligen Geistes über Ihn in der Taufe betreffe, so sey es für seine menschliche Natur nothwendig gewesen, gleichsam öffentlich von seinem himmlischen Vater die Erklärung zu erhalten, daß Er jetzt als Prophet, Priester und König sein Amt antreten und hiezu mit übernatürlichen Kräften ausgerüstet werden sollte. Zwar sey Christus schon im alten Testament, ja von Ewigkeit her zum Propheten, Priester und König verordnet gewesen; aber doch habe es ein öffentliches Zeugniß bedurft, als der Vater Ihn als solchen bei dem gefallenen Menschengeschlecht einführte. Außerdem sey es für Ihn selbst nöthig gewesen, den bestimmten Augenblick zu wissen, wann es dem Vater gefalle, daß der Sohn in seine große Arbeit eintreten solle, nachdem Er auf die Offenbarung des Vaters während eines Zeitraums von 30 Jahren geduldig gewartet habe. — Auch vom Fasten wurde ge-

sprochen und wie es in der Schrift nicht als ein Mittel unserer Rechtfertigung vor Gott empfohlen sey.

Unter den von dem Gouverneur in Botsch eingeladenen Priestern und Laien war auch ein alter ehrwürdiger Priester, dem alle Anwesenden große Ehrfurcht bezeigten und der durch seine Demuth so wie durch seine mehr als gewöhnliche Einsicht eine besonders wohlthuende Erscheinung war. Es war der alte Alaka Selat, welcher durchaus nicht hadersüchtig oder aufgebracht war, als ihm ganz entgegengesetzte Ueberzeugungen begegneten. „Wenn wir auch," bemerkte er mehrmals, „von einander verschieden sind, so laßt uns doch einander lieben; denn Liebe ist das Größte." Dr. Krapf gibt Alaka Selat das Zeugniß, daß er selten mit einem liebenswürdigeren und duldsameren Priester, als dieser Greis war, zusammengetroffen sey. Außer bedeutender Urtheilskraft besaß er auch viel Bekanntschaft mit der heiligen Schrift. An Bischof Gobat in Jerusalem, den er persönlich kennt, trug er innige Grüße auf. Ueberhaupt fand Dr. Krapf manche Abessinier, welche sich des Missionars Gobat noch sehr wohl erinnerten und mit großer Verehrung von ihm sprachen.

Im Fortgang seiner Reise durch die Provinzen des westlichen Abessiniens bekam Dr. Krapf wiederholt und stets den Eindruck, eine künftige Mission Abessiniens dürfe nicht im Osten des Landes, sondern im Westen anheben, weil das Volk im Osten sowohl wegen der unaufhörlichen politischen Wirren und der schlimmen Aufführung der weißen Leute, als auch wegen des Handelsverkehrs mit der Küste die religiösen Interessen in den Hintergrund gestellt habe. „Ich glaube," schreibt er, „ein Bibelcolporteur könnte in diesen entfernten Provinzen, zu denen nur wenige von unseren früher verbreiteten Bibeln gekommen sind, wichtige Dienste leisten. Waren diese westlichen Gegenden bisher ganz abgeschlossen und dem Fremden nur schwer zugänglich, so hat jetzt König Theodoros die Thüre zu ihnen aufgethan; und er würde in Verbindung mit dem Abuna eine Vertheilung von Bibeln und passenden Tractaten ohne allen

Zweifel ernstlich fördern. Wir können nicht wissen, wie die Zustände Abessiniens in der nächsten Zukunft sich gestalten, und wir sollten deßhalb den gegenwärtigen Augenblick dazu benützen, um das Land mit einer möglichst großen Anzahl Bibeln zu versehen. Die Provinzen von Dembea, Tschelga, Kuara, Godscham, Begemeder, Damot rc. sollten von eigends zu diesem Zweck ausgesendeten Bibelagenten besucht werden. Noch niemals bis jetzt ist ein protestantischer Missionar in diese Gegenden gekommen; und ich bedaure nur, daß die einbrechende Regenzeit uns nicht nach Godscham und Damot kommen ließ, wie der Abuna uns gerathen hatte. Er hatte uns den Gedanken ausgesprochen, wir sollten Abessinien nicht verlassen, ohne die Quellen des abessinischen Nils in der Agau-Gegend gesehen zu haben; von Gondar aus könnten wir in 12 Tagen dieses Ziel erreichen, und er wolle uns behülflich seyn, wenn wir gehen wollten. Bei dieser Gelegenheit hätten wir den religiösen Zustand auch dieser noch weiter entlegenen Provinzen näher kennen lernen können. Der gegenwärtige König hat nämlich alle Beschränkungen, mit welchen frühere Herrscher die freien Wanderungen von Reisenden in Abessinien hemmten, aufgehoben, so daß diese nun gehen können, wohin sie wollen, vorausgesetzt daß sie die erforderlichen Mittel haben. Natürlich ziemt es sich, vorerst dem König seine Ehrerbietung zu bezeigen, da dieß dem Reisenden zu um so größerem Schutze dient. — Den Römern ist es gelungen, ein Paar Missionare in diese entfernten Gegenden, bis zum 7., ja bis zum 4. Grad nördlicher Breite zu senden, und der dortige König hat sie äußerst günstig aufgenommen. Der Abuna jedoch schickte einige abessinische Priester, um den römischen Einfluß zu entkräften; die abessinischen Priester aber, statt den Römern entgegenzutreten, nahmen ihre Lehren an und blieben bei ihnen. Der Abuna wird nun auf's Neue versuchen, jenen König zur Vertreibung der Feinde der abessinischen Kirche zu vermögen."

Die Grenze der Provinzen Dembea und Tschelga bildet der Kuangfluß. Auf dessen westlichem Ufer fanden unsere

Reisenden ein ausgedehntes Kohlenlager, mit Schiefer vermischt. Sind die Abessinier bis jetzt mit dem Gebrauch der Kohle auch noch unbekannt gewesen, so gehört es doch nun in die Reihe der bald auszuführenden Unternehmungen des gegenwärtigen Königs, ein Dampfschiff auf dem See von Dembea zu bauen. Die ganze Gegend von dem Kuang bis zu dem See von Dembea ist ziemlich eben, so daß man die Kohle auf Kameelen bis an den See bringen könnte; und da der Kuang nur 2 Tagreisen von dem Tiefland entfernt ist und von Wechne, wo ein schöner Kameelweg anfängt und bis zum blauen Fluß in Sennar und Chartum geht, so ließe sich die Kohle auch in das Tiefland bringen und für die Dampfschifffahrt auf dem blauen und weißen Fluß verwenden.

Am 6. Mai that man die ersten Schritte dem Unterlande zu, nachdem man bei dem Berge Entschiet Amba fast 2 Stunden lang abwärts gestiegen war. Den Fuß dieses Berges bewohnen die heidnischen Kamanten, welche die ganze Berggegend von da an bis zum Waha-Berge, einer uneinnehmbaren natürlichen Festung bei Wechne, besetzt halten. Die Kamanten haben den Auftrag, die Zugänge aus den niederen Gegenden in das eigentliche Abessinien zu bewachen. Sie sind daher bei den Königen von Abessinien sehr werth gehalten; denn sie können diesen, je nachdem sie wollen, entweder von großem Nutzen oder Schaden seyn, da die Bergpässe wie Schlüssel in ihrer Hand sind, und Niemand weder in das Tiefland herabkommen, noch umgekehrt das Hochland besteigen kann, ohne ihre Zustimmung. Ihr Hauptstamm soll westlich von Kuara an den Ufern des abessinischen Nils wohnen. Sie haben den Königen eine Art Tribut zu zahlen, der in jungen Stieren besteht, und dürfen dafür im westlichen Abessinien als Nomaden leben. Sie scheinen ein harmloses Volk zu seyn, sprechen amharisch, haben aber auch unter sich ihre eigene Sprache. Fleisch, welches die Kamanten geschlachtet haben, essen die Abessinier nicht, obgleich jene ein Mateb, eine Schnur von blauer Seide, als Christenzeichen um ihren Hals tragen

und bis zu einem gewissen Grad äußerlich sich zum Christenthum bekennen. Eben so essen die Kamanten das von den Abessiniern am Samstag geschlachtete Fleisch nicht, was einige Verwandtschaft mit den Falaschen oder Juden beweist, deren Sprache ja auch mit der der Kamanten eine und dieselbe ist, wovon oben.

Nachdem die Reisenden am 8. Mai von dem Berge von Engidibba herabgestiegen, waren sie nun von da an bis nach Sennar auf ebenem Boden. Nach einem langen Umweg, der sie durch eine wilde Gegend führte, erreichten sie das Dorf Wechne, wo sie die so drückende Hitze — das große Hinderniß und die Plage für die Reisen im Tieflande — zum ersten Mal zu empfinden hatten. Das Dorf Wechne besteht aus einer beträchtlichen Anzahl Strohhütten, welche die Bewohner, theils Christen, theils Muhammedaner, im Juni oder Juli abbrennen, um sich sodann in das Oberland von Tschelga und Dembea zu begeben, weil hier während und besonders nach der Regenzeit Fieber herrschen. Im October und November kehren sie heim, bauen ihre Hütten auf's Neue, worauf sie ihren Handel wieder aufnehmen, von dem sie leben. Alle Ausfuhr aus Abessinien, so wie alle Einfuhr von Sennar und Chartum muß Wechne passiren, da dieß der einzige Weg nach Gondar ist. Baumwolle, Kaffee, Thierhäute, Elfenbein, — Sclaven sind jetzt verboten, werden aber noch geheim ausgeführt, — Perlen, farbige Zeuge, und andere ägyptische und europäische Artikel gehen durch Wechne und bereichern die Einwohner des Dorfes, das am Fuß einer Gebirgskette liegt, von welcher 7 Kuppen gleich eben so vielen Batterien in die Höhe ragen und die Ebene zu ihren Füßen beherrschen. Der Boden um Wechne ist gut, doch baut man, scheint es, nichts anderes als Mais, Hirse und Baumwolle.

Während des 3tägigen Aufenthalts in Wechne, welcher wegen Anschaffung der nöthigen Lebensmittel für die Weiterreise durch die Wildniß so wie wegen des Bedürfnisses nach einiger Ruhe nothwendig war, kamen mehrere Abessinier zu Dr. Krapf mit der Bitte, sie nach Jerusalem mitzunehmen,

da es nach ihrer Meinung überaus verdienstlich ist, mit Zurücklassung von Weib und Kind in die heilige Stadt zu gehen, um in dem dortigen abessinischen Kloster Gerechtigkeit und Heiligkeit zu erlangen und die heiligen Orte Jerusalems zu besuchen. Doch nicht bloß zu Wechne, sondern auch anderwärts wurde Krapf mit solchen Bitten bestürmt. Jener Mann, der ihn von Gondar in das Lager des Königs in Dschan Meda begleitete, hatte durchaus ihn nach Jerusalem begleiten wollen und weinte bitterlich, als man es ihm bei der Abreise von Gondar abschlug. Wäre er im Besitz der nöthigen Reisemittel gewesen, so würde seinem Verlangen nichts im Wege gestanden seyn. Da er aber auf Krapf's Kosten mitzugehen wünschte und den Lohn, welchen er für sein Geleit bis Debra Tabor zu fordern hatte, als Zahlung für die Jerusalemsreise ansah, so konnte eine solche Geldausgabe, die überdieß den Abessinier nur in seinem Wahn bestärkt hätte, nicht als Pflicht erscheinen. Wie tief ist doch die abessinische Kirche gefallen, und wie blind sind ihre Priester, welche die Wallfahrten nach Jerusalem beständig empfehlen als sicheren Himmelsweg und als ein treffliches Mittel, um ein bekümmertes Gemüth zu beruhigen!

Mit ihrem Weggang von Wechne verließen die Reisenden den letzten Ausläufer der abessinischen Hochlande und traten in eine unabsehbare wellenförmige Ebene ein, in der sie bald eine Stunde lang durch eine Strecke zogen, wo sie rechts und links nichts als Bambus sahen, wie sie es auch früher schon am Tacassie gefunden. Aus diesem Stoff mögen die „Rohrschiffe" gebaut gewesen seyn, von denen Jesajas Kap. 18, 2 redet und die vielleicht dieses selbe Material den Tacassie hinab der berühmten Stadt Meroe, dem Mittelpunkt des äthiopischen Handels und der äthiopischen Könige in alten Zeiten, zugeführt haben. Antilopen, Gemsen, Guineavögel fanden sich in dieser schönen wilden und romantischen Gegend; auch eine Karawane von 300 Kameelen und 100 Eseln zog daher, welche ihre schwere Baumwollen-Last von Matamma nach dem Markt in Wechne trugen. Auch über mehrere Flüsse, worunter der größte

Koki hieß, führte der Weg. Sonst hatte man, seit man im Tiefland war, außer der wahrhaft brennenden Hitze auch an Wassermangel zu leiden, und hatte nur an den Flüssen Laguat, Senkoa, Beluha, Gendoa Wasser gefunden, so wie auch die Herbergen oft kaum Schutz gegen die kalten feuchten Nächte boten. Eben so hatte der Gouverneur von Wechne, als sie von dort aufbrachen, den Reisenden nicht einmal ein Schutzgeleit verwilligt, unter dem Vorwand, er habe hiezu keinen Befehl vom König. Von einer elenden Nacht, welche sie in einem muhammedanischen Dorf zubrachten, wo Niemand sie in sein Haus aufnehmen mochte und sie endlich in einen Stall gewiesen wurden, dessen Mauern offen waren und den Wind von allen Seiten zuließen, heißt es (unter dem 11. Mai) in Dr. Krapf's Tagebuch: „Wir waren mit unserer Herberge zufrieden in Ermanglung einer besseren, die uns gegen Regen, Wind und Kälte hätte schützen können. Ein Pilger, der nur eine Nacht wo bleibt, muß sich nicht zu sehr darum kümmern, ob er es auch behaglich habe. So hat ein Christ keine bleibende Stätte hienieden: warum sollte er doch um so viele leibliche Dinge sich Sorgen machen, wenn nur seine Seele das Eine hat, was noth thut, jenes bessere Theil, das nicht von ihr genommen werden kann?“ —

Am 12. Mai erreichten unsere Freunde das Dorf Matamma und damit die Grenze Abessiniens. Noch vor dem Eingang in dasselbe hatten sie über einen Fluß zu setzen, welcher in der Regenzeit eine große Wassermasse dem Atbara zuströmt. Scheikh Ibrahim, der von dem König Theodoros eingesetzte Grenzgouverneur, nahm sie freundlich auf, und wies ihnen für die Zeit ihres Aufenthalts in Matamma eine ziemlich gute Hütte an. Sie trafen hier Leute aus allen Gegenden Abessiniens, da Matamma, wie Wechne, ja noch mehr als Wechne, ein Handels-Mittelpunkt ist. Die herrschende Sprache hier und in der Umgegend ist die arabische, aber in einer Mundart, welche Dr. Krapf Anfangs kaum verstehen konnte. Man sagte ihm, dieser Dialect werde im Westen bis Sennar und Chartum, und im

Osten bis zum rothen Meer gesprochen; aber nördlich von Chartum, wo der blaue und weiße Fluß zusammenströmen, fange die Berbersprache an und werde bis Assuan an der südlichen Grenze Aegyptens verstanden. Die Hitze in Matamma war nicht weniger drückend als in Wechne, und man vermißte jetzt gar sehr die kühlen Lüfte des abessinischen Hochlandes.

Während seines 4tägigen Aufenthalts in Matamma hörte Dr. Krapf öfter die Worte „Makada" und „Dschiberti", und vernahm hierüber, daß die Muhammedaner im Westen von Abessinien die Christen „Makada" (vielleicht so viel als Verleugner des Propheten Muhammed) nennen, während die Christen die Muhammedaner „Dschiberti" nennen. In Massoa heißen die Christen „Kostan", in Tadschurra „Amhara", bei den Gallas „Sidama."

Ein solcher Makada, ein Soldat aus Abessinien, fand sich bei den weißen Fremdlingen mit einer Menge Fragen ein, z. B. ob sie auch fasten, ob sie von den Muhammedanern geschlachtetes Fleisch essen, ob nicht eine Pilgerreise nach Jerusalem vor Gott rechtfertige, ob sie — die Fremdlinge — nicht auch Teskar, d. h. Leichen-Mahlzeiten, und die priesterliche Fürbitte für die Seelen der Verstorbenen haben, ob sie Taback rauchen, ob ihre Priester zum zweiten Mal heirathen, was für eine Strafe ihre Priester einem Manne auflegen, der unerlaubten Umgang mit einer Muhammedanerin habe. Die Antworten, welche Krapf ihm auf alle diese nach einander gestellten Fragen gab, freuten den abessinischen Christen so sehr, daß er ihm die Hand reichte und ausrief: „so Etwas habe ich noch nie gehört." Man mußte den Mann lieb gewinnen um seines aufrichtigen, nach Wahrheit suchenden und verständigen Wesens willen. Er kam dann noch ein Mal zu dem evangelischen Missionar und fragte noch mehreres in Betreff des jetzigen Königs. Er hatte nämlich eine Abneigung gegen diesen und hieß ihn den Antichrist, da, nach seiner Ansicht, der wirkliche Theodoros von Osten, und nicht von Westen, kommen müsse, der gegenwärtige König aber aus Kuara,

der westlichsten Provinz Abessiniens, gebürtig sey. Seine Meinung wurde ihm widerlegt.

Der Markt, der in diesen Tagen in Matamma gehalten wurde, bot einen reichen Zusammenfluß von Waaren nicht bloß aus Abessinien, sondern noch viel mehr aus Chartum und Sennar. Die Handelsartikel waren Baumwolle, Bienenwachs, Honig, Zwiebeln, Salz, Spiegel, Rasirmesser, Nadeln, Seife, Kaffee und Kaffeetassen, Antimon, Horn, farbige Zeuge, Schafe, Ziegen, Ochsen, Kameele, Putzsachen, Perlen und eine Menge anderer Gegenstände.

Am Vorabend der Abreise von Matamma, den 15., als unsere Brüder beten wollten, wurde Flad unterhalb des Knies von einem Scorpion gestochen, was ihm sogleich unsägliche Schmerzen verursachte. Zum Glück erinnerten sie sich, daß Missionar Lieder während ihres Aufenthalts in Cairo ihnen den Rath gegeben, Ipecacuanha-Pulver gegen den Scorpionstich anzuwenden. Zehn Gran hievon mit Wasser zu einem Teig gemischt und auf etwas Leinwand gestrichen, wurden sofort auf die verwundete Stelle gelegt. Die Wirkung nach einigen Minuten war, daß der Schmerz vom Knie sich nach dem Schenkel zog, wo ein gleiches Pflaster wieder aufgelegt wurde. Am folgenden Morgen waren alle Schmerzen vorüber. Hatte zum Eintritt in Abessinien den lieben Bruder Flad ein heftiges Fieber in Halai befallen (siehe Krapf's Tagebuch vom 9. und 10. März u. ff.), so sollte jetzt zum Ausgang aus Abessinien ein Scorpionstich sein Loos seyn. „Es war mir," schreibt er, „als ob ich mit glühenden Eisen bis auf den Knochen hinein gebrannt würde. Hätte mich das Wort des HErrn: „„Auf den Löwen und Ottern wirst du gehen, und treten auf den jungen Löwen und Drachen"" — und „„so sie etwas Tödtliches trinken, wird es ihnen nicht schaden"" — nicht aufrecht erhalten, so hätte ich geglaubt, vor Schmerzen sterben zu müssen." So gewiß aber die Boten Christi ein Schauspiel der Engel sind, so gewiß sind sie auch eine Zielscheibe des mächtigen Feindes, der sie nach Leib und Seele wegräumen möchte.

Am 16. Mai brachen unsere Pilger von Matamma auf. Der freundliche Scheikh Ibrahim hatte für zwei Kameele, die das Gepäck trugen (von Gondar bis Matamma hatten drei Maulthiere den Dienst gethan), so wie für zwei Knechte gesorgt. Lagen nunmehr die abessinischen Gebirge hinter ihnen, so nahm sie jetzt eine unermeßliche wilde Ebene auf, in der sie bei Tag eine furchtbare Hitze, überdieß fast täglich Gewitter, und bei Nacht eine empfindliche Kälte durchzumachen hatten, so daß sie in steter Gefahr waren, fieberkrank zu werden. Auch waren sie, seit sie Matamma verlassen hatten, in ein rein muhammedanisches Gebiet eingetreten, in dem die amharische Sprache unbekannt ist, aber eine Gastfreundschaft ihnen zu Theil wurde, welche gegen das christliche Abessinien sehr abstach, wo man fast jeden Abend mit den harten mürrischen Leuten sich herumzuzanken hatte und, sogar wenn man von einer königlichen Schutzwache begleitet war, nicht einmal Aufnahme fand. Diese Muhammedaner aber wiesen ihnen am Abend eine Hütte an, brachten Bettstätten und Wasser, auch Speise für die Kameelknechte.

Die gleiche Liebe und gütige Aufnahme fanden sie auch bei den koptischen Christen auf dieser Strecke. So in dem Dorfe Doka, wo sie am 18ten anlangten, bei Muallem Saad, dem Schreiber der ägyptischen Regierung, welcher ihnen sogleich ein Mahl von Reis, Fleisch und gutgebackenem Brod bereitete. Eben so war der Kaschif — Richter — von Doka und El-gadarif, Muhammed Kurd el Kuttli, aus Kurdistan gebürtig, sehr freundlich gegen sie und gab ihnen Lebensmittel und zugleich einen Soldaten zur Begleitung mit. Solche Liebe von Christen und Muhammedanern, besonders in einer so unheimlichen Wildniß, war eine ganz unerwartete Erquickung. Zu Dank und Ehren der ägyptischen Regierung muß übrigens gesagt werden, daß sie eine gute Ordnung und Sicherheit für die Reisenden zu Stande gebracht hat. Doka ist von Abessinien her das erste Dorf, welches der ägyptischen Regierung gehört, während Matamma nur zum Theil dem Pascha von Aegypten, zum Theil dem König

von Abessinien unterworfen ist, indem Letzterer den Gouverneur ernennt, welcher 3000 Thaler als Tribut an Abessinien, und eben so viel an Aegypten zahlt. Die Folge dieser an Matamma und an dessen District von doppelter Seite her gemachten Erpressungen ist diese, daß die Leute viel artiger gegen die Reisenden sind, weil sie sowohl von den abessinischen als auch von den ägyptischen Behörden zur Rechenschaft gezogen werden können. Doka war früher ein Haupt-Sclavenmarkt, und sogar jetzt noch führen die Dschiberti trotz dem Verbot des Sclavenhandels ihre unglücklichen Opfer bei Nacht durch Doka. Sie kleiden ihre Sclaven wie freie Leute, bringen sie unter diesem Schein nach Sennar oder an andere Orte am blauen Fluß, wo kein Agent eines fremden Consuls gegenwärtig ist, welcher der Regierung Anzeige machen könnte. So waren in Dschibri mehrere anständige Galla-Mädchen, welche schöne Kleider trugen, aber beständig von einem Dschiberti bewacht wurden, der sie ohne Zweifel in Gondar gekauft hatte und sie nun heimlich als Sclavinnen nach Sennar führte. In Gondar nämlich verbergen, wie man sagt, die muhammedanischen Händler ihre Sclaven in Gruben unter ihren Häusern, schleppen sie von da bei Nacht heraus und senden sie nach Tschelga mit Lumpen im Mund, so daß sie nicht schreien können, wenn Jemand unterwegs ihnen begegnet oder wenn man sie durch ein Dorf führt.

Wie in Doka, so fanden die Missionare auch in Affer, dem Hauptort des Districts El-gadarif, bei dem Sohne und dem Bruder des Muallem Saad die gleiche uneigennützige Gastfreundschaft. Als sie ihrem Gastwirth einen Thaler anboten, erwiederte man ihnen: „Was wir Euch thun, thun wir um Christi willen, der uns befohlen hat, gütig gegen Fremdlinge zu seyn, seyen sie nun Christen oder Muhammedaner.“ Die freundlichen koptischen Christen versahen sie noch mit Brod, Datteln, Fleisch, Kaffee rc. für 6 Tage, — Vorräthe, die ihnen allzu reichlich schienen, und die sie deßhalb zum Theil nicht annahmen, was sie bald darauf in dieser wilden Gegend bedauern mußten.

Auf Krapf's abessinische Knechte machte diese Gastfreundschaft einen solchen tiefen Eindruck, daß sie laut ausriefen: „diese Leute sind Könige und wahrhafte Christen, verglichen mit unseren filzigen abessinischen Landsleuten.“ Die Kopten begleiteten ihre Gäste noch eine Strecke Wegs zu Pferd, auf Kameelen und Eseln, und küßten sie zum Abschied wie Brüder. Auf ihrer ganzen Reise war ihnen keine solche Liebe zu Theil geworden, wie hier, wo eine einsame Familie ihr Christenthum in so lebendiger thätiger Weise ihnen zu erkennen gab. Ohne Zweifel werden die weitumher zerstreuten Kopten, welche meist die Schreiber des Pascha sind, künftig dem HErrn noch als Werkzeuge zur Ausbreitung des Evangeliums unter den Muhammedanern zu dienen haben. Die koptische und abessinische Kirche, wenn sie einmal aus ihren Gräbern auferstehen, werden ihre empfangenen Gnaden und Gaben in das übrige noch umnachtete Afrika hineintragen. Dr. Krapf spricht sich hierüber unter einem späteren Datum seines Tagebuchs also aus:

„Auf allen Hauptpuncten des ägyptischen Gebietes sind Kopten die Beamten. Wo ein solcher Beamte lebt und einiges Einkommen und Einfluß gewinnt, ladet er einen und den andern seiner Freunde und Verwandten in Aegypten ein, sich in seiner Nähe niederzulassen und Handel zu treiben. So bildet sich eine kleine koptisch-christliche Niederlassung, man baut eine Kirche und stellt einen Priester an. Die Kopten haben jetzt Erlaubniß, überall wo sie nur wollen, Kirchen zu bauen. Der gegenwärtige Pascha Said hat ihnen volle Erlaubniß hiezu verwilligt. In Keneh, einer Stadt in Ober-Aegypten, wo die Muhammedaner die Kopten an dem Bau einer Kirche verhindert hatten, gab Seine Hoheit der Pascha dem Kadi den Befehl, daß, so oft muhammedanische Fanatiker sich unterständen, eine Kirche zu zerstören, diese auf Kosten der Bevölkerung wieder aufgebaut werden müsse.“

„Wer weiß, ob nicht diese kleinen über ganz Aegypten hin gestreuten Anfänge auch nur eines Namenchristenthums, nach der Weisheit der göttlichen Vorsehung, künftig noch

den Beruf haben, große Resultate unter den Muhammedanern und Heiden hervorzubringen? Man denke sich, der Odem Gottes würde unter den Kopten eine Erweckung zu neuem Leben schaffen, wie es allen Anschein hat, würden nicht diese zerstreuten Christenhäuflein eben so viele Feuerzeichen in der Finsterniß seyn? Wir können deutlich sehen, wie der HErr gegenwärtig große Dinge vorbereitet mit kleinen Mitteln, und wie die Spuren Seiner Fußtapfen allen Landen der Erde eingedrückt sind. Bevor ich diese Gegenden bereiste, wurde ich diese Vorbereitungen nicht in dem Grad gewahr; aber so gefällt es Ihm, Vieles unter den Völkern zu thun, ohne daß wir um Seine Plane wissen und um deren fortschreitende Entwicklung. Es läßt sich nun klar erkennen, wie Er die Welt zwischen zwei Feuer zu bringen die Absicht hat und so den Satan vermögen wird, in den großen Abgrund zu gehen und die Nationen nicht mehr zu verführen."

Das Verlangen unserer Freunde, aus der Wildniß herauszukommen und in Sennar bald einzutreffen, war groß. Aber noch acht volle Tage nach ihrem Aufbruch von Asser mußten sie harren und Tag um Tag, ja Nacht um Nacht durch neue Noth hindurchgehen. Es war die Woche vor Pfingsten, in der sie ein reiches Maaß von Geduld und Glauben sich erflehen mußten und des Trösters aus der Höhe sehr bedürftig waren. Dreimal in dieser Woche kamen sie in der Menge der Wege und in der holzreichen Wildniß von der richtigen Straße ab. Nach den Strapatzen des Tags in der großen Hitze ließ der mit der Nacht einbrechende Regen sie nicht einmal auf ihren Lagern, die durchnäßt waren, Ruhe finden; und in einer Nacht hatte der herabströmende Regen sie gar genöthigt, unter einem Baume Halt zu machen, der übrigens, wie sie am Morgen voll Danks erkannten, weit und breit der einzige Baum war, dessen dürres Holz ihnen nun zum Feuer diente, woran sie ihre Kleider trocknen und ihre erstarrten Glieder erwärmen konnten. Eine Hyäne hatte ihnen den Ledersack, in welchem ihr Küchengeschirr war, in einer andern Nacht

weggeschleppt und denselben aufgefressen; ihr Geräthe fanden sie jedoch Morgens beinahe alles wieder. An dem schönen Fluß Rahat, der in den abessinischen Nil geht, kochten sie, umgeben von den frischen Spuren der Elephanten und Löwen, deren es viele in dieser Gegend geben soll, ihr Mittagsmahl; und als sie Abends Halt machten, um schnell Kaffee zu kochen, glaubten sie einen Löwen in einiger Entfernung sehen zu können, worauf sie alsbald weiter reisten. Am Ende der Woche jedoch konnten ihnen die langen Kameelzüge zum Beweise dienen, daß sie in der Nähe von Sennar seyen. Der Pfingsttag, der 27. Mai, fand sie an dem Ufer des Denderflusses, den sie Tags zuvor überschritten hatten. Nach einer der qualvollsten Nächte, die sie auf der ganzen Reise zugebracht, da ein Scheikh sie in eine Hütte gewiesen, wo Soldaten und andere Leute mit ihren Weibern und Kindern zusammen gelagert waren, erreichten sie am 28ten den blauen Fluß (hier Adeg genannt) und das daran gelegene Dorf Abbas, wo sie in dem Hause eines koptischen Christen Namens Georgis, welcher der Schreiber der ägyptischen Regierung ist, einkehrten. Am folgenden Tag hatten sie noch etwa 4½ Stunden südwestlich längs dem östlichen Ufer des Adeg oder Baher-el-Asrak zu reisen, bis sie an der Stelle ankamen, wo man auf einem breiten Boot nach der großen Stadt Sennar übersetzt, die auf dem westlichen Nil-Ufer liegt.

Wir lassen uns nun von Dr. Krapf's Tagebuch (unter dem 29. Mai) seine Eindrücke von Sennar und seine dortigen Erlebnisse erzählen:

„Etwa 600 Fuß breit mag der Fluß an dem Ort der Ueberfahrt seyn, aber nur ungefähr die Hälfte von dieser Breite war in dieser Jahreszeit mit Wasser bedeckt. Man hatte uns wohl eine ganze Stunde warten und mehrere Flintenschüsse, mit denen wir unsere Anwesenheit am Ufer bemerkbar gemacht, abfeuern lassen, bis man uns endlich in einer Fähre über den crocodilreichen Fluß setzte. Fünf Piaster hatten wir dem Fährmann zu geben. In der Stadt angelangt, begaben wir uns in das Haus des Kamos

Theodoros, des Priesters und Schulmeisters der kleinen koptischen Gemeinde, die gegen 50 Seelen zählt, wie Komos (so viel als Dekan) mir nachher sagte. Er empfing uns gar liebreich und trat uns sogleich seine eigene Stube ab, wo wir nach unseren vielen Reisebeschwerden uns wieder mit einiger Gemächlichkeit niederlassen konnten. Die meisten Kopten in Sennar sind Regierungs-Schreiber, einige auch Kaufleute. Wie sich wohl erwarten läßt, sind die Kopten in diesem weit entlegenen Gebiet des Pascha von Aegypten noch allerlei Bedrückungen ausgesetzt."

„Die Häuser in Sennar sind aus nicht gebrannten, sondern nur an der Sonne getrockneten Backsteinen erbaut, weßhalb sie bei ungewöhnlich starkem Regen weich werden und leicht einstürzen. Man führte uns einige Beispiele hievon an. Man baut die Häuser im Viereck mit platten Dächern, die auf kreuzweise gelegten Balken ruhen. Viereckige Oeffnungen, die als Fenster dienen, bringt man in den Zimmern an, welche ziemlich viel Licht und Luft haben. Weil in der Umgegend von Sennar keine Steine sind, so muß man sich mit den aus Lehm gemachten Backsteinen behelfen, die man aber aus, mir unbekannten, Gründen nicht brennt. Die Stadt hat zwar eine beträchtliche Ausdehnung, aber sie wird doch nicht mehr als 12,000 bis 15,000 Seelen in sich fassen. Dabei hat sie eine Besatzung von 400 bis 500 Mann disciplinirte schwarze Truppen. Wöchentlich ist hier Markt, wo man in den Buden alle Arten von abessinischen, ägyptischen und europäischen Waaren zum Verkauf ausgesetzt findet. Die Hitze in Sennar war in hohem Grad drückend. Karawanen reisen von hier in verschiedenen Richtungen, besonders aber nach Abessinien, Fasokli und nach dem weißen Fluß im Westen. Der blaue Fluß — Abeg — ist bis Roseira in der Provinz Fasokli, der südlichen Grenze des ägyptischen Gebiets, schiffbar. Seine Strömung ist dort von Felsen behindert, weßhalb die Boote von Sennar nicht weiter gehen können."

„30. Mai. Wir besuchten den Gouverneur von Sennar, der uns Anfangs mit vieler Förmlichkeit begegnete, allmählig

jedoch freundlich und herablassend wurde, als er fand, daß ich arabisch mit ihm sprechen könne. Früher hatte er die Gouverneurstelle in Massoa im rothen Meer bekleidet. Er fragte uns sehr viel über Rußlands gegenwärtigen Krieg mit der Türkei. Als wir von einem Boot sprachen, das uns von Sennar nach Chartum bringen könne, machte er uns die Eröffnung, die Boote seyen noch nicht von Fasokli zurückgekommen, und er rathe uns, wenn wir schnell wieder abreisen wollten, die Landreise nach Wad Medina und von da nach Chartum zu machen, wozu er uns mit Kameelen versehen wolle. Das war uns dann eine unerfreuliche Botschaft, weil wir nur aus dem Grunde nach Sennar gekommen, daß wir hier ein Boot nehmen und die Landreise, deren wir übersatt waren, vermeiden wollten."

„Der neue Pascha von Aegypten, Said, hat die Goldbergwerke in Ghesan, im Fasokli-Gebiet, wieder aufgegeben. Der Gewinn war zu unbedeutend und die Unterhaltung einer Militärmacht in Mitten der ungezügelten afrikanischen Stämme zu kostspielig. Daher wurden die Truppen und arabischen Colonisten abberufen. Ghesan ist etwa 12 Tagereisen südlich von Sennar. Die Kopten erzählten uns, noch nicht lange sey ein Priester aus Italien von Sennar nach Ghesan gereist, von da nach Fedasi, der Hauptstadt des Stamms der Bene-Schongol. Er beabsichtigte, nach Enarea und Kaffa vorzudringen, seine Brüder, die römischen Missionare, die in diese Lande von Abessinien aus gegangen, zu besuchen. Da er von Fedasi nicht weiter landeinwärts gehen konnte, verweilte er hier einige Zeit, heilte unterdessen den Sohn des Häuptlings, der in der Schlacht verwundet worden war. Der Priester gefiel dem Häuptling so wohl, daß er ihn bat, bei ihm zu bleiben und sein Volk in der römischen Religion zu unterrichten. Dieser fand es jedoch nöthig, nach Chartum zurückzukehren, mit dem Versprechen übrigens, in kurzer Zeit mit mehreren Missionaren wieder zu kommen. Wie wir nachher in Chartum hörten, ist diese Erzählung ganz wahr und es ist überdieß gegründet, daß die Römer vorhaben, eine Mis-

sion in Fedasi anzufangen, von wo sie hoffen, sich nach Enarea und Kaffa, so wie nach einigen anderen inner-afrikanischen Ländern, die das bestimmte Ziel der afrikanischen römisch-katholischen Missionen geworden sind, ausbreiten zu können."

„Am Abend versammelte sich eine Anzahl Kopten in dem Zimmer des Komos Theodoros, um religiöse und andere Fragen an uns zu stellen. Ein Priester fragte, warum es für David keine Sünde gewesen sey, von den Schaubroden zu essen; ob unsere Priester sich verheirathen; ob wir Sclaven halten u. s. w. Während des Gesprächs erlaubten sich die Kopten ohne alle Scheu, reichlich Branntwein zu trinken, der aus Datteln und Durra (Moorhirse) bereitet ist. Der Dattelbranntwein ist sehr stark, und doch trinkt Einer davon 3 oder 4 türkische Kaffee-Tassen. Ueberhaupt ist dieses Getränk unter Muhammedanern und Christen zum herrschenden geworden. Die türkischen Truppen haben diese abscheuliche Sitte eingeführt, welche in Inner-Afrika im Verlauf der Zeit große Zerstörungen anrichten wird."

„Die koptischen Knaben in Theodoros Schulen machten uns Freude: sie sind sehr lebhaft, gehorsam, lernbegierig; nur ist leider die Unterrichtsmethode sehr mechanisch."

„31. Mai. Diesen Morgen trafen unsere abessinischen Knechte in den Straßen von Sennar einen Landsmann aus der Provinz Wolkait, der in des Pascha's Heer als Soldat dient. Vor 7 Jahren, als Ras Ali jenes Land überfiel, floh er aus Wolkait, wurde aber unterwegs von einigen Muhammedanern aufgegriffen und an Muallem Saad in Doka (siehe Tagebuch unter dem 18. Mai) verkauft. Saad verkaufte ihn bald darauf nach Sennar, obgleich der arme Flüchtling ein Christ war. In Sennar ließ man ihn die christliche Religion abschwören und that ihn unter die Soldaten. Ich war über diese Handlungsweise des Muallem Saad sehr ungehalten, der sonst gegen Fremde so gütig seyn kann. Unsere Knechte fügten noch bei, das sey der Grund gewesen, warum sie nicht mit Saad

hätten essen wollen, auch nichts von ihm hätten genießen mögen, weil er schon so viele Landsleute von ihnen in die Sclaverei verkauft habe. Dieß Benehmen unserer Knechte in Saad's Hause, der doch auch ein zur abessinischen Kirche gehöriger Christ ist, war uns früher auffallend gewesen. Es ist zu hoffen, daß der großen Lust zum Sclavenhandel Einhalt geschehe, nachdem König Theodoros denselben verboten, und der Pascha von Aegypten die Sclaven-Ausfuhr von Sennar nach Cairo gleicherweise untersagt hat. Die meisten Kopten in Sennar halten Sclaven."

„1. Juni. Wir besuchten die koptische Kirche und den Gottesdienst. Mit Bewilligung des Pascha's bauten die Kopten jüngst eine Kapelle in Sennar. Wir ergrimmeten im Geist über das schale Wesen, den Lärm und die sinnlosen Ceremonien der Priester. Ohne Aufhören bückten und beugten sie sich, zündeten Weihrauch und Lichter an u. s. f. Da waren nur äußere Formen, welche den Mangel eines wahren inwendigen Lebens verriethen. Die Priester lasen einen Theil der Kirchengebete in arabischer, einen anderen in koptischer Sprache, und in dieser letzteren hatten sie ein sehr schönes Exemplar des Evangeliums. Sie lasen den koptischen Text, verstanden aber nicht ein Wort davon, wie die Priester selbst mir sagten. Die jetzigen Kopten haben großes Verlangen, die koptische Sprache wieder hergestellt, wenigstens das Arabische mit koptischen Buchstaben geschrieben zu sehen. Komos Theodoros fragte mich, warum kein Missionar, wie Herr Lieder, nach Sennar komme, um eine Schule zu errichten; indem er noch hinzusetzte: „Wir sind so unwissend wie Esel, aber Ihr müßt uns Lehrer hieher senden." Ich hatte manches schöne Gespräch mit diesem freundlichen Priester. Er hat in seiner Schule nur Eine arabische Bibel, die sehr abgenutzt und in Stücke zerrissen ist. Um nicht des Inhalts der zerrissenen Blätter verlustig zu gehen, hat er denselben auf Papier geschrieben. Wir versprachen dem Komos einige Bibeln von Cairo durch Herrn Lieder zu senden, was ihn überaus freute. Er hat

auch den „Robinson Crusoe", und fragte, ob sein Inhalt wahr oder erdichtet sey."

Nachdem unsere Brüder unter dem gastlichen Dache des Komos sich etwas erholt hatten, brachen sie am 2. Juni Abends auf, kamen am 4. in die Stadt Wad-Medina, welche größer ist als Sennar, und in der sie bei dem Kopten Abd-el-Kedus, einem Schreiber der ägyptischen Regierung, einkehrten, auch den Gouverneur, einen freundlichen Türken, besuchten, und reisten meist dem blauen Fluß entlang in der Ebene, bei einer wahrhaft verzehrenden Hitze und zuweilen bei einem Samum-gleichen Winde, dessen Stöße dann Minuten lang so heiß waren, als wenn sie aus einem feurigen Ofen kämen. Ihre ganze Seele sehnte sich nach dem Ziel ihrer Reise, das doch noch in sehr weiter Ferne lag. Die heißeste Jahreszeit war es jetzt gerade, wo sogar die Eingeborenen nicht gern auf Reisen sind. Am 10. Juni wurde die Hitze schon bald nach Sonnenaufgang so gewaltig, daß sie in dem Dorfe Gedid Halt machen mußten; und da man ihnen sagte, zwischen Gedid und Chartum finde sich gar kein Wasser, indem sie in ziemlicher Entfernung vom blauen Fluß zu reisen hatten, so mußten sie nun Tag und Nacht in Gedid zubringen. In der warmen Nacht aber, als sie unter freiem Himmel schliefen, überfiel sie ein Sandwind, der zugleich kalt war, so plötzlich, daß sie nicht Zeit hatten, auch nur ihre Decken und Kuhhäute, auf denen sie schliefen, zusammenzuwickeln. Dr. Krapf's Erkältung, die er sich hier zuzog, legte den Grund zu einem Fieber, das am zweiten Tag in Chartum ausbrach, nachdem er am 11. Juni dort angekommen war.

Von seinem Aufenthalt in Chartum, einer Hauptstation der römisch-katholischen Mission im östlichen Afrika, theilt uns sein Tagebuch unter dem 11. Juni Folgendes mit:

„Der österreichische Viceconsul, Herr Bender, nahm uns in Abwesenheit des Consuls, des Herrn Dr. Heuglin, freundlich auf und bot uns eine Wohnung an, die wir dankbar annahmen. Bis hieher hatte der HErr uns auf unserer langen Reise geholfen. Die Stadt Chartum

liegt am Zusammenfluß des blauen und weißen Stroms. Sie entstand in der Zeit, als der Pascha von Aegypten diese Gebiete eroberte, und hat jetzt gegen 20,000 Einwohner. Der Gouverneur von Sudan hat hier mit dem Rang eines Pascha seinen Sitz und hat alle Civil- und Militär-Beamte der ägyptischen Regierung in diesen Landen unter sich. Er ist der Erste nach dem Pascha, welcher der Beherrscher von Candia, Aegypten, Nubien und Sudan ist."

„12. Juni. Wir besuchten die deutschen römisch-katholischen Missionare, die Herren Kirchner und Goßner, die uns sehr höflich aufnahmen. Herr Goßner litt am Fieber. Herr Kirchner war so freundlich, uns ihren ausgedehnten Garten zu zeigen, welchen die Arbeitsleute der Missionare angelegt und mit mancherlei Bäumen, auch vielen tropischen Pflanzen besetzt haben. Er ist vom blauen Fluß bewässert und mit einer Mauer umgeben. Herr Kirchner zeigte uns auch ihre Kapelle und Schule, in welcher ungefähr 35 Knaben aus verschiedenen inländischen Stämmen unterrichtet werden. Viele von ihnen waren früher Sclaven und wurden losgekauft. Nach beendigter Schulzeit schickt man die Knaben, wo möglich, in ihre Heimath. Hr. Kirchner sagte uns, daß seit dem Anfang der Mission — ich glaube im Jahr 1845 — trotz aller europäischen Bequemlichkeiten, welche die Missionare haben, doch deren etwa zehn gestorben sind. Die Mission ist von Handwerkern, Maurern, Zimmerleuten u. A. unterstützt. Gegenwärtig bauen sie ein sehr großes massives Missionshaus mit zwei Stockwerken, welches, im Fall eines Angriffs von Seiten der Stämme an den Ufern des weißen und blauen Flusses, zugleich als Festung dienen kann. Die Missionare erwarten gerade jetzt die Ankunft von 4 neuen Priestern und 4 Laien aus Europa; auch eine Anzahl Nonnen und barmherzige Schwestern werden eintreffen, sobald das Haus fertig ist. Der Marien-Verein in Wien leitet und unterstützt diese Mission, und die Missionare sind vornehmlich Deutsche aus Oestreich, Tyrol und Baiern, unter denen auch einige Italiener sind. Chartum ist die Centralstation der Missionen, die an dem

oberen weißen Fluß angelegt sind, wo die Römer in dem Bari-Land eine Station unter dem 4ten Grad nördlicher Breite, und eine andere unter den Kiks, 7 Grad nördlicher Breite, haben. Die Chartum-Mission ist in der That nur dazu gegründet, um die Verbindung zwischen Europa und den inner-afrikanischen römischen Missionen im Gang zu erhalten, so wie im Hinblick auf die künftigen Missionen für Abessinien, Sennar und die Lande jenseits der Quellen des blauen Flusses. In Chartum selbst können die Missionare sehr wenig thun, da die Einwohner Muhammedaner sind und nur eine kleine koptische Gemeinde da ist, die ihren eigenen Bischof nebst einer Kirche hat, welcher die Römer nicht mag, so wie die gleiche Abneigung auch von Seiten der Muhammedaner vorhanden ist, die gegen die römischen Bilder und die Anbetung der Heiligen entschieden eingenommen sind. Aus Oestreich gehen von vielen Gläubigen Beiträge ein, welche ausdrücklich zur Befreiung von Kindern aus der Sclaverei bestimmt sind."

„Herr Kirchner hatte die Güte, mir ein umfangreiches Wörterbuch der Bari-Sprache und auch ein vergleichendes Wörterbuch von ungefähr 12 Sprachen, die längs der Ufer des weißen Flusses gesprochen werden, zu zeigen. Mehrere dieser Sprachen sind unter einander verwandt. Durch Vergleichung fand ich, daß die Bari-Sprache nicht zu der großen süd-afrikanischen Sprachenfamilie gehört; sie schien mir jedoch der Wakuafi-Sprache sich zu nähern, von der ich im Jahr 1854 ein Wörterbuch drucken ließ. Die Missionare deuteten auf die großen Schwierigkeiten hin, durch welche die ersten Europäer sich hindurchzudrängen hätten, die eine neue Sprache in ihren einzelnen Wörtern von den aus dem Innern gebrachten Sclaven zu sammeln suchen. Da ich in diesem Punkt die gleiche Erfahrung gemacht, so konnte ich hiermit vollkommen übereinstimmen."

„Im Lauf unserer Unterredung kam Herr Kirchner auch darauf, daß in Krankheitsfällen ihre Missionare niemals ihre Stationen verlassen, um ihre Gesundheit in anderen Klimaten wieder herzustellen, sondern lieber auf ihrem

Arbeitsposten sterben, was in mehreren Fällen, glaube ich, geschehen ist. Allein ich erinnere mich eines römischen Priesters aus Illyrien, welcher in Chartum erkrankt war und mit mir an Bord eines österreichischen Dampfers im Jahr 1853 nach Europa reiste."

„Am Abend wurden wir von Wolda Kiros, dem abessinischen Gesandten besucht, welchen der König Theodoros von Abessinien mit Geschenken, in Maulthieren, Schild und Lanze bestehend, an den Pascha von Chartum abordnete."

Auch der englische Consular-Agent, Herr Petherick, besuchte unsere Reisenden. Er ist Kaufmann und hat in Chartum und in der Provinz Kordofoe Handelsniederlassungen. Er und außer ihm noch mehrere europäische Kaufleute beabsichtigen, auf dem weißen Fluß so weit als nur möglich gegen seine Quelle hin vorzudringen. Sein Boot hat jüngst den Sobat, einen beträchtlichen aus der Gegend von Enarea oder Kaffa kommenden Nebenfluß des weißen Stroms, befahren, um Elfenbein aufzusuchen. Die Schiffleute waren mit Gallas zusammengetroffen. Herr Petherick lud Dr. Krapf und Miss. Flad dringend ein, im nächsten October bei kühler Jahreszeit, wo der Fluß voll Wasser sey und der Nordwind blase, mit ihm den weißen Fluß hinauf zu reisen, wo sie dann in 15 bis 20 Tagen im Bari-Land ankommen könnten. Er gedenkt, zuerst den Baher el-Ghasal, einen westlichen Seitenfluß des weißen Stroms, zu untersuchen. So viel man aus den Erzählungen der Schiffleute entnehmen kann, pflanzen die am weißen Fluß wohnenden Stämme Mais und Hirse und führen ein Hirtenleben wie die Wanika, Wakamba und andere süd-afrikanische Stämme. Boote zur Hinauffahrt auf dem weißen Fluß kann man in Chartum um einen billigen Preis miethen. Die römischen Missionare haben ihre eigenen Boote, und bei gutem Wind ist es ihnen schon gelungen, in 9 Tagen aus dem Bariland nach Chartum zu kommen.

Allein allen diesen Reiseplanen, zu denen man Dr. **Krapf** einlud, trat, von anderen gewichtigen Hindernissen abgesehen, seine jetzt erfolgte bedeutende Erkrankung in den Weg. Vom 13. bis 16. Juni hatte er so heftige Fieberanfälle, daß er denselben zu erliegen schien. Der französische bei dem Pascha angestellte Militärarzt, Herr Penet, berieth ihn mit vieler Liebe und Erfahrung. Die durch Tage und Nächte hindurchgehende Hitze steigerte sein Leiden, in welchem ihm Flad als ein treuer pflegender Bruder zur Seite stand. Eine Luftveränderung durch die Reise auf dem Nil abwärts mußte als das beste Heilmittel erscheinen. So mietheten sie denn Herrn Petherick's Boot, das sie nach der Stadt Berber bringen sollte. Die ungebrochene Glaubenskraft, mit welcher der fieberkranke Missionar bei allem Zusammenbrechen seines äußeren Menschen Chartum verließ, zeigt uns die am 19. Juni, dem Tag der Abreise, niedergeschriebene Stelle seines Tagebuchs:

„Wie kommt es doch, daß noch kein protestantischer Missionar nach Inner-Afrika an die Wasser des weißen Stroms ausgesandt worden ist? Wie kommt es, daß das Missionsfeld im Herzen Afrika's den Römern allein überlassen ist? Haben sie Geld und opfern ihr Leben, warum sollen denn Protestanten nicht das Gleiche im Stande seyn? Trotzen sie allen Gefahren und Schwierigkeiten in der Kraft des natürlichen unwiedergeborenen Menschen, warum können oder wollen protestantische Missionare, welche die Kraft Gottes an ihren Herzen erfahren haben, für die Ehre und den Ruhm Christi des Gekreuzigten, des einzigen Mittlers zwischen Gott und den Menschen, nicht das Gleiche wagen, während jene nur die Menschenvergötterung im Auge haben? Wohl mögen die Römer zu uns sagen: „„Hic Rhodus, hic salta, wenn Ihr Protestanten den apostolischen Geist habt. Wir haben Missionen im Herzen Afrika's, und Ihr begnügt Euch mit Besetzung der Küste; und sogar da flieht Ihr vor den Beschwerden und habt Lust zum Rückzug!““

„Mit solchen Gedanken reiste ich von Chartum ab. Der HErr gebe es, daß protestantische Missionsgesellschaften

angeregt werden, ohne Aufschub Missionen zu gründen am Sobat, am Baher-el-Ghasal, am weißen Fluß und an dessen Quelle unter der Linie! Möge ich es noch erleben, daß protestantische Missionen von der Nilquelle nach Ost und West sich ausbreiten und auf diesem Wege die im Jahr 1850 besprochene afrikanische Missionskette sich bilde und verwirkliche! Die Errichtung von Missionen gegen die Quellen des weißen Flusses hin würde in der That zu unberechenbaren Resultaten führen und mit Einem Mal den Mittelpunkt der beantragten Missionskette bilden. Ich bekenne, noch nie hat mich dieser Gedanke mächtiger ergriffen, als während meines Aufenthalts in Chartum, wo ich wahrnehmen konnte, wie leicht man die innerafrikanischen Lande zu Wasser erreichen kann, während ich früher dachte, man müsse von Mombas aus zu Land dahin kommen. Und um wie viel leichter wird dieß noch den Missionaren werden müssen, wenn das Vorhandenseyn des großen Sees im Binnenland sich bestätigt!"

Bevor unsere Reisenden Chartum verließen, vernahmen sie noch, daß auch ein reicher englischer Capitän den weißen Fluß hinauf gehen werde und zwar mit 50 bewaffneten Eingeborenen, um zu Land in das Innere vorzudringen, nöthigenfalls sogar mit Gewalt, um zum Ziele zu kommen.

Was die Farbe des weißen und blauen Flusses betrifft, deren Vereinigungspunkt, wie gesagt, Chartum ist, so ist ersterer wirklich etwas weißlich, weßhalb die Bezeichnung nicht bloß eine zufällige ist; auch mischt sich sein Wasser auf eine ziemliche Strecke hin nicht mit dem des blauen Flusses. Letzterer hatte, als Krapf sich einschiffte, röthliches Wasser von den Regengüssen, welche früher auf ihn einwirken als auf den weißen Fluß. Nach den Aussagen der Eingeborenen aber ist seine gewöhnliche Farbe, zur Zeit wenn kein Regen in Abessinien fällt, blau oder eher dunkelbläulich, und in Anbetracht des dunkeln Bodens wird wohl diese Angabe ziemlich richtig seyn.

Nach nur zweitägigem Aufenthalt auf dem Wasser befand sich Dr. Krapf schon um vieles besser als in Chartum;

Wasser, Luft, klimatische Veränderung wirkten heilender auf ihn als alle anderen Mittel. Er wußte dieß aus öfterer Erfahrung. Am 22. Juni erreichte er die Stadt Shendy, bekannt auch durch den afrikanischen Reisenden Joh. Burckhardt von Basel, welcher nach Aufgebung seines Plans, von den oberen Nilgegenden aus den Niger aufzufinden, von hier nach Aegypten zurückkehrte. Die größere Sicherheit, deren sich die Reisenden jetziger Zeit im Vergleich gegen die früheren erfreuen, hat man Muhammed Ali zu verdanken, welcher die kleinen unabhängigen Häuptlinge, die ehemals den Reisenden die Wege erschwerten, beseitigt hat. Bei dem Dorfe Damir passirte man am 24. die Mündung des Tacassie-Flusses, der hier bei den Eingeborenen Atbara heißt. Der Fluß ist bei seiner Mündung in den Nil so breit als der Rhein bei Basel. Am 25. Juni hatte man Berber erreicht, von wo an eine weitere Nilfahrt unterbleiben mußte, da das Wasser noch nicht hoch genug war, um glücklich über die Felsen hinzufahren, die sich in dem Flußbette unterhalb Berber befinden. Eine unbehinderte Schifffahrt ist hier erst im August, September und October möglich. Von Chartum an hört man die Sprache der Berbern oder Barabra, eines Stamms, der ein ganz anderer ist als die furchtsamen und sclavischen Noba in Sennar. Die Berbern sind kühn, rührig, unternehmend. Ihre Sprache hat mit der arabischen nichts gemeinsam. Dr. Krapf sagt, er habe kein Wort davon verstehen können. Sie wird vom Zusammenfluß des blauen und weißen Flusses an den ganzen Nil entlang bis nach Assouan an der südlichen Grenze Aegyptens gesprochen. Ein französischer Kaufmann, Herr Lafargue, war in Berber zur Fortsetzung der Reise nach Abu Hamed und von da durch die östliche nubische Wüste Atmor nach Korusko am Nil behülflich. Man nahm 12 lederne Schläuche mit Wasser und Lebensmittel für 15 Tage mit sich, das Zeitmaaß, das man für eine schnelle Reise von Berber nach Korusko gewöhnlich braucht.

Dr. Krapf fühlte sich noch immer äußerst schwach und fieberisch, und verbarg es seinem lieben Leidensgefährten

Flad nicht, daß er die Wüste als sein wahrscheinliches Grab ansehe, und traf demgemäß mehrere dahin zielende Anordnungen. Am 27. auf Kameelen von Berber aufbrechend, nahmen unsere Reisenden zunächst die Richtung dem Nil entlang, bis sie am 3. Juli in Abu Hamed ankamen. Dieses Dorf liegt in der Nähe der Stelle, wo der Nil eine Biegung macht und sich westlich wendet, da er wegen des Felsenhügels von Mokrat am Eingang der nubischen Wüste, die bedeutend höher als der Nil liegt und im Inneren von felsigen Hügeln durchkreuzt ist, seinen Lauf nicht durch die Wüste Atmor nehmen konnte. Ein etwa 100 Stunden langer Weg durch diese Wüste lag nun vor ihnen, und sie mußten sehr eilen, weil auf dieser Strecke nur Ein Mal, in Murat, was etwa auf halbem Wege zwischen Abu Hamed und Korusko liegt, Wasser zu finden ist, das noch dazu salzicht schmeckt. Das in Abu Hamed aus dem Nil geschöpfte Wasser war bereits untrinkbar geworden, weil die Schläuche, die man in Berber gekauft, von ihrem bisherigen Besitzer noch zuvor mit Theer eingerieben worden waren. Die Kameeltreiber nahmen auf unseren kranken Dr. Krapf, welcher auf dem ganzen Weg die beständigen Erschütterungen des Kameelreitens zu ertragen hatte, wenig Rücksicht; sie wünschten nur, so bald als möglich ihren Lohn zu bekommen, oder dachten auch, um ihrer Kameele willen, deren viele in dieser Wüste zu Grunde gehen, sich spuden zu müssen. Krapf hatte keine andere Wahl, als entweder liegen zu bleiben oder vorwärts zu eilen. Alle hundert Schritte sah man ein todtes Kameel oder nur noch ein Kameelskelett, hie und da auch Gräber von Wanderern, so daß ein Reisender keinen Führer bedürfte, sondern nur den Spuren der Leichname oder zerstreuten Gebeine zu folgen hätte. Ein Mann von Abu Hamed, welcher die Reise mitmachte, trieb eine Anzahl Kühe durch die Wüste; aber noch bevor man Murat erreichte, hatte er zwei seiner Thiere in Folge von Futtermangel und Ermüdung verloren. In Abu Hamed kaufen diese Händler das Vieh sehr wohlfeil, riskiren es, dasselbe durch die Wüste zu treiben, und verkaufen dann theuer,

was sie glücklich durchgebracht, in Korusko und an anderen Orten des nubischen Nils. — In den ersten Tagen der Wüsten-Reise ging es über ausgedehnte Sandebenen, wo sie nur zuweilen in der Ferne Hügel erblickten. Dann aber führte sie ihr Weg durch zusammenhängende Reihen von felsigen Hügeln, die an manchen Punkten so nahe zusammenrückten, daß nur noch Raum für die Kameelstraße blieb. Diese Hügel sind einige hundert Fuß hoch, ohne alle Spur von Grünem oder von Bäumen auf ihnen. Ganz kahl und verbrannt stehen sie da. Vulkanische Kräfte haben in dieser Wüste schrecklich gewüthet. Ausgebrannter Sandstein fand sich öfter. In den Ebenen trifft man manchmal eine Stelle, wo etwas schlechtes Gras für die Kameele wächst. Sogar Acazienbäume fand man, obwohl ganz selten, welche dann das unterwegs nöthige Brennmaterial lieferten. Je tiefer sie übrigens in die Wüste kamen, desto bessere Luft hatten sie, und Dr. Krapf fing an sich zu erholen. Die trockene Luft der höher gelegenen Wüste ist offenbar besser als die Nilatmosphäre, und obwohl die Hitze groß war, so wirkte sie doch nicht so verzehrend wie zwischen Sennar und Chartum. In Murat fanden sie, außer dem jedoch nicht angenehmen Wasser, noch eine andere Erquickung, eine Hütte, welche die Postreiter errichtet haben, die hier auf die von Korusko und Abu Hamed kommende Post warten. Der Pascha hat nämlich eine regelmäßige, jeden Monat gehende Post zwischen Chartum und Cairo eingerichtet. Diese reitenden Boten bringen ihr Post-Felleisen auf Dromedaren durch die Wüste, die sie gewöhnlich in 6 Tagen durcheilen. Unsere Freunde brauchten dagegen von Abu Hamed nach Korusko auf Kameelen 10 Tage (4. bis 14. Juli). Ihre Reise-Ordnung für Tag und Nacht war folgende: Nachmittags 2 Uhr brachen sie nach einer vorausgegangenen Rast auf und reisten bis 7 oder 8 Uhr Abends, worauf sie bis 10 ruthen. Hierauf wurde wieder von 10 bis 2 oder 3 Uhr nach Mitternacht die Reise fortgesetzt, dann bis 5 Uhr Morgens geschlafen, und von da an bis 10 (oder 11) Uhr wieder gereist. Während der

größten Hitze, von 10 Uhr Vormittags bis 2 Uhr Nachmittags, hielten sie Rast unter einem Zelt, das aus Kuhhäuten bestand, die über vier in den Boden gesteckte Lanzen hingebreitet waren. Ueber Murat hinaus fanden sie Höhlen und Felsen, welche sie gegen die Mittagsgluth schützten.

Den Schluß seiner Reise lassen wir uns von dem theuern Dr. Krapf selbst erzählen:

„Wie glücklich wir waren, als wir Morgens frühe am 14. Juli Korusko und den Nil sahen, vermag ich nicht zu beschreiben. Bruder Flad sang aus voller Seele das Lied: „Nun danket Alle Gott mit Herzen, Mund und Händen ꝛc.“. Ich war zu schwach, um mit einzustimmen. Sogleich bei unserer Ankunft in Korusko, einem kleinen Dorfe, in dem man sich nur mit vieler Mühe mit Lebensmitteln versehen kann, waren wir so glücklich, ein Boot, und zwar das einzige, was zu haben war, zu finden. Am 16. Juli kamen wir in Assouan an, wo das Land der Berbern oder Nubier aufhört und Aegypten eigentlich beginnt. Das Nil-Land der Berbern fanden wir wirklich so, wie Jesajas Kap. 18, 2 es beschreibt: „ausgemessen und zertreten, zerrissen und geplündert.“ Der Nil hat ihnen nämlich oft kaum 60 bis 100 Schritt Land am Ufer gelassen, oder vielmehr die Wüste und die kahlen Felshügel dehnen sich fast bis zum Nil aus und lassen kaum Feld zum Anbau übrig. Diese Berbern oder Barabra sind arme Leute, die meist von Durra und Datteln leben. Dattelbäume sind den ganzen Nil entlang sehr häufig, wenigstens von Berber an abwärts. Hier und da sieht man auch Kühe und Ziegen zwischen Korusko und Assouan. Am 17ten reisten wir von Assouan auf einem Boote nach Cairo ab. Meine Hoffnung, durch die Nilreise fieberfrei zu werden, erfüllte sich nicht. Vielmehr wurde dieser letzte Theil unserer Flußreise noch der beschwerlichste für mich. Doch kam ich lebend in Cairo an, am 28. Juli, und das war mehr als ich in Abu Hamed erwarten konnte, wo ich nichts als den Tod und ein einsames Grab in der Wüste vor mir sah. Bei unserem Bruder Lieder fand ich jene brüderliche

Aufnahme und Gastfreundschaft, die ich schon früher so oft genossen, die mir aber jetzt doppelt erquickend und schätzbar war."

„Möge ich nie vergessen, was der HErr Großes und Wunderbares an uns und besonders an mir gethan hat in diesen sechs Monaten, zu Wasser und zu Land, und wie Er mich nach Leib und Seele vom Verderben errettet hat! Lobe den HErrn, meine Seele, und alles was in mir ist, lobe Seinen heiligen Namen! Lobe den HErrn, meine Seele, und vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan hat! Amen."

Indem hiermit der Bericht Dr. Krapf's über seine abessinische Reise schließt, werden sich unsere Leser erinnern, daß der Zweck dieser Reise dahin ging, die Ausführbarkeit einer neuen Mission in Abessinien zu ermitteln, so wie daß Bischof Gobat in Jerusalem sechs Zöglinge der Chrischona-Anstalt bei Basel, Behufs eines neuen evangelischen Missionsversuchs in Abessinien, berufen hatte, und daß aus deren Mitte Bruder Flad sich an Dr. Krapf angeschlossen. Die Untersuchungsreise nach Abessinien war jetzt unter des HErrn gnädigem Schutz ausgeführt worden. Die Ergebnisse derselben lagen nun klar und unzweideutig vor, und bewogen Bischof Gobat, noch am Schluß desselben Jahrs (7. December 1855) vier Brüder, Flad, Bender, Maier und Kienzlen, nach Abessinien abzuordnen. In dem Abschiedswort an dieselben spricht sich der Bischof von Jerusalem, was die Art und Weise des Missionirens betrifft, das er von ihnen erwarte, dahin aus: „Eure gegenwärtige Aufgabe ist eine doppelte, und besteht darin, daß Ihr nach Abessinien zieht mit einer guten Anzahl Bibeln und Neuer Testamente, und daß Ihr trachtet, das heilige Wort Gottes in so vielen Theilen des Landes wie möglich zu verbreiten, und daß Ihr Euch zugleich erkundigt, ob Ihr Euch irgendwo in Abessinien ansiedeln könnet, zwar nicht für jetzt als öffentliche Prediger, sondern als ruhige Jünger Jesu Christi, die ihr Licht vor den

Menschen leuchten lassen durch Wort und That." — Nicht aber den Weg über das rothe Meer und Massoa schlugen diese jüngsten Boten Christi nach Abessinien ein, sondern unter Benützung der durch Dr. Krapf's Heimreise gemachten werthvollen Erfahrung nahmen sie ihren Weg über Aegypten den Nil hinauf und waren am 28. Januar 1856 mit 18 Kameel-Lasten von Bibeln und Neuen Testamenten in der Landessprache, einem Geschenk der Brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft, nur noch etwa 25 Tagereisen von den Grenzen Abessiniens entfernt. Unser treuer und starker Gott segne ihren Eingang in dieses verkommene Christenland und fördere das Werk ihrer Hände. Denn es muß doch die Zeit bald herbeikommen, da auch das Prophetenwort Zephanja's (3, 10) vor des HErrn Augen wie vor den unsrigen erfüllt dastehen wird: „Man wird mir meine Anbeter, die Tochter meiner Zerstreuten, von jenseits der Flüsse des Mohrenlandes herbringen zum Geschenk." —

Namen-Register.

I. Personen-Register.

(Die römischen Zahlen bedeuten das Heft, die arabischen die Seitenzahl.)

2. Orts- und Sach-Register.



Bibelblätter,

herausgegeben

von der Bibelgesellschaft in Basel.

Nro. 1. 1856.

Von einem untergegangenen Volke und seiner Bibel.

1. Gericht und Gnade.

In der heiligen Schrift, wie in den Büchern der Weltgeschichte lesen wir von einer Reihe von Völkern, die einst mächtige Reiche gegründet, großartige Städte gebaut, blühenden Handel getrieben, Künste und Wissenschaften gepflegt und einen gefürchteten Namen weit um sich her verbreitet hatten, und die dennoch untergegangen und wie ein Morgenthau vom Angesicht der Erde verschwunden sind. Wo sind nun die alten Phönizier, Assyrer, Babylonier, Cananiter, Edomiter und Karthager? Es gilt von ihnen das Wort des großen Propheten, der da spricht (Jes. 40, 6. 7.): „Alles Fleisch ist Heu und alle seine Güte ist wie eine Blume auf dem Felde. Das Heu verdorret, die Blume verwelket; denn des HErrn Geist bläset darein. Ja, das Volk ist das Heu!" Aber von diesen verschwundenen und untergegangenen Geschlechtern des Alterthums will ich hier nicht reden; denn ach, sie hatten ja keine Bibel, kein Wort göttlicher Wahrheit und Offenbarung, das ihnen in den Tagen der Wohlfahrt warnend und strafend in die Gewissen

geredet, und in den Trauertagen ihres Unterganges tröstend wie ein lichtes Abendroth in ihr Grab geleuchtet hätte. Vielmehr möchte ich von einem Geschlechte erzählen, das zwar gleich jenen Völkern der alten Zeit bis auf die letzte Spur verschwunden ist, also daß selbst sein Name jetzt kaum noch bekannt und seine Sprache völlig vergessen ist, dem aber gerade in den Tagen seines unaufhaltsamen Unterganges, in seinen letzten Siech- und Sterbestunden, der Aufgang aus der Höhe segnend und tröstend erschien, und den Gang zum Grabe mit süßem Lichte beleuchtete. Ich meine den nordamerikanischen Indianerstamm der Nipmucks.

Die vergeltende Gerechtigkeit unsers allerheiligsten Gottes schreitet still und lautlos, aber fest und sicher durch die Generationen der Menschheit. Ihr Grundgesetz heißt: „die Sünde ist der Leute Verderben", und: „der Tod ist der Sünde Sold". Wo nun die Sünde, d. h. der Abfall von Gott und die Ungerechtigkeit gegen den Nebenmenschen, zur Herrschaft kommt, da beginnt auch das Verderben und der Tod still und sicher sein zerstörendes Werk. Wie an einzelnen Individuen, so offenbart sich dieses ewige Gesetz der göttlichen Gerechtigkeit auch an Familien und ganzen Völkern. Verderben und Untergang ist die immerwiederkehrende Frucht der Sünde in alter, wie in neuer Zeit. Das untrügliche Wort Gottes hat uns diesen Zusammenhang in erschütternder Weise an einzelnen Beispielen veranschaulicht. Der politische und nationale Untergang der kananitischen Stämme war, nach dem Ausspruch Gottes selbst, die Folge davon, daß „das Maas ihrer Missethat voll war." Die üppigen Weltstädte Babylon und Ninive, Tyrus und Sidon haben durch ihren Fall und Untergang das prophetische Wort bestätigt, das ihnen solches Loos um ihrer heidnischen Frevel und Gräuel willen lange zuvor angekündigt hatte. Ueber die Papuas von Neuholland, über die Buschmänner von Südafrika und über die Indianerstämme von Amerika steht kein Prophetenspruch ähnlicher Art im Worte Gottes geschrieben; aber die Thatsache ihres unaufhaltsamen nationalen Unterganges kann mit keiner andern Ursache zusammenhängen, als die-

jenige war, welche die Völker Phöniziens und Assyriens dem Verderben und Tode geweiht hatte.

Freilich wenn man die Geschichte der Frevel und Ungerechtigkeiten, der Grausamkeit und Barbarei liest, durch deren Zusammenwirken die mächtigen Geschlechter der rothen Indianer Schritt für Schritt dem Untergang entgegengeführt wurden und noch werden, so wird man geneigt, über der Blutschuld der grausamen Unterdrücker die Blutschuld der armen Unterdrückten zu vergessen. Denn fast vom ersten Tage an, da sich der Fuß eines Europäers auf den Boden der neuen Welt jenseits des Oceans setzte, wurden alle Mittel der Bosheit und der Lüge, des tückischen Verraths und der blutigen Gewalt angewendet, dem rothen Manne sein Vaterland, seinen Lebensunterhalt und selbst sein Dasein zu rauben, und, wie Einer von ihnen selbst in schöner Bildersprache klagt, „ihn schnell gegen Sonnenuntergang zu den Schatten seiner Väter zu jagen.“ Ja, es ist wahr, die Blutschuld der europäischen Ansiedler, die den Indianer wie ein schädliches Wild bis zum Tode hetzten und jagten, ist ein Frevel, der heute noch zum Himmel schreit. Aber das Alles kann uns nicht hindern, in dem unglücklichen jammervollen Untergang der Rothhäute, die von 14 Millionen jetzt auf kaum anderthalb Millionen heruntergeschmolzen sind, das Geheimniß einer vergeltenden Gerechtigkeit Gottes zu ahnen, die einem Volke, wenn das Maas seiner Missethat voll ist, den Tod bringt. Deuten doch sichere und unverkennbare Spuren darauf hin, daß diese selben Indianer, welche jetzt ihrem nationalen Untergange nahe sind, einst in gleicher Weise einem andern hochgebildeten Volke, das vor ihnen den Boden Amerika's inne hatte, mit schonungsloser Grausamkeit den Untergang bereitet haben. Sie brachen in alter Vorzeit von Norden her blutgierig in das Gebiet eines friedlichen Volkes herein, das mit fleißiger Hand den Boden baute, in reichen und großen Städten wohnte und zu hoher Bildung und Wohlfahrt emporgestiegen war. Unter dem Fußtritt der rothen Barbaren aber verschwand Wohlfahrt und Bildung; die

blühenden Felder und Gärten wurden zur Wildniß, auf welcher der Urwald nur mit endlosen Prärieen wechselte; die herrlichen Städte und volkreichen Dörfer sanken in Staub, und selbst das arbeitsame Volk, das dieß Alles gebaut und geschaffen, verschwand bis auf den letzten Rest unter den blutigen Streitärten der unversöhnlichen Indianer. Ueber einem untergegangenen Culturstaat und über dem großen Grabe eines verschwundenen Volkes schweifte von nun an der rothe Mann unstet umher, den Büffel und das Rothwild jagend und in den Flüssen und Seen das Netz auswerfend.

Das Loos, das der Indianer einst Anderen bereitet hatte, ist in schrecklicher Vergeltung nun auf sein eigen Haupt zurückgefallen.

Die Gerichte Gottes aber, die über ein Volk als solches und im Großen ergehen, schließen die Erweisung göttlicher Erbarmung an einzelnen Gliedern dieses Volkes nicht aus. Im Gegentheil, eben das ist die tiefe geheimnißvolle Art der Wege Gottes, daß überall und immer Gericht und Gnade Hand in Hand geht. In die dunkeln Wetterwolken, aus denen Tod und Verderben sprüht, baut seine Liebeshand den lichten Regenbogen, das Zeichen des Friedens und der Erbarmung. In die Todeskämpfe eines sterbenden Volkes läßt Er noch den süßen Balsam des Evangeliums fließen, und an das Sterbelager einer unwiederbringlich untergehenden Nation sendet Er noch tröstende Engel, die mit der Hand auf ein Reich des Friedens und der ewigen Freude jenseits des Grabes deuten. So ist es in alter Zeit mit Tyrus und Sidon, mit Babel und Ninive ergangen; so geht es in unsern Tagen noch mit den Papuas der Südsee und mit den Rothhäuten Nordamerika's, und ein alter Prophetenspruch wird auch hier erfüllt: „Um den Abend wird es Licht sein!“

2. Die nahende Hülfe.

Im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts war es in England böse Zeit. Die brittische Nation war in unaufhörlicher Gährung. Auf der einen Seite kämpfte das um seine politischen Rechte und Freiheiten eifersüchtige Volk mit Bitterkeit und Wuth gegen seine Fürsten, welche auf Kosten dieser Rechte und Freiheiten sich selbst eine unumschränkte Gewalt zu erringen strebten; auf der andern Seite verfolgte eine unduldsame Staatskirche jede Abweichung in Lehre oder Kirchenform mit unerbittlicher Strenge und suchte die eben vom päbstlichen Joch befreiten Gewissen aufs neue unter das Joch bestimmter Satzungen und Ordnungen zu schlagen, während ein großer Theil des Volks mit verzweifeltem Muthe um das Gut der Gewissensfreiheit kämpfte, das ihm theurer war, als Besitz, Vaterland und Leben. In dieser bösen Zeit, wo bald die eine, bald die andere Parthei zur Herrschaft kam und ihren Sieg mit Handlungen grausamer Rache an den Gegnern feierte, zogen es Tausende vor, den Boden des geliebten, aber nun geschändeten Vaterlandes mit den Wildnissen Nordamerika's jenseits des großen Wassers zu vertauschen, und dort eine neue Heimath zu suchen, die zwar im Anfang nichts als Noth, Mühe und Entbehrung, aber doch zugleich eine Freistätte darbot, wo Jeder nach seinem Gewissen seinem Gotte dienen konnte.

Im Sommer des Jahrs 1631, also 24 Jahre nach der Ankunft der ersten frommen Pilgrimme auf dem Boden der neuen Welt, geschah es, daß ein kräftiger, erst 27jähriger Jüngling sich gleichfalls einem Zuge solcher Auswanderer anschloß und ein Schiff betrat, das ihn nach Neu-England — so hieß damals die neue Colonie — bringen sollte. Sein Name war John Eliot. Er hatte auf der Universität Cambridge mit großem Fleiß und Eifer die Theologie studirt, aber des Studenten Seele war damals noch von keinem Strahle höheren Lichtes erleuchtet. Erst später, als er zu einer Lehrerstelle in einer Schule berufen

wurde, war ihm diese Gnade zu Theil geworden. Hier war es, wo er seinen Heiland kennen und lieben lernte. Er selbst schrieb später: „Dort hat der HErr zu meiner todten Seele gesagt: Lebe! und durch die Gnade Gottes lebe ich und werde ewig leben.“ Aber diese Lebenserfahrung machte er nicht in Verbindung mit der herrschenden Staatskirche, sondern durch die Vermittlung und in der Gemeinschaft von Dissenters, d. h. solchen, die von der herrschenden Kirche in einzelnen Lehren, namentlich aber im Punkte der Kirchenverfassung abweichen. Deshalb fühlte er sich mit den Dissenters aufs innigste verbunden, mußte aber auch eben darum den Druck mitempfinden, dem seine Glaubensgenossen damals ausgesetzt waren. Als um jene Zeit immer neue Schaaren seiner Glaubensbrüder ihr altes Vaterland verließen, um nach Neu-England überzusiedeln, und als mehrere unter ihnen unsern Eliot aufforderten, mit ihnen zu ziehen und ihr Prediger zu werden, da zog es ihn immer mächtiger hinüber nach der fernen Freistätte. Was konnte ihn noch in England zurückhalten? So kam es, daß er im genannten Jahre (1631) im Namen Gottes sein altes Vaterland für immer verließ, um drüben über dem Meere ein Werk auszurichten, zu dem ihn der Rath des HErrn vor Tausenden ausersehen hatte. Im November betrat er zu Boston seine neue Heimath. Kaum angekommen fand er auch schon Arbeit im Dienste seines göttlichen Meisters. Er versah eine Zeitlang die Stelle eines abwesenden Predigers in der Stadt selbst, folgte aber bald dem dringenden Rufe der Gemeinde zu Roxbury (nicht weit von Boston), wo er auch fast 60 Jahre lang bis an seinen Tod blieb.

Der Zustand jener Gegenden, welche jetzt den blühendsten Staat von Nordamerika bilden, war damals freilich himmelweit verschieden von dem was er jetzt ist. Im Grunde war es fast nur der schmale Europa zugekehrte Küstensaum, den die europäischen Ansiedler inne hatten und mit Städten und Dörfern, mit blühenden Feldern und Anlagen schmückten. Wenige Stunden landeinwärts bildete noch der undurchdringliche Urwald eine Mauer, die zu übersteigen kaum

möglich schien. Fast vor den Thoren von Boston streiften noch die Indianer umher und ihre rohen Wigwams oder Zelte von Büffelhäuten, dort am Rande des Urwalds, konnte man von den Thürmen der Stadt leicht erkennen. Noch war das ganze unbegränzte Land nach Innen zu das unbestrittene Jagdrevier des Indianers.

In dem Wesen des rothen Mannes sind sehr entgegengesetzte Eigenschaften mit einander verbunden. Mager, schlank, von leichten Gliedern, ungemein beweglich, hat er seine Hauptstärke in den Beinen, die ans gewaltige Laufen oder Reiten von Kind auf gewohnt sind. Selbst mit dem galoppirenden Rosse vermag er es im Rennen aufzunehmen. Und dennoch ist es derselbe Mann, der 2 — 3 Tage lang faul und träge am Boden liegt, die Glieder schläfrig dehnt und streckt, den Weibern jedes harte Geschäft überläßt und sich vom Lager nur dann erhebt, wenn der Hunger oder die Rache ihn aufstachelt. Der Schnitt des Angesichts, das ohne seine Kupferfarbe und seine Bemalung dem europäischen ziemlich gleichen würde, ist edel, die Gestalt stattlich und fest, der Blick des durch die Sonnenstrahlen im Freien und den Rauch in der Hütte zusammengezogenen Auges ist kühn und scharf, seine ganze Haltung verräth eine Art von Heldenadel, welcher Bewunderung einflößt. Aber diese edeln Züge verzerren sich leicht und schnell zu grausenhafter Bosheit und Rachelust, und dann legt sich die erhitzte Wuth nicht eher, als bis der Speer sich in des Feindes Blut getaucht und die Kopfhaut des Erschlagenen als Siegeszeichen an seiner Seite hängt. Kann doch der junge Indianer es nicht wagen, um eine Jungfrau seines Stammes zu werben, ehe er die Kopfhaut eines erschlagenen Feindes, diese höchste Zier und Ehre des rothen Mannes, aufzuweisen im Stande ist. Endlich, was die religiösen Begriffe dieses Volkes betrifft, so ist es auf der einen Seite wahr, daß vielleicht kein anderes Heidengeschlecht so scheinbar reine Begriffe von dem „großen Gott“, dem „großen Geiste“ bewahrt hat, der nach ihrer Ueberzeugung die Welt und Alles was darinnen ist, gemacht hat. Vor diesem „großen

Gott", der sich in den mächtigen Wasserfällen seiner Ströme, im gewaltigen Wellenschlag seiner Seeen, in dem Rollen des Donners und in dem Flammen des Blitzes kund giebt, steht der Indianer anbetend still. Der große Indianerfreund Catlin sagt: „Es giebt kein Volk irgend einer Farbe, dem seine Religion so theuer ist, das einen so großen Theil seines Lebens auf demüthige Anbetung seines Gottes verwendet." Und dennoch ist derselbe Indianer in den düstersten Aberglauben an die finstern Kräfte seiner Zauberer, und in die beängstigendste Furcht vor den bösen Geistern, von denen er sich umgeben und verfolgt glaubt, dahingegeben. Sein Glaube an den „großen Geist" giebt dem rothen Mann keinen Frieden, keinen sittlichen Halt; denn der „große Geist" kümmert sich ja nach seiner Vorstellung nicht um den Menschen, während die Welt voll ist von Untergöttern und bösen Geistern, mit denen er unaufhörlich zu kämpfen hat. — So bewegt sich die Natur des rothen Mannes zwischen den schneidendsten Widersprüchen und Gegensätzen. Aber eben deshalb bedarf auch er eben so sehr, wie alle andern Heiden jenes allgenugsame Heil- und Rettungsmittel, das uns in der Botschaft vom Kreuze Christi gegeben ist. Und der Mann, welcher ihnen zuerst diese süße, beseligende Botschaft bringen sollte, war bereits in ihrer Nähe.

Um die Zeit, da John Eliot in seiner Gemeinde Roxbury eintraf, waren die europäischen Ansiedler oft und viel beunruhigt durch feindselige und grausame Ueberfälle der Indianer, und Wenige von ihnen wagten sich unter die Wigwams der Rothhäute ohne bewaffnete Begleitung. Aber Eliot wußte nichts von Furcht; wohl aber ergriff ihn, seit er zum ersten Mal einen rothen Mann gesehen, ein tiefes Mitleid, ein immer stärker werdendes Erbarmen mit den Seelen dieser armen Heiden. Er wußte, daß der Mensch ohne göttliche Offenbarung, ohne Evangelium, zum Thier und zum Teufel werden müsse; er wußte aber auch, daß das Evangelium eine Kraft Gottes sei, die auch einen Bären zum Lamme und einen Kannibalen zum seligen Kinde Gottes umzuwandeln im Stande wäre. Er wußte

endlich, daß Jesus Christus gekommen sei in die Welt zu suchen und selig zu machen Alles was verloren ist; und daß sein letztes Wort an seine Jünger auf Erden war: Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur! Sollte nun er, der ja selbst die seligmachende Kraft des Wortes vom Kreuze an sich erfahren hatte, kalt und ruhig bleiben können, wenn hart neben ihm Tausende von unwissenden und unglücklichen Heiden wohnten? Nimmermehr; der Gedanke, daß er verpflichtet und berufen sei, auch die Rothhäute zu dem Abendmahl des Lammes einzuladen, wurde in ihm immer deutlicher und fester, und nun ließ es ihm keine Ruhe mehr, bis er einen Anfang in diesem seligen Werke gemacht hatte.

---

3. Die Nipmuck-Bibel.

In jenen Tagen gab es noch keine evangelische Missionsgesellschaft; ja es war in der evangelischen Kirche noch nicht einmal zu einem lebendigen Bewußtsein von der Missionspflicht aller Christen gekommen. Wenn Eliot gleichwohl dieses große Werk der Heidenbekehrung jetzt mit allem heiligen Eifer anfaßte, so stand er darin nicht nur fast ganz allein, sondern er hatte auch mit Schwierigkeiten und Hemmungen zu kämpfen, von denen wir jetzt kaum eine Vorstellung haben. Er hatte ja vor Allem eine Gemeinde als Prediger und Seelsorger zu pflegen; wie sollte er dabei noch Zeit und Kraft zum Missioniren finden? Und daß er es mit seinem geistlichen Amte sehr ernst und gewissenhaft nahm, davon ist seine 60jährige Amtsführung mit all den gesegneten Früchten seines Wortes und seiner Gebete ein glänzendes Zeugniß. Zudem war sein Amtsgehalt so gering, daß er selbst kaum mit seiner Familie davon anständig leben konnte; wie sollte er noch Mittel zu Reisen und zu andern Ausgaben finden, die nothwendig sich an den Versuch einer Indianermission knüpfen müssen? Ueber-

dieß war die Sprache der Indianer so schwierig, daß noch nicht Ein Europäer sich im eigentlichen Sinne derselben zu bemeistern vermocht hatte. Und endlich — wie sollte er die Rothhäute, deren einzige Lust es war, das Wild auf den weiten Ebenen und in den verschlungenen Waldpfaden zu jagen, mit ihren leichtbeweglichen Zelten unstet von Ort zu Ort zu ziehen und das ruhige Leben des Ackerbauers und Städters als ein Sclavenleben zu verachten, — wie sollte er sie zu einer Gemeinde zu sammeln hoffen können? Wer von Eliots Planen hörte, verlachte ihn als einen Schwärmer, der nicht recht bei guten Sinnen sei.

Aber Eliot war nicht der Mann, der sich von Schwierigkeiten zurückschrecken ließ, wenn er einmal den eingeschlagenen Weg als Gottes Weg erkannt hatte. Der Glaube an Gottes Wahrhaftigkeit und Treue war seine Kraft, das Gebet seine unüberwindliche Waffe, die Liebe die Springfeder, die alle seine Kräfte in Bewegung setzte.

Es ist hier nicht der Ort, die gesegneten Arbeiten dieses herrlichen Knechtes Gottes unter den Indianern der Reihe nach zu erzählen. Man kann sie an andern Orten ausführlich lesen. Es ist genug, zu erwähnen, daß er schon im Oktober 1646 seine erste Wanderung zu dem benachbarten Indianerstamm unternahm, daß er mit Staunen und Freude in ihrem Feldlager aufgenommen ward, und daß er von da an jährlich etliche Mal diese seine rothen Brüder besuchte. In kurzer Zeit gelang ihm das Unglaubliche, daß er eine Anzahl wahrhaft bekehrter Indianer zu einer Gemeinde sammeln, eine christliche Indianerstadt bauen und nach und nach vierzehn solcher reichgesegneter Gemeinden und Städte gründen konnte, in welchen Liebe und Eintracht, Fleiß und Arbeitsamkeit, Reinlichkeit und Ordnung, gute Sitte und fröhliche Gottseligkeit in musterhafter Weise regierten. Dieselben Indianer, die vorher an unstetem Umherschweifen, an wilder Jagd, an blutigem, grausamem Kriege ihre höchste Lust hatten, lebten nun in niedlichen Häusern zusammen, bauten mit geregeltem Fleiße das Feld und übten sich in Künsten und Fertigkeiten des Frie-

dens. Die Ehen waren friedlich und glücklich, die Kinder lernten mit Emsigkeit und Freude in den Schulen, die von Indianern gehalten wurden, rothe Männer hielten den öffentlichen Gottesdienst mit Würde, Kraft und Salbung, und nicht nur die heidnischen Stämme umher, sondern auch die europäischen Ansiedler sahen mit Erstaunen und Verwunderung ein Werk Gottes erblühen, das Niemand für möglich gehalten hätte.

Was aber diesen jungen aufblühenden Gemeinden erst den festen Halt geben konnte, das war das geschriebene Wort Gottes, welches ihnen Eliot in ihrer eigenen Sprache in die Hände zu geben im Stande war. Es ist dieß das größte und erstaunlichste Werk dieses ausgezeichneten Knechtes Gottes, wovon wir hier noch Näheres berichten müssen.

Die Sprache des Nipmuckstammes, mit welchem Eliot es zu thun hatte, war bis dahin weder geschrieben, noch in grammatische Regeln gebracht worden. Sie ist überreich an ungewöhnlich langen, barbarisch klingenden Worten und harten Kehllauten. Was sollen wir von einer Sprache denken, in welcher der Ausdruck „Niederknieen" mit den elf Sylben **Wutteppesittukqussunnoowehtunkquoh** bezeichnet wird? Oder hören wir den ersten Vers des Evang. Johannis; er lautet so: **Waske kutchissik kuttooonk ohtop, kah kuttooonk oowechiyeumukqunnap Mannit, kat kuttooonk Mannittoommooup.** Und der 14. Vers desselben Capitels: „Und das Wort ward Fleisch ꝛc." lautet: **Kah kuttooonk meyanruhkônâp, kah koowechiyeumukqunnanônup (kah nunnâmumunônup wussohsumooonk, sohsumooonk onatuh wunnukqutteketheonoh wuttooshuman) nashpe numwohtæ monanteaonk kah wunnomwaonk.**

Jeder gewöhnliche Mensch wäre vor der Aufgabe, eine solche Sprache zu erlernen, zurückgeschreckt. Eliot aber griff das Werk mit freudigem Muthe an; handelte es sich doch um das ewige Heil und die Rettung von Tausenden unsterblicher Seelen, die ihm aufs Herz und Gewissen gelegt waren. Er mußte die Sprache aus dem Munde solcher

Indianer lernen, die durch den Umgang mit den europäischen Ansiedlern etwas Englisch gelernt hatten. Deshalb nahm er drei junge Indianer zu sich, ließ sich von ihnen alle Gegenstände benennen, die den Sinnen wahrnehmbar sind, schrieb die Ausdrücke auf und prägte sie seinem Gedächtnisse ein. Dann fieng er an, mit Hülfe seiner indianischen Jünglinge kleine Sätze zu bilden, und lernte so nach und nach über die gewöhnlichsten Vorkommenheiten des Lebens sich auszudrücken. Sein Eifer und Scharfsinn ließ ihn bald die wichtigsten grammatischen Formen der Sprache unterscheiden; er ordnete mit unermüdeter Geduld in seinem helldenkenden Geiste die allgemeinsten Regeln derselben zu einem System, gewann täglich mehr Licht über ihren kunstvollen Bau und ihren reichen Schatz von Worten und Redewendungen und nach einigen Jahren war er im Stande, sich fließend in der Sprache der rothen Männer auszudrücken. Er selbst pflegte zu sagen: „Gebet und Fleiß, im Glauben an den HErrn Jesum geübt, vermag Alles."

Nachdem er bereits wiederholt die Indianer in seiner Nähe besucht, lange Ansprachen an sie gehalten und sich in ihre ganze Denk- und Redeweise hineingelebt hatte, erkannte er bald, daß es für den gesegneten Gang und Bestand dieser Mission unumgänglich nothwendig sei, seinen bekehrten Indianern das Wort Gottes in ihrer Sprache zu geben. Wie Luther fieng er mit dem Unservater, den 10 Geboten, einigen Psalmen und ausgewählten Stücken des N. Testaments an. Was er daheim für sich ausgearbeitet hatte, das nahm er dann bei seiner nächsten Reise mit sich zu seinen rothen Brüdern, setzte sich mit ihnen in einen ihrer Wigwams oder Blockhäuser nieder und las ihnen beim trüben Schein des Feuers oder eines brennenden Kienspahns vor, was er geschrieben hatte. Aus ihren Bemerkungen besserte und feilte er dann mit unermüdlicher Geduld und Liebe an seinen Uebersetzungen.

Aber bei dieser seligen Arbeit, an der er mit eisernem Fleiß und unter anhaltendem Gebet Tag und Nacht fortfuhr, stieß er bald auf Schwierigkeiten, welche unüberstieg-

lich schienen. Es gab eine Menge Gegenstände, die in der Heiligen Schrift erwähnt werden, für die sich aber in der ganzen Indianersprache keine Ausdrücke fanden. Cherubim, Apostel, Silber, Gold, Tempel, Wein, Zimmermann und dergleichen — das Alles sind Dinge, die dem rothen Manne völlig unbekannt waren, und für die er deshalb kein Wort in seiner Sprache hatte. Aber auch hier schreckte Eliots kühner Geist nicht zurück. Fand er keine indianischen Worte für solche Dinge, so nahm er sie aus dem Englischen herüber und fügte nur indianische Endsylben bei. Deshalb finden sich in Eliots Bibel sehr zahlreich Ausdrücke wie: Cherubimloh, Apostelsog, Silver, Temple, Carpentersoh etc. Zuweilen kam es dann auch vor, daß ihm seine Indianer für gewisse Dinge, für welche er von ihnen die entsprechenden Ausdrücke erfragte, solche Worte angaben, welche die Uebersetzung sinnlos oder lächerlich machten, was er dann freilich bald genug zu verbessern wußte.

Wenn es z. B. Richter 5, 28 heißt: „Die Mutter Sisseras sah zum Fenster aus und heulete durchs G i t t e r;" so fragte er die Indianer um ihren Ausdruck für „Gitter", und sie wußten ihm keinen andern anzugeben, als ein Wort, welches „Aalfalle" bedeutet, ein Gittergeflecht, mit welchem sie Aale zu fangen pflegen. Als er ihnen aber nachher die Stelle im Zusammenhang vorlas, da zeigte ihm bald ihr lautes Lachen den Irrthum.

Zehn Jahre lang arbeitete der unermüdliche Mann an diesem großen Werk. Im Jahr 1661 war das Neue Testament in der Nipmucksprache fertig und in demselben Jahre noch gieng es durch die Presse. Zwei Jahre darauf (1663) lag auch das Alte Testament, und somit die ganze Bibel, gedruckt und gebunden in seinen Händen. Und hier ist es werth zu erwähnen, daß die e r s t e B i b e l, w e l c h e j e i n A m e r i k a s e l b s t g e d r u c k t w u r d e, e b e n d i e s e B i b e l E l i o t s w a r. Es war im Jahre 1640, daß die erste Presse auf amerikanischem Boden errichtet wurde, und zwar zu Cambridge, einer Stadt nicht ferne von Boston und Roxbury. Die nordamerikanischen Colonieen standen zu je-

ner Zeit unter der unbeschränkten Herrschaft der englischen Krone, und diese wachte eifersüchtig darüber, daß in diesen Colonieen kein Gewerbe oder Handel aufkomme, wodurch dem alleinigen Vortheil des englischen Mutterlandes Eintrag geschehen könnte. So gehörte es mit zu den mancherlei ungerechten Verordnungen, die den neuen Ansiedlern jenseits des Meeres auferlegt wurden, daß das alleinige Recht, eine englische Bibel zu drucken, den Buchhändlern im brittischen Mutterlande vorbehalten bleibe, daß also das Wort Gottes in englischer Sprache nur aus England müsse bezogen werden. So kam es, daß in demselben Lande, wo von Anfang an so viele bibelgläubige Christen sich angesiedelt hatten, und wo jetzt in einem einzigen Jahre mehr als 800,000 Exemplare der H. Schrift gedruckt und ausgebreitet werden, in jener Periode während eines Zeitraums von 21 Jahren nicht Ein Bibelbuch aus der neu errichteten Presse hervorgieng. Doch muß zur Ehre jener ersten Druckerpresse Amerikas gesagt werden, daß eine vortreffliche religiöse Schrift (Bay Psalmbuch genannt) die allererste Druckschrift war, die von ihr im Jahre 1640 ausgieng, — eine Schrift, die im Ganzen nicht weniger als siebzig Auflagen erlebte.

Eliots „Neu-England-Bibel", wie man sie nannte, war als indianische Uebersetzung dem ungerechten Verbot nicht unterworfen, und so geschah es, daß sie die Ehre genießt, die erste Bibel zu sein, die auf dem Boden des neuen Welttheils gedruckt wurde. Die Druckkosten wurden von christlichen Freunden in Amerika und England getragen. Denn die Kunde von den großen und erstaunlichen Erfolgen der Indianermission war auch nach dem englischen Mutterlande gedrungen, und so groß war der Eindruck davon, daß selbst das Parlament einem eigenen Ausschuß aus seiner Mitte (1649) den Auftrag gab, die nöthigen Anordnungen „zur Beförderung des Unterrichts und der Frömmigkeit in Neu-England" zu treffen. Eliot aber dedicirte seine indianische Bibel, von welcher 2000 Exemplare gedruckt wurden, dem damaligen König Karl II. von England. Es war der

schönste Tag seines Lebens, als er die ersten gebundenen Exemplare den Gemeinden seiner gläubigen Indianer überbringen konnte.

---

4. Der Untergang.

Wenn zuvor schon das Werk Gottes unter den rothen Männern einen gesegneten Fortgang genommen hatte, so schien es nun, da sie das Wort Gottes vollständig und in ihrer eigenen Sprache in den Händen hatten, mit Riesenschritten vorwärtszuschreiten. Die Familien der gläubigen Indianer begrüßten die Gabe der H. Schrift mit einer unbegränzten Freude, und von nun an war in jedem freien Augenblick das Wort Gottes der einzige und süßeste Gegenstand ihrer Beschäftigung. Viele lernten ganze Bücher der H. Schrift auswendig. Auch in die Schulen kam neues Leben. Jeder, der noch nicht lesen konnte, begehrte nun diese Kunst zu lernen. Vor Allem aber kam in jene höhern Lehranstalten, in welcher junge, fähige Indianer zum Predigtamt unter ihren eigenen Landsleuten gebildet wurden, neuer Eifer und ein mächtigerer Antrieb des Geistes. Dem alternden Eliot standen bald ganze Schaaren von tüchtigen indianischen Evangelisten zur Seite, welche die Gemeinden mit Einsicht und geistlicher Erfahrung zu unterweisen verstanden.

Aber ehe der edle Greis aus dem Streit zum ewigen Frieden, vom Glauben ins Schauen und von der Arbeit zum süßen Gnadenlohne eingehen durfte, sollte er noch einen sehr bittern Kelch zu trinken bekommen. Philipp, der wilde Häuptling des benachbarten Stammes der Pequot-Indianer, trug längst in seinem Herzen einen tiefen Haß nicht nur gegen das Evangelium und Alle, die sich dazu bekannten, sondern auch gegen die englischen Ansiedler überhaupt, die seiner Nation Schritt für Schritt den väterlichen Boden zu entreißen angefangen hatten. Er suchte lange nach ei-

nem Vorwand, um seinen Grimm an den Engländern sowohl als an den christlichen Indianern auszulassen. Da geschah es im Jahr 1674, daß zwei ihm befreundete Indianer wegen eines frevelhaften Mordes von den Engländern gefangen genommen und hingerichtet wurden. Jetzt brach Philipps Rache in wilde Flammen aus. Nach wenigen Wochen lagen zwei schön aufblühende, von Eliot gegründete christliche Indianerstädte in Schutt und Asche. Die Einwohner irrten nakt und ohne Obdach mitten im Winter umher; die Felder lagen verwüstet, die Wohnungen und alle Vorräthe waren ein Raub der Flammen geworden. Aber nun erst entbrannte der Krieg, der schreckliche, Alles verheerende Krieg. Die Truppen der Engländer stehen bald den Schlachtreihen der Rothhäute gegenüber. Blutige Kämpfe finden statt; Tausende von Menschenleben werden geopfert; der Graus der Verwüstung bezeichnet überall die Spur, wo die wilden Heerschaaren durchgezogen waren. Nach einem Jahre lagen von den 14 christlichen Indianerstädten, die Eliot gegründet hatte, zehn vollständig in Trümmern, die vier andern waren mehr oder weniger zerstört. Viele, ach sehr Viele der bekehrten Indianer, bei denen das Wort noch nicht hinreichend tiefe Wurzel geschlagen, fielen in der Stunde der Versuchung ins Heidenthum zurück; gerade die besten und theuersten Freunde Eliots aber waren im Kriege gefallen.

Die Arbeit eines ganzen Lebens schien für den theuern Knecht Christi verloren. Aber seine Trauer, so tief sie auch war, brach seinen Muth und seinen Glauben nicht. Kaum war der Friede wiedergekehrt, so fieng der mehr als 70jährige Greis mit der Kraft eines Jünglings gleichsam von vorne an. Er sammelte die zerstreuten Lämmer seiner Heerde, flöste ihnen neuen Muth und neue Hoffnung ein, zündete in vielen heidnischen Gemüthern, die durch die Noth der Zeit nach einem ewigen Halt sich sehnen gelernt hatten, durch seine jugendlich feurigen Predigten das Licht des Glaubens an Jesum an, — und siehe, nach kurzer Zeit er-

hoben sich wieder sieben Städte aus den Trümmern. Ein neuer hoffnungsreicher Frühling schien anzubrechen.

Dieser herrliche Erfolg gab dem Geiste Eliots neue Spannkraft. Und solche bedurfte er doppelt zu einem Werke, das ihm noch auszurichten bevorstand. Die 2000 Exemplare der Nipmuck-Bibel waren längst vergriffen; der Krieg hatte hunderte derselben in dem allgemeinen Ruin verschlungen und verschleudert; es fanden sich nur wenige noch in den Händen der gläubigen Gemeinden. Eine neue Auflage war unumgänglich nothwendig geworden. Aber Eliot fühlte aufs tiefste das Bedürfniß einer gründlichen Ueberarbeitung und Verbesserung des ganzen Werks. Auch davor schreckte er nicht zurück. Mit ungebrochenem Muthe und jugendlicher Frische macht er sich ans Werk. Ein treuer Amtsbruder, der sich eine gründliche Kenntniß der Sprache erworben hatte, stand ihm dabei hülfreich zur Seite, aber die eigentliche Arbeit war und blieb doch Eliots Sache. Und hier wird als ein denkwürdiger Umstand erwähnt, daß von ihm diese ganze Ueberarbeitung der Bibel von Anfang bis zu Ende mit einer und derselben Feder geschrieben worden sei. Im Jahre 1685 erschien diese zweite verbesserte Auflage im Druck, als Eliot sein 81stes Lebensjahr angetreten hatte.

Im Anfange des Jahres 1690 kehrte der edle Greis zum letztenmal von einem Besuche bei seinen Indianern nach Roxbury zurück. Er sollte sein Haus nicht mehr verlassen. Seine Schwäche nahm rasch zu. Dennoch konnte sein Geist, dessen Lust und Leben der Dienst seines lieben HErrn war, auch da noch nicht feiern. Er ersuchte die in seiner Nähe wohnenden Engländer, welche Negersclaven hatten, dieselben einmal in der Woche zu ihm zu senden, damit er sie in dem Wege des ewigen Lebens unterweise. Und da saß dann der ehrwürdige Greis mitten unter den schwarzen Söhnen Afrika's und redete zu ihnen von dem Jesus, der auch für sie sein Leben in den Tod gegeben und auch ihnen den Himmel erworben habe. Viele von ihnen erhielten tiefe und bleibende Segenseindrücke. Vor Allem aber inte-

ressirte unsern Eliot ein blinder Negerknabe, der schon als Kind ins Feuer gefallen war und dadurch sein Augenlicht gänzlich verloren hatte. Dieser arme Knabe mußte täglich an seinem Krankenbett erscheinen, und hier lehrte er ihn mit unermüdlicher Geduld Stücke aus dem Worte Gottes auswendig, bis dem lieben blinden Knaben das süße innere Licht des Glaubens aufgieng.

So warb er Seelen für seinen Heiland bis in die letzten Stunden seiner irdischen Wallfahrt. Dabei stieg aber seine Sehnsucht nach der seligen und völligen Vereinigung mit Jesu von Tag zu Tag immer höher. Er sah gleichsam mit unverwandten Blicken gen Himmel, ob sein König und HErr noch nicht komme, ihn abzuholen. Kamen dann zwischenhinein schwere Stunden oder traurige Nachrichten, so pflegte er zu sagen: „Siehe, das sind einige von den dunkeln Wolken, in die man blicken muß, ehe des Menschen Sohn kommt.“ Endlich wurde er von einem heftigen Fieber befallen und die Stunde der frohen Heimfahrt nahte schnell. Noch einmal zog an seiner Seele das große Werk vorüber, das er auf Erden zu vollbringen gewürdigt war. „Der HErr“, rief er aus, „möge das Werk von Neuem beleben und segnen, und verleihen, daß es fortgehe, wenn ich todt bin. Es ist ein Werk, an dem ich viel und lange gearbeitet habe. Doch was hab' ich gesagt! Ich nehme das Wort zurück. Meine Arbeiten! Ach, die sind armselig gewesen und geringe und schwach, und ich bin es, welcher den ersten Stein auf sie wirft!“ — Als man ihn fragte, wie er sich fühle, erwiederte er: „Ach, ich habe Alles verloren — die Gedanken verlassen mich — mein Gedächtniß wird mir untreu — die Sprache fehlt mir; — doch, Gott sei Dank! meine Liebe hält immer noch aus, und ich bemerke, daß sie, statt abzunehmen, immer mehr zunimmt!“ Als er wahrnahm, daß seine Freunde noch immer, wenn es möglich wäre, um die Verlängerung seines Lebens flehten, wandte er sich an sie mit den Worten: „Gebt euch keine weitere Mühe um mich; thut mir die Liebe und laßt mich scheiden. Der Tod soll mir sein, wie

der Schlaf dem Müden." Nach einer Pause fieng er abermals mit schwacher Stimme an: „Der HErr, dem ich 80 Jahre gedient habe, läßt mich nicht. O komm in Deiner Herrlichkeit! Lange hab' ich auf Dich gewartet. Willkommen, HErr, willkommen!" Das waren seine letzten Worte. Als er das gesagt, lag er, eine stille Leiche, auf dem Todtenbette.

Der Name Eliots wird nicht vergessen werden, so lange es eine Gemeinde Gottes auf Erden giebt. Aber über sein Werk, so weit es den Augen des Leibes sichtbar war, ist der Sturm der Verwüstung ergangen. Jene ersten Scenen der Zerstörung, wie sie im Jahre 1674 über die christlichen Indianerstädte ergangen waren, sind nur das Vorspiel gewesen von noch schrecklicheren Stürmen, die nicht lange nach Eliots Heimgang hereinbrachen. In den gräuelvollen Vernichtungskämpfen, die zwischen der weißen und rothen Bevölkerung entstanden, ist der Nipmuckstamm, für den Eliot 50 Jahre lang gearbeitet hatte, bis auf den letzten Mann untergegangen. Nicht eine leise Spur von ihm ist übrig geblieben. Eliot hatte nicht geahnt, daß er zu einem sterbenden Volke gekommen war, um ihm den letzten Sterbetrost zu bringen.

Nur ein einziges Denkmal dieser untergegangenen Nation, das zugleich ein Denkmal der über ihr noch auf ihrem Todesgange waltenden Rettungsgnade Gottes ist, steht noch da. Es ist Eliots Bibel in der Nipmucksprache. Ein vereinzeltes Exemplar dieses jetzt für uns versiegelten Buches ist kürzlich von einem Bibelfreunde in Amerika wieder aufgefunden worden. „Die Sprache," schreibt er, „in welcher es gedruckt ist, ist eine von der Erde völlig verschwundene; kein lebender Mensch kann sie lesen oder verstehen. Das Buch ist in Quartform, halbvermodert vor Alter, aber geheiligt durch große Erinnerungen. Das Papier ist sehr gering, die Druckbuchstaben ungleich und ohne Schönheit. Die Lettern für das Titelblatt scheinen mit dem Federmesser roh geschnitten worden zu sein. Es ist in Schaafsleder gebunden mit schwerfälligen Rippen am Rücken. Die Ver-

zierungen vorne sind ungemein unansehnlich, die Zeilen uneben und krumm."

Die alten, längst untergegangenen Nationen von Egypten, Assyrien und Babylon haben uns große, herrliche Denkmäler ihrer Kunst und Bildung hinterlassen, Monumente mit hieroglyphischen Inschriften, deren Sprache wir nicht mehr zu lesen vermögen. Wir bewundern den Glanz ihrer Kunstgebilde und trauern über ihrem Untergang. Aber was ist das Alles gegen das ergreifende Trauergemälde, das dieses eine übrig gebliebene, von keiner lebenden Seele mehr verstandene Bibelbuch eines untergegangenen Indianerstammes vor unserem Geiste enthüllt! Ist da nicht in einem kleinen Rahmen die vollkommenste Darstellung jenes Geheimnisses uns gegeben, welches über der ganzen Menschheitsgeschichte waltet, — das Geheimniß göttlichen Gerichts und göttlicher Gnade?

1856.
Redactor: Dr. Albert Ostertag.
Gedruckt und in Commission bei Felix Schneider in Basel.
Preis pr. Jahrgang von 4 Nummern 25 Cents.

Bibelblätter,

herausgegeben

von der Bibelgesellschaft in Basel.

Nro. 2. 1856.

Die Bibel in Ceylon.

1. Die beiden Wachposten auf Gibraltar.

An der äußersten Südküste von Spanien, wo Europa nur durch eine zwei Stunden breite Meerenge von Afrika getrennt ist, und wo gleichsam das Thor liegt, durch welches die Schiffe aus dem mittelländischen Meere in den atlantischen Ocean steuern, streckt sich eine ganz schmale und nicht sehr lange Landzunge ins Meer hinaus, an deren Ende sich ein mächtiger, fast senkrecht aufsteigender, 1400' hoher Fels erhebt. Dies ist der Fels von Gibraltar. Gegen Osten fällt er jäh und steil ins Meer ab; gegen Mittag, Afrika gegenüber, sowie gegen Abend, nach der weiten schönen Meeresbucht von Algesiras hin, ist er weniger steil und abschüssig. Gegen Norden endlich, d. h. gegen die Landseite zu, dacht er sich nur allmählig ab, und ist allein von dieser Seite aus zugänglich. Am Meeresstrande aber, westlich von dem Fels gelegen, dehnt sich die Stadt Gibraltar mit etwa 30,000 Einwohnern aus.

Dieser prächtige, majestätische Fels nun, der wie ein gewaltiger Wächter an der Grenze der beiden Meere liegt und drohend nach Afrika hinüberschaut, hat schon in ur-

alten Zeiten den Blick der kriegerischen Völker, die nach Herrschaft begierig waren, auf sich gezogen. Schon die Römer sandten hieher eine militärische Colonie, und als das Weltreich der Römer zusammenbrach, so waren es die kühnen, siegestrunkenen Araber, welche im Jahr 714 unter dem Kriegszeichen des muhammedanischen Halbmonds von Afrika herüber strömten und vor Allem diesen unüberwindlichen Fels besetzten, um von hier aus Spanien und, wie sie hofften, ganz Europa ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Diese Araber oder Mauren waren es, welche den Fels zuerst künstlich befestigten und zu einer fast unbesiegbaren Kriegsburg machten, und noch heute kann man auf einem Thore dieser Festung eine arabische Inschrift mit der Jahreszahl 1190 lesen. Dennoch gelang es einem kastilischen Fürsten einige Jahrhunderte später, sie der Hand der muhammedanischen Eroberer zu entreißen und der spanischen Herrschaft einzuverleiben. In den Händen der Spanier blieb sie auch bis zum Jahre 1704, wo es während des traurigen spanischen Erbfolgekrieges den Engländern gelang, unter Admiral Rooke am 4. August durch einen kühnen und raschen Handstreich diese wichtigste Festung von Europa fast ohne Widerstand zu erobern. Seit dieser Zeit haben die Spanier und Franzosen wiederholt mächtige Armeen zu Land und gewaltige Flotten zur See gegen den Fels von Gibraltar gesandt, um ihn den Händen der Britten zu entreißen; aber vergebens. Theils die natürliche Beschaffenheit dieser Festung, die nur von der Nordseite her einen schmalen Zugang gestattet, theils die Kriegskunst der Engländer, welche jeden Angriff zu Land und zu Wasser scheitern machte, theils endlich die bewundernswürdigen künstlichen Festungswerke, mit denen dieser Fels von unten bis oben versehen ist, machen sie zur unüberwindlichsten Stelle in Europa. Denn die Festungswerke, größtentheils in den soliden Fels selbst gehauen, ziehen sich bis auf 1000′ Höhe hinan, während auf der Spitze des Felsens, die nicht befestigt ist, das Land und die See auf 16 Meilen weit überschaut und die Annäherung jedes Feindes sofort signa-

lisirt wird. Viertausend brittische Soldaten liegen beständig hier, um dieses unschätzbare Eigenthum Englands zu hüten.

Hier war es nun, daß im Anfang dieses Jahrhunderts unter der brittischen Besatzung zwei Freunde sich befanden, von denen der Eine zu einer großen und folgenreichen Arbeit von Gott ausersehen und erzogen wurde. Sein Name war Armour. Er war der Sohn einer ehrbaren englischen Familie und hatte eine treffliche Erziehung genossen. Seine Gaben waren ungewöhnlich reich, und hätte er dieselben von Anfang an in Treue und Fleiß ausgebildet, so wäre ihm in seinem Vaterlande zweifelsohne eine glänzende Laufbahn offen gestanden. Allein er hatte sein Herz nicht dahin geschickt, den HErrn zu suchen; er fiel in böse Gesellschaft, ward in Leichtsinn und Sünde verstrickt und wurde das Herzeleid seiner Eltern. Statt in eine geordnete bürgerliche Laufbahn einzutreten, ließ der arme Jüngling sich unter das Militär anwerben und ward bald mit seinem Regiment nach dem Fels von Gibraltar gesandt. Die strenge militärische Zucht, unter welche er sich hier gestellt sah, bahnte dem HErrn den Weg in das Herz des verirrten Jünglings; das Heimweh nach dem lieben Vaterhause in England und die Erinnerung theils an die süßen und seligen Tage seiner Kindheit, theils an den Schmerz, den er seinen Eltern bereitete, — das Alles machte sein Herz weich und empfänglich für die Arbeit des heiligen Geistes. Er hatte viele trübe und traurige Stunden, und oft mußte er seinem Gram und seiner Schwermuth in Thränen Luft machen. Da sandte ihm der HErr, der diese Seele lieb hatte, einen Freund zu, der ihm zu überschwänglichem und unvergänglichem Segen werden sollte. Es war ein Soldat des Regiments, in welchem er selber stand. Derselbe war gleichfalls durch viele Irrwege und Jugendsünden hindurchgegangen, hatte aber so eben angefangen, im Worte Gottes nach dem Frieden zu suchen, der über alle Vernunft ist, und die Heilskraft kennen zu lernen, die in der Erkenntniß Jesu Christi liegt. Dieser Soldat näherte sich dem jungen Armour, dessen Schwermuth ihn, er wußte selbst nicht warum,

zu ihm hinzog. Er schlug ihm vor, sie wollten mit einander in freien Stunden das Neue Testament lesen. Armour, dem bei diesem Vorschlag unzählige süße Erinnerungen in der Seele erwachten, nahm mit Freuden denselben an, und da saßen denn die beiden Freunde immer und immer wieder bald in der stillen Wachtstube, bald in der Kühle des Abends unter dem herrlichen Himmel Spaniens, und lasen im Worte des Lebens. In Armours Seele gieng bald eine wunderbare Veränderung vor. Vor Allem war es die Erkenntniß der Sünde, die wie ein Gewappneter ihn jetzt erst recht überfiel; doch war in die Trauer, die er über sein bisheriges Leben empfand, eine stille, süße Hoffnung gemischt, daß auch ihm noch im Namen Jesu Vergebung und ein Tag der Freude zu Theil werden solle. Er konnte jedoch die freie Gnade in Christo noch immer nicht sich zueignen, während sein Freund gerade damals bereits im vollen Genuß der Vergebungsgnade stand und Tag und Nacht nicht genug von der Kraft des Blutes Christi rühmen konnte, das da rein macht von aller Sünde.

Da geschah es, daß in einer milden, sternenhellen Nacht die beiden Freunde zugleich verschiedene Wachposten zu beziehen hatten. Armours Freund kam an das äußerste Thor der Festung, das zur Stadt führt, zu stehen. Dieses Thor ist durch ein langes, starkes Gewölbe mit einem zweiten Thor verbunden, das nach dem Innern der Festung führt; hier stand Armour Wache. Die Nacht war stille und mild. Der am äußern Thore stehende Freund war, während Alles in tiefer Todtenstille um ihn her lag und nur etwa da und dort der Tritt eines entfernteren Wachpostens leise zu ihm herübertönte, in selige Gedanken vertieft über das Heil, das ihm in Jesu widerfahren war. Da kommt raschen Schrittes von der Stadt her ein Offizier des brittischen Regiments, der sich — es war schon Mitternacht — etwas verspätet hatte. Plötzlich und unversehens steht er vor dem Wachposten und fragt nach dem Feldgeschrei, d. h. nach dem militärischen Erkennungswort, das für jenen Abend den aufziehenden Wachen gegeben

worden war. Der junge Mann rief, noch immer in seine seligen Betrachtungen vertieft, unwillkührlich aus: „Das kostbare Blut Jesu Christi!“ Kaum aber war ihm das Wort über die Lippen, so erwacht er zur vollen Besinnung und giebt dem erstaunten Offizier das richtige Wort an, und Letzterer geht weiter. Durch den langen Gang des Gewölbes aber, das vermöge seiner eigenthümlichen Bauart jeden Ton schnell und deutlich von einem Ende zum andern trägt, war jener erste Ausruf der außenstehenden Wache hörbar und verständlich bis zu dem inneren Thore gedrungen, wo Armour Wache stand. Auch er war, wie sein Freund, in Betrachtungen geistlicher Art versunken; während aber dieser sich in der Gewißheit der Sündenvergebung durch das kostbare Blut Christi selig fühlte, war unserm Armour eben in jener stillen Mitternachtsstunde noch gar bange ums Herz und er seufzte um Gnade. Als nun wie eine Geisterstimme aus der Höhe der Ausruf: „Das kostbare Blut Jesu Christi!“ in sein Ohr und Herz fiel, da war es ihm wie eine Antwort aus dem Vaterherzen Gottes, die ihm mit einem Male die ganze Last seiner Sünden von der Seele nahm. Es ist dies der denkwürdige und für ihn ewig unvergeßliche Augenblick gewesen, in welchem er zum vollen Genuß der freien Gnade Gottes in Christo durchdrang, und von nun an war auch sein Sinn auf nichts Anderes gerichtet, als darauf, daß er durch sein ganzes Leben den Namen dessen verherrliche, der so Großes an ihm gethan hatte.

Es dauerte nicht lange, so wurde ein Theil des Regiments, in welchem Armour auf Gibraltar stand, nach einer andern weitentfernten englischen Besitzung, nach der Insel Ceylon, versetzt. Armour war einer von ihnen. Wir werden ihn dort wieder treffen.

---

2. Ein Blick auf Ceylon.

Die neue Heimath, in welche sich Armour versetzt sah, stach von dem dürren und kahlen Fels von Gibraltar wunderbar ab. Ceylon ist eine der herrlichsten Inseln der Welt. Von der Südostspitze Ostindiens nur durch eine 30 Stunden breite Meerenge getrennt, dehnt sie sich 120 Stunden lang von Norden nach Süden und etwa 60 Stunden in ihrer größten Breite von Westen nach Osten aus, und ist demnach größer als Baiern und Würtemberg zusammengenommen. Eine prächtige Gebirgskette, welche an ihren Seitenwänden mit dem üppigsten Grün tropischer Wälder geschmückt ist, beginnt im Norden der Insel, steigt immer höher auf bis gegen die Mitte derselben, wo sie in der sogenannten Adamsspitze ihre höchste Höhe erreicht, und senkt sich dann in allmähligen Abdachungen gegen die südliche Küste hinab. Das Innere jener feuchten und üppigen Wälder ist nur sparsam von einem wilden, schwer zu zähmenden Volksstamme, wahrscheinlich den Urbewohnern der Insel, bevölkert, wimmelt dagegen von Elephanten, Tiegern, Leoparden und Affen. Der breite, ebene Küstensaum dagegen, wo die tropische Hitze durch die regelmäßigen Seewinde gefühlt und gemildert wird, ist mit fetten Reisfeldern, reichen Kaffeepflanzungen und duftenden Zimmetgärten bedeckt, zwischen welchen die Palmenhaine ihre schlanken Stämme und majestätischen Kronen erheben. Der Fruchtbarkeit des Landes, das wie in ewigem Frühling mit duftigem Blüthenschmucke prangt, und der malerischen Pracht seiner Landschaften kommt kaum ein anderes Land der Erde gleich.

Aber freilich gilt hier in vollem Sinne das Wort des seligen Bischofs Heber, der gesungen hat:

Gewürzte Düfte weben
  Sanft über Ceylons Flur;
Es glänzt Natur und Leben:
  Schlecht sind die Menschen nur.

Umsonst sind Gottes Gaben
So reichlich ausgestreut;
Die blinden Heiden haben
Sich Holz und Stein geweiht.

Die Einwohner Ceylons nämlich oder die Singalesen, wie man sie nennt, sind, wie ihre Nachbarn, die Hindu's von Ostindien, in tiefes, finsteres Heidenthum versunken. Die nördliche Hälfte der Insel, welche ohne Zweifel von Ostindien her bevölkert wurde, wird von tamulischen Hindu's bewohnt, die in ihrem vielgestaltigen Götterdienst, wie in ihren Sitten, in Sprache und Körperbau wenig von den Tamulen des Festlandes verschieden sind, während unter den eigentlichen Singalesen, welche die südliche Hälfte des Landes inne haben, der Buddhismus herrscht, — eine Religion, die den Geist ihrer Bekenner aufs traurigste zerrüttet und abgestumpft hat. Ceylon wimmelt von Buddhatempeln, in deren innerstem Heiligthum das colossale Bild des sitzenden, beschaulich träumenden und in sich selbst versunkenen Götzen zu stehen pflegt. Die Zahl der Priester, denen die Hut der Tempel und die Ausübung der götzendienerischen Gebräuche obliegt, ist außerordentlich groß. Und ein faules, anmaßendes, bettelhaftes Geschlecht ist es um diese Priester. Jeden Morgen kann man sie schaarenweise in ihren gelben Umwürfen, mit ihren glatt geschorenen Häuptern und nakten Füßen bettelnd von Thüre zu Thüre gehen sehen; da stehen sie dann, ohne ein Wort zu sagen, den Korb in der Hand, und gehen nicht von dannen, bis sie eine Gabe von Reis und Früchten empfangen haben. Das Volk im Allgemeinen ist sanft und höflich, aber voll Tücke und Lüge, für göttliche Dinge stumpf, und in den Dienst des Fleisches tief versunken und verstrickt.

Im Jahre 1506 schon setzten sich die Portugiesen auf Ceylon fest und unterwarfen sich einen großen Theil der Insel. Haben diese ersten Eroberer auch etwas für das ewige Heil des Landes und seiner Bewohner gethan? Ja wohl, in ihrer Weise! Sie führten in allen Küstendistrikten prachtvolle Kirchen auf, überschwemmten das Land mit

römischen Priestern und Mönchen, tauften mit großer Hast Tausende von Eingeborenen und richteten sie zum Ceremoniendienst der römischen Kirche ab. Der berühmte katholische Missionär Franz Xavier allein soll hier in kurzer Zeit 40,000 Heiden getauft haben. Aber wir lesen nichts davon, daß man das Evangelium gepredigt oder die heilige Schrift dem Volke in die Hände gegeben hätte. Wohl aber zerstörten und verbrannten sie die Götzentempel, und straften aufs Grausamste Jeden, der noch götzendienerisches Wesen trieb. So gieng es fort bis im Jahr 1685 die Holländer kamen, ihre Vorgänger verjagten und sich fast der ganzen Insel bemächtigten. Diese neuen Herrscher waren Protestanten. Sie brachten mit sich das Wort Gottes und die lautere Lehre von der Rechtfertigung des Sünders durch den Glauben an Jesum; evangelische Prediger aus Holland erschienen bald auf der Insel, und man kann wohl sagen, daß in ihnen der gleiche Bekehrungseifer glühte, wie in den Portugiesen; aber auch ihr Verfahren dabei war leider das gleiche. Ja sie fügten noch ein neues Uebel hinzu. Sie suchten die Singalesen dadurch zum Christenthum zu verlocken, daß sie Jedem, der das holländische Glaubensbekenntniß unterschrieb, einträgliche Stellen und Aemter bei der Regierung anboten, dagegen jede Regierungsanstellung, ja selbst die Verpachtung des kleinsten Stückchens Land einem Jeden verweigerten, der sich nicht taufen ließ. Dadurch wurden freilich Tausende und Zehntausende in die äußere Kirchengemeinschaft hereingelockt. Schon im Jahr 1688 werden in einem einzigen Distrikte bei 180,000 protestantische Christen aufgeführt. Aber was für Christen das waren, das kann ein einziges Beispiel anschaulich machen.

Ein Missionär fragte nemlich einst einen Singalesen: „Bist du ein Buddhist?“

Nein, war die Antwort.

„Bist du ein Muhammedaner?“

Nein.

„Bist du ein römischer Katholik?“

Nein.

„Welche Religion hast du denn?“

Die Gouvernementsreligion! war die Antwort.

Doch gab es auch unter den holländischen Geistlichen, welche auf der Insel das Missionswerk sich angelegen sein ließen, manche edlern Geister, die das Fruchtlose einer solchen Bekehrungsweise erkannten und eine gründlichere Methode einschlugen. Sie sahen ein, daß die Singalesen nimmermehr zu einem wahrhaft christlichen Volke könnten erzogen werden, wenn ihnen nicht auf dem Wege des Unterrichts und der Herzensüberzeugung das Evangelium nahe gebracht und vor Allem die Bibel in ihrer Sprache in die Hände gegeben würde. Mehrere unter ihnen machten darin einen schönen Anfang; aber das war doch nur wie ein Tropfen ins Meer, und im Ganzen und Allgemeinen wurde in jener unseligen Methode der Zwangs- und Bestechungsbekehrung nichts geändert, bis der HErr auch den Holländern diese herrliche Insel wieder nahm und sie den Engländern gab. Dies geschah im Jahr 1795, und von diesem Zeitpunkt an trat auch in Beziehung auf das Missionswerk eine ganz neue Periode für Ceylon ein.

Die neuen englischen Regierungsbeamten nemlich machten das äußere Bekenntniß zum Christenthum so wenig zur Bedingung für die Uebernahme eines weltlichen Amtes oder für die Gewährung eines zeitlichen Vortheils, daß vielmehr ein Jeder, der die sonstige Befähigung für ein Amt besaß, er mochte im Uebrigen Heide oder Muhammedaner oder Christ sein, ohne Schwierigkeit dazu zugelassen wurde. Anfangs konnten die Eingeborenen von Ceylon kaum glauben, daß das äußere Bekenntniß zum Christenthum von nun an kein Gewicht mehr in die Wagschale des zeitlichen Vortheils legen sollte. Als sie aber sahen, daß es damit wirklich ernst gemeint sei, als vollends die holländischen Geistlichen verbannt und den eingeborenen Katechisten und Lehrern die Gehalte von der Regierung nicht mehr ausbezahlt wurden, und somit Gottesdienst und Schulen bald ganz aufhörten, da fielen die „Regierungs-Christen“ zu

Tausenden wieder ins Heidenthum zurück. Im Jahr 1802 zählte man im nördlichen (tamulischen) Distrikt noch 136,000 eingeborene Christen; aber schon im Jahr 1806 gab es dort nicht Einen mehr, der nicht wieder Heide geworden wäre. Im südlichen (singalesischen) Distrikt fanden sich im Jahr 1801 nicht weniger als 340,000 Getaufte; im Jahr 1810 war mehr als die Hälfte in den Buddhismus zurückgefallen und noch täglich schmolz ihre Zahl zusammen. Die Götzentempel erhoben sich wieder auf den Trümmern der zerfallenen Kirchen, und ihre Zahl stieg in den ersten eilf Jahren der brittischen Herrschaft von 300 auf 1300.

Dies war die Lage der Dinge, als unser Freund Armour von Gibraltar her auf der Insel Ceylon mit seinem Regimente eintraf. Wenden wir uns nun wieder zu ihm.

---

3. Die Uebersetzungsarbeit.

Der Sitz der englischen Regierung auf Ceylon ist die Stadt Colombo an der südlichen Westküste der Insel. Hier wohnt der englische Gouverneur mit den übrigen Hauptbeamten; hier liegt auch der größte Theil der englischen Truppen, denen der Schutz dieser herrlichen Besitzung der brittischen Krone anvertraut ist. Hieher wurde Armour mit einem Theil seines Regiments stationirt.

Dieser wackere Soldat, der nicht blos den Waffenrock seines irdischen Königs in Ehren trug, sondern auch in der Waffenrüstung seines himmlischen Königs Jesus treu und untadelig einhergieng und für die Ehre dieses Königs aller Könige glühte, sah mit unbeschreiblichem Schmerz und Mitleid auf die Tausende armer blinder Heiden, die täglich vor seinen Augen einem sinnlosen Götzendienste fröhnten und ohne Gott, ohne Heiland, ohne Trost und Hoffnung dahin giengen. Vor Allem aber erfüllte ihn mit Wehmuth die Wahrnehmung, wie so viele Tausende, die bisher den Namen Christi getragen, wieder ins Heidenthum zurücksanken,

weil sie keinen Hirten hatten, der sie zu der frischen Wasserquelle des lautern Evangeliums führte. Er konnte das Alles nicht mit ansehen, ohne in seinem Gewissen den Ruf zu vernehmen: „Gehe du hin und weide diese meine Lämmer.“ Dies ließ ihm auch bald keine Ruhe mehr. Was ihm von seinem nicht sehr schweren militärischen Dienst an Zeit übrig blieb, verwandte er auf Erlernung der singalesischen Sprache. Seine frühere gute Erziehung und seine nicht unbedeutenden Gaben, vor Allem aber der Drang der Liebe und der Segen Gottes, erleichterten ihm wunderbar diese Arbeit. Schon nach wenigen Monaten konnte er sich den Eingeborenen verständlich machen, und nun ruhete er nicht, bis er einige Heidenkinder um sich versammelt hatte, denen er täglich von Jesus erzählte und sie in den Wahrheiten des Evangeliums unterwies. Er ließ sich durch keinen Spott und Hohn seiner Kameraden einschüchtern oder aufhalten. Wenn die Freistunden in der Kaserne kamen, und die andern europäischen Soldaten entweder spielten und tranken, oder die Hitze des Tages verschliefen, sah man ihn unter dem Schatten eines Baumes im Kreise seiner schwarzen Kinder sitzen und zu ihnen von der Liebe Gottes in Christo Jesu reden. Das waren seine seligsten Stunden.

Aber der HErr hatte unsern Armour zu wichtigeren Dingen aufbehalten. Die englische Regierung auf Ceylon fieng nach und nach an, mit Besorgniß das Zusammenschmelzen der Zahl der Christen, das schnelle Wachsthum des Heidenthums, und ebendamit auch die erschreckende Zunahme heidnischer Gräuel wahrzunehmen. Sie rief die verbannten holländischen Geistlichen wieder zurück, stellte die eingegangenen Schulen wieder her und gründete vor Allem in Colombo selbst eine höhere Bildungsanstalt für Eingeborene, die zu Lehrern ihrer Landsleute erzogen werden sollten. Woher aber sollte der Gouverneur die nöthigen Lehrkräfte für eine solche Anstalt erhalten? Da lenkte der HErr sein Auge auf unsern Armour, von dessen ausgezeichneter Begabung hiefür überall nur Eine Stimme war. Und siehe da, derselbe einfache, oft verhöhnte Soldat, der

bisher arme Heidenkinder mit kindlicher, liebender Geduld unter dem Schatten der Bäume unterwiesen hatte, stand bald als Oberlehrer an der Spitze der neuen Bildungsanstalt, und hatte nun die selige Aufgabe, junge kräftige Singalesen für das Heil ihres armen Volkes zu erziehen.

Inzwischen sollte bald für Ceylon eine neue schönere Periode evangelischer Mission anbrechen. Im Jahre 1812 landete der erste Baptisten-Missionar auf der Insel, an den sich bald andere gleichgesinnte Männer anschlossen. Den Baptisten folgten im Jahr 1814 die Methodisten, im Jahr 1816 die Sendboten der amerikanischen Missionsgesellschaft, im Jahr 1818 endlich die Arbeiter der englisch-bischöflichen Missionsgesellschaft. Sie Alle, so verschieden sie auch in ihren religiösen Anschauungen sonst sein mochten, waren darin vollkommen Eins, daß es sich nicht darum handle, durch Zwang oder durch Aussicht auf zeitliche Vortheile eine möglichst große Anzahl von Namenchristen in die Kirche hereinzulocken, sondern daß es gelte, die Gemüther der Eingeborenen von der Thorheit und Sündlichkeit des Götzendienstes und der alleinigen Wahrheit des Christenthums zu überzeugen, ihre Gewissen zu schärfen, ihre Herzen zu erwärmen, das Evangelium von Jesu Menschwerdung und Versöhnung ihnen süß und theuer zu machen, — mit Einem Wort, sie zu wahren und lebendigen Christen zu machen, die den Vater im Geist und in der Wahrheit anbeten. Das war freilich eine schwerere, langsamere und unscheinbarere Arbeit; aber nur auf diesem Wege kann ja die Kirche Christi gegründet und gebaut werden.

Was bald als eines der ersten und wichtigsten Erfordernisse für das Gelingen solcher Aufgabe sich erwies, das war die Uebersetzung und der Druck der heiligen Schrift in der Landessprache. Und hier ist es billig, daß wir in ehrender Weise der werthvollen Vorarbeiten gedenken, die schon in der Zeit der holländischen Herrschaft zu Stande gekommen waren.

Es war zuerst der wackere holländische Prediger Konge zu Colombo, der in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts sich an die Uebersetzung des Neuen Testaments ins Singalesische machte und die vier Evangelien zu Stande brachte, welche dann im Jahr 1739 mittelst der freundlichen Unterstützung des damaligen Gouverneurs van Imhoff im Druck erschienen. Erst viel später machten sich zwei andere holländische Geistliche, Tybrand und Philips, daran, die übrigen Theile des Neuen Testaments zu übersetzen, so daß

im Jahr 1783 das Ganze zu Colombo im Druck erscheinen konnte. Um dieselbe Zeit machte ein vornehmer Singalese, Namens Philipp Philipps Wehayacone, der zuerst in dem holländischen Seminar zu Colombo, dann auf einer Universität in Holland für das Predigtamt ausgebildet und später ordinirt worden war, sich's zur Lebensaufgabe, auch das Alte Testament für sein Volk ins Singalesische zu übertragen. Bereits war er bis zum Hiob vorgeschritten, als der Tod ihn mitten aus seiner Arbeit hinwegraffte. Sein Manuscript wurde als ein werthvoller Schatz in den Archiven der holländischen Kirche zu Colombo niedergelegt und da aufbewahrt, bis eine andere tüchtige Hand darüber käme, um es zu vollenden. Aber siehe, da brachen die Kriegsunruhen aus, die mit der Vertreibung der Holländer durch die Britten endigten. Das Manuscript wurde vergessen, und die englische Regierung kümmerte sich, wie wir sahen, lange nichts um die kirchlichen und religiösen Angelegenheiten des singalesischen Volks.

So standen die Dinge, als ums Jahr 1812 die ersten englischen Missionäre auf Ceylon ankamen. Sie fanden auf der Insel im Ganzen noch etwa 200,000 eingeborene Christen vor, wovon 150,000 Protestanten waren. Aber ihre Zahl schmolz von Monat zu Monat mehr zusammen, da es ihnen gänzlich an geistlicher Pflege und Nahrung fehlte. Da war es natürlich, daß die Missionäre vor allen Dingen darauf hinarbeiteten, das gedruckte Wort Gottes den Christen in die Hände zu geben, damit wenigstens auf diesem Wege die Erkenntniß der Wahrheit unter ihnen erhalten und befördert würde. Man suchte das von den Holländern übersetzte und gedruckte Neue Testament, das bereits sehr selten geworden war, wieder auf, um eine neue Auflage zu drucken; es bildete sich eine eigene Hülfsbibelgesellschaft zu Colombo (1812), unter deren Leitung der neue Abdruck veranstaltet werden sollte, und im Jahr 1814 war eine Auflage von 2000 Exemplaren fertig. Aber bald fand es sich, daß diese alte Uebersetzung sehr mangelhaft und in vielen Stellen für das Volk völlig unverständlich war. Die Nothwendigkeit einer Verbesserung und Ueberarbeitung leuchtete Allen in die Augen. Aber wer sollte diese übernehmen? Wer war der Sprache mächtig genug? Zwar befand sich ein englischer Geistlicher Namens Tolfrey auf der Insel, der vermöge seiner gründlichen Kenntniß des Singalesischen besonders dazu befähigt zu sein schien, und er war es auch, der sich bereitwillig zu der wichtigen Aufgabe verstand;

allein er war mehr ein Gelehrter, als ein Mann des Volks, und deshalb war zu befürchten, daß sein Styl bei der neuen Uebersetzung allzugelehrt und darum auch wieder dem Volke unverständlich sein werde. Sagt doch auch Luther, dieser größeste und vollkommenste unter allen Bibelübersetzern: „Man muß beim Uebersetzen nicht die gelehrten Bücher, sondern die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markte fragen, wie man soll deutsch reden." Dasselbe gilt bei allen ähnlichen Arbeiten, die dem Volke zu Gute kommen sollen.

Jetzt war die Stunde gekommen, wo es unsrem Freunde Armour, der dort auf dem Fels von Gibraltar den Heiland gefunden hatte, klar werden sollte, zu was ihn die Hand seines Gottes bis dahin erzogen und aufbehalten hatte. Tolfrey's Auge wurde auf den unscheinbaren früheren Soldaten und nunmehrigen Schullehrer gelenkt, und bald finden wir diese Beiden, den gelehrten Tolfrey und den einfältigen, frommen Armour, mit einander vereinigt, um das große Werk der singalesischen Bibelübersetzung auszuführen. Von nun an widmete Armour die besten Stunden des Tages und seine ganze Kraft dieser seligen Arbeit. Wie er einst in süßer Wonne mit den armen schwarzen Kindern unter den weitschattigen Zweigen einer Baniane gesessen, um ihnen von Jesus zu erzählen, so saß er jetzt Stunden und Tage lang mit seinem gelehrten Freunde auf der Veranda seines Hauses, um das Wort Gottes ins Singalesische zu übertragen. Der HErr ließ es den theuern Männern gnädig gelingen. Schon im Jahr 1815 waren sie mit dem Neuen Testament fertig, und die ersten Probebogen wurden gedruckt und verbreitet.

Mit unbeschreiblicher Freude und großer Begierde wurde von den Eingeborenen das Evangelium Matthäi, das zuerst in Umlauf gesetzt wurde, aufgenommen, und bereits im Jahr 1816 konnten einige herzerfreuliche Züge von der gesegneten Wirkung dieses Buches mitgetheilt werden. Hören wir einen davon, wie er von dem angesehenen Oberrichter der Insel, Sir Alexander Johnston, um jene Zeit mitgetheilt wird. „In der Geschichte des vornehmen Singalesen Radoris," schreibt er im Jahr 1816, „gibt es einige Umstände, die besonders der Beachtung werth sind und für Jeden äußerst interessant sein müssen, dem die Verbreitung des Evangeliums am Herzen liegt. Radoris verließ als hochangesehener buddhistischer Lehrer sein Vaterland Ceylon im Jahr 1808 mit achtzehn seiner Schüler, um im Königreich

Ava, das seit langer Zeit als der Hauptsitz des Buddhismus angesehen wird, seine Studien zu vollenden. Nach einem fünfmonatlichen Aufenthalt in Madras langte er in Amirapura, der sogenannten „ewigen Stadt", (im Königreich Ava) an, zog dort bald die Aufmerksamkeit des Königes selbst auf sich, wurde von ihm mit Ehren aller Art überhäuft und endlich sogar zum Maha Nayaka, d. h. Oberpriester, erhoben. Im Jahr 1811 kehrte Nadoris nach Ceylon zurück, ließ sich in dem berühmten Tempel zu Galle nieder und machte von dort aus häufige Besuche bei den verschiedenen Buddhistenpriestern des Landes, unter denen er wegen seiner Würde, seiner Gelehrsamkeit und seiner außerordentlichen Gaben in hohem Ansehen stand. Eben damals aber fieng die neue Uebersetzung des Matthäus an in Umlauf zu kommen. Auch in Nadoris Hand kam ein Exemplar. Er las es mit Ernst und Nachdenken wiederholt durch und wurde bald von dem ungeheuern Unterschied betroffen, der zwischen den sinnlosen Fabeln des Buddhismus und den einfachen, heiligen und herzergreifenden Wahrheiten des Evangeliums besteht. Er begab sich, tief beunruhigt in seinem Herzen, nach Colombo, um dort sich weiter nach der christlichen Religion zu erkundigen, und die wiederholten Unterredungen mit den dortigen Missionären benahmen ihm die letzten Zweifel. Er gab seine Oberpriesterwürde, seine Einkünfte, sein ganzes Ansehen auf, beugte sich zu Jesu Füßen und ließ sich mit seinem Schüler Don Andris auf den Namen des dreieinigen Gottes taufen."

Solche Erfahrungen hoben den Muth und die Freudigkeit der beiden Männer, die mit dem Werk der Uebersetzung beschäftigt waren, aufs höchste. Schon war bis auf wenige Bogen das ganze Neue Testament gedruckt, als das herrlich fortschreitende Werk von einem schweren Schlage betroffen wurde. Tolfrey, der tiefe Sprachkenner, wurde im Februar 1817 durch den Tod hinweggerafft. Armour, bis ins Innerste erschüttert, stand nun allein; es war ihm gleichsam der rechte Arm abgehauen. Aber er verzagte nicht. Der mehrjährige Umgang und Verkehr mit Tolfrey hatte ihn selbst in der Kenntniß der Sprache so gefördert, daß er nun ohne Widerspruch als der erste Kenner des Singalesischen galt. Zugleich waren andere Männer inzwischen aufgestanden, die gleichfalls unter Tolfrey's Anleitung eine gründliche Kenntniß der Sprache sich erworben hatten. Im Verein mit ihnen setzte Armour seine Arbeit muthig und unermüdet fort.

Mittlerweile war in den Archiven zu Colombo das lange vergessene und vergrabene Manuscript aufgefunden worden, das eine Uebersetzung des Alten Testaments bis zum Buche Hiob enthielt. Dasselbe wurde unserm Armour und seinen Freunden zur Durchsicht übergeben. Er erkannte bald, daß es eine treffliche Vorarbeit sei, daß sie aber dennoch der Ueberarbeitung bedürfe. Kaum war deshalb das Neue Testament (1817) vollständig im Drucke erschienen, so machte er sich auch an das Alte Testament. Im Jahr 1818 erschienen 1000 Exemplare des ersten Buchs Mose im Druck; im folgenden Jahre wurden die Psalmen und Sprüchwörter fertig. Im Jahr 1823 lag das ganze Alte Testament in drei Quartbänden vollendet da. Erst im Jahr 1830 erschien die ganze heilige Schrift in kleinerem Format in Einem Bande.

Das waren Tage des Dankes und der Freude für Armour, die keine Feder zu beschreiben im Stande ist. Seine Seele floß über vor Dank, daß er gewürdigt worden war, einem ganzen Heidenvolke das Wort des Lebens in seiner eigenen Sprache zu geben. Seine ganze Lebensführung stand vor seinen staunenden Augen da wie ein göttliches Kunst- und Meisterwerk, in welchem Alles, auch das Kleinste, so geordnet war, daß es nur auf Ein hohes und herrliches Ziel hinsteuerte. Selbst seine Jugendsünden, die ihn einst zum böswilligen Verlassen seiner ehrwürdigen Eltern veranlaßt hatten, und für die er längst tiefe Buße gethan und im Blute Jesu Vergebung gefunden hatte, — selbst sie erschienen ihm jetzt, gleich jener Sünde der Brüder Josephs, als eine geheimnißvolle Zulassung Gottes, aus welcher Seine wunderbare Barmherzigkeit Gutes hervorzubringen verstand.

Der Tag, an welchem Armour zur ewigen Ruhe eingieng, ist unbekannt; selbst die Stelle, wo seine Gebeine modern, weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß auch von ihm das Wort des Apostels (Offenb. 14, 13.) gilt: „Selig sind die Todten, die in dem HErrn sterben, von nun an. Ja, spricht der Geist, daß sie ruhen von ihrer Arbeit; denn ihre Werke folgen ihnen nach."

1856.
Redactor: Dr. Albert Ostertag.
Gedruckt und in Commission bei Felix Schneider in Basel.
Preis pr. Jahrgang von 4 Nummern 25 Cents.

Bibelblätter,

herausgegeben

von der Bibelgesellschaft in Basel.

Nro. 3. Die Bibel unter den Aussätzigen auf der Robben-Insel. — 1. Eine bejammernswerthe Reisegesellschaft. — 2. Die ersten Erfahrungen auf Robben-Eiland. — 3. Die Triumphe der göttlichen Liebe. 1856.

Die Bibel unter den Aussätzigen auf der Robben-Insel.

1. Eine bejammernswerthe Reisegesellschaft.

In den letzten Tagen des Dezember 1845 sah man einen ganzen Zug von schwerfälligen, mit grober Leinwand gegen die Sonne geschützten und von Ochsen gezogenen Leiterwägen langsam der Capstadt in Südafrika sich nahen. Sämmtliche Wägen waren von einer Art von Auswanderern besetzt. Einen traurigeren und kläglicheren Zug von Reisenden aber hat die Welt kaum je gesehen. Es waren fast lauter Aussätzige, — Männer, Weiber und Kinder, Schwarze, Braune und Weiße, Kaffern und Hottentotten, Neger und Hindu's, Engländer, Franzosen, Holländer und Deutsche, Alle behaftet mit der schrecklichsten aller Krankheiten, die Einen nur eben von den ersten Spuren des Uebels befallen, Andere bereits halb zerfressen und verstümmelt, noch Andere gleich lebenden Leichen dem Grabe entgegeneilend.

Der Aussatz ist uns in unsern Ländern fast nur aus der Bibel bekannt; das Morgenland aber und der Süden

von Afrika sind noch bis auf den heutigen Tag von dieser schauerlichen und fast durchaus unheilbaren Krankheit vielfach heimgesucht. Wenn er auch nicht gerade ansteckend ist, so ist er doch in den meisten Fällen erblich von den Eltern auf die Kinder, so daß oft durch zwei und drei Generationen hindurch diese Plage sich forterbt, bis die damit behaftete Familie ausstirbt. Häufig ist der Aussatz die schreckliche Strafe für ein in Wollust und andern Ausschweifungen vergeudetes Leben, und da kommt zu der leiblichen Qual oft noch der nagende Wurm des strafenden Gewissens und die Verzweiflung. Gewöhnlich beginnt die Krankheit mit der Erscheinung von Knollen und Knoten im Gesicht und an den Gliedern. Dann wirft sich jeweilen das Uebel vorzugsweise auf die Füße und Schenkel, wobei diese außerordentlich anschwellen, hart werden und mit einer schuppigen Haut sich bedecken. Meist aber wird der ganze Leib angegriffen. Das Gesicht wird aufgedunsen und talgicht glänzend, der Blick stier, das Auge thränt fortwährend, die Stimme wird dumpf und hohl, alle Sinne werden abgestumpft, schmerzhafte Geschwüre brechen überall auf, die Finger und Zehen sterben ab und werden gliedweise abgelöst oft bis zur Handwurzel oder den Fußknöcheln; damit verbindet sich Schlaflosigkeit, Trübsinn, Verzweiflung und oft Wahnsinn. Die Krankheit dauert oft 20 und mehr Jahre, meistens aber ist ihr Verlauf schneller und der Tod tritt schon nach wenigen Jahren, oft ganz plötzlich ein. Einen jammervolleren Zustand und einen beklagenswertheren Anblick gibt es nicht, als den eines Aussätzigen.

Auf der Capkolonie, wo dieses schreckliche Uebel unter dem Namen der Lazaruskrankheit bekannt ist, kommt sie leider nur zu häufig vor, hauptsächlich unter den ärmeren und verwahrlosten Klassen der Bevölkerung. Als noch die Holländer das Capland inne hatten, wurde nichts für diese Unglücklichen gethan, zumal da sich die Krankheit damals meist nur bei den Eingeborenen, den Hottentotten und Buschmännern, fand, die man ja kaum als menschliche Wesen ansah und behandelte. Seitdem aber die Engländer

Besitz von diesem wunderherrlichen Lande genommen haben (1814), und seitdem sich die weiße eingewanderte Bevölkerung so außerordentlich vermehrt hat, mußte die Aufmerksamkeit der englischen Colonialregierung nothwendig sich auf die vielen Unglücklichen richten, die an der schrecklichen Krankheit litten. Gleichwie nun schon im mosaischen Gesetz die völlige Absonderung solcher Kranken von der übrigen Gesellschaft verordnet war, so hielt es auch das englische Gouvernement in der Capstadt für nothwendig, alle diejenigen Aussätzigen, die von ihren eigenen Familien wegen Armuth oder anderer Umstände nicht zweckmäßig versorgt werden konnten, an einem abgelegenen und möglichst gesunden Punkte zu sammeln und unter besondere Aufsicht und Pflege zu stellen. Dieß geschah etwa ums Jahr 1820 in einer ungefähr 10 Stunden von der Capstadt entfernten, äußerst reizenden und gesunden Gegend, die den holländischen Namen Hemel en Aarde, d. h. Himmel und Erde, trug. Welch ein Contrast zwischen dem Elend und Jammer der Unglücklichen, die dahin verpflanzt wurden, und dem glänzenden Namen des Ortes! Und doch lag eine Wahrheit selbst in diesem Contrast. Denn während einerseits das ganze Elend der durch Sünde und Tod verwüsteten Erde sich an diesen Unglücklichen auf schauerliche Weise abspiegelte und gleichsam in ihnen seine Spitze erreichte, offenbarte sich andererseits gerade hier etwas, das vom Himmel stammt, etwas von der helfenden und rettenden Liebe, die eine Tochter des Himmels ist. Denn die Regierung baute den Kranken saubere, bequeme Häuschen, in denen sie zu vier und sechs beisammen wohnten, sorgte für gesunde Nahrung und Kleidung, gab jedem ein Stückchen Land, das er zum Garten umwandeln konnte, in welchem die herrlichen Blumen und Früchte des Caplandes gediehen, und ließ einen Arzt beständig in ihrer Nähe wohnen, der den Kranken alle mögliche Hülfe und Pflege angedeihen ließ. Und mehr noch als das! Seit 1823 sandte die Regierung dahin treue Männer des Glaubens, welche diesen Elendesten unter allen Elenden den süßesten Trost und die wirksamste Er-

quickung brachten, indem sie ihnen Jesum verkündigten, der als Retter von allem Elend zu uns vom Himmel gekommen ist. Und damit sie diesen Trost um so vollständiger genießen könnten, baute die Regierung ein Kirchlein mitten unter den Hütten der Kranken. Ja, es lag eine Wahrheit in dem Namen „Hemel en Aarde.“

Aber wie kommt es, daß wir plötzlich diese Unglücklichen nicht mehr in ihrer stillen Abgeschlossenheit, bei ihren wohnlichen Hütten und blühenden Gärtchen zu Hemel en Aarde, sondern auf schwerfälligen Reisewägen in der Nähe der Capstadt, wie einen Zug von Auswanderern, finden?

Es war am 1. Dezember des Jahres 1845, daß Major Barnes, ein englischer Beamter aus der Capstadt, bei den Hütten der Aussätzigen eintraf mit einem Brief von der Regierung. Darin stand der Beschluß, daß die Kranken sämtlich von ihrem bisherigen Wohnort nach einer kleinen Insel, gegenüber der Capstadt, Robben-Eiland genannt, sollten verpflanzt werden. Die Gründe waren ebenso natürlich als menschenfreundlich. Auf der einen Seite nemlich konnte die Abgeschlossenheit der Aussätzigen von dem Verkehr mit der übrigen Bevölkerung je länger je weniger vollständig beobachtet werden, zumal da die Zahl der Ansiedler in jener Gegend immer mehr zunahm; andererseits hatten die Aerzte erklärt, daß Seeluft und Seebäder auf die Kranken äußerst heilsam und wohlthätig einwirken würden. So einleuchtend dieß war, so verbreitete doch die Nachricht davon großen Schrecken und viel Jammerns und Klagens in Hemel en Aarde. Waren doch gerade diesen armen Kranken ihre wohnlichen Hütten, ihre reizenden Gärtchen, ihre Kirche, selbst die Gräber ihrer Unglücksgenossen so theuer geworden, daß der Gedanke ans Scheiden und die Aussicht, auf eine einsame öde Insel versetzt zu werden, ihnen nicht weniger schwer erschien als der Tod.

Major Barnes, ein sehr menschenfreundlicher Mann, ließ am folgenden Tage die ganze Gemeinde, so viele ihrer sich fortschleppen konnten, in die Kirche zusammen kommen, und machte sie mit den Absichten der Regierung bekannt.

Er versicherte sie, daß sie im Ganzen bei diesem Wechsel gewinnen würden, und daß sie auf ihrem neuen Wohnplatz Annehmlichkeiten und Vortheile finden werden, deren sie bisher sich nicht erfreut hätten. Aber nur Weinen und Wehklagen war die Antwort. Da erhob sich eine Stimme aus der Versammlung: „Wird auch unser Lehrer mit uns gehen?" Barnes versprach, bei der Regierung sich dafür zu verwenden. Von diesem Augenblick an schienen die Unglücklichen beruhigt zu sein. Sie erklärten sich bereit, von hinnen zu ziehen.

Schon am 6. Dezember fuhr der erste Wagen mit sechs Kranken nach der Capstadt ab; andere folgten bald darauf, bis am 28. desselben Monats die letzte Parthie von 40 Aussätzigen von Hemel en Aarde Abschied nahm. So oft eine Anzahl derselben den ihnen theuer gewordenen Ort verließ, ward eine Abschiedsstunde mit ihnen in dem Kirchlein gehalten, wobei diejenigen, die den HErrn Jesum bereits lieb gewonnen hatten, ermahnt wurden, Ihm treu zu bleiben und durch ihren ganzen Wandel zu beweisen, was das Blut Christi an ihren Herzen gewirkt hatte. Den Gleichgültigen und Stumpfen dagegen wurde mit heiligem Ernst ins Gewissen geredet, zu dieser ihrer Zeit zu bedenken, was zu ihrem Frieden diene, und ihre Seligkeit zu schaffen mit Furcht und Zittern. Diese Abschiedsstunden waren Stunden tiefen Schmerzes und vieler Thränen, bei manchen wohl auch Stunden eines unvergänglichen Segens; und wenn dann der scheidende Zug unter dem Absingen eines Abschiedsliedes sich in Bewegung setzte, da blieb meist kein Auge trocken und die umliegenden Höhen tönten wieder von dem lauten Wehklagen der Unglücklichen. Nur der letzte Zug, der am 28. Dezember von dannen fuhr, trat seine Reise, statt unter Seufzen und Thränen, mit fröhlichen Lob- und Dankliedern an. Denn wenige Tage zuvor war von der Regierung die erfreuliche Nachricht eingetroffen, daß ihr bisheriger treuer Lehrer und Freund, Missionar J. **Lehmann**, ihnen unverzüglich nach dem neuen Wohnort folgen und bei ihnen auch künftig bleiben solle.

Das war eine Freudenbotschaft, welche den Schmerz des Scheidens in lauten Jubel umwandelte.

---

2. Die ersten Erfahrungen auf Robben-Eiland.

Ehe das Jahr 1845 schloß, befand sich die ganze Schaar von Kranken, die bisher in Hemel en Aarde versammelt gewesen war, in ihren neuen Quartieren auf Robben-Eiland.

Diese kleine Insel, die kaum 3 Stunden im Umfang hat, liegt etwa zwei Meilen vom Lande entfernt und kann bei günstigem Winde leicht in wenigen Stunden in einem Boot erreicht werden. Sie liegt der Capstadt gerade gegenüber und bietet deshalb, zumal bei der reinen, durchsichtigen Atmosphäre des Südens, eine wunderbar schöne Aussicht auf das Festland dar. Denn da breitet sich vor dem staunenden Auge jenseits der blauen Meeresfluth, die zwischen dem Festland und der Insel nur die Breite eines mäßigen Landsees hat und beständig von großen und kleinen Schiffen aller Nationen wimmelt, zunächst am Ufer die reizende Stadt mit ihren schmucken weißen Wohnungen, ihren Kirchen und Palästen aus; unmittelbar hinter ihr liegen die zahllosen schönen Landhäuser mitten zwischen üppigem Grün; weiter hinten erheben sich die mit dichten Waldungen und Waiden bedeckten Vorberge, hinter welchen endlich der majestätische breitrückige Tafelberg sich erhebt, um die ganze Landschaft zu einem prachtvollen Ganzen abzuschließen.

Mit diesem wunderschönen Anblick aufs Festland bildet freilich die Beschaffenheit der Robben-Insel selbst einen unangenehmen Contrast. Sie ist durchaus flach, kahl und sandig; kein Baum gedeiht auf ihr als der zwerghafte Tabaksbaum, welchen der starke Wind, der fast beständig über die Insel hinstreicht, nicht hoch wachsen läßt. Rings um die Insel her, zwei Landungsplätze ausgenommen, ragen Felsen-

riffe über die Wasserfläche hervor, an denen sich die fortwährend bewegten Meereswogen mit einem Brausen und Toben brechen, das wie ein ferner Donner beständig über die ganze Insel gehört wird. Es vergeht kaum ein Halbjahr, daß nicht in Tagen des Sturms an diesen Felsen ein Schiff scheitert, und noch steht man am Nordwest-Ende der Insel hoch auf den Klippen das Wrack eines mächtigen Handelsschiffes, das hier vor mehr als 20 Jahren gescheitert ist. Außerdem liegen rings an den Ufern umher zahllose gewaltige Wallfischrippen und Wallfischschädel, die hier zu einer Zeit ans Land gespült wurden, als noch diese Gewässer von solchen Meerungeheuern wimmelten. Einen eigenthümlich traurigen und öden Anblick gewähren auf der Insel die Garten-, Hof- und Kirchhofzäune, welche eben aus diesen mächtigen Fischrippen gemacht sind.

Die Robben-Insel war bis zum Jahr 1845 als Zuchthaus für die Strafgefangenen der Capkolonie gebraucht worden. Deshalb fanden die Kranken von Hemel en Aarde bereits eine Anzahl von Wohnungen vor, die früher den Sträflingen gedient hatten und nun für die Aufnahme der Kranken hergerichtet worden waren. Selbst eine Kirche war da, sowie passende Wohnuugen für den Arzt, den Prediger und den Aufseher. Aber wie groß war der Unterschied zwischen hier und dem freundlichen Hemel en Aarde! Dort waren die Kranken in einzelne kleinere Häuschen vertheilt, jedes mit seiner Küche und seinem Gärtchen; hier waren sie in große Sääle zusammengeschaart, wobei Männer und Weiber getrennt wohnten; für einen ganzen Saal war nur Eine Küche vorhanden, in welcher Jeder seine eigene Mahlzeit sich zubereiten und täglich mit Gewalt sich eine Stelle am Heerde erkämpfen mußte. Von Gartenland zum Anbau war keine Rede. Was Wunder, wenn unter diesen Unglücklichen, deren Krankheit es ohnehin mit sich bringt, daß sie mürrisch und übelgelaunt sind, die Unzufriedenheit sich in lauten Klagen und Verwünschungen Luft machte!

Dazu kam noch ein anderer, viel schmerzlicherer Uebelstand. Der von der Regierung hieher gesandte Arzt war ein roher, unbarmherziger, gewissen- und gefühlloser Mensch, der die Kranken oft mit wahrer Unmenschlichkeit behandelte. Wenn seine üble Laune durch irgend etwas geweckt wurde, so konnte er die Unglücklichen mit seinem Stock über den Kopf schlagen, daß Blut floß, oder er stieß sie so roh vor die Brust, daß sie Blut zu speien anfiengen. Die Arzneien bereitete er selbst und war dabei so gewissenlos, daß er

öfters durch unvernünftige Dosen neue unheilbare Uebel herbeiführte. Einen Wahnsinnigen ließ er dafür, daß er einem Truthahn einige Federn ausriß, in Ketten schmieden und gab ihm nur halbe Kost, bis ihn nach 60 Tagen der Tod erlöste. Selbst der Leichnam mußte in seinen Ketten begraben werden. Oft mußten solche Mißhandelte, von Wunden bedeckt, wochenlang das Bett hüten, um sich von den empfangenen Schlägen zu erholen.

Welch eine Freudenstunde war es unter solchen Umständen für diese armen und unglücklichen Geschöpfe, als der Ruf sich unter ihnen verbreitete, daß ihr geliebter Lehrer von Hemel en Aarde angekommen sei. Am 6. Februar 1846 landete bei der Insel das Boot, das den Missionar Lehmann mit seiner Gattin brachte. Als er in die Sääle der Kranken trat, brach ein lauter Schrei des Entzückens aus. Wer gehen oder kriechen konnte, eilte heran, ihn zu grüßen, und die lauten Stimmen des Dankes gegen Gott, wie die stillen Thränen, die von mancher abgezehrten Wange flossen, waren ein Zeugniß von dem, was diese Armen in jenem Augenblicke empfanden.

Lehmann gehörte zur Brüdergemeinde. Jedermann weiß, daß diese reich begnadigte Gemeinde gleich von Anfang ihrer Begründung an es als die ihr vom HErrn angewiesene selige Aufgabe ansah, das Wort vom Kreuze auch zu den Heiden zu tragen. Und unter diesen suchte sie gerade die Elendesten, die Verachtetsten, die Verlassensten und Verkommensten auf, um an ihnen den Samariterdienst erbarmender Liebe zu üben. Ihre Sendboten gingen zu den Negersklaven Westindiens, die man kaum noch als menschliche Wesen zu betrachten gewohnt war, um ihnen zu sagen, daß Jesus auch ihr Heiland sei; sie zogen aus zu den Eskimo's Grönlands und Labradors, um in diesen ödesten und unwirthbarsten Eiswüsten einen Garten Gottes zu pflanzen; sie eilten mit der Botschaft des Heils zu den Hottentotten Südafrika's, von welchen die holländischen Ansiedler steif und fest behauptet hatten, daß sie keine Seele hätten, sondern nur eine Art Affen seien. Wer aber solche Liebe, solches Erbarmen gerade an den Elendesten unter den Menschenkindern zu üben gelernt hat, der wird sich auch nicht weigern, selbst bis zu den Aussätzigen und Lazaruskranken hinabzusteigen und sich derer anzunehmen, vor deren bloßem Anblick schon Andere fliehen. Diese Ueberzeugung war es, welche die englische Regierung auf der Capkolonie veranlaßt hatte, sich gerade an die Missionare der Brüdergemeinde

mit der Bitte zu wenden, daß sie die geistliche Pflege der Kranken in Hemel en Aarde übernehmen möchten. Mit der ganzen Bereitwilligkeit der aus Gott stammenden Liebe zog ein Missionar der Brüdergemeinde im Jahr 1823 zu diesen Unglücklichen, und seit dieser Zeit befand sich fortwährend einer der Brüder in der Mitte der Kranken, um sie auf der grünen Aue des göttlichen Wortes zu weiden und sie zu dem rechten Arzte zu führen, der da Jesus heißt. Dieselbe Liebe war es auch, welche den Missionar J. Lehmann trieb, ihnen im Jahr 1846 nach der Robben-Insel zu folgen.

Er fand bei seiner Ankunft eine freundliche Wohnung für sich und seine Familie bereitet; sie steht neben dem Spital für Lazaruskranke, während die Kirche, die von innen und außen einen sehr netten Anblick gewährt, sowie die übrigen Gebäulichkeiten für die Beamten, für die Wahnsinnigen und für andere unheilbare Kranke in ganz geringer Entfernung umher liegen. Schon am zweiten Tage nach seiner Ankunft fieng er an, die Kranken zur Andacht in der Kirche zu versammeln, und es dauerte nicht lange, so war die ganze liebliche Ordnung täglicher Gottesdienste, wie sie schon in Hemel en Aarde bräuchlich war, im erfreulichsten Gang.

Freilich eine eigenthümlichere Gemeinde, als die auf Robben-Eiland, mag es wohl in der ganzen weiten Welt nicht wieder geben. Sie ist mit ganz geringer Ausnahme aus lauter Solchen zusammengesetzt, die entweder mit unheilbaren und ekelhaften Krankheiten des Leibes behaftet oder in ihrem Seelenleben durch einen höheren oder geringeren Grad des Irr- und Wahnsinns gestört sind. Nichts ist ergreifender, als der Anblick eines solchen elenden Haufens, ein Anblick von Verstümmelungen und Verwüstungen des Leibes und der Seele, den auch nur zu schildern sich die Feder sträubt. Aber noch von einer andern Seite ist diese Gemeinde die wunderlichste Erscheinung, die man sich vorstellen kann. Da sind fast alle Nationen der Erde durch einzelne unglückliche Glieder repräsentirt. Neben dem schwarzbraunen Hottentotten liegt in gleicher Krankenstube ein englischer Matrose oder ein irischer Soldat; an der Seite des Negers von der Westküste Afrika's kriecht ein verstümmelter Deutscher aus Hessen oder Preußen auf Krücken einher; ein Malaye von den indischen Inseln wohnt unter einem Dache, in einem Krankenzimmer mit einem Franzosen, der dem nahen Tode entgegeneilt. Aber noch mehr als das! Elende unwissende Heiden, denen die ersten Grundelemente aller religiösen Wahrheit noch mangeln, wohnen zusammen

mit Muhammedanern, mit Katholiken, mit lutherischen und reformirten Christen, gottlose Spötter und Gottesläugner mit bußfertigen, gläubigen und im Frieden Gottes festgegründeten Christen, — der Himmel und die Hölle scheinen auf diesem kleinen Fleck der Erde vereinigt zu sein.

Welch ein Arbeitsfeld für den Diener Jesu Christi! Aber gerade hier ist es, wo sich die Alles überwindende Kraft der Liebe und die Herzen umwandelnde Herrlichkeit des Wortes vom Kreuze am schönsten und ergreifendsten offenbart; und davon sollen nun die folgenden Mittheilungen ein Zeugniß ablegen.

---

3. Die Triumphe der göttlichen Liebe.

Schon auf der früheren Krankenstation zu Hemel en Aarde hatten die Missionare die kirchlichen Einrichtungen eingeführt, welche in allen Gemeinden der Brüderkirche sowohl daheim als in der Heidenwelt mit so viel Segen beobachtet werden. Diejenigen, welche in ihrem ganzen Sinn und Wandel ein lebendiges Christenthum an den Tag legten und sich bereit erklärten, die Gemeindezucht sich gefallen zu lassen, wurden als förmliche Mitglieder in den engeren Verband der Gemeinde aufgenommen und nahmen als Kommunikanten an der jeweiligen Feier des Abendmahls Theil; aus ihrer Mitte wurden Helfer und Helferinnen gewählt, die über den christlichen Wandel der übrigen Gemeindeglieder wachen und dem Prediger als treue Gehülfen seiner seelsorgerlichen Arbeit zur Seite stehen. Wer noch nicht Gemeindeglied war, konnte gleichwohl an den Segnungen der Predigt Theil nehmen; ja sie gerade sind der Gegenstand der suchenden Liebe, welche auch ihnen das Heil nahe bringen möchte. Aus ihnen tritt da und dort Einer, von der Kraft des Kreuzes Jesu angezogen, hervor und bittet um die Taufe, oder wenn er schon getauft ist, um Aufnahme in die eigentliche Gemeinde. Dieß sind die Tauf- und Abendmahlscandidaten, welche neben den ordentlichen Gottesdiensten noch besondern Vorbereitungsunterricht genießen.

Als Lehmann die Arbeit auf Robben-Eiland antrat, fand er unter den 130 Personen, welche die Gesamtzahl aller hier wohnenden Kranken ausmachten, ein kleines gläubiges Gemeinlein vor, das aus 34 getauften Erwachsenen, unter welchen 12 Abendmahlsgenossen waren, und 8

getauften Kindern bestand. Die Uebrigen waren entweder ungläubige, in Sünde und Elend verkommene Christen oder völlig unwissende Heiden. Zu dieser todten Masse, die erst zum Leben zu erwecken war, kamen fast alle Monate neue Unglückliche hinzu, die aus allen Theilen der Capkolonie von der Regierung hiehergesandt wurden. Da galt es treue und unermüdete Glaubensarbeit.

Lehmann und seine Nachfolger griffen mit aller Kraft der Liebe das schwere Werk an. Vor allen Dingen ließen sie es sich angelegen sein, den äußeren Zustand der Kranken zu erleichtern, sie gegen die Unmenschlichkeiten des gewissenlosen Arztes zu schützen, für bessere Kücheneinrichtung zu sorgen und eine Vertheilung der in große Sääle zusammengeschaarten Kranken in kleinere Zimmer zuwege zu bringen, wodurch größere Ruhe, Stille und Sammlung der Einzelnen möglich wurde. Es gelang ihnen Vieles, und dadurch wuchs die Liebe und das Vertrauen der Unglücklichen zu ihren Lehrern immer mehr. Aber sie waren ferne davon, bei solcher äußerlichen Hülfe stehen zu bleiben. War doch die Rettung der Seelen ihre eigentliche Aufgabe. Darum zeugten sie in den öffentlichen Versammlungen von der reinigenden und seligmachenden Kraft des Blutes Christi; sie besuchten die Kranken und Elenden an ihren armseligen Lagern, giengen den Gottlosen und Spöttern mit unermüdlichem Erbarmen nach und benützten jede Gelegenheit, um diesen Unglücklichen den einzigen Trost zu bringen, der ihnen noch offen stand.

Ein großes Hinderniß aber schien sich ihrer Wirksamkeit immer wieder entgegenzustellen, — das war die Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der Nationalitäten und Sprachen, mit denen sie es zu thun hatten. Dieß zeigte sich bei einer Gelegenheit auf eine höchst niederschlagende Weise.

Ein englischer Matrose nemlich wurde als Kranker nach Robben-Eiland gebracht und verlangte bald nach seiner Ankunft mit dem Missionar zu sprechen. Der Mann war von einer unsäglichen Gewissensangst über seine Sünden gefoltert und fragte unter beständigem Zittern und Beben, ob denn für ihn noch Gnade bei Gott zu finden sei. Der Missionar war tief erschüttert; aber ach, ihm fehlte die Fertigkeit, sich in der englischen Sprache genügend auszudrücken. Der Matrose verstand ihn nicht und blieb ungetröstet. Die Schrecknisse seines Gemüthes steigerten sich zu einem solchen Grade, daß er nach einigen Tagen wahn-

sinnig wurde und in kurzer Zeit, ohne einen Trost für seine arme zerrüttete Seele empfangen zu haben, unter schauerlichem Stöhnen verschied. Diese schmerzliche Erfahrung hatte zwei wichtige Folgen. Es wurden von nun an nur solche Missionare nach Robben-Eiland gesandt, die in den Sprachen, welche dort am häufigsten vorkommen, eine gewisse Gewandtheit besitzen. Sodann fieng die englische Bibelgesellschaft an, die dortigen Brüder mit einem Vorrath von Bibeln aus allerlei Sprachen zu versehen. Das war eine Saat, die durch Gottes Gnade reiche Früchte trug. Mit einer unglaublichen Begierde und mit rührendem Dank wurden die kostbaren Bücher von den Kranken aufgenommen. Ein Schwede, dem ein Neues Testament in seiner Sprache geschenkt wurde, war so entzückt, daß er das Buch immer und immer wieder küßte. Es war herzergreifend, manche schrecklich verstümmelte Kranke, denen die Finger oder die Hände bereits abgelöst waren, zu sehen, wie sie ihr Neues Testament vor sich auf ihren Betten oder auf den Knieen hatten, mit viel Mühe die Blätter umwandten und mit Thränen die süßen Worte des theuern Buches in sich aufnahmen; ja wie selbst Kinder den kostbaren Schatz unter ihren halbverstümmelten Armen hinaus ins Freie trugen und da die schönen Geschichten von Jesu, dem großen Kinderfreund, zu lesen sich bemühten. Da konnte es nicht an köstlichen Erfahrungen fehlen, welche von der umwandelnden und seligmachenden Kraft des Wortes Gottes Zeugniß gaben.

Die Augusttage des Jahres 1852 waren besonders gesegnete und unvergeßliche Tage. Der 22ste jenes Monats war zur Taufe von vier Personen festgesetzt. Schon Tags zuvor aber offenbarte der HErr seine Herrlichkeit an einem Lazaruskranken, der in triumphirendem Glauben seine Heimfahrt in die ewigen Friedenshütten hielt. Oft hatte derselbe auf seinem Schmerzenslager seine Sehnsucht nach vollkommener Vereinigung mit seinem Heiland in rührenden Worten ausgesprochen; als nun die erwünschte Stunde wirklich für ihn eintrat, da verklärte sich sein Antliz zu einer wahrhaft himmlischen Freude. „Ich fühle," rief er, „der HErr hat mir alle meine Sünden vergeben, und ich werde bald bei Ihm sein in der Herrlichkeit!" Unter dem Gesang einiger Anwesenden schied seine Seele von dannen. Das war zugleich eine vom HErrn selbst bescheerte, ernste und doch selige Vorbereitung der vier Täuflinge für den morgenden Tauftag. Unter den letzteren befand sich ein

alter blinder Neger, der in den Tagen seiner Kindheit aus seinem Heimathlande weggestohlen, nach Westindien gebracht und unter mancherlei Schicksalswechseln nach der Capkolonie gekommen war. Hier ward er in seinem späten Alter nach einem Leben voller Sünde und heidnischer Unwissenheit von dem Gott aller Barmherzigkeit wie ein Brand aus dem Feuer gerissen, indem ihn völlige Blindheit und dazu eine andere unheilbare Krankheit befiel, in Folge deren er nach Robben-Eiland gebracht wurde. Das hier gehörte Wort von dem Heiland aller Sünder traf sein Herz und nun ruhte er nicht, bis er in der Taufe das Siegel seines vollen Antheils an dem Heil in Christo Jesu empfangen hatte. Es war ein seliger Tag, dieser Tauftag. Alle, die zur Kirche kommen oder auch nur kriechen konnten, drängten sich dahin. Am wenigsten aber wollte ein anderer armer Neger, der zu den bejammernswerthesten Erscheinungen auf Robben-Eiland gehörte, bei der Taufe seines alten blinden Landsmannes fehlen. Es war das ein unglücklicher Krüppel, der in seinen gesunden Tagen bei einem holländischen Bauer gedient, aber das Unglück hatte, daß ihm ein Wagenrad über den Leib gieng. Dadurch wurde er dermaßen beschädigt, daß sich sein ganzer Körper so zusammenkrümmte, daß sein Kopf mit seinen Knieen in Einer Linie ist. Dennoch schleppt er sich zu jedem Gottesdienst in die Kirche, und wer ihn dann auf diesem beschwerlichen Gange sieht, der sieht nur ein fröhliches freudestrahlendes Gesicht, das da Zeugniß giebt, daß ihm der Name Jesu ein süßer Balsam und eine ausgeschüttete Salbe geworden ist. „Es ist meine süßeste Erleichterung," pflegte er zu sagen, „wenn ich zur Kirche gehen kann." Wie strahlte aber am 22. August sein schwarzes Angesicht, als er Zeuge sein durfte, wie einer seiner schwarzen Brüder durch die Taufe der Gemeinde Gottes einverleibt wurde! Das war für seine Seele ein ebenso großer Freudentag, als ihm einst sein eigener Tauftag gewesen war.

Dieser Tag hatte aber noch weitere gesegnete Folgen. Eine Hottentottin lag seit Monaten auf einem jammervollen Krankenlager, dessen Elend noch vermehrt wurde durch die Angst und Bekümmerniß, die sie über ihr vergangenes Sündenleben zu empfinden anfieng. Die Trostworte des treuen Lehrers wollten nicht bei ihr haften. Aber jener Tauftag schien auch ihre Bande zu lösen. Zwar konnte sie nicht selbst beiwohnen, aber um sie her sprach ja Jedermann davon. Sie beneidete die Glücklichen, die in Jesu Tod ge-

tauft wurden. Aber — so hieß es nun in ihrer Seele — sollte die Gnade Gottes und die Kraft des Blutes Jesu denn nicht vermögend sein, auch eine Sünderin wie sie war, zu heilen und selig zu machen? Da fiel es wie ein Lichtstrahl in ihre Seele: sie konnte glauben, daß Jesus auch ihr Heiland sei. Von nun an leuchtete auf ihrem abgemagerten braunen Gesicht ein Friede, wie ihn die Welt nicht kennt. Als bald darauf der Missionar sie besuchte und nach ihrem Ergehen fragte, betete sie statt einer Antwort mit sichtbarer Bewegung ihres Herzens die Worte eines holländischen Verses:

Mein Heiland, ich verlornes Kind,
Das nirgends Trost und Rettung find't,
Ich werfe mich, so wie ich bin,
Am Fuße Deines Kreuzes hin:
Da strömt mir Trost und süße Ruh
Aus Deinen theuern Wunden zu.

Ein andermal lag sie schwach und hinfällig, aber mit freundlichem Angesicht auf ihrem Bette, und als sie gefragt wurde, wie sie sich fühle, lispelte sie: „Der HErr ist mir nahe!" Am 18. Sept. wurde auch sie durch die Taufe in die Gemeinschaft des Todes und Lebens Jesu verpflanzt und durfte wenige Tage darauf, von allen Leiden erlöst, das Angesicht dessen schauen, an den sie geglaubt hatte.

Aehnliche Zeiten besonderer Gnadenheimsuchung Gottes kamen jeweilen vor. Aber auch sonst gieng das Gnadenwerk des heiligen Geistes an einzelnen Seelen immer fort. Am 12. Dez. 1852 wurde ein alter Hindu aus Ostindien getauft, der hier zur Erkenntniß Jesu gekommen war. Zwar war er zu alt, um einen regelmäßigen zusammenhängenden Taufunterricht vollständig fassen zu können; aber die Hauptsachen hielt er mit ganzer Lebendigkeit des Herzens fest. Einmal, als er einen Lehrpunkt nicht fassen konnte, gerieth er in große Herzensnoth und rief aus: „Ach, ich bin zu ungeschickt, um das zu begreifen; aber ich fühle im Herzen, daß ich ein Sünder bin, und vertraue auf den Heiland, auf Sein Leiden und Sterben." Sein Tauftag war ihm der seligste Tag seines Lebens.

Gegen Ende des Jahres 1854 kam eine arme holländische Bauerntochter, die von der Lazaruskrankheit befallen war, auf Robben-Eiland an. Auf der Reise hatte sie sich erkältet und mußte deßhalb von Anfang an das Bett hüten. Zu dem Elend des Krankseins kam noch das bittere

Leid des Heimwehs nach Eltern und Geschwistern, von dem sie unbeschreiblich litt. Gerade dieß aber benützte der HErr, um ihre Seele mit dem rechten und unverlierbaren Trost bekannt zu machen. Sie fieng an, in der heiligen Schrift zu lesen, die man ihr gab. Bald fand sie in Jesu einen Tröster und Heiland, wie sie ihn bedurfte. Während ihr äußerer Mensch der Auflösung schnell entgegengieng, ward ihr inwendiger Mensch von Tag zu Tag mehr erleuchtet, erneuert und verklärt. „Ach wie herrlich ist es doch," rief sie einmal aus, „wenn uns der liebe Heiland seine Nähe zu fühlen giebt. Er ist doch der beste Freund, und ich erfahre es, daß Er mir mehr ist als Vater und Mutter." Als die Stunde ihrer Heimfahrt kam, bat sie ihre Stubengenossinnen, ihr einige Verse zu singen. Sie lag dabei ganz selig da und schien etwas von der nahen Herrlichkeit, die ihr bevorstand, zu schmecken. Dann sagte sie, sie möchte nun ein wenig schlafen, legte sich auf die Seite und schlief ein, um in der obern Heimath wieder zu erwachen.

Auch an armen Deutschen, die auf der Robben-Insel als Lazaruskranke die Barmherzigkeit Gottes noch erfahren haben, fehlte es nicht. Im April 1846 kam ein Unglücklicher dieser Art daselbst an. Er war aus Breslau gebürtig und seit vielen Jahren in Südafrika ansäßig. Aber in seiner Seele sah es noch viel trauriger aus, als in seinem von der Krankheit verwüsteten Leibe. Die Frage, ob er Jesum Christum kenne, bejahte er; als er aber weiter gefragt wurde, ob er auch zu Ihm gebetet habe, antwortete er mit Nein. „Es kann wohl geschehen," fuhr der treue Lehrer fort, „daß Ihr diese Welt bald verlassen müsset; wohin wird dann Eure Seele gehen?" — Vielleicht in den Himmel, erwiederte er mit großer Gleichgültigkeit, vielleicht in die Hölle! — Aber auch diese Seele sollte noch aus dem geistlichen Tode zum Leben in Gott durchdringen. Die herzandringenden Worte des Lehrers blieben nicht ohne Wirkung, und nach längerem Kampfe mit des eigenen Herzens Härtigkeit beugte sich der arme Deutsche als ein bußfertiger Sünder vor dem Kreuze Jesu und fand Gnade und Friede für sein Herz.

Vom Jahr 1854 erzählt Br. Wedemann, der um jene Zeit die Arbeit unter den Kranken auf Robben-Eiland übernommen hatte: „Am 4. Oct. wurde ich zu dem Sterbelager eines Deutschen, aus Hessen gebürtig, gerufen, welcher schon längere Zeit an der Lazaruskrankheit darnieder-

lag. Er war sehr schwach, und es war deutlich zu seh daß der HErr mit seiner Vollendung eile. Als ich ihn frag ob er der Vergebung seiner Sünden gewiß sei? antwortete mit einem Ja und setzte hinzu: „Ich habe nichts, worauf vertraue, als auf den Heiland; Ihm habe ich mich ergeben Er bat mich dann, ich möchte mit ihm beten in holländisch Sprache, damit es die andern Kranken auch verständen, zu Schluß aber möchte ich noch das Vaterunser in deutsch Sprache mit ihm beten. Als ich dieß gethan, da raff der Sterbende noch einmal alle seine Kräfte zusammen un rief den HErrn mit inbrünstigen Worten an: Er möge ihm wie dem Zöllner, gnädig sein. Später versank er in einer tiefen Schlaf, aus dem er nur auf kurze Augenblicke erwachte. Am Morgen des 6ten stand sein Odem stille. Dieser Mann war im Jahr 1824 als holländischer Soldat nach Batavia gekommen. Später kam er nach der Capstadt, ließ sich im letzten Kaffernkrieg zum Soldaten anwerben und bekam in dieser Zeit die Lazaruskrankheit, so daß man ihn im J. 1850 hieher ins Hospital bringen mußte. In diesem seinem elenden Zustande kam er nach und nach auf sein Herz. Er fieng an, fleißig in die Kirche zu gehen und nahm jede Ermahnung gerne auf. Eine Bibel und ein Predigtbuch, die ich ihm gab, gebrauchte er fleißig und sprach sich oftmals dankbar darüber aus, wie viel Segen ihm daraus erwachsen sei. Nun ruht er im Frieden."

Das sind einige Züge von dem Segen, den das Wort Gottes unter den Unglücklichen auf Robben-Eiland bisher gewirkt hat. Am Schlusse des Jahres 1854 bestand die dortige Gemeinde aus 15 Kommunikanten, 22 Getauften und Abendmahlskandidaten, 4 getauften Kindern, 17 Taufkandidaten, 21 neuen Leuten und 4 für die Zeit Ausgeschlossenen; zusammen aus 83 Personen. Im Verlauf des genannten Jahres hatten sich 69 Todesfälle zugetragen; 9 der Gestorbenen gehörten der Gemeinde an. Die ganze Einwohnerzahl der Insel beträgt 280 Personen. Der HErr aber fahre fort, Sein Gnadenwerk dort mit immer neuem Erfolg zu krönen und unter jenen Elendesten unter allen Elenden die Wunder seiner erlösenden und vollendenden Erbarmung zu offenbaren.

1856.
Redactor: Dr. Albert Ostertag.
Gedruckt und in Commission bei Felix Schneider in Basel.
Preis pr. Jahrgang von 4 Nummern 25 Cents.



Bibelblätter,

herausgegeben

von der Bibelgesellschaft in Basel.

Nro. 4. | Du wirst es finden nach langer Zeit. — 1. Ein Blatt aus dem Tagebuch eines englischen Predigers. — 2. Der Soldat und das Neue Testament. | 1856.

Du wirst es finden nach langer Zeit.

Ein Diener Christi, der mit der geistlichen Pflege einer Gemeinde betraut oder sonst für die Sache seines HErrn etwas zu arbeiten bemüht ist, fühlt sich oft tief niedergeschlagen und entmuthigt, wenn er über die wenigen sichtbaren Zeichen von Erfolg nachdenkt, von denen sein Werk der Liebe begleitet ist. Er mag vielleicht mit unermüdlichem Fleiß arbeiten und reden „zur Zeit und zur Unzeit;" und doch darf er nicht mit eigenen Augen sehen, daß sein Wort und Werk in der Hand Gottes ein Mittel geworden sei, Seelen von der Finsterniß zum Licht und von der Gewalt des Satans zu dem lebendigen Gott zu bekehren. Aber wenn wir deßhalb laß werden wollten im Gutesthun, und versäumen würden jede sich darbietende Gelegenheit zum Heil einer Seele zu benützen, so könnten wir uns gerade die einzige Gelegenheit entschlüpfen lassen, durch welche uns der HErr zeigen will, daß wir nicht vergeblich gearbeitet und unsre Kraft nicht umsonst verwendet haben. Denn oft gerade nach einer Zeit langer Dürre und Dunkelheit, und vielleicht gerade in einem Augenblick, wo wir alle Hoffnung aufzugeben im Begriff sind, fängt plötzlich die Wüste zu blühen an wie ein Rosenstrauch, und die Einöde wird fruchtbar wie ein Garten Gottes. Vielleicht durch

irgend eine merkwürdige Erfahrung wird es dem geduldigen Arbeiter klar gemacht, daß der HErr mit ihm ist und das Werk seiner Hände segnet. Und eine solche Erfahrung von der segnenden Gegenwart Gottes ist dann für den Diener Christi, was ein aus der Ferne sichtbar werdendes freundliches Licht dem Wanderer ist, der mitten in tiefer Nacht seinen Weg durch einsame wilde Gegenden dahinzieht: er sieht das Licht und faßt neuen Muth; die Gedanken des Zweifelns und Verzagens verschwinden, wie die dunkeln Nachtschatten vor den Strahlen der aufgehenden Sonne.

In solcher Weise wurde einst ein englischer Geistlicher in den ersten Zeiten seines Predigtamts zu neuer Freudigkeit ermuthigt. Wir geben seine Erzählung mit seinen eigenen Worten.

---

1. Ein Blatt aus dem Tagebuch eines englischen Predigers.

In schwacher Gesundheit und großer Muthlosigkeit hatte ich, anscheinend ohne allen Erfolg, lange Zeit gearbeitet. Keines meiner Worte schien kräftig genug, die anschwellende Flut der Gottlosigkeit zu dämmen, die einem Waldstrom gleich sich durch die Straßen unserer Stadt wälzte, und ich fing an daran zu verzweifeln, daß ich je an einem solchen Orte etwas Gutes an den Seelen auszurichten im Stande wäre. Da wurde ich gebeten, in einer benachbarten Stadt für einen Amtsbruder am nächsten Sonntag Abend zu predigen. Etwas widerstrebend willigte ich ein; denn eben damals ging der Gedanke mit mir um, mich ganz und gar vom Predigtamt zurückzuziehen; ja ich hielt es für möglich, daß ich mich in meinem eigentlichen Lebensberuf getäuscht haben könnte.

Als der Sonntag Abend kam, wo ich in Darton*)

*) Der Name des Ortes ist aus besonderen Rücksichten verändert und unkenntlich gemacht.

predigen sollte, da erinnere ich mich recht wohl, wie ich mit mir selbst lang und ängstlich zu Rathe ging, ob ich gehen solle oder nicht. Es war ein trüber, unfreundlicher Novembertag; ich hatte etwa ¾ Stunden zu Fuß zu gehen und ein kalter schneidender Regen dauerte den ganzen Tag fort. Mehr als einmal war ich daran, Jemand anders zu schicken, der meine Stelle einnehmen sollte. Während ich aber so in Zweifeln hin und her schwankte, tönten plötzlich klar und feierlich, wie wenn ein Geist mit mir redete, die Worte in meinen Ohren: „Frühe säe deinen Samen, und laß deine Hand des Abends nicht ab: denn du weißt nicht, ob dieß oder das gerathen wird; und ob es beides geriethe, so wäre es desto besser" (Pred. 11, 6). Ich zauderte nicht länger, sondern mit einem Seufzer um göttlichen Beistand und namentlich um die rechten Worte trat ich den Weg nach Darton an.

Als ich in der Kirche ankam, wo ich zu predigen hatte, fand ich nur eine äußerst kleine Zuhörerschaft versammelt. Zudem war der ganze innere Raum mit einem kalten nebelartigen Dunst gefüllt, durch welchen hindurch das matte Licht einiger Talglichter nur einen trüben Schein warf. Die Luft war feucht und ungesund wie in einem Kellergewölbe, und jeder Eintretende schien von einem höchst unangenehmen Frösteln ergriffen zu werden. Niedergeschlagen, wie ich war, warf ich mich ganz auf den verheißenen Beistand des heiligen Geistes und fing an, den Leuten das Wort des Lebens zu verkündigen. Mein Text war die herrliche Stelle (Römer 5, 1): „So ist nun nichts Verdammliches an denen, die in Christo Jesu sind." Ich suchte zu zeigen, daß der Mensch als Sünder unter dem Urtheil der Verdammniß stehe; daß diese Verdammniß etwas überaus Schreckliches sei und unaussprechlichen Jammer in sich schließe; daß der Mensch durch sich selbst ihr nicht entgehen könne, daß aber Gott in der Hingabe seines eingeborenen Sohnes und in seinem Blut uns das Mittel gegeben habe, den Schrecknissen des verdammenden Gesetzes und den Anklagen des schuldigen Gewissens zu entgehen, und daß der

Glaube die Hand sei, welche dieses einzige, aber auch all-genugsame Rettungsmittel ergreife.

Während ich in meiner Predigt diesen Gedankengang verfolgte, wurde meine Aufmerksamkeit unwiderstehlich hingezogen auf einen armen zerlumpten Jüngling, der nahe bei der Kirchthüre ganz niedergedrückt da stand. Er zitterte vor Kälte, und wenn jeweilen draußen vor den Fenstern der Wind in unheimlichen Stößen heulte, konnte er seine zerrissenen Kleidungsstücke fester um sich wickeln, um seine abgehärmte, kränklich aussehende Gestalt vor dem kalten und durchdringenden Luftzug zu schützen. Er schien sich zu fürchten, dem Auge irgend Jemandes zu begegnen; denn als er einmal meinen Blick auf sich gerichtet sah, duckte er sich schnell, senkte sein Haupt tief auf seine Brust herab und sah für längere Zeit nicht wieder auf. Wie es kam, daß ich von da an die ganze übrige Zuhörerschaft ganz und gar vergaß und nur so redete, als wenn der arme Junge mein einziger Zuhörer wäre, weiß ich selbst nicht; aber so war es. Wie ein Magnet zog er alle meine Gedanken und Empfindungen zu sich hin, und ich fühlte, daß ich eigentlich nur zu ihm und für ihn sprach. Ich vergaß die Kälte und die ganze unheimliche Beschaffenheit des Ortes, in dem ich predigte; ja, während ich sprach, flehte mein Herz inbrünstig zu Gott, die Worte des Heils an diesem unglücklichen Menschen zu segnen. Neue Gedanken, neue Wendungen strömten mir wie von selbst zu; es war mir, als redete Gott durch mich, und zwar ganz speziell zu dem, der meine Aufmerksamkeit so unwiderstehlich an sich gefesselt hatte. Er sah so arm, so elend und unglücklich aus, und jeder Zug an ihm schien so flehentlich um ein freundliches, tröstendes Wort zu bitten, daß ich mich entschloß, nach dem Gottesdienst ihn zu mir kommen zu lassen. Aber als ich von der Kanzel stieg und dann nach der Stelle sah, wo er gestanden war, fand ich sie leer; der Junge war verschwunden. Niemand sonst schien ihn bemerkt zu haben. Es war mir das sehr schwer und schmerzlich. Auf meinem ganzen Heimweg konnte ich an nichts

Anderes denken, als an den armen Unbekannten, der ohne einen Freund, ohne Heimath, mit zerrissenen Kleidern durch den Wind und Regen eines dunkeln Novemberabends dahinging, ohne zu wissen, wo er sein Haupt zur Ruhe niederlegen sollte.

In jener Nacht war es mir übrigens — warum, weiß ich nicht — so zu Muthe, daß ich fühlte, der HErr habe mich dazu gebraucht, einer Seele wohlzuthun. Ich war dessen so gewiß, als wenn mir das durch einen Engel vom Himmel angekündigt worden wäre; und deßhalb konnte ich auch zur Arbeit an meiner eigenen Gemeinde nicht zurückkehren ohne die ernstlichste Selbstanklage über meinen bisherigen Kleinglauben, und ohne den festen Entschluß, hinfort mit noch mehr Eifer und mit ungetheilterem Vertrauen auf den HErrn zu arbeiten. Der Eindruck, den jener Gottesdienst in Darton in mir hinterließ, war so lebendig, daß ich sogar häufig davon träumte, und jedesmal trat in diesen Träumen der arme Junge in den Vordergrund, dessen Bild so unauslöschlich vor meiner Seele stand. Immer wieder sah ich ihn, wie er vor Frost zitternd und von aller Welt verlassen an der Kirchthüre stand, das lebendige Bild des Mangels und Kummers, und mehrmals erwachte ich mit Worten des Trostes auf meiner Lippe, die für ihn bestimmt waren. Bei mehreren Gelegenheiten stellte ich Nachforschungen nach ihm an und zwar bei Personen, die mit dergleichen Leuten am ehesten bekannt zu werden Gelegenheit haben; aber immer ohne Erfolg, und doch konnte ich den Gedanken nicht los werden, daß er und ich noch einmal im Leben einander begegnen sollten. Und wir sind uns begegnet, und zwar unter Umständen, die ich nie, nie vergessen werde.

Es war mitten im Winter und der Schnee lag tief, als mir eines Abends, während ich in meinem Studirzimmer mit Lesen beschäftigt war, gemeldet wurde, eine arme Frau wünsche mich zu sprechen. „Sie will nicht herein-

kommen," fügte das Dienstmädchen hinzu; „sie wäre aber sehr dankbar, wenn sie an der Hausthüre mir eine Bitte vorlegen dürfte." Als ich dahin eilte, begegnete mir ein Anblick, der sogleich mein tiefstes Mitleid rege machte. Auf den Treppen liegend, mit der Stirne gegen den kalten Stein des Thürpfostens gedrückt, lag die arme Frau da; sie war sehr leicht und dünn gekleidet und von der strengen Winterkälte halb erstarrt. Beim Ton meiner Stimme fuhr sie zusammen und versuchte sich zu erheben; aber die Kraft fehlte ihr und zitternd vor Frost sank sie wieder in eine kniende Stellung zurück, wobei sie mit einer stummen Bitte um Mitleid und Hülfe zu mir aufschaute. Mit Hülfe meines Dienstmädchens führte ich die Unglückliche, die einer Ohnmacht nahe war, in die Küche, wo sie eine Zeitlang blieb, ohne ein einziges Wort hervorbringen zu können. Wir gaben ihr etwas warmen Thee, worauf sie nach und nach sich erholte und dann mit großer Dankbarkeit etwas Speise zu sich nahm, die wir ihr vorsetzten. Kaum aber hatte sie einen Bissen oder zwei zu sich genommen, als sie sich erst wieder zu erinnern schien, weßhalb sie eigentlich hieher gekommen sei. Sie brach in Thränen aus und rief mit einer von Bewegung halb erstickten Stimme: „Ich bin nicht gekommen zu betteln, mein Herr; nein, das wollte ich gewiß nicht!" Es lag etwas in ihrer ganzen jammervollen Erscheinung und in den großen Thränen, die ihr von den abgehärmten Wangen liefen, was den Gedanken, sie sei eine Betrügerin, gar nicht aufkommen ließ, und deßhalb sprach ich ihr mit den freundlichsten Worten, die ich finden konnte, meine Bereitwilligkeit aus, ihr zu dienen. Sie schwieg ein paar Augenblicke, wobei sie mit sich selbst zu ringen schien, um über die Gefühle Meister zu werden, die sie bewegten, und machte mir dann folgende Mittheilungen.

Sie war eine Wittwe, die ihren Mann vor fünf Jahren verloren hatte. Sie hatte bessere Tage gesehen; denn so lange ihr Mann lebte, konnte sie mit ihrem Sohne, ihrem einzigen Kinde, recht ordentlich und anständig sich durchbringen. Aber nach seinem Tode nahten sich ihrer

Hütte Elend und Mangel und bald war sie fast bis an den Bettelstab gebracht. Doch durch die äußerste Anstrengung gelang es ihr, sich und ihr Kind ehrlich durchzubringen; ja sie fing schon an, mit mehr Hoffnung in die Zukunft hinauszuschauen, als ihr Sohn, gerade in einem Alter, wo er durch eigenen Fleiß seiner verwittweten Mutter eine wesentliche Stütze hätte werden können, davonlief und als Matrose auf einem Schiff sich anwerben ließ. So verlassen von Mann und Kind, war von nun an nur Mangel und Kummer ihr bitteres Loos. Sie folgte dem verlorenen Sohne mit ihren Thränen und Gebeten, aber mehr als zwei Jahre gingen dahin, ohne daß sie irgend eine Nachricht von demselben vernommen hätte. Endlich, — es war an einem Sonntag Abend, — als sie eben in trauriger Einsamkeit in schwere Gedanken über das Loos ihres unglücklichen Kindes versunken war und sich damit vertraut zu machen suchte, daß er wohl gar nicht mehr unter den Lebenden sein möchte, — siehe, da stand er plötzlich leibhaftig vor ihr, eben der Sohn, den sie noch immer trotz all seines Ungehorsams und seines frevelhaften Weglaufens mit der ganzen Zärtlichkeit des Mutterherzens liebte, er stand vor ihr und bat sie unter vielen Thränen um Vergebung. „Gott weiß es, mein Herr,“ fuhr die arme Frau fort, „wie gerne ich ihm vergab. Ich dachte nicht mehr an all sein Unrecht vor lauter Freude und Wonne, daß ich ihn nun nur wieder bei mir hatte. Er hatte Schiffbruch gelitten und war nur wie durch ein Wunder gerettet worden; er kam zu mir in Lumpen und sah sehr krank und elend aus, ich kannte ihn fast nicht mehr. Aber seitdem, lieber Herr, ist er mir mehr gewesen, als die zärtlichste Mutter nur wünschen kann; er hat Tag und Nacht gearbeitet, um wieder gut zu machen, was er durch sein Weglaufen mir Leids gethan.“

Hier brach sie in einen Strom von Thränen aus. Ich versuchte sie zu trösten und sagte ihr, wie große Freude mir das mache, daß ihr Sohn zurückgekehrt sei.

„O mein Herr!“ rief sie, von Schluchzen unterbrochen, das ihr das Herz zu brechen schien, „wie soll ich es über meine Lippen bringen? Mein Sohn, mein armer Richard, er liegt im Sterben! Seit mehr als einem Monat ist er gefährlich krank, und ich fürchte, es ist keine Hoffnung für sein Aufkommen. Ich habe fast Alles, was ich noch besaß, drangegeben, um ihn nur mit dem Nöthigen versehen zu können.“

Ich zog meinen Geldbeutel heraus, um ihr eine Unterstützung darzureichen; aber sie fiel hastig ein: „Es ist kein Geld, was ich von Ihnen erbitte, mein Herr.“ Dann nach einer Pause, während welcher ihre Thränen reichlich flossen, fuhr sie fort: „Während seiner Krankheit äußerte er häufig, daß, hätte er nicht eine Predigt gehört, gerade als er in seinem Heimathlande angekommen sei, er wohl in seinem gottlosen Wege auch ferner fortgegangen wäre. Es scheint, daß er unterwegs, als er so seine Straße ging, ungewiß wohin, irgendwo singen hörte und davon so angezogen wurde, daß er in das Haus, von wo es kam, eintrat, und das war eine Kirche. Da hörte er die Predigt, die ihn so ergriff, daß er von Stund an beschloß, sein Leben zu ändern. Noch am gleichen Abend eilte er als ein reumüthiger Sohn in seiner Mutter Haus. Und oh, mein Herr, nach jenem Geistlichen, der jene Predigt gehalten, bin ich schon viele Stunden weit gelaufen, ihn zu suchen. Mein armer Richard sagt immer, er wäre so glücklich, wenn er noch vor seinem Abschied von der Erde diesem Manne die Hand drücken könnte. Es sind auch schon mehrere Geistliche zu uns gekommen, ihn zu besuchen, aber jedesmal, wenn sie weg waren, sagt er: „Mutter, der ist es nicht.“ Endlich gab mir Jemand den Rath, zu Ihnen zu gehen und Ihnen die Sache vorzulegen, wegen der ich schon bei so manchem andern Prediger gewesen bin. Wenn Sie kommen und mein armes sterbendes Kind besuchen könnten, ach, ich wollte nicht aufhören, Gott zu bitten, daß Er Ihnen diese Liebe tausendfach vergelten wolle. Wir hnen ein klein Stück Wegs abseits von Darton.“

„Wie?“ rief ich, von einer Ahnung durchzuckt, die bei dem letzten Wort zum erstenmal durch meine Seele flog, — „und war es in Darton, daß er jene Predigt hörte, von der er redet?“

„Ja wohl, mein Herr, dort war es. Ach, sind Sie schon dort gewesen?“

„War es um die Zeit vor Weihnachten, daß euer armer Junge heimkehrte?“

„Es war im Monat November, mein Herr. Ach wie gut erinnere ich mich —“

„Redet nicht weiter,“ unterbrach ich sie; „ich glaube, Gott hat euch endlich zu dem gesandt, den ihr suchet. Ich predigte um jene Zeit in Darton, und ich glaube gewiß, ich sah euren Sohn dort!“

Ich ließ sogleich ein Gefährt kommen, nahm einige Erquickungen für den Kranken mit mir, setzte mich mit der armen Mutter ein und fuhr ab. Unterwegs konnte ich nicht viel reden; ich war ganz in meine eigenen Gedanken und in die Betrachtung der geheimnißvollen Wunderwege Gottes versenkt. Als wir in Darton ankamen, ließ ich das Gefährt in der Stadt und folgte meiner armen Begleiterin in ihre nicht weit entfernte Wohnung. Sie hatte mich darauf vorbereitet, daß ich eine sehr elende Wohnung antreffen werde; denn sie hatte nach und nach fast sämmtlichen Hausrath verkaufen müssen, um Nahrung für ihren Sohn anzuschaffen; aber dennoch glaube ich, daß ich noch nie in ein so elendes und trostloses Gemach in meinem Leben eingetreten bin. Nicht eine einzige Kohle brannte auf dem längst nicht mehr gebrauchten Kamin; ein schwaches Kienspahnlicht flackerte auf dem Fenstergesims und drohte jeden Augenblick von dem kalten Luftzug ausgelöscht zu werden, der durch die zerbrochenen Scheiben hereinstrich, welche die Wittwe vergebens mit Streifen alten Zeitungspapiers zu verkleben gesucht hatte. In einer Ecke dieser Stätte des Elends befand sich ein Haufen Stroh, auf welchem der

arme kranke Junge ausgestreckt lag. Der Armenarzt des Distrikts verließ eben das Gemach, als wir eintraten. Zu ihm wandte ich mich in unwillkührlicher Aufregung mit den Worten: „Wie, mein Herr, in einer solchen Höhle soll ein Mensch — und wäre er noch so arm — sein letztes Stündlein erwarten?“

„Sie müssen bei den Behörden klagen,“ erwiederte er in nicht unfreundlichem Tone; „ich kann Ihnen nur sagen, daß ich fast jeden Tag arme Leute in noch schlimmeren Umständen sterben sehe, als diese sind!“

Meine Stimme schien eine Saite in des armen Kranken Gemüth angeschlagen zu haben; denn kaum war der Arzt hinaus, so hörte ich an der Stelle, wo der Kranke lag, das Stroh rascheln und in einem Tone, der mir bis in's Innerste meiner Seele drang, tönten mir die Worte entgegen: „So ist nun nichts Verdammliches an denen, die in Christo Jesu sind.“

Ich nahte mich dem elenden Lager des armen Jünglings; mein Herz war anfangs zu voll, um Worte zu finden, als ich in diesen abgezehrten Zügen das Angesicht des jungen Mannes wieder erkannte, der während der Predigt zu Darton meine Aufmerksamkeit so sehr auf sich gezogen hatte. Sein Haupt ruhte auf dem Arm einer Nachbarin, die gekommen war, ihm während der Abwesenheit seiner Mutter Gesellschaft zu leisten; als aber letztere mit mir hereintrat, trat jene mit zartem Takt sogleich zurück und Mutter und Sohn lagen sich in den Armen. Ich sah bald, daß der Tod ihn als seine sichere Beute gezeichnet habe, und daß sogar in wenigen Stunden sein Ende eintreten konnte. Er vermochte nur mit großer Schwierigkeit die Worte herauszubringen, die er zu sagen wünschte; eine eigenthümliche schwindsüchtige Röthe flog über sein Angesicht, und sein Athem war kurz und unregelmäßig. Ich schickte sogleich die gute Nachbarin, die wir angetroffen hatten, etwas Holz und Kohlen zu kaufen, und bald flackerte ein fröhliches Feuer im Kamin und fieng an, eine wohlthuende Wärme zu verbreiten. Nachdem ich dem Kranken etwas Wein gereicht, sagte ich zu ihm: „Richard, mein armer Junge, es ist mir leid, dich so krank zu treffen; ich habe sehr viel an dich gedacht, seit ich dich vor mehr als einem Jahr zu Darton in der Kirche sah; auch hab ich oft den HErrn um einen Segen für dich angefleht!“

Ein seliges Lächeln, als wenn er schon die Wonne des ewigen Friedens schmeckte, dem er entgegen eilte, spielte

auf dem Angesicht des Sterbenden, als er mit schwacher Stimme lispelte: „Es ist so freundlich von Ihnen, daß Sie zu mir kommen; ich wußte, Sie würden kommen, wenn man Sie nur finden könnte. Und die Mutter, die theure Mutter war so gut; sie hat sich so viel Mühe für mich gegeben, — und ich bin doch so böse gegen sie gewesen!“

Seine Mutter kniete nieder und küßte seine brennenden Lippen.

„Aber deine Mutter hat dir vergeben, Richard,“ sagte ich; „und es gibt einen Heiland, der noch viel gütiger und liebender ist, und williger zu vergeben, als es die zärtlichste Mutter sein kann, die je an dem Sterbebette eines Kindes gewacht hat.“

„Ja wohl, mein Herr, ich weiß es, es gibt einen Heiland; ich weiß es, ich weiß es!“ wiederholte er mit großem Nachdruck. „Dank' Ihnen tausend, tausend Mal, daß Sie mir von Ihm gesagt haben in einer Weise, die ich verstehen konnte;“ — und dann wiederholte er zu meinem großen Erstaunen die Hauptpunkte der Predigt, die ich zu Darton gehalten hatte.

„Oh,“ fügte er hinzu, „wie ich an jenem Abend gebetet habe, als ich nach Hause eilte, um meine Mutter um Verzeihung zu bitten! Einmal fühlte ich mich versucht umzukehren und nicht nach Hause zu gehen; aber da tönten in meinen Ohren die Worte wieder: So ist nun nichts Verdammliches an denen, die in Christo Jesu sind; — und so kniete ich in einem Acker nahe bei der Wohnung meiner Mutter nieder und schrie zu Gott, daß Er sich meiner erbarme und mir ein neues Herz gebe; und ich habe seitdem oft gedacht, mein Herr, daß die Aufnahme, die ich als armer Sünder bei Gott fand, nicht unähnlich der war, die ich bei meiner Mutter erfuhr; denn sie hat des Vergangenen gar nicht gedacht noch erwähnt, es sei denn, um es mir zu vergeben und mir für die Zukunft Muth zuzusprechen.“

„Ja, Richard,“ erwiederte ich, „Gott geht seinen bußfertigen verlorenen Kindern entgegen, wenn sie noch ferne sind, und kleidet sie in köstliches Gewand, und seine Engel im Himmel freuen sich über einen Sünder, der Buße thut.“

Ein heftiger Anfall von Husten verhinderte eine Zeitlang jede weitere Unterhaltung; als er sich aber ein wenig gelegt hatte, sagte der Sterbende mit lispelnder Stimme: „Sie sind gekommen, mein Herr, mich sterben zu sehen. Weine nicht, liebe Mutter; es dient Alles zum Besten, und

wir werden wieder zusammenkommen da, wo man weder hungert noch dürstet, und wo Gott abwischt alle Thränen von unsern Augen. Es geht dem Herzen zwar hart ein, zu scheiden; aber wir werden hernachmals sehen, daß es zum Besten diente, — ja zum Besten," setzte er noch einmal hinzu.

Der Wind heulte draußen in der unheimlichen Winternacht und schüttelte die lockeren Fenster und schwachen Wände, innert welchen eine Seele, die nicht mit vergänglichem Gold oder Silber, sondern mit dem kostbaren Blute Christi erkauft war, auf ihre Heimfahrt in die Wohnungen des Friedens und auf das himmlische, unvergängliche Erbe wartete. Wenn jeweilen der Sturm etwas ruhte, fieng der sterbende Junge wieder an: „Oft wenn ich auf der See war und der Wind sowie jetzt um uns heulte, dachte ich, das sei die zornige Stimme Gottes, die mich für meine Undankbarkeit und mein sündliches Leben zur Rechenschaft fordere. Ja, als ich Schiffbruch litt und an einem Mast mich anklammerte, da heulte auch der Wind so, und ich dachte, ich sei nun zeitlich und ewig verloren. Aber Gott sei gelobet, Er hat mich fühlen lassen, daß es ein theuerwerthes und wahrhaftiges Wort ist, daß Jesus Christus gekommen ist in die Welt, Sünder selig zu machen, und daß an denen, die in Ihm sind, nichts Verdammliches mehr ist."

„Und fühlst du denn, Richard, daß Christus nun bei dir ist?" fragte ich.

„Ja wohl, mein Herr," erwiederte er: „ich fühle, wie Er meine Seele trägt und hält mit seinen Armen, gerade wie jetzt meiner Mutter Arm mich hält."

„Sein Arm, Richard, ist ein ewiger und allmächtiger Arm; er läßt dich nicht ausgleiten. Er wird deine Seele unverletzt und vollkommen darstellen vor seinem herrlichen Angesicht und dich mit ewiger Freude umfahen."

Ich las und betete dann mit ihm und übergab seine Seele der Hut seines treuen und barmherzigen Gottes. Sein Glaube war auf den Fels der Ewigkeit gegründet, und in seiner Seele wohnte eine feste Versicherung seiner Annahme bei Gott durch Christum. Er hatte das Zeugniß des heiligen Geistes in seinem Herzen, daß er wiedergeboren sei und versöhnt mit dem Vater der Geister. Ich konnte nur danken, daß der Geber aller guten und vollkommenen Gabe mich gewürdigt habe, der Seele dieses [Jüng]lings zum ewigen Heil verhelfen zu dürfen und ein

Zeuge zu sein von der seligmachenden Kraft des Wortes vom Kreuze.

Da ich entschlossen war, die Nacht bei dem Sterbenden zuzubringen, gieng ich zur Stadt zurück und sandte das Gefährt nach Hause mit der Botschaft, daß ich diese Nacht hier bleiben werde; und als ich in die Hütte der Wittwe zurückkehrte, war ihr Sohn in einen tiefen und ruhigen Schlaf gefallen. Wir standen schweigend um sein Lager und konnten nichts anders denken, als daß dieser Schlummer leise in den letzten Schlaf übergehen werde. Etwas Feierlicheres und Ergreifenderes, als das Gemach dieses Sterbenden da, läßt sich auf Erden nicht denken; ein Sterbelager, mag es in einer Hütte oder einem Palaste sein, ist eine Stätte, um die sich unsere zartesten und feierlichsten Gedanken und Empfindungen bewegen. Bis auf diese Stunde knüpfen sich manche meiner tiefsten Empfindungen an des armen Richards Sterbebett.

Gegen Morgen erwachte er und sagte mit einer ganz veränderten Stimme: „Mutter, wo bist du? Ich kann dich nicht sehen."

Seine Mutter kniete nieder und unterstützte sein fieberisches Haupt mit ihrem Arm.

„Ist der Prediger gegangen, Mutter?"

„Nein, Richard, ich bin hier," erwiederte ich, indem ich sanft meine Hand über seine Stirne strich, von der der Thau des Todes in schweren Tropfen rieselte.

„Wie der Wind tobt, Mutter; er hat das Licht ausgelöscht!" — Ach, es war die Dunkelheit des Todes, die sich über ihm gelagert hatte.

„Richard, mein theurer Junge," sagte ich, „es giebt eine Welt, wo es kein Kerzenlicht bedarf, noch auch des Lichts der Sonne; dort giebt es keine Nacht, Richard!"

„Nein," erwiederte er mit ergreifendem Nachdruck, „denn das Lamm ist das Licht!"

Nun rang er ängstlich um Athem, und mehr als einmal meinte ich, das Lebenslichtlein sei erloschen. Plötzlich wurde er ruhig, zog seine Hand aus der meinigen und hob seine Arme wie zum Gebet empor; dann rief er in einem Tone, der seiner Kraft nach eher den Lebenden als einem Sterbenden anzugehören schien: „So ist nun nichts Verdammliches —" sank auf seiner Mutter Arm zurück und entschlief.

---

2. Der Soldat und das Neue Testament.

Während des orientalischen Krieges waren die Seehäfen von Frankreich ungewöhnlich belebt. Aus dem Innern des Landes langten unaufhörlich große Züge von eingeübten Truppen an, um in den bereitliegenden Schiffen nach der Halbinsel Krim, dem Hauptschauplatz des Krieges, gebracht zu werden. Es war ein beständiges Kommen und Gehen von Soldaten, die den ernsten Gang nach den Belagerungswerken vor Sebastopol anzutreten hatten. Und in der That, diese Truppenzüge boten einen Anblick dar, bei dem ein menschlich fühlendes Herz unmöglich kalt und unbewegt bleiben konnte. Wie Viele von diesen kräftigen, blühenden, jugendlichen Gestalten werden wiederkehren von dem mörderischen Kampfplatz? Erfuhr man doch immer wieder aus den Kriegsberichten, wie fast ganze Regimenter durch Strapatzen, Krankheiten und die feindlichen Geschosse aufgerieben und jämmerlich gelichtet wurden! Und die Wenigen, die das heimatliche Ufer wieder betreten mögen, in welchem Zustand werden sie sich dann befinden? Ach, dieselben Schiffe, welche die schönen, stattlichen, jungen Männer nun nach dem Orient führen sollen, haben ja kurze Zeit zuvor von dorther Hunderte von bejammernswürdigen Invaliden gebracht, mit grausig verstümmelten Gliedern, abgehärmt und entstellt, daß selbst die eigene Mutter den Sohn nicht wieder erkannte, jammervolle Opfer des blutigen, unbarmherzigen Krieges! Ja, es war ein ernster Gang, den diese jugendlichen Kriegsleute antraten!

Aber mit besonderer Theilnahme mußte ein **christlich** fühlendes Herz diese abziehenden Schaaren betrachten. Der französische Soldat — das ist nicht zu läugnen — ist ein tapferer und muthiger Soldat, der mit unverzagtem Todesmuth der augenscheinlichen Gefahr entgegengeht; aber es geht bei ihm auch, wie bei dem Amalekiter König Agag (1. Sam. 15, 32), der mit unnatürlicher, künstlicher Lustigkeit vor den mit dem todbringenden Richterschwert gerüsteten Propheten Samuel trat und ausrief: „Also muß man des Todes Bitterkeit vertreiben!“ Jene Hafenstädte, wo die zum Kampfplatze abziehenden Truppen sich einschifften, waren Zeugen dieser Lustigkeit, womit der französische Soldat sich des Todes Ernst und Bitterkeit zu vertreiben suchte. In dem heißen südlichen Wein, in den frivolen lustigen Liedern und in anderer Trunkenheit des Fleisches sollte jeder ernstere Gedanke erstickt werden. Und das sollten die **Christen** Frank-

reichs, die ihre Söhne einem fast unvermeidlichen Tode entgegenziehen sahen, ohne Mitleid, ohne eine Anstrengung der Liebe zur Rettung der Seelen mit ansehen? Nimmermehr! Gleichwie die evangelischen Christen Frankreichs auf ihre eigenen Kosten eine Anzahl aufopferungsvoller Prediger und Evangelisten nach dem Schauplatz des Krieges selbst absandten, um den Verwundeten und Sterbenden in den dortigen Hospitälern mit dem Trost des Evangeliums nahe zu sein, so wurden auch in jenen französischen Seehäfen selbst Bibelträger aufgestellt, welche die abziehenden Truppen mit dem köstlichen Schatze eines Neuen Testaments versehen sollten. Da zogen denn diese lieben Bibelträger, sobald ein neuer Zug herankam, mit ihrem vollen Ledersack in den Quartieren der Soldaten und noch auf den segelfertigen Schiffen umher, ihren kostbaren Schatz jedem anbietend, der ihn annehmen wollte, und Viele nahmen ihn dankbar und mit Thränen in den Augen an. Erst die Ewigkeit wird offenbaren, was diese Neuen Testamente an Dem oder Jenem ausgerichtet haben.

Doch auch hier schon ist manches tröstliche Zeugniß kund geworden, daß jene Arbeit der Liebe an mancher Seele nicht vergeblich war in dem HErrn. Eines davon wollen wir hier erzählen, wie es der ehrwürdige Dr. Merle d'Aubigné in Genf bei mehreren Gelegenheiten mitgetheilt hat.

Es war im Jahr 1855, daß ein Bibelträger, von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft reichlich mit Neuen Testamenten versehen, nach der Hafenstadt Toulon kam, wo sich damals zahlreiche Truppenkörper nach der Krim einschifften. Er begann sein Werk mit allem Eifer, den ihm die Liebe einflößte. Bei einem seiner Gänge geschah es, daß er einem Soldaten ein Testament anbot.

„Was für ein Buch mag das sein?“ fragte der junge Mann in einem Tone, man wußte nicht, war es Ernst oder Leichtsinn.

„Das Wort Gottes!“ erwiederte der Bibelträger und gab es dem jungen Soldaten in die Hände.

„Darf ich's behalten?“ fuhr jener fort, indem er darin blätterte.

„Es soll euer sein,“ sagte der Bibelträger, „und Gott möge es an eurer Seele segnen!“

„Nun,“ rief der leichtsinnige Jüngling, indem er es in die Tasche steckte, „das ist gerade recht für Fidibus, um die Pfeife damit anzuzünden!“

Der Colporteur erschrak und hätte gerne das Buch wieder zurückverlangt; aber was sollte er machen? Er seufzte zu Gott um Erbarmen für den armen Menschen, sagte ihm noch ein Wort der Warnung und gieng weiter.

Ein Jahr vergieng, und derselbe Bibelträger befand sich im März 1856 in der Mitte Frankreichs, um auch da seinem Liebeswerke nachzugehen. Eines Abends trat er in eine Herberge, um zu übernachten. Hier fand er die Wirthsleute in großer Trauer; denn eben hatten sie den einzigen Sohn durch den Tod verloren. Die arme Mutter erzählte unsrem theilnehmenden Freunde, daß ihr Sohn als Soldat in die Krim gegangen und von dort wieder zurückgekehrt sei, nur um an seinen Wunden zu sterben. „Aber," fuhr sie fort, „wir haben dennoch großen Trost; er war so glücklich und voll Frieden, so daß er selbst mich und seinen Vater beständig tröstete."

Wie war das? fragte der Bibelträger.

„Oh," sagte die Frau, „er fand seine ganze Freude in einem kleinen Büchlein, das er immer bei sich hatte."

Der Colporteur bat, man möchte ihn das Büchlein sehen lassen. Es war ein Exemplar des Neuen Testaments, aus welchem jedoch die ersten 15 oder 20 Blätter ausgerissen waren. Auf der Innenseite des Einbands aber standen die kurzen, aber eine ganze Geschichte in sich schließenden Worte: „Empfangen zu Toulon (mit dem Datum), — verachtet — vernachläßigt — gelesen — geglaubt — und Heil gefunden!" Der Ort und das Datum erinnerten den Bibelträger augenblicklich an den jungen Soldaten, der seine Pfeife mit den Blättern des heiligen Buches anzünden wollte. Thränen der Freude und des Dankes drangen aus seinen Augen, und er konnte mit den trauernden und doch getrösteten Eltern sich zu einem Dankgebet vereinigen, worin er Dem die Ehre gab, der nach Seiner wunderbaren Gnade aus einer verloren geglaubten Saat eine herrliche und ewige Frucht des Heils hatte aufgehen lassen.

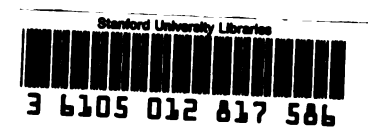
Ja, „laß dein Brod über's Wasser fahren, so wirst du es finden nach langer Zeit!" Pred. 11, 1.

1856.

Redactor: Dr. Albert Ostertag.

Gedruckt und in Commission bei Felix Schneider in Basel.

Preis pr. Jahrgang von 4 Nummern 25 Cents.


Stanford University Libraries
3 6105 012 817 586



